

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Roosevelt in Sizilien

(Erich Schilling)



„Ist das der ganze Sieg der Demokratie, Mr. Roosevelt?“
„O no, wir liefern noch viel mehr davon!“

Roosevelt in Sicilia: „Ed è questa tutta la vittoria della democrazia?.. — “O no, possiamo fornirvene ancor molto di più!..“



DIE SITZUNG

VON WALTER FOITZICK

„Liebes Weibchen, ich habe heute abend eine wichtige Sitzung...“, so fangen 87345 sogenannte Witze an, und am Schluß stellt sich heraus — nein, wie komisch! —, daß diese Sitzung gar keine Sitzung ist, sondern eine Ausrede des lieben Männchens.

Hierzu habe ich zu bemerken, daß kein Mann auf der ganzen Welt zu seiner Frau jemals liebes Weibchen sagt. Liebes Weibchen ist eine neckische Erfindung der Witzfabrikanten. Ich möchte aber feststellen, daß es Sitzungen wirklich gibt, ungefähr 87345 pro Stunde, und daß sie für die-

Jenen, die daran teilnehmen, eine sehr wichtige Sache sind.

Merkwürdigerweise ist bei so einer Sitzung das Sitzen nicht die Hauptsache, sondern nur akzessorisches Merkmal. Man könnte dabei auch liegen, und den meisten wäre dies sogar noch angenehmer. Unumgänglich notwendig sind aber die weißen Papierblätter und der Bleistift auf dem Platz jedes Teilnehmers. Was mit diesen Dingen eigentlich geschehen soll, steht noch nicht fest. Die Erfahrung aber hat gelehrt, daß sie vornehmlich dazu dienen, damit die Sitzenden aufs Papier Männchen malen. Hieraus erhellt, welch ungeheurer Formwille im reiferen Manne wohnt, der nach Sitzung schreit.

Bisweilen schreibt auch einer oder der andere etwas sehr Wichtiges auf das Papier. Nachher läßt er es aber liegen, weil es nach der Sitzung nicht mehr so wichtig ist.

Die Herren machen ernste Gesichter, wenn sie eine Sitzung zelebrieren und sprechen etwas tiefer, als sie es sonst gewohnt sind; das wirkt wie Würde und Vollbart. Leute, die sich sonst mit Meier oder Eder schlechtweg anreden, sagen Herr Meier und Herr Eder, denn Sitzung hebt die gegenseitige Achtung und gibt Distanz zwischen besten Freunden. Man thront auf einsamer Höhe und ist sich der Wichtigkeit seines Tuns voll und ganz bewußt. Wie schön, wenn man aus dem Protokoll erfährt, daß man Bedeutungsvolles gesagt hat. Das Protokoll kommt in ein Archiv und wird aufgehoben, und ferne Generationen werden erfahren, wie man die Welt mit ein paar markigen Worten weitergebracht hat. Sehr gut macht sich auch eine gefüllte Wasserkaraffe mit einigen Gläsern, die in der Mitte des

Tisches stehen. Wasser wirkt anregend auf Redner. Ich kenne jemand, der fängt sofort an, eine Rede zu halten, wenn man ein Glas Wasser vor ihn stellt, eine Reflexerscheinung auf Grund jahrhundertestarrer Sitzungstradition.

Nach der Sitzung erheben sich die Herren, schütteln einander ziemlich feierlich die Hände und fragen, wohin man nachher geht. Das interessiert niemand, aber es gehört zum Zeremoniell.

Michglücktes Tauschgeschäft

Ich bot: einen Smoking, noch gut erhalten, eine Buchtinhofe mit Bügellatten, einen fast roten Seidenzyllinder, sechs Illusionen für reifere Kinder.

Ich suchte: den Weg zu mir selber sowie ein reizendes Quantchen Euphorie und war, falls dieses erwünscht und nötig, zum Ausgleich des Wertes gerne bereit.

*

Viel Wegzeiger wurden mir offeriert. Ich hatte sie alle längst ausprobiert.

Und auch der Ärtel Nummer zwei war bei den Angeboten dabei.

Nur waren die Letztern, einft feldherwurzelt, im Sturm der Zeit durcheinandergepurzelt, und Euphorie war allortoren zum geltenden Feuerio gemordern.

Ratatöehr

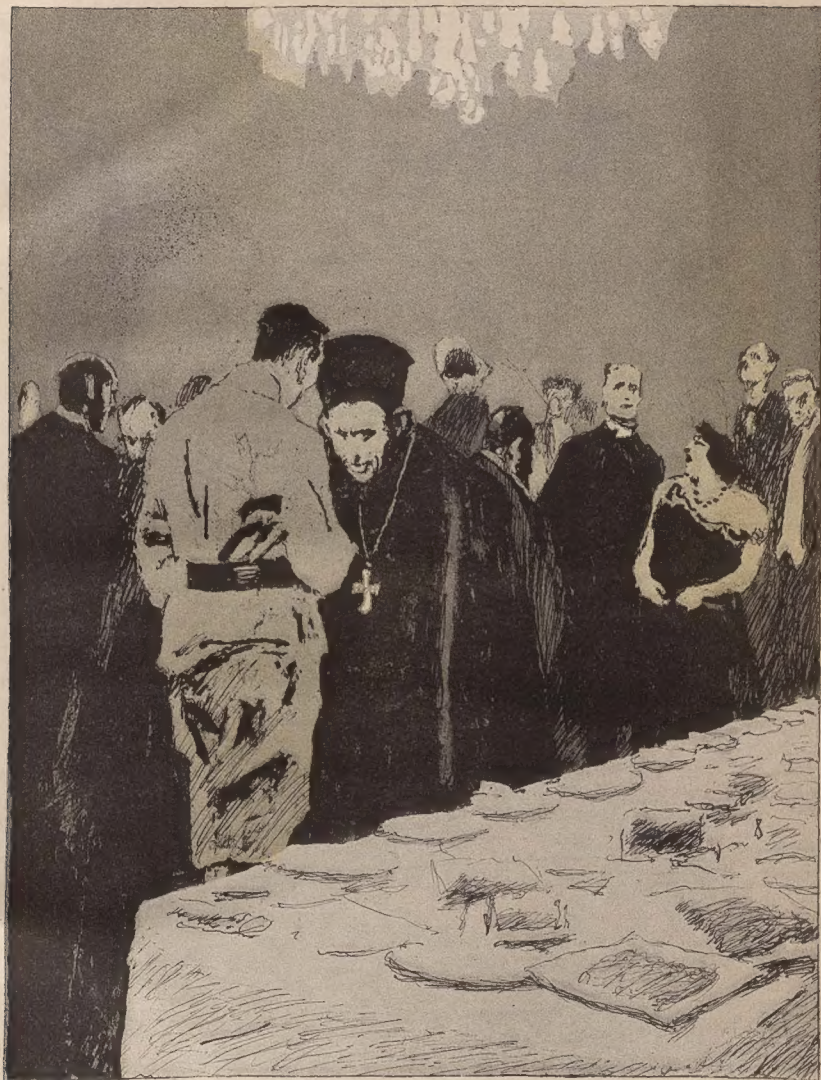
MEIN FREUND JOHANNES

Wir waren noch recht jung und hatten große Pläne für die Zukunft. Die anderen waren sich alle schon darüber klar, was sie darest einmal werden wollten. Recht beachtliche Dinge hatten sie sich vorgenommen, und keiner von uns zweifelte daran, daß sie sie auch schaffen würden. Nur ich war mir noch unschlüssig.

„Was ich werden soll, weiß ich noch nicht. Aber das eine steht fest, es muß etwas sein, womit ich der Menschheit und vor allem euch, meine Freunde, dienen kann“, erklärte ich.

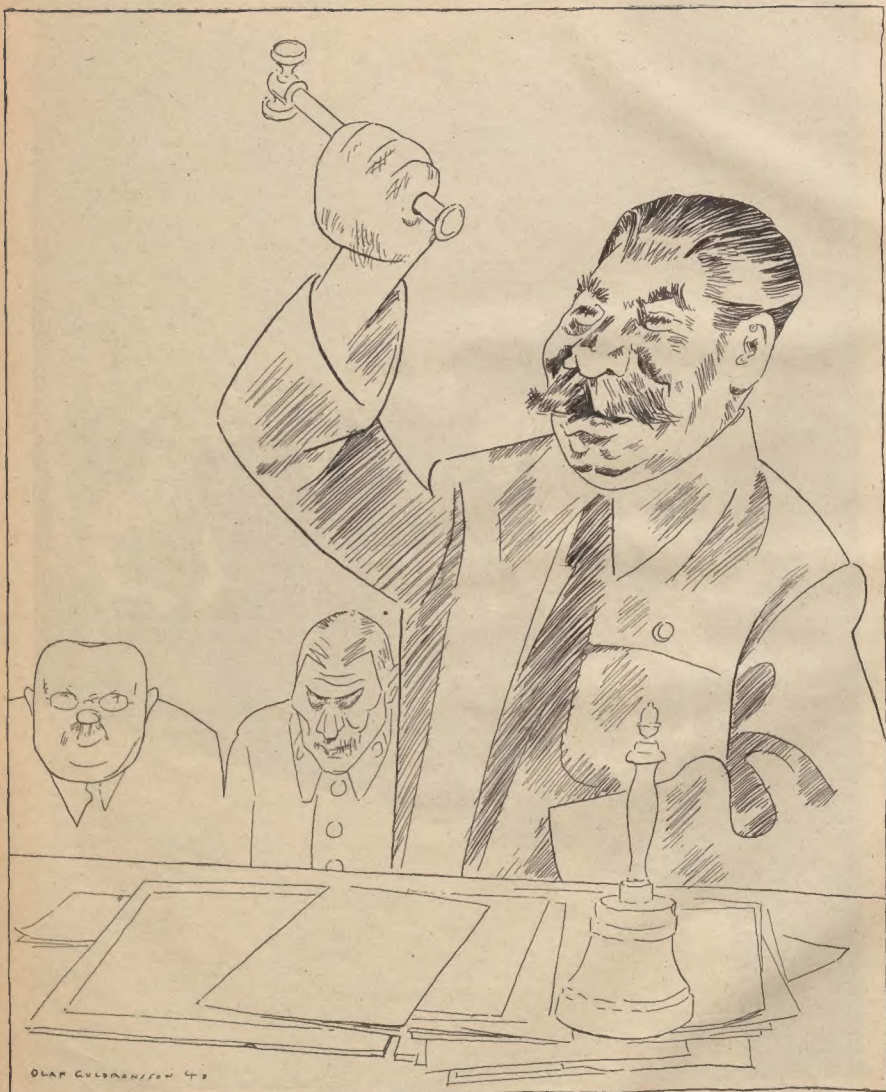
„Denn werde doch Uhrmacher“, sagte Johannes. „Ich habe immer so viel Scherereien mit meiner Armbanduhr.“

J. Bieger



„Nanu, Genosse, in diesem Kostüm?“ — „Ich kann dir sagen, Kommunismus garniert mit ein paar Popen ist jetzt der große Schlager in England!“

Ricevimento di Capodanno presso l'ambasciatore sovietico a Londra: „E che, compagno, in tale costume?“, — „Ti posso dire che il comunismo, fornito di qualche pope, adesso fa furore in Inghilterra!“,



„Und hier habe ich noch einen Restposten Kleinstaaten! — Niemand mehr? — Dann behalte ich sie selbst!“

Il mondo all' asta: "Ed ecco un altro resto di Piccoli Stati! ... Nessuno più? ... Ebbene, allora me li tengo per me!",



„Nein, liebe Mathilde, das Leben ist der Güter höchstes nicht!“

„Aber, Emil, wo du doch so 'n recht saftiges Schweinsschnitzel mit Reibeklößen so gerne hast!“

„Ah no, Matilde, la vita non è il più alto dei beni!“, — „Ma come, Emilio, se ti piacciono tanto le succose costolette di maiale coi gnocchi!“,

ERFOLG BEI FRAUEN

VON JO HANNS ROESLER

Vier Wochen war Otto in Budapest gewesen. Dann kam er zurück und ließ sich von seinen Freunden feiern. Das Wiedersehen fand in einer kleinen Weinstube statt. Was kümmerte die lauten Männer der einzelne ältere Herr am Nebentisch? Sie hatten ihren Otto wieder und wenn Otto erzählte, nahm er den Mund so voll, daß er fast an den Lügen erslickte. Aber was tat es? Sie hatten ihren Spaß daran.

„Was hast du erlebt, Otto?“

„Ich könnte Bände erzählen!“

„Wie sind die Frauen in Budapest?“

Otto sah sich in der Reihe um, ein Olympiasieger der Liebel.

„Ein Kavallerie genießt und schweigt!“, sagte er stolz.

„Unsin, Otto! Berichte!“

„Wo könnte ich beginnen!“, prahlte Otto

„Hast du eine Frau geküßt?“

„Eine? O ihr Stümper!“

„Gar zwei, Otto?“

„Zwei? O ihr Trümer!“

„Wieviele, Otto, wieviele?“

Da wibbelte Otto die Brust, daß die Knöpfe krachten, und rief: „Alle Frauen Budapests habe ich geküßt! Jawohl! Alle!“

„Wirklich, Otto?“

„De war nicht eine Frau, die nicht mir gehöret!“

„Du hast alle Frauen Budapests umarmt?“

Otto sah sich triumphierend um:

„Alle Frauen! Alle!“

Der Herr am Nebentisch faltete langsam seine Zeitung zusammen, erhob sich und ging gemächlich auf Otto zu.

„Verteilen Sie — ich hörte, Sie waren in Budapest?“

„Ja, mein Herr.“

„Und Sie sagten, wenn ich mich nicht Müschte, Sie hätten alle Frauen Budapests geküßt?“

Otto wurde ein wenig verlegen, aber was blieb ihm anderes übrig, als nach kurzem Zögern zu antworten:

„Gewiß, mein Herr.“

„Das höre ich ohne Vergnügen“, sagte der Fremde freundlich, „Ich bin nämlich in Budapest verheiratet. Wenn Sie nun alle Frauen Budapests geküßt haben, muß ja wohl auch meine Frau darunter gewesen sein. Und da Sie meine Frau geküßt haben, bleibt mir nichts anderes übrig, als Ihnen zwei kräftige Mauschellen zu verabreichen.“

Er tat dies auch. Dann ging er ruhig, als wäre nichts geschehen, zu seinem Tisch zurück. Otto floh über alle Berge.

Als der Fremde allein war, faßte sich einer das Herz, trat auf ihn zu und sagte höflich:

„Kränken Sie sich nicht! Wie wir unseren Otto kennen, hat er weder Ihre noch überhaupt eine Frau geküßt. Er ist ein Schwätzer, ein Angeber.“

Sie müssen sich also keine Gedanken um Ihre Frau machen.“

„Ich mache mir auch keine Gedanken —“

„Nein?“

„Ich bin überhaupt nicht verheiratet.“

„Nein? Aber warum haben Sie dann —?“

Da sagte der ältere freundliche Herr:

„Warum? Warum? — Nun, einer mußte es doch tun!“

AUF DEM WEGE NACH CORCOBADO

VON KONRAD SEIFFERT

Auf der Straße kam mir einmal ein nettes junges Mädchen entgegen, lächelnte mich an, legte das Köpfchen schief und fragte: „Ach, Verzeihung, Sie sind doch Herr Doktor Schmidt?“

Ich machte meine Verbeugung und sagte: „Leider nicht, gnädiges Fräulein, nein, leider bin ich nicht der Herr Doktor Schmidt!“ Auch lächelte, und es tat mir dabei wahrhaftig sehr leid, daß ich nicht der Herr Doktor Schmidt war. Das Mädchen erstarrte ein wenig und entschwebte. Aus:

Sehen Sie, lieber Herr, das war falsch, ganz falsch war das von mir. Bei dieser Begegnung mit dem hübschen Mädchen hätte ich auf jeden Fall, auf Biegen und Brechen, der Herr Doktor Schmidt sein müssen. Heut bin ich überzeugt davon, daß die junge Dame sehr zufrieden gewesen wäre, wenn sie in mir diesen Herrn Doktor Schmidt getroffen hätte. Auch es war ein nettes Mädchen. Schade!

Dem Ramon konnte so etwas nicht passieren. Ramon erlebte die Situation besser und schneller als ich. Ja, er kam auch mal in so eine ähnliche Sache hinein. Ich will Ihnen das hier erzählen. Und Sie werden zugeben müssen, daß sich der Ramon da ganz richtig verhielt.

Wir, der Ramon und ich, wirritten von der Mina Exploradora hinunter nach Corcobado, um die Lohngeleiter zu holen. Der Weg schlängelte sich zwischen Bergwänden in einem Tal dahin, in dem ein Fließchen floß, wenn der Schnee hoch oben schmolz oder wenn es geregnet hatte. Zu anderen Zeiten gab es da nur Steine.

Wir befanden uns auf diesem Wege etwa in der Mitte zwischen der Mina und der Stadt, dort, wo er etwas breiter wurde, als ein ein Reiter entgegenkam. Es war eine Reiterin, wie wir dann bald sahen.

Diese Reiterin winkte uns schon von weitem zu. Als wir bald ihr waren, lächelte sie, legte das Köpfchen schief und rief dem Ramon zu: „Sie sind doch Señor Mejillones, nicht wahr?“

Und der Ramon ritt den Hut vom Schädlel, machte seine Verbeugung und sagte, ohne zu erröten: „Zu dienen, Señorita, Jawohl, ich bin Mejillones, Diego Mejillones!“

Ich erschrak heftig, das können Sie glauben, lieber Herr. Denn dieser Diego Mejillones sah anders, ganz anders aus als Ramon. Vorhanden? Natürlich war er vorhanden. Er war auch in der Mina Exploradora beschäftigt. Und heute hatte er, nicht der Ramon, nach Corcobado reiten sollen, um die Lohngeleiter zu holen. Im letzten Augenblick war etwas dazwischengekommen. Er mußte bleiben.

Ich ritt mit Ramon Mejillones hatte aber bereits telefonisch sein Kommen in Corcobado angesagt. Er war da geknallt mit der Familie Loa. Und nun hatte er mir aufgetragen, dieser Familie in der Stadt Bescheid zu sagen, daß er nicht kommen konnte. Nun können Sie sich denken, in welcher eine Klemme ich war. Hier mußte verschiedene unangenehm für mich werden. Denn daß dieses junge Mädchen, die Reiterin, zur Familie Loa gehörte das war mir klar. Was sollte ich tun?

Sollte ich sagen, der Ramon sei ein Schwindler? Er sei gar nicht Diego Mejillones? Don Diego sei oben in der Mina? Das konnte ich schlecht tun. Und der Ramon hätte es mir sehr übel genommen. Also tat und sagte ich nichts.

Ramon dagegen bemühte sich sehr um das junge Mädchen. Es war ein hübsches Mädchen mit verwegenen schwarzen Locken und vielversprechenden dunklen Augen. Sie hieß Rita, Rita Loa. Das sagte sie uns. Nein, dem Ramon sagte sie es und sie behauptete, sie freue sich sehr, ihn endlich kennenzulernen. Den Diego Mejillones. Selbstverständlich Ach, für mich wurde, die Geschichte immer verwickelter, wahrhaftig.

Nachdenklich, sehr nachdenklich ritt ich hinter dem Mädchen Rita und dem Ramon her. Diese Rita erzählte nun, sie, jawohl, sie sei es, die nach dem Wunsch ihres Onkels und ihrer Tante ihn, den Diego Mejillones, heiraten sollte. Eltern habe sie nicht mehr. Onkel und Tante hätten für sie bereits alles besprochen. Und vor einigen Tagen sei sie aus der Hauptstadt hierhergekommen, um ihn, den Diego, kennenzulernen. Ich erschrak zum zehntenmal sehr heftig. Was sollte nun aus dieser Geschichte werden? Ramon aber war wie aus dem Häuschen vor Freude. Er behauptete, er sei der glücklichste Mensch auf dieser Erde. Er warf seinen Hut hoch in die Luft. Er machte einen Handstand im Sattel während des Weiterreitens, was der Rita sehr gut gefiel. Sie war begeistert von ihrem „Verlobten“. Jawohl, das konnte ich sehen.

An der Stelle, an der wir aus dem Tal herauskamen und an der die Grenze der Cañafleider war, sah sich Ramon nach mir um und sagte: „Du könntest schon immer vorausreiten zur Bank und dort alles erledigen. Ich komme bald nach. Wir treffen uns im Hotel an der Plaza!“

Was blieb mir schon übrig! Auch Sie, lieber Herr, hätten getan, was ich tat. Ich verabschiedete mich sehr höflich von dem hübschen Mädchen Rita, warf dem Ramon einen bitterbösen Blick zu, trieb mein Pferd an und trabte allein zwischen der Caña dahin. Umgesehen? Nein, umgesehen habe ich mich nicht. Und Sie hätten das vielleicht auch nicht getan.

Unterwegs versuchte ich mir Mut zu machen. Der Ramon, sagte ich mir, ist schon aus schlimmeren Geschichten hell oder fast hell herausgekommen. Er wird auch hier wissen, was er tun muß, damit es keine Schießerei oder Schlägerei oder noch lächerlichere Sachen gibt.

Ich nahm auf der Bank das Geld in Empfang. Ich ging hinüber zum Hotel an der Plaza. Ich versorgte mein Pferd, ich fing an zu trinken. Ach, ich war wütend auf den Ramon, wahrhaftig. Und ich war dabei sehr unsicher. Was sollte ich nun dem Diego Mejillones sagen?

Er war ein Mensch, mit dem man auskommen konnte. Nein, so vorteilhaft wie Ramon sah er nicht aus. Er hatte dazu eine etwas schiefe Schulter. Auch schielte er. So etwas tat ja nicht weiter schlimm. Aber ich hatte und habe das Gefühl, als seien den meisten jungen hübschen Mädchen mit kühnen Locken und vielversprechenden Augen derartige Eigenschaften an Männern nicht allzu erwünscht.

Je mehr ich trank, desto wütender wurde ich. Auf den Ramon. Auf das Mädchen Rita. Auf Diego Mejillones. Auf mich. Ja, auch auf mich. Warum mußte ausgerechnet ich es sein, der hier in eine Sache hineingeriet, die ihn nichts anging? Es hätte ja heut an meiner Stelle ein anderer mit dem Ramon nach Corcobado hinunterreiten können! Ramon kam. Er kam sehr spät. Er gab mir einen mächtigen Hieb auf die Schulter, umarmte mich, sah sehr zufrieden aus und lud mit lauter Stimme und mit einer großartigen Handbewegung alle

anwesenden Caballeros ein, seine Gäste zu sein. Ach, diese Einladung war nicht viel wert. Außer mir saßen nur noch drei Herren da, die mit vielem Gerede einen Stiel um zwei Toros aus der Welt zu schaffen versuchten. Sie waren sehr ungehalten über die Störung, tranken dann aber doch den Wein, den Ramon bezahlte.

Ich fand Ramons Benehmen höchst albern, und ich sagte ihm das auch. Ja, ich war wütend auf ihn und fuhr ihn mächtig an, das können Sie glauben, lieber Herr. Aber er trank und wollte nichts wissen von meinen Kummerissen.

„Wie stellst du dir das nun eigentlich vor?“ fauchte ich. „Was hast du dir dann gedacht, als du Diego Mejillones' Rolle spieltest, he? Nun soll ich alles in Ordnung bringen, was? Aber wie? Wie? frage ich dich. Kannst du mir das eine vernünftige Antwort geben?“

Ramon lachte nur und behauptete auch jetzt wieder, er sei im Augenblick der glücklichste Mensch auf der Erde. Diesen Eindruck machte er auch, wahrhaftig!

Und er sagte mir, es sei schon alles in Ordnung gebracht, ich brauche mir keine Sorgen zu machen. Er habe diesem entzückenden Mädchen, dieser Rita, später gestanden, daß er nicht Diego Mejillones sei.

„Später?“ fragte ich.

„Nun ja, du weißt ja, wie das so kommt. Ich werde sie wiedersehen. Und daß sie den Diego heiratet, halte ich für ausgeschlossen. Sie wird ihren Verwandten erzählen, Diego Mejillones habe heut nicht kommen können. Das solltest du ihnen sagen. Nun sagte sie es ihnen. Es ist also alles in Ordnung, nicht wahr?“

„Und Diego Mejillones? Was wird er tun, wenn er erfährt —“

„Nichts wird er erfahren! Rita wird ihm nichts erzählen, das ist selbstverständlich. Sie hat doch das größte Interesse daran —“

„— dich wiederzusehen und nicht den Diego! Folge Geschichte! Hast du dir denn nicht überlegt —“

„Nein! Wozu? Rita war sehr froh, daß sie mich unterwegs getroffen hat und nicht den Diego. Aber mach kein so dummes Gesicht! Du weißt doch, wie Diego Mejillones aussieht! Glaubst du denn, dieses hübsche Mädchen könnte ihn so lieb haben wie mich?“

Ich mußte zugeben, daß das kaum der Fall sein konnte. „Aber“, sagte ich, „komme mir nicht, wenn es nachher Schwierigkeiten gibt mit Diego Mejillones dieser dummen Sache wegen!“ Ramon lachte und trank.

Und ich muß ihnen sagen, lieber Herr: es gab keine Schwierigkeiten. Den Diego Mejillones sagten wir die halbe Wahrheit. Wir erzählten ihm, wir hätten Doña Rita unterwegs getroffen und ihr berichtet, er habe in der Mina bleiben müssen. Nun können Sie sich ausrechnen, ob dies die größere oder die kleinere Hälfte der Wahrheit war. Diego Mejillones war, später zwar nicht sehr erfreut, daß Rita so kühl war ihm gegenüber. Aber er hoffte, das werde sich schon noch ändern.

Ramon und Rita, vor allem Rita, sorgten dafür, daß sich alles reibungslos erledigte. Ja, das Mädchen war sehr, damit einverstanden, daß Ramon Diego Mejillones' Rolle weiterspielt.

Sie wir, der Ramon und ich, die Mina Exploradora und die Stadt Corcobado verließen. Da kam es ja dann doch zu einer heftigen Szene zwischen dem Mädchen und Ramon. Rita weinte lange und mit Andacht. Aber damit muß am Ende ein Mann rechnen, der einem hübschen jungen Mädchen gegenüber behauptet, er sei der Doktor Schmidt, wenn er Lehmann oder Müller heißt.

DER GUTE RIESE

*Wind Riese rüttelt an den Bäumen,
die seinen Wohnbezirk umsäumen;
so sich die Tiere nachts begegnen;
wie da die Tannenzapfen regnen!*

*Die holen sich dann fleißige Leute
und freu'n sich der ermüdeten Beute;
die Riese aber denkt begrünzt:
Mir lacht das Herz, und das genügt.*

PETER SCHER

Die Siegerin

(Fr. Bilak)



La vincitrice

BARBARA IM ZEHNTEN STOCK

VON EFFI HORN

Alljährlich fand Ferdinand auf seiner Neujahrspost einen Brief von Barbara, den er ohne besondere Spannung zu empfangen pflegte. Es stand immer das gleiche darin, kaum abgewandelt in der Wahl der Worte, und war ein Gemisch behutsamer Vorwürfe und erhabener Resignation, leiser Bitterkeiten und Anspielungen auf Jahre, in denen man sich näher gewesen war als heute. Dies Jahr fehlte der Brief, aber ein paar Tage nach Neujahr traf dann noch eine Sendung ein mit Barbaras großen, etwas zu stellen Buchstaben, die so besitzzerisch und herrlich malken: Herrn Dr. Ferdinand Wegmacher. Als Ferdinand den Umschlag öffnete, fiel ihm eine gedruckte Karte entgegen: Barbaras Vermählungsanzeige. Einen Augenblick hielt er das leichte Stück Büten abwärtend in der Hand, dann ging er nachdenklich in sein Zimmer und las noch ein paar mal die wenigen Worte. „Schau an“, sagte er dann laut und hatte das Gefühl, als löse sich in seinem Innern irgendein Krampf, der kaum spürbar, aber unentwegt all

sein Empfinden umklammert gehalten hatte. Er meinte, ein Stück Leben wegliegen zu sehen wie einen Vogel, der mit ruhigem Schlag die Flügel regte, nachdem er lange ängstlich und vergänglich flatternd gefangen gewesen war. Das war schön und tat nicht weh. Und weil er, wie er selber zu sagen pflegte, ein Materialist war, gedachte er den Augenblick zu feiern, indem er sich eine Zigarette und ein Glas Cognac gönnte. So eirgesponnen in die Atmosphäre des Behaglichen begann er zu sinnen und dachte jener Barbara, die er vor zehn Jahren geliebt, dann kurze Zeit gehaßt und schließlich geduldet hatte. Sie war ein anmutiges und zartes Geschöpf gewesen, das er in erster Verliebtheit einem feinen Reh ähnlich fand, bis er merkte, daß ihr Geist größer war als ihr Körper, ihre Schmiegsamkeit verborgene Herrschsucht und die Sprunghaftigkeit ihrer Wünsche nicht gemildert durch höhere Einsicht. An einem Silvesterabend schließlich war es gewesen, wo er, ohne das Besondere ge-

schehen war, die Fremdheit ihrer beider Wesen und Welterkenntnis empfunden hatte.

Damals war in der nicht allzu großen Stadt, in der sie beide lebten, ein neues „Kasino“ eröffnet worden, dessen besonderer Reiz in einer unendlichen Vielfalt von Stockwerken bestand. Es war ein schmales, turmhöhliches Hochhaus, durch dessen Höhen und Tiefen man mit Lift und Patronen stauzte, um aus dem Speisezimmer in den Kellerraum, von der Kaffee- in die Kakostube, vom Kakaos zum Tee, vom Tee zum Wein, weiter zu Sekt, Bier, Mokka und schließlich über Bar, Tanzraum und andere Säle auf eine Terrasse unter freiem Himmel zu gelangen.

Es galt für schick, in einem dieser Stockwerke Verlobung oder Hochzeit oder Silvester zu feiern und Barbara bestand darauf, mit Ferdinand dort das Neue Jahr zu beginnen. Sie rebellierte gegen die von ihm erwünschte „häusliche Gemütlichkeit“ und wollte ihre Schönheit und ihre Besitzrechte an dem damals viel umschwärmten Dr. Ferdinand Wegmacher aller Welt zur Schau stellen. Ferdinand vergaß nie das warnende Gefühl tiefer Unlust, das ihm die mühsam zum Frohsinn gezwungene Stimmung verursachte, die ihnen schon im Parterre entgegenkam und ganz im Einklang stand mit Barbaras nervöser Erwartung und Erlebnisbereitschaft. Vor ihnen ging in einem weiten, gut geschnittenen Smoking ein nicht mehr junger, schwerer Mann, den Barbara mit aufgeregtem Zischeln als den Filmregisseur Franz Alden identifizierte, der seit längerer Zeit mit dem Stab seiner Mitarbeiter zu Aufnahmen in der Stadt weilte. Barbara war in ihrem apfelgrünen Abendkleid, an dem das dekorative Gefühl einer Modeschöpferin viel Silber verteilt hatte, hübsch genug, um die kleine Hoffnung zu hegen, dem Filmmann aufzufallen. Ferdinand merkte mit Staunen, daß ihr Gang sich wandelte, während sie den Regisseur zu überholen trachtete, daß sie etwas peinlich Lockendes in das sanfte Schwingen ihrer Hüften zu legen suchte und mit hochmütig triumphierendem Blick im Vorbeigehen das Gesicht des Mannes streifte. Der aber sah gleichmütig dawider, gewohnt von Backfischaugen bedrängt zu werden, und so zog sich Barbara, unbekümmert um die Deutlichkeit ihrer Angebote wie ihrer Niederlage, zwanglos wieder auf den Boden ihrer gewohnten Beziehungen zurück und festete Ferdinands Arm, um sich, anmutig daran hängend, von ihm zum vorbereiteten Tisch führen zu lassen.

Ferdinand war empfindlich oder, wie er selbst zugestand, eitel genug, das kleine Zwischenspiel als peinlich zu empfinden. Aber während er sich noch über Barbaras Unbefangenheit wunderte, fand er selber Ablenkung durch ein älteres Ehepaar, das sich mit Tochter und frisch zu Weinachten anverlobtem Schwiegersohn an ihrem Tische niederließ. Sie schienen nicht eben in Feierlaune zu sein, denn der Vater lichelte hilflos den Jungen zu, indes die Mutter starr und mit bitter herabgezogenen Mundwinkeln sich von der Familie abhob.

„Was wollt' wir denn trinke?“ fragte der Mann und hatten den leisen Gesang schwäbischer Mundart. Die Frau tat, als habe sie nicht gehört, sah weiterhin geradeaus und schaute sich nicht, dem Schwiegersohn so alle Möglichkeiten künftigen Familienlebens vorzuführen. Vielleicht war es gut, ihn gleich daran zu gewöhnen, dachte Ferdinand und fand, daß die Nachbarn zu seiner eigenen Stimmung passen.

„Kannst du net wenigstens zu Silvester ein anders G'sicht aufsetzen?“ sagte der Mann schließlich, aber die Frau entgegnete fest: „Nein – deshalb wirst du im Neue Jahr kei' bißle anders als im alte.“

Er schien der Meinung zu sein, daß man ihn halt nehmen müsse wie er war, aber die Frau lehnte das ab. Es muß schön sein, wie eine dachende Wolke über den blauen Himmel anderer Menschen zu segeln, dachte Ferdinand und wollte zu Barbara einen Spaß darüber machen, aber sie sagte nur kurz: Ja, ja, laßt sie aber zum Tanzen hirt, nicht zum Philosophieren. Während er darauf mit ihr tanzte, schaute Barbara manch-

Bange Zweifel – Dubbio Inquietante

(Hanna Högl)



„Selt einer Stunde läuft der lunge Mann da unten herum. Gilt das nun mir oder wartet er, bis der Zigarrenladen aufmacht?“

“È un' ora che quel giovanotto là sotto giro a e giù. Che sia per me o che aspetti che si apra la bottega di sigari?”



mal wie zufällig nach dem Regisseur hin, der sich mit einem platinblonden Mädchen unternahm, das gern für einen Star gehalten werden wollte. Es war aber nur die dritte Regieassistentin, eigentlich sogar die vierte oder vielmehr die, die es werden wollte. Aber das brauchte niemand zu wissen und Barbara wußte es nicht und beneidete sie für alle Fälle. Sie stand damals im dritten Jahr eines nicht sehr aussichtsreichen Gangstudiums, träumte laut von einer großen Karriere und leise davon, als Frau Dr. Wegmacher nur für den eigenen Hausgebrauch zu singen. Ferdinand hatte lange auch so gedacht, inzwischen aber die eintägigen Pläne still beiseitegelegt, als undurchführbar.

Barbara war von jener demüthigen Herrschkraft, die einem alle Wünsche von den Augen abliest, um sie sofort bekämpfen und sozusagen im Keim schon ersticken zu können. Ward sie dabei ertappt, so drehte sie lange und geschickt alles hin und her, bis nicht mehr festzustellen war, wer dies und wer jenes gesagt, gewollt oder getan habe, fand sich aber gar kein Ausweg mehr, so senkte sie gekränkt den Kopf und sagte, sie wisse schon, daß sie nichts, aber auch gar nichts richtig machen könne. Hinter all dem aber witterte Ferdinand den unbeugsamen Starrsinn eines Maulwesels, der weder durch Bitten noch durch Drohungen zum Weitergehen zu bewegen ist, wenn er sich denn einmal vorgenommen hat, stehen zu bleiben. Und da sein Traum stets war, durch Verden zu überzeugen oder überzeugt zu werden, so stand er dem allem stets etwas erstaunt und verletzt gegenüber. In dem Gefühl: so geht es doch nun einmal nicht.

An diesem Abend nun erschien ihm Barbara im Licht einer neuen, ihm unbekannten und zisterbigen Koketterie, die ihn erschreckte. Er machte den Versuch, sie abzulenken und ein wenig zu nehmen zu lassen an dem kleinen Familienspiel der Tischnachbar, aber er spürte, daß all ihr Sinn dem Nebenblichen gehörte, an dem der Regisseur saß. Als es auf Mitternacht zuging, kam leise Unruhe in den Raum, da alles auf die Terrasse fahren wollte, um das Neujahrsfeuerwerk zu sehen. Ferdinand ging, um Barbars Mantel zu holen und es als wieder herein kam, sah er sie neben dem Regisseur stehen, der sie zum Tanzen geholt hatte. Barbara nahm unbefangenen den Mantel und sagte: „Ich habe mit Alden getanzt.“

„Ja“, sagte Ferdinand und warnte, „seine Damen waren schon im Aufbruch und er sagte, er habe sich vorgenommen, jeden dritten Tanz zu tanzen. Er betrachtete das als Gymnastik. Da konnte ich natürlich nicht abblehnen.“

„Natürlich nicht“, sagte Ferdinand und wunderte sich, daß er keinen Ärger empfand. Dann standen sie im engen Lila, wo dicke Männer mit Pappnasen eine ungeheure Stimmung zu erzeugen gewillt waren, und führten durch alle Stockwerke dem Freien zu.

Über der Terrasse war ein Sternhimmel von tröstlicher Weite und Unendlichkeit, unter dem das Geschwätz und Gelächter verrann wie ein Krug laues Seifenwasser im Meer. Das ältere Paar vom Tisch stand an der Brüstung wortlos nebeneinander, als Ferdinand und Barbara auch aus Gängen traten.

„No, jetzt versöhnet euch“, sagte die Tochter. „Du bist nett schuld“, beharrte die Mutter.

„Ja, du net“, betonte der Vater.

„Ha, no, dann gebet euch einen Kuß“, schlug der Schwiegervater vor. Er führte die beiden voreinander hin und sie küßten sich gehorht.

„Ich hab das ganze net wollte“, sagte hierauf die Frau.

„Ja, du net“, der Mann. „No also“, stellte die Tochter fest. Ferdinand wurde ein bißchen traurig. Aber dann schrie jemand, „Prost Neujahr“, ein Witziger machte das Quaken eines glückbringenden Schweines nach und eine Gefühlsvolle sagte, was das neue Jahr wohl bringen werde. Ferdinand merkte zu spät, daß Barbara die Gefühlsvolle gewesen war und fühlte dunkel eine Forderung an sich. „Das weiß kein Mensch“, sagte er abblende in Beneidete, und gab ihr schnell einen Kuß.

„Ein gutes neues Jahr, Barbara.“

„Dir auch, Wucki“, sagte sie und er wußte, daß sie wußte, daß er den Namen Wucki nicht ausstehen konnte und sich darüber ärgerte. Aber sie brauchte ihn trotzdem und sehr sanft, daß er wie eine besondere Zärtlichkeit klingen sollte.

Ringum küßten sich andere Paare ebenso, und Ferdinand hatte plötzlich das Gefühl, daß sie alle viel lieber wo anders gewesen wären, daheim in bequemen Hausschuhen oder am Stammtisch oder im Kino oder bei einem Buch oder mit jemand anderem zusammen oder verliebt allein. Aber es war ja so schön, Silvester im zehnten Stock zu feiern.

Beim Herunterfahren war Alden im gleichen Lift und sagte höflich zu Barbara, ob er auch im neuen Jahr um einen Tanz bitten dürfte, mit Erlaubnis natürlich. „Gern“, sagte Barbara und Ferdinand dachte nicht weiter.

Denn begannen zwei Stunden unvergesslichen Würfels, in denen Barbara ihn zwang, bald im ersten, bald im elften Stock zu sein, seinen Magen mit süßen Likören zu kränken, Würstchen zu essen, Mokka zu schlürfen, sich an heißen Kakao die Zunge zu verbrennen, auf einem Barstuhl zu schaukeln, eine klebrige Mischung durch einen Strohhalm zu saugen und somit alle Etagen voll zu genießen. Ferdinand wunderte sich nicht, daß sie dabei immer wieder in den zehnten Stock zurückzukehren verlangte, wo Alden mit seiner Gesellschaft noch saß und Barbara beim Tanzen nach ihm ihre Blicke warf.

„Was willst du eigentlich von dem Mann?“ fragte Alden schließlich. Barbara erwiderte kampflos: „Er ist eine interessante Persönlichkeit und außerdem ist es für eine Künstlerin immer gut, Beziehungen zum Film zu haben.“

„Bist du eine Künstlerin, Barbara?“ fragte Ferdinand vorsichtig, doch ohne Spott.

„Ja“, antwortete sie leidenschaftlich. „Aber dir hätte ich meine Karriere geopfert — nur dir.“

„Ich habe nie gerne Opfer angenommen“, sagte Ferdinand nachdenklich. „Weil du Angst vor Verpflichtungen hast“, erwiderte Barbara schnell.

„Prost Neujahr“, sagte Ferdinand und trank sein Glas aus. „Also da wären wir nun endlich so weit. Aber es geht nicht, Barbara, ich hab's heute Abend endgültig eingesehen.“

„Du bist endgültig“, sagte sie triumphierend. Er schüttelte den Kopf. „Ich wollte, ich wärs. Aber es ist etwas in mir zu Ende und darum bin ich nur müde... Aber das sehr.“

„Also doch“, sagte sie, als fände sie nun etwas bestätigt, über das sie lange nachgedacht hatte. „Und ich habe mich so auf den Abend gefreut, hier mal schick im zehnten Stock mit dir.“

„Ich nicht“, sagte er ehrlich. „Aber es hätte noch ganz gut werden können, wenn du das wenigstens im Lauf des Abends gemerkt hättest.“

„Ich bin nicht schuld“, sagte sie hartnäckig. „Ja, du net“, antwortete er im Tonfall des Familienvaters vom Tisch, um sie zum Lachen zu bringen. Doch es gelang ihm nicht und bald darauf brachen sie auf. So sehr aber schloß der Schmerz Barbara nicht von der Umwelt ab, daß sie nicht noch einmal hohelstvoll zum Tisch der Filmleute hinübergerückt und beim Abgehen ihre Hüften wieder in jenen sanft lockenden Schwung versetzt hätte, der heute schon einmal Ferdinands Staunen erregt hatte.

Von der Enttäuschung dieses Abends, an dem eigentlich nichts geschehen war, als daß Barbara sich, wie Ferdinand es ausdrückte, auf die Seite der anderen gestellt hatte, konnten sich ihre Beziehungen nie mehr erholen. Barbara kämpfte mit allen Mitteln, aber Ferdinand zog sich immer mehr zurück. Er fürchtete Barbars Auftauchen an seiner Tür, seinem Telefon, in seiner Kantine, seinem Leben überhaupt. Darum nutzte er eine günstige Gelegenheit, um sein Arbeitsfeld in eine andere Stadt zu verlegen. Barbara, für die er immer noch ein wenig sorgte, schrieb weiter, telefonierte, drohte und quälte, bis sie auf einmal still wurde. Dann kamen nur noch diese Neujahrsbriefe und nun als letztes ihre Vermählungsanzeige. Sie war nun Anfang der Dreißig und immer noch sehr hübsch, und er wußte, daß sie ein wenig noch hoffte, ihn mit dieser förmlich-kühlen Ankündigung zu treffen. Aber es traf ihn nicht. Es nahm nur den letzten Druck von ihm, der immer noch mit dem Namen Barbara als mit etwas Unabgeschlossenem verknüpft war. Und er wünschte, daß sie es gut getroffen haben möchte und einen Mann bekommen, der ihr erlaube, in aller Demut über ihn zu herrschen oder der zumindest ähnliches Vergnügen wie sie daran fand, kleine Freuden oder großes Glück eher im zehnten Stock als sonstwo zu vermuten und zu suchen.



„Ganze zweihundertdreißig Seiten braucht die Frau in diesem Roman, bis sie sich endlich küssen läßt. Ich wäre schon nach der zehnten verrückt!“

Passione: „Questa donna abbisogna di duecentosessantatre pagine di romanzo, per lasciarsi finalmente baciar! Io invece dopo solo dieci pagine impazzirei!“



SEINE GROSSE ILLUSION

VON KNUT OYING

Die Liebe im allgemeinen und die Ehe im besonderen, das war das Thema, auf das wir zu sprechen kamen, als ich vor ein paar Tagen wieder einmal bei meinem Freund Emil zu Gast war. „Ach ja“, meinte Emil schwärmerisch und seufzte, „auch in meinem Leben hat es einmal eine Frau gegeben. Eine herrliche Frau! Und sie liebte mich! Das taten die Frauen damals ja wohl alle, doch Evas Liebe war von einer solchen Tiefe und Innigkeit, die es heutzutage überhaupt nicht mehr gibt.“

Ich nickte. Ich wartete ab, und Emil sprach weiter mit sonderbar wohlwüligem Blick.

„Jetzt sind es fünfzehn Jahre her. Vollschlack, blond und blauäugig, war Eva für mich das Ideal. Sie kam jede Woche zweimal zu mir in die elterliche Wohnung, um mir Klavierunterricht zu erteilen. Ach, das war eine Zeit —! Ich schwelgte jedesmal in Freuden und Wonne...“

Er hielt schwärmerisch inne und seufzte die Pfeife in Brand.

„Ne, und was wurde daraus?“ fragte ich gespannt. „Nichts“, entgegnete Emil und schaute auf einmal ganz trübe drein. „Und ich hätte ihr dabei bloß den kleinen Finger zu reichen brauchen. Doch ich gab sie auf. Warum? Geduld, ich will es dir erzählen.“

„So oft Eva kam, saßen wir da, hielten uns bei den Händen und schauten uns in die Augen. Hin und wieder klinkerte ich ein bißchen auf dem Klavier, damit mein Vater nichts argwöhne. Wir schwuren uns ewige Liebe und Treue. Daß aus einer Heirat zwischen uns trotzdem nichts wurde, das lag, wie gesagt, einzig an mir —!“

Ich mußte wohl ein reichlich dummes Gesicht machen, denn Emil nickte mir zu. „Geduld, höre nur weiter.“

Ich empfand Evas Liebe als ein Geschenk des Himmels. Nun war ich aber damals noch ein armer Teufel, der nichts war und nichts hatte. Ich setzte mich also hin und schrieb ihr einen Brief. Ich sagte ihr, daß ich gar nicht so reich sei, wie sie vielleicht annahme, doch ich sei bereit, ihr das zu bieten, was ihr ja auf Erden am liebsten und kostbarsten sei — mich selbst. Und ich bat sie, mir umgehend mitzuteilen, was sie darüber denke und fühle. In dem Falle jedoch, daß ihr das Opfer, einige Jahre in Einfachheit und Sparsamkeit zu leben, zu groß sein würde, solle sie nicht antworten.“

Emil tat einen tiefen Zug aus der Pfeife und starrte ins Leere, als schäue er in eine längst versunkene Welt. Dann aber sprach er wieder.

„Ich war ja so felsenfest davon überzeugt, daß

Eva mich meinestwegen und nicht des Geldes wegen liebte. Und so überraschte es mich denn auch gar nicht, daß postwendend die Antwort eintraf...“

„Ja, aber warum wurde denn kein Paar aus euch?“ schaltete ich ein. Ich wurde endlich ungeduldig. „Ach so, du meinst, weil ich doch die erwartete Antwort erhalten hatte? Geduld, mein Lieber, ich werde es dir gleich erklären. Du wirst mich gewiß einen komischen Kauz heißen, wenn ich dir sage, daß mich da auf einmal so etwas wie Reus überkam.“

Denn plötzlich kam es mir zum Bewußtsein, daß ich doch eigentlich ein Hungerleider war, der es gar nicht wagen durfte, das Schicksal eines solch eingetragenen Geschöpfes an das seine zu binden. Während ich also so mit dem Brief in der Hand zögernd stand, hörte ich draußen meinen Vater näherkommen. Das brachte mich vollends aus der Fassung. Der durfte den Brief natürlich nicht sehen. So rollte ich ihn rasch zusammen und schob ihn in die Vase dort.“

Emil zeigte auf eine lang- und dünnhalsige Vase, die auf der Kommode stand. Ein anscheinend kostbares Stück. Dann erzählte er weiter:

„Als mein Vater wieder gegangen war, wollte ich den Brief wieder hervorholen. Doch da mußte ich zu meinem Schrecken feststellen, daß ich ihn zu tief in die Vase gesteckt hatte. Er war den Hals hinabgerutscht und hatte sich am Boden aufgerollt.“

„Ja, das war Pech“, pflichtete ich ihm bei. Er nickte trübe. „Das kann man wohl sagen. Aber nun sind ja fünfzehn Jahre darüber vergangen. Ich unternahm es auf jede erdenkliche Weise, den Brief herauszufischen. Doch vergebens!“

„Dann liegt er also noch heute darin?“

„Ja, die Vase aber ist ein altes Familienstück, das ich aus Pietät natürlich nicht zerschlagen konnte.“

Im Übrigen habe ich es auch gar nicht gewollt.“

Denn der Gedanke, daß darin unsterblich etwas verborgen liegt, das mich an meine große Jugend-
liebe erinnert, ist mir noch heute heilig.“

Ich war aufgestanden, hatte die Vase zur Hand genommen und betrachtete sie eingehend.

„Gib Obacht!“ mahnte Emil. Dann aber fuhr er fort:

„Ich antwortete natürlich nicht auf ihren Brief.“

Schweigen schien mir das einzig Richtige. Und da ich auch bald darauf mit meinen Eltern ins Ausland übersiedelte, fand ich es so zudem taktvoller. Auf diese Weise kam sie doch leichter darüber hinweg und die Trennung würde ihr weniger schwer fallen, überlegte ich.“

„Gewiß“, pflichtete ich ihm zerstreut bei und beachte mir weiter aufmerksam und in Nachdenken versunken die Vase.

Doch da geschah es! Ehe ich es mich versah, glitt mir das teure Stück aus den Händen und zerschellte am Boden. Verwirrt stand ich da und sah auf das nieder, was ich angerichtet hatte.

Da erblickte ich plötzlich ein mattgelbes Kuvert, das aus den Scherben hervorsprosselte. „Der Brief!“ durchfuhr es mich. Ich bückte mich und nahm ihn auf.

„Der Brief!“ rief auch Emil aus und nahm den Umschlag entgegen. Aufgerollt öffnete er ihn, entfaltete den verbleibenden Bogen und las. Tiefes Schweigen. Doch plötzlich wurde die Stille durch ein heiseres Lachen unterbrochen. Emil blickte starr vor sich hin, und ich konnte es mir nicht versagen, einen Blick über seine Schultern zu tun.

„Rechnung über 18 Stunden Pianounterricht à vier Kronen, insgesamt 72 Kronen“, konnte ich da lesen. „Um umgehende Begleichung vorstehenden Betrages wird höflichst gebeten.“ —

(Aus dem Schwedischen von Werner Riebig.)

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Hinter Passau liegt ein schönes Jagdgebiet. Und wenn es im Herbst Treibjagden gilt, erhalten die Jäger der Umgebung vom Schloß eine kurze Postkarte:

„Kommt! Das Treiben geht auf!“

Die alten Jagdfreunde wunderten sich über die lakonische Kürze der Einladung.

„Wo hast du denn deine schönen handgemalten Einladungskarten zur Treibjagd von früher, Graf?“

Sind s' aufgebraucht?“

Der Jagdherr schüttelte den Kopf.

„Aufgebraucht sind s' nicht“, sagte er, „aber die brauche ich jetzt für die Treiber — Jäger gibt's genug, aber die Treiber sind rar.“

Röslér

IM WINTER

(Wilhelm Schulz)



Erscheint dir öd und leer die Welt
in diesen Wintertagen,
so daß sie dir nicht mehr gefällt,
sei still und laß dir sagen:

Ganz heimlich unter Schnee und Eis
sich tausend Wunder rühren.
Hab nur Geduld, rundum im Kreis
wirst du es balde spüren.

Da wird die Welt so weit, so weit
mit Blumen reich sich schmücken,
daß, wer ein Liebchen hat zur Zeit,
ihr kann ein Sträußlein pflücken.

WILHELM SCHULZ

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der böse Geist im englischen Schloß

(E. Thöny)



„Ich gebe es auf, mit dir kann ich nicht konkurrieren, du wirst noch mehr Unheil anrichten als ich!“

Lo spettro maligno nel castello inglese: „Io mi ritiro; con te non posso gareggiare. Tu porterai ancor più sfortuna di me!..“



DIE STIFTUNG

VON WALTER FOITZICK

„Fünftig Mark kann ich nicht wechseln“, sagt der Straßenbahnschaffner und geht zum nächsten Fahrgast. Der Mann mit den fünfzig Mark sieht sich empört um. Was wird jetzt geschehen? Der Schaffner kommt wieder. „Ich kann nicht wechseln, Sie müssen aussteigen.“ Der Schaffner ist gewiß in seinem Recht, aber der Mann will keineswegs gerne aussteigen, es ist Abend, er will nach Hause und Geld hat er ja auch. Die anderen Fahrgäste sind auf den Kampf zwischen Behörde und Mensch aufmerksam geworden. Sie denken: Der Mann hat ein menschliches Recht, der Schaffner hat eine behördliche Vorschrift.

„Können Sie mir nicht entgegenkommen“, sagt der Mann, „morgen werde ich zahlen. Ich bin Geschäftsmann und muß meinen Kunden auch entgegenkommen.“ Der Schaffner zuckt die Achsel. Er ist froh, daß weitere Fahrgäste einsteigen, mit denen er sich beschäftigen kann. Aber dann kehrt er immer wieder zurück zu dem schwebenden Fall. Es kommt nichts Neues in die Debatte. Die anderen denken: was wird jetzt geschehen. Wird hier brachiale Gewalt eintreten, oder wird der Himmel einstürzen, weil einer ohne Fahrschein fährt? Jetzt könnte ein Kontrolleur kommen und er würde den Schaffner auf seine Pflichtverletzung aufmerksam machen. Alle sind gespannt. Im Schaffner ringt der Mensch mit dem Beamten.

Da geschieht das Natürliche von der Welt. Ein anderer Fahrgast sagt zu dem mit den fünfzig Mark: „Ich gebe Ihnen die zwanzig Pfennige.“

Der Schaffner ist erlöst, er kassiert und gibt den Fahrschein. Die Fahrgäste denken: das hätte ich auch machen können.

Der Fünftigmarkmann dankt und fragt nach der Adresse des anderen. „Ach, lassen wir das, man muß sich gegenseitig helfen.“ Aber der Unterstützte ist ein Geschäftsmann, er will die zwanzig Pfennige nicht auf seinem Debetkonto sitzen lassen. Da kommt dem Hilfreichen ein guter Gedanke. „Wissen Sie was“, sagt er, „wenn mal wieder einem Fahrgast ein Zehner fehlt, dann helfen Sie aus.“ „Abgemacht!“ Der Gemeinschaftsgeist schwebt leise durch den Raum der Straßenbahn.

Nun wird das Trambahnzehrnt weiterwirken, vielleicht Generationen lang. Man kann sich vorstellen, daß noch nach einem Jahrhundert jemand einem andern aushilft, auf Grund dieser namenlosen Stiftung.

ABFUHR

Man versucht es auf dem Land auf tausend Arten. Der Städter wieselte um eine Bauernmagd herum. „Schönes Kind! Schönes Kind! Kann ich heute nacht an dein Fenster kommen?“ Die Magd drehte ihm mit Schwung den Rücken. „Na!“ sagte sie, „mir brauchen unsere Butter selber!“ J. H. R.

EINLADUNGEN

Ein Mensch, der einem, den er kennt; Gerade in die Arme rennt, Fragt: »Wann besuchen Sie uns endlich!« Der andre: »Gerne, selbstverständlich!« »Wie mår' es«, fragt der Mensch, »gleich morgen!« »Unmöglich, Wichtiges zu beorgen!« »Und wie mår's Mittwoch in acht Tagen!« »Da müßt ich meine Frau erst fragen!« »Und nächsten Sonntag!« »Ach, wie schade, Da hab' ich selbst schon Gäste geabel!« Nun schlägt der andre einen Flor Von hübschen Möglichkeiten vor. Jedoch der Mensch muß drauf verzichten, Just da hat er halt andre Pflichten. Die Menschen haben nun, ganz klar, Getan, was menschenmöglich war Und fagen drum: »Auf Wiedersehen, Ein andermat wår's dann schon gehen!« Der eine denkt, in Glück zerkrummen: »Dem Trottel wår ich ausgekommen!« Der andre, auch in liebtem Himmeln: »So gilt's, die Wanzen abzuwimmeln!«

Eugen Roth

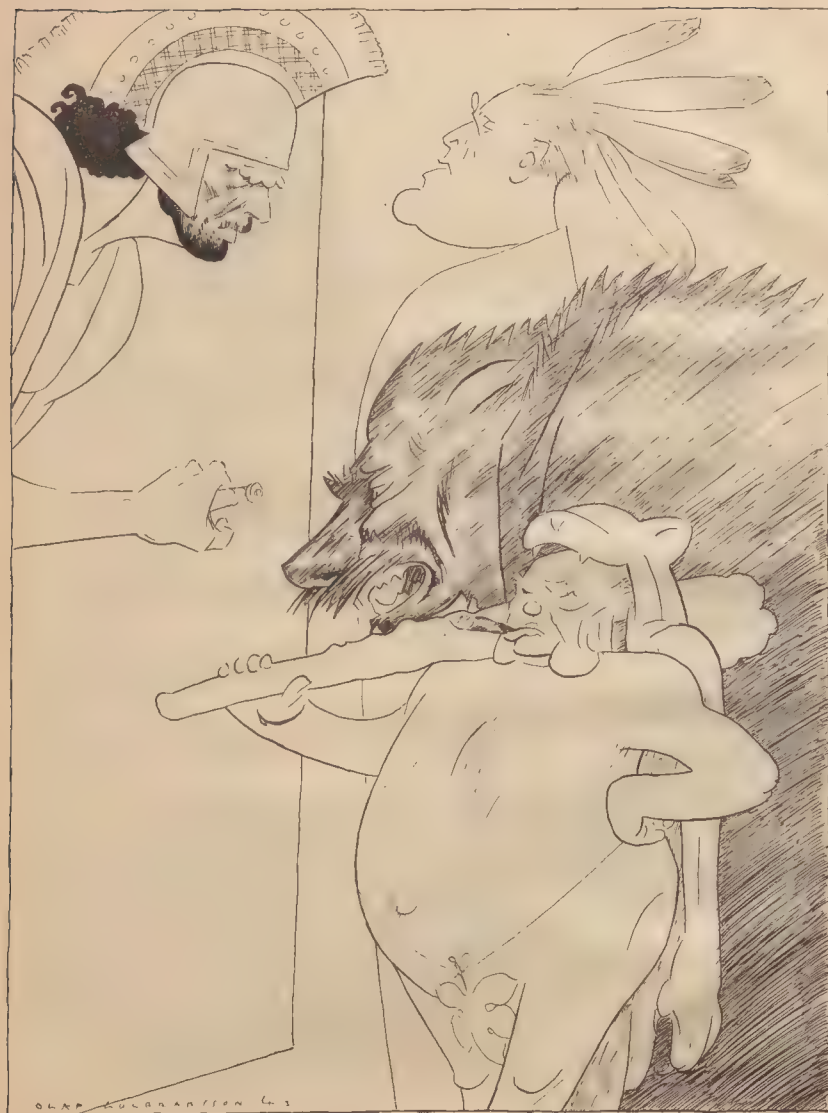
Der Kampf um die Kugel

(Wilhelm Schütz)



„Herunter von der Kugel, jetzt werde ich einmal die Welt-Attraktions-Nummer übernehmen!“

La lotta pel globo: “Giù dal globo! Adesso il numero ‘Attrazione mondiale, l’assumerò io!,”



„Sie kostümieren sich zu früh, die entscheidende Rolle spiele vorläufig noch ich!“

Marte nella guardaroba degli Alleati: „Voi Vi mettete il costume troppo presto; la parte decisiva pel momento la faccio ancor sempre io!“

BERG IN SÜDALBANIEN

Du Ritzst unter den Bergen Albanien,
Zum Sitze der Götter erhaben,
Doppelhäufiger Tomor,
Mondelang hoch schon mein staubiges Zelt
dir zu Füßen,
Doch, meine Augen, sie werden nicht müde,
Staunend hinüberzuwandern zu dir
Stärker denn je
Zielst du den Blick empör.

Klein hinter deinem gewaltigen Rücken
Schiebst sich die Sonne hinauf,
Aber wie groß erglüht du an ihr!
Nähert das Tagesgestirn sich dem blauen Zenith,
Hüllst du dich jäh, wie geblendet, in Dunst
Nur noch die niedrigen Kuppen an deinen Flanken
Heben mit neidgedrängenen Lanzen
Gegen den Äther sich ab.

Abends im Widerschein der stürzenden Sonne,
Eh die kühl atmende Nacht
Gesterblau dich umweht,
Zeigst du, Erhabener,
Gleichsam von innen her leuchtend,
Abermals deine Gestalt,
Daß dich die eigene Kleinheit
Schaudernd verspüre.

Tausend und aber tausend Sonnenuntergänge
Wirst du erleben, weißende Berge
Herbaltlicher Wolken
Auf deine heiligen Schultern noch laden —
Wenn meine Asche
Langst schon in alle Winde zerstreut,
Rühren dich Götterflügel noch an,
Steingewordener Reize

HEINZ FRIEDRICH KAMECKE

TORSO

VON SCHLEDOORN

Woher die Bezeichnung Torso kommt, möchten Sie wissen?

Also, das war zu der Zeit, wo die Römer das talent, was gewisse Leute von Übersee spärlich häufiger versucht haben: sie fuhrten über Meer und brachten Statuen mit, die sie nicht recht bezahlt hatten, ganze Wagenladungen von Göttern, Helden und helmostas gewordener Schönheit. Und der gutbetulerte Römer kaufte sich billig Kultur und schaffte sich einen neuen Stil an. Der besiegte Hellenismus wurde herrschend in Latium. In den besseren Häusern baute man Peristyle an, mit Säulen und Bildern an den Wänden: Jupiter, Zeus und Io, Zeus und Leda, Zeus und Danae, Venus und Mars, Venus und Adonis, Apoll und Daphne usw.; außer dieser religiösen gab es auch manchmal profane Male.

In einem solchen Säulenhof seines Hauses saß der Dichter C. Pulcherimus Splenis. Er achtete nicht seiner drei Hunde — die damals noch nicht „Neiro“, geschweige denn „Cäsar“ heißen durften — und die so stillvoll waren, daß der eine nur an dorischen, der andere nur an ionischen, der dritte an korinthischen Säulen das Bein hob; den kleinen struppigen vierten hatte man abgeschafft, weil er sich an einer gemalten Säule (im zweiten pompejanischen Stil) vergessen hatte. Er war eben nicht stuben-, will gesagt peristylfremd, wahrscheinlich nicht einmal rasseten gewesen.

Der Dichter rief auch nicht nach seinem griechischen Koch Koltrabides, daß er ihm die Lehre des Zenon erkläre, dann jener war dehiml Solker von Beruf gewesen und war es jetzt aus Notwendigkeit. Auch nicht nach der griechischen Sklavin Excentis, die ein blaues Band in den hochrisierten Locken, die Flöte spielte, daß man glaubte, in Arkadian Schäfer zu sein.

Der Dichter starb; vielmehr seit einer Stunde auf eine Statue, die man, mit Holzern gestützt, vor ihm aufgestellt, weil sie bei der Überfahrt gelitten hatte. Da fehlten die Beine, die Arme, und das Köpfchen war auch verloren.

Dennoch war sie voll Grazie, diese Mädchen-gestalt, die sich fast lebensgroß vor dem Hintergrund des großen Lorbeers und des Innigblauen Himmels abzeichnete, — eben erhellt, und sich selbst ein Geheimnis, Venus, bevor man ihr gesagt, daß sie Venus sei. Sie war von jener Reinheit, die uns Männer so reizt, sie zu beschützen und zu zerstören. Der Dichter streichelte mit den Augen zärtlich an der feinen Linie der Hüften entlang. Unter der satten Sonne schimmerten die

Schultern in Anmut und Demut und weil er lange genug hingeschaut, begann der Marmor zu atmen. Splenis fühlte mit dankbarem Erstaunen: er war verblübt.

Während er also Gedächtnis trüme, die nicht geschrieben werden und deshalb die besten sind, kam ein kräftiger Schritt durch das Atrium und das Tablinum, und eine störende Stimme rief hinter ihm: „Selve!“

Es war M. Falarisius Torso, ein Bildhauer, das heißt kein Handwerker der selbst den Meißel führte, sondern der Besitzer einer „Fabrik“ echt griechischer, garantiert selbst aus Helios eingeführter Plastiken.“ Diese Reklame stimmte, denn der Meister, der für ihn schaffte, war ein griechischer Sklave und dem hatte er die Überfahrt bezahlt. Der Sklave Sosias kannte alle Meister von Praxiteles bis Pasiteles und machte sie nach, wie beh... Aber seit einiger Zeit gingen die Geschäfte schlechter. Die übermäßige Einfuhr von Originalen drückte den Preis auch der besten Imitation.

„Donnerwetter!“, sagte der Besucher, oder vielmehr: „Pot Jupiter, was hast du da?“ Er taxierte mit schnellen Augen den Wert. „Schade!“, stellte er fest.

„Schön!“, sagte der Dichter.

„Kaputt!“, bedauerte der Besucher.

„Vollendet!“, begeisterte sich der Besitzer, „Sieh mal diese beseelten Füßchen, zu fein für Sandalen“

„Aber die hat ja nicht einmal Beine.“

„Und die Hände, nicht wahr, sie hñt einen Kranz, um sich zu schmücken.“

„Sie hat doch keinen Kopf.“

„Hat deine Tullia einen?“ fragte der Dichter bissig. „Nein, das hat bloß ein Gesicht.“

„Aber hier!“, fuhr der Dichter fort, „das Köpfchen, das man sich dazu danken kann, — reizend. Und jeden Tag ein anderes! Eine Frau, die jeden Tag anders ist, könnte meinestwegen alle Tage dieselbe sein.“

„Was hast du getrunken?“ fragte der gute Freund „Schönheit! Torso. Das Schönste an der Schönheit ist nämlich immer unsere schöne Phantasie.“

„Na ja“, der Händler grinste, „was da ist, ist schön.“

„Das Schönste ist immer, was nicht da ist. Sieh nur sie atmet!“

„Sie wird noch singen.“

„Sicherlich, wenn du gehst.“

Der Händler wollte noch eine schmutzige Bemerkung machen über Hauptsachen, die ja da wären, aber der Hausherr wies nur mit dem Daumen hinter sich zu Torso.

„Der ist verdorrt!“, stellte der Besucher zu seiner Beruhigung fest, indem er abging.

Auf dem Heimweg kam ihm ein Gedanke. Er rief seinen Sklaven und Meister, den ergrauten Griechen Sosias: „Hör mal!“, sagte er, „die Leute sind hierzulande heutzutage Ästheten — sie lieben Dinge ohne Hand und Fuß. Die Leute sind Phantasten — sie brauchen keinen Kopf und denken sich das Beste zum Guten dazu. Also werden wir eine Vereinfachung unseres Fabrikationsverfahrens vornehmen. Du hast nämlich keine ganzen Figuren mehr aus. Der Kopf bleibt weg. Arme und Beine kriegen sie auch nicht mehr. Dann ist auch keine Gefahr, daß die Nase schief wird oder ein Finger abbricht beim Transport. Kurz, wir stellen nur Rümpfe her, den Götterboten Hermes ohne Beine, die zärtliche Aphrodite ohne Arme und meinetwegen den Zeus von Otricoli ohne Kopf. Dann sagen wir, sie wären einmal ganz gewesen, und verkaufen sie als besonders alt zu besonderen Preisen.“

Sosias erschrak — denn er war ein Künstler. Dann verstand er den Trick — denn er war ein Gelehrte. Dann lächelte er: „Ja, Herr!“, — denn er war ein Sklave.

„Halt, noch die Hauptsache!“, schloß der Fabrikant, „und dieses neue Produkt meines Betriebs nennen wir nach dem Erfinder und Hersteller: Torso. Fein, was?“ Er rief sich die behaarten Hände. „Darauf würde ich mir ein Patent erteilen lassen, wenn es heute sowas schon gäbe.“ — So entstand die Bezeichnung Torso. Ähnlich wie für jene Säulen, mit denen Ernst Lieftz zusammen mit dem Zirkusdirektor Renz seit 1854 die Straßen der Städte schmückte, die Bezeichnung „Lieftz-säulen“. Sie sind gar nicht dorisch, noch ionisch, aber praktisch und enthalten den konvexen Anteil der „Neuesten Nachrichten“ um einen leeren Raum herum. Auch andere haben hier Erfindung ihren Namen gegeben, so Drais, der Draisine, der Großmutter unseres Fahrrads, Dynamo, seiner Maschine, Leibnitz, den Keks, Bismarck den Hering. Velt heißt es noch heute in Fällen der Spannung und Celsius, wenn es im Zimmer zu kalt ist. Genau so Torso, wenn etwas antik und entzwei ist. Bei Porzellan sagt man besser „Bruch“.

Nun können mir alle im archäologischen Fach Zünftigen entgegenhalten, diese These sei laienhaft, womit sie gleich ihre kritische Gelehrsamkeit beweisen, und etwa behaupten, die Bezeichnung stamme von Gianfrancesco Torso aus Arezzo, der für Papst Julius II. und Leo X. alles Antike aufkaufte, was Beine und keine Beine hatte. Hal, denn werden wir Broschüren schreiben, hin und her und die Wissenschaft ist um eine ausbaueunfähige Kontroverse reicher.

Aber das wird keinen Torso kümmern, weil er keinen Kopf hat für Kontroversen, keine Hände für Broschüren und keine Füße, um in das sonstige Land zurückzukehren, wo er zu Hause ist.

ES WAR EINMAL

Es war einmal ein Mann, der hatte verehentlich seinen Koffer im Hotelzimmer stehengelassen. Er eilte also in das Hotel zurück und trat zum Portier. „Ich möchte meinen Koffer holen.“ — „Ihr Koffer steht noch im Zimmer. Das Zimmer ist leider bereits vermietet.“ — „Das macht nichts. Ich werde hinaufgehen und ihn holen.“

Der Mann stieg hinauf Vor der Zimmertür bleibt er stehen. Er hört zwei zärtliche Stimmen

„El, was gehört denn das reizende winzige Händchen?“ „Deiner Marianne Schatzell!“

„El, was gehört denn das verführte bleue Auge?“ „Deiner Marianne Schatzell!“

„El, was gehört denn der zuckersüße rote Mund?“ „Deiner Marianne Schatzell!“

Dann konnte es der Herr vor der Tür nicht länger für sich behalten er klopfte an und rief:

„Wenn Sie bei dem großen braunen Koffer neben dem Bett angekommen sind, Herr Schatzell, dann brauchen Sie nicht erst lange fragen — um der Koffer gehört nämlich mir!“

J. H. R.

DAS MÄRCHEN VOM KLEINEN SCHWEIN

VON OTTO HOFMANN-WELENHOF

Herr von Hampel, Uraltensionist, saß in seiner stillen Behausung und blätterte versunken in einem dicken Märchenbuch. Es waren freilich nicht die Märchen der Brüder Grimm, sondern die Frau von Rokitsky, und sie begannen auch nicht mit „Es war einmal ein Königssohn...“, sondern: „Man nehme von zehn Eiern das Gelbe...“, und sie hießen daher auch nicht „Deutsche Volksmärchen“, sondern „Süddeutsche Küche“. Herr von Hampel durchschritt das Zaubereich der Suppen und Soßen, das Schleraffenland der „Aufkufe und Überglüsse“, verweilte mit Innigkeit in den Bezirken der Braten und Fischgerichte nebst

Zutaten, und als er mählich in die Getilde der Mehlspeisen, der „kleinen Desserts“ und des „Gefrorenes“ vordrang, überlastete „diese Fülle der Gerichte“ — wie man variierend sagen konnte — seinen wachen Verstand und seine gesunde Urteilskraft. Vielleicht schielte er auch vollends ein und träumte Fastzuthalten bleib! Jedenfalls, daß Herr von Hampel sich plötzlich in einen tiefen Wald versetzt wähnte, in eine Gegend, in der wohl eher Grimmsche Königsöhne als Rokitskysche Königskuchen zu Hause sind.

Hampel mußte gar nicht lange warten, als ihm schon das erste Abenteuer zustieß. Er kam an

eine Höhle, vor der ein drachenartiges Gebilde lag, alt und zahlos, eine gewisse Ähnlichkeit mit seiner Hauswirtin, der Frau Schostal, war nicht von der Hand zu weisen. Was aber Herr von Hampel im Innern der Höhle gewahrte, ließ seinen Herzschlag in holdem Entzücken stolpern: tatsächlich, Freunde, ein Schweinchen! Jung und rosig und doch schon von beglückender Vollschlantheit! Diese zarten Seiten sich mit Sauerkraut vorzustellen und die runden Schenken geselcht und im Rüsselchen eine Zitrone und zu den graziösen Füßchen eine entsprechende Portion Kartoffelsalat gelegt und die Karbonadelfchen und das Leberlein, so wunderbar! v. Hampel erschauerte in Seligkeit und seine innere Bewegung war so groß, daß sie dem wachstamen Drachenauge nicht entgehen konnte. Es knurrte.

Herr von Hampel, 52 Jahre im Schalterdienst, also im „Parteienverkehr“, tätig gewesen, wußte, wie man Menschen und Märchenwesen zu nehmen hat. Er verneigte sich höflich und sprach: „Ich habe fixe Pension und ehrbare Absichten.“ Der Drache erlöste und spielte kokett mit seinen Rückenhöckern. „Ihr Antrag ehrt mich sehr“, erwiderte er würdig, „und wenn es Ihnen recht ist, will ich nur rasch meine nötigen Papiere zusammensuchen.“

„Sehr recht“, bestellte von Hampel erfreut, da er nun sicher sein durfte, den Drachen mindestens ein halbes Jahr lang vollauf beschäftigt zu wissen. Kaum hatte sich das Untier in beglückter Eile entfernt, hüpfte das liebe Schweinchen selig aus der Höhle und zwitscherte: „Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, mein Herr!“

Herr von Hampel erschrak heftig und zugleich grub sich eine tiefe Falte des Unwillens in seine Stirn. Er hielt nichts von Schweinen, die reden. Schweine sollen still und fett sein. Was viel spricht setzt keinen Speck an und ein Schwein ohne Speck ist wie eine — — ihm fehlten schickliche Vergleiche in seinem Groll.

„Was wollen S’?“ schnauzte er, läh von der Sonnseite seiner Schalterpraxis zu deren Bartschelte wechselnd. „Red’ me net lang geh mei!“

„Sie irren sich, mein Herr!“ verzog das Schwein stolz den Rüssel. „Ich bin nicht das, wofür Sie mich halten mögen. Ich bin eine verzauberte Prinzessin.“

„Um Gotteswillen!“ entfuhr es Hampel ehrlich. „Tun S’ mir nur das nicht an! Was soll’ denn ich mit einer Prinzessin anfangen, wo ich in Untermitte bei der alten Schostal wohne? Aber ein Schwein! Hinten im Hof unterm Holzer bau’ ich Ihnen einen Stall wie a Villa“. lockte er süß, „und vom ganzen Achtzehner-Haus sind Ihnen die Abfäll’ sicher und wir sind 34 Parteien! Gehen S’, sind S’ so gut“, bat er treuherzig, „und tun S’ mir den Gefallen und bleiben S’ ein Schwein!“

Da wurde aber die verschämte Prinzessin zornig. Sie stellte sich — nicht nur bildlich, sondern in der Tat — auf die Hinterfüße und stieß mit dem Rüssel nach dem freßlustigen Ritter und schrie — „Sind S’ doch wieder vor dem Essen eingetunkt, Herr von Hampel!“, daß in vorwursvoller Schärfe Frau Schostal „Wird ja alles eiskalt! Ewig sched um das schöne Schweinsgulasch!“

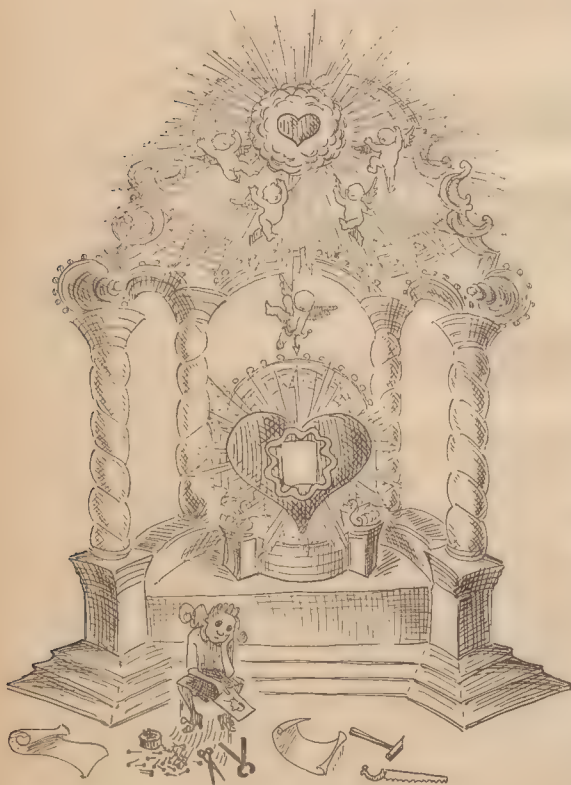
Halb befangen in den Gaukeleien der Traumbilder, murmelte Herr von Hampel: „Schweinsgulasch? Von der Prinzessin?“

„Ah, was reden S’ denn!“ schnappte ihn die Wirtin scharf ab. „So was Blödes, wo soll’ denn da a Prinzessin herkommen?“

„Warum net?“ verteidigte sich Hampel unerschrocken. „Der Drach’ ist ja schließlich auch da!“ —

Ihr selbstgebasteltes Liebesaltärchen

(Fr. Böhm)



Altario d' amore, raffazzonato con le proprie mani



„Mach rasch, Trude, der Chef wird gleich kommen!“

„Wenn schon, der arme Mann brauchd dringend 'n bißchen Ablenkung!“

Compiacenza: 'Spicciati, Geltrude! Il principale verrà tasto!'. — 'E che importa? Il poveraccio ha bisogno urgente d'un pò di distrazione!..

DIE NEUE

VON JO HANNS RÜSLER

Ehefrauen verzehren dem Ehemann vieles, nur eines nicht in der heutigen Zeit: das Hausmädchen zu verstimmen, zu verärgern oder gar zu vergrämen. Denn war erst einmal ohne Hausmädchen in seinen häuslichen vier Wänden sitzt, sitzt lange. Nur einem seltenen Glücksfall ist es dann zu verdanken, wenn man erhört, wo ein Mädchen gerade seinen Posten wechselt. Dann läuft man hin, daß es nur so stiehlt, kommt ohne Hut und Mantel und Luft an und wenn man vor der Tür mit dem ersehnten Namen steht, und die Portiersfrau geht gerade vorbei, dann versagt fast die Stimme vor Erregung: wenn man fragt:

„Wohnt hier Frau Anna?“
„Ja. Wohnt nur sie hier.“
„Und ist sie noch frei?“

„Frei ist sie auch noch“, antwortet die Hausmeisterin und betrachtet kritisch die aufgeregte Hausfrau Emilie Flink. Aber ob sie ihnen als Herrschaft nimmt, das ist ein anderes Kapitel — momentan ist sie beim Friseur — aber wenn Sie in ihrer Kammer auf sie warten wollen — sie kommt gleich wieder —

Oh, wie gern wartet Emilie. Sie tritt also in die kleine Kammer ein, auf deren Tür der Name der Gesuchten steht, und da sie eine gute Hausfrau ist und nicht gern müßig sitzt, nimmt sie von der Kommode den Fleckkorb Annas und sauft Strümpfe. Nein, sie tut es wirklich nicht nur um des guten Eindruckes willen oder um sich einen Stein im Brett zu sichern, es ist schon so ihre Art, wenn auch ihr Tun nicht des erwählten Hintergedankens entbehrt. Denn wer unter uns nützt nicht die Gelegenheit sich ins gute Licht zu setzen, wenn es darauf ankommt, im guten Licht zu sitzen? Nun aber wollte es ein schelmisches Geschick, daß Just zur gleichen Stunde die Hausfrau Amalie Fluggs von Anna und ihrer freien Tätigkeit er-

fuhrt. Und wenn Frau Fluggs auch nicht so geschwind wie Frau Flink war, so rasch war sie dennoch, um noch vor Annas Heimkommen vom Friseur in Annas Kammer zu erscheinen, und da sie dort eine Frau über den Strümpfen gebeugt sitzen sah, nahm sie mit Recht an, dies wäre die gesuchte Wirtschaftlerin Anna. Kann man es aber umgekehrt der wartenden Emilie Flink verdanken, wenn sie die eintretende Amalie Fluggs für die erwählte Anna hielt? Die beiden Damen in ihrem gleichseitigen Irrtum befangen, eilten also hocherfreut aufeinander zu und riefen gleichzeitig:

„Gott sei Dank, daß Sie da sind!“

Und jede, froh als erste der gesuchten Anna gegenüberzustehen, überquoll vor Lebenswürdigkeit, was schon bei der ersten Begrüßung begann:

„Aber behalten Sie doch Platz!“ rief Frau Fluggs.

„Bittet Nach Ihnen!“ rief Frau Flink.

„Nein. Nach Ihnen!“

„Aber ich bitte Sie!“

Und jede fraus sich über die andere, wie unerhört höflich und gut mütterlich die Neue schon von Anfang an war. Frau Fluggs hielt sich nicht lange mit Vorreden auf, sondern ging ohne Umschweife auf ihr Ziel zu.

„Ich komme hoffenlich nicht zu spät wegen des Postens?“ fragte sie.

„Im Gegenteil“, antwortete Frau Flink freundlich, „ich warte ja hier auf Sie und habe ein wenig Strümpfe gestopft.“

Frau Fluggs nickte hocherfreut:

„Sehen Sie! Das war mein erster Eindruck! Ich habe daran sofort erkannt, daß Sie die richtige Frau für mich sind!“

„Wie will man auch zusammen wirtschaften, wenn jeder nur seinen abgezielten Teil Arbeit tut“, antwortete Frau Flink bescheiden.

„Das ist auch meine Meinung, ich habe überhaupt den Eindruck, wir zwei werden sehr gut miteinander auskommen.“

„Das gleiche Gefühl habe ich auch.“

„Denn wären wir also im Prinzip uns einig?“

„Wenn Sie wollen — an mir soll es nicht liegen.“

„Die Sache ist also zwischen uns abgemacht?“

„Das Engagement ist perfekt.“

Und sie schüttelten sich die Hand, jeder glücklich, so schnell ein neues Mädchen gefunden zu haben und noch eine wahre Perle dazu.

„Das wird ein gemüthlicher Haushalt!“ fuhr Frau Fluggs froh fort, „wir werden zusammen in der Küche stehen —“

„Wir werden zusammen kochen —“

„Zusammen abwaschen —“

„Zusammen abrocken —“

„Kurz, wir machen alles zusammen. So habe ich es immer gehalten. Freilich, wenn der andere Teil nicht will, Unbillung ist —“

„Und brummig —“

„Und knurrig —“

„Immer gleich beleidigt —“

„Dann kann es natürlich nicht gehen! Aber wir zwei —“

„Wir vertragen uns!“

„Es ist wunderbar, wie wunderbar wir uns vertragen! Ich bin eine große Sorge los!“

„Und ich erst!“ antwortete Frau Flink selig, und wieder schüttelten sich die beiden Frauen die Hand. Plötzlich fragten sie gleichzeitig:

„Was nun den Eintritt anbelangt —“

Sie lachten und fuhrten fort:

„Wann dachten Sie?“

„Je eher, desto besser!“

„Am liebsten schon morgen!“

„Noch lieber heute.“

„Sie sprechen mir aus der Seele! Also heute!“

Und zum drittenmal besiegelten sie ihren neuen Bund mit einem Händedruck und Frau Flink und Frau Fluggs wußten sich vor Glück kaum zu fassen, ein wie reizender neuer Hausgenosse Anna war.

Und während sie sich noch die Hände schüttelten und sich treuherzig ins Auge sahen, da ging die Tür auf und die richtige Anna, frisch vom Friseur, erschien in der Tür. Aber ehe sie noch den Mund aufmachen konnte, rief Frau Fluggs schnell:

„Wann Sie etwa wegen der Wirtschaftlerin Anna kommen meine Liebe —“

— da hätten Sie ein wenig früher aufstehen müssen, meine Beste!“ ergänzte Frau Flink zu friedlichen lachend, und die beiden Damen marschierten, ein Herz und eine Seele, an der verätzten Anna vorbei hinaus ins Freie. Seht, so kann es gehen in der Welt!

Drohung - Minaccia

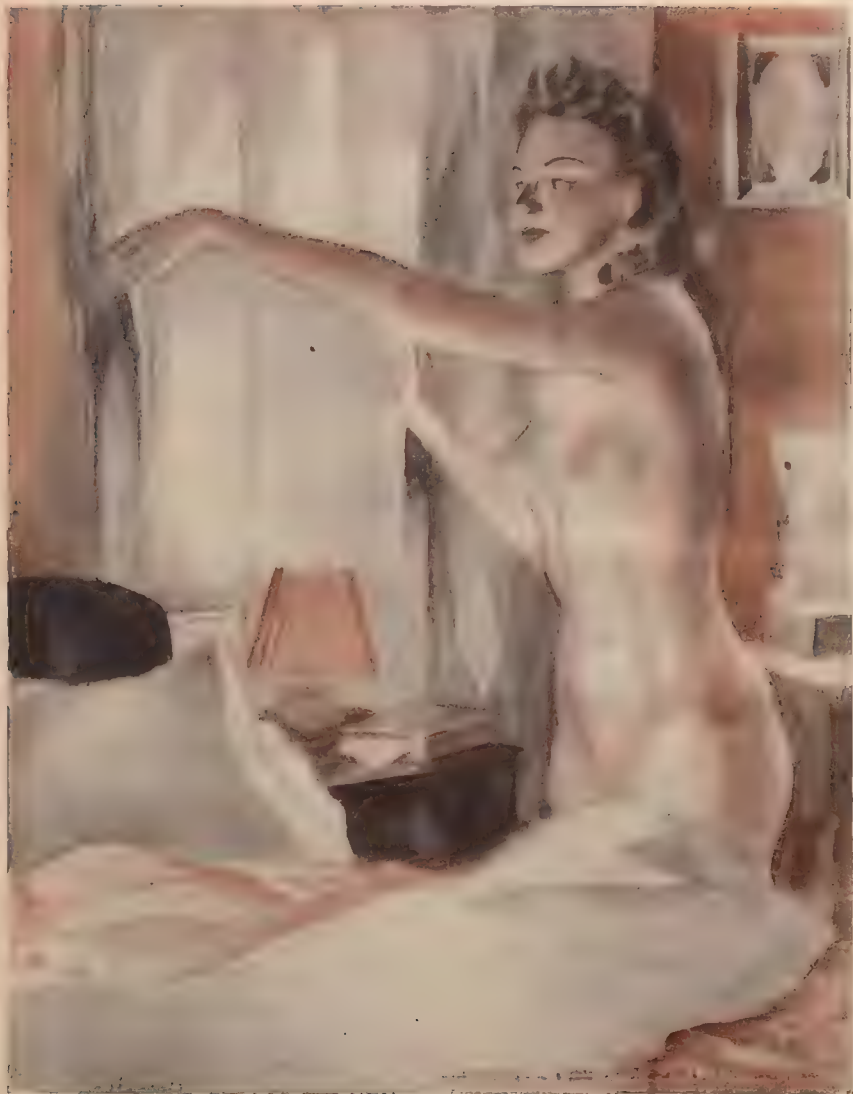
(Macon)



„Also Herr Nachbar, das soll sag‘! Eahna: daß Sie net zum Ersten das Hais verlassen haben erhebt‘ ich Räumungsklage!“

“Dunque come confinante ve lo dico chiaro e tondo: Se col primo non avrete lasciato a casetta spogerà quella disgombera!“





„Wenn ich wüßte, ob das Fenster gefroren ist, und wenn ich überdies wüßte, ob die Eisblumen nicht ganz undurchsichtig sind, dann könnte ich ruhig den Vorhang aufziehen!“

La circospetta: "Se sapessi che la finestra è gelata ... e se inoltre sapessi che i fiori del cristalli non sono affatto opachi, allora potrei alzare tranquillamente la tendina!,"

KASPA BRANDHOFERS HOCHZEITSTAG

VON H. DÖRR

Der Tag hatte schon gut angefangen. Am frühen Morgen, als der erste Sonnenstrahl fürwirts in seine Kammer guckte, sprang Kasper aus den Federn und ging auf bloßen Sohlen in den Hof hinaus, um sich am Brunnen zu waschen. Er hatte eine gründliche Reinigung vorgesehen, denn schließlich feierte man nicht jeden Tag Hochzeit. Doch gerade als er seinen Kopf in das klare kühle Naß stecken wollte, glitt er aus irgendeinem unerforschlichen Grunde aus und schlug mit der Stirn so hart an den steinernen Brunnenrand, daß ihm im selben Augenblick trotz des lachenden Sonnenscheines ein Haer von funkelnden Sternlein aufblitzte und himmlische Engelchörle trauete Hochzeitseisen in seine Ohren zu singen schienen. Er kam erst wieder in die rauhe Wirklichkeit zurück, als ihm eine leuchtende Zunge kosend über das Gesicht fuhr und das warme Blut, das aus einer michtigen Beule an der Stirn langsam hervorströmte, gewissenhaft abtrocknete. Es war der schwarze, struppige Köter Nero, der ihm in unwechselbarer Truppe dieses Liebesdienst erwiesen hatte und nun leise winselnd, mit furchtsam eingezogener Rute vor ihm stand. Mit einem kernigen Flöten, wie ihn eben ein alpenländischer Holzknecht nicht müde und maßlos aufschreien könnte, riefte sich Kasper auf und bestaunte sorgsam seinen Schädel. Gottlob, er war soweit ganz geblieben. „Ich hab' es ja immer gewußt, die Bärbel ist nicht die Richtige für mich, die Regina hätte ich nehmen müssen. Es ist schon ein rechter Wink des Himmels, daß er mir gerade heute ein solches Ereignis hat, was, Nero?“ philosophierte er zu dem aufmerksten lauschenden Hund, der eifrig mit dem Schwanz wedelte, dem Bewußt, daß er, wie immer, mit den Worten seines Herrn eifrig ging.

Verdämmt, die Beule an der Stirn war schmerzhaft noch schmerzlicher aber wider für Kasper die Erkenntnis, daß er wahrscheinlich im Begriffe stand, eine nie wieder gutzumachende Dummheit zu begehen, wenn er die Bärbel wirklich heiratete. So wollte er, mit sich und der Welt unzufrieden, wieder ins Haus zurückgehen. Da aber ein Unglück bekanntlich nur ungern allein kommt, oder aber weil ihm das Schicksal wohlwollender als einem zweiten Unfall, wie versetzt wollte, sprang in diesem Augenblick der Hund Nero, verückt vor Freude, daß sein Herr wieder aufrecht ging, an ihm hoch und dann zwischen seinen Beinen hindurch und brachte Kasper dadurch neuerlich zu Fall. Diesmal war es unglücklichweise sein Gesichtsvorsprung, der in heftigster Art mit der Steinplatte vor seiner Haustüre Bekanntheit geschlossen hatte.

Der Fluch, den Kasper jetzt vom Stapel ließ, hätte auch dem ruhenden Seebeln zur Ehre gereicht. Doch allmählich glätteten sich die düsteren Wogen auf seinem Gesicht und machten einem fast vergnügten Schmunzeln Platz. In diesem Zustand, mit geschwollener Nase und verbeulter Stirn konnte er doch nicht unter Menschen gehen und Hochzeit machen, das war klar. Und nachdem der Tag ja doch einmal zum Feiern bestimmt war, genehmigte er sich vorerst einen tüchtigen Korn aus all den Schrecken, und hinterher einen Wechsel, und dann sileo er wieder ins Bett.

Es war schon ein gutes Gefühl, seinen Hochzeitstag einfach zu verschlafen, wollte er gerade mit Feststellung. Doch dann besann er sich und erschrak doch einigermaßen. Geheiratet mußte ja auf jeden Fall werden. Es hatte sich nämlich ergeben, daß seine ältere Schwester, die ihm bisher die kleine Wirtschaft bestellte hatte, es ganz plötzlich mit der Angst bekam, überzubleiben, und daher den Erstbesen, der um sie fiel, zum Mann genommen hatte. Somit war Kasper ebenfalls vor die Lage gestellt, nach einer Frau Ausschau zu halten, denn während er im Sommer weithin hüllend die Axt schwang und im Winter mit dem Kufenschlitten das Holz zu Tal fuhr, mußte dahem die braune Leise im Stall und das zehnteilige Fadelvieh versorgt werden. Außerdem war er nahezu dreißig Jahre alt und auch sonst ein Freund des Ehestandes nicht abgeneigt. Er wollte allerdings nicht die Erbseste nehmen, darum hatte er lange und sorgfältig zwischen zwei Mädchen gewählt, die ungefähr so verlie-

den waren wie Tag und Nacht, oder besser gesagt, wie Himmel und Hölle. Flachshaarig, klein und zierlich gebaut und von sanftem Gemüt, dabei aber bettelarm, war die Magd Regina. Dunkelhaarig, mit blitzenden Augen, groß und stattlich von Wuchs und mit einer ebenso stattlichen Mißgüt versehen war die Krämers-tochter Bärbel. Daß sie bis heute noch zu haben war, lag nicht an den schönen Wiesen und Feldern, die sie außerdem noch mitbekam, sondern einzig und allein an ihrer ungunstigen, herrischen Art, die schon mehr als einen Freier rechtzeitig hatte abgelehnt.

Den Kasper, mit seiner großen, sehnenigen Gestalt und dem braungebrannten stets lachenden Gesicht mochten beide Mädchen gut leiden, das merkte er an Reginas Jähem Erbitten, wenn er ihr in die Arme lief, und am leuchtenden Blick ihrer blauen Augen, und das sagte ihm Bärbel in ihrer unbe-kümmerten, freien Art so milten ins Gesicht, daß es an ihm lag, rot zu werden.

Je nun, auf die Haarfarbe war Kasper bei einem Mädchen nicht versessen, dagegen war die runde Summe, die Bärbel mitbekam, eine nicht zu verachtende Aufgabe, und die Widerhaken, die sie auf ihren blanken Zähnen trug, die würde er ihr in der Ehe schon austreiben, wenn es notwendig war, auch samt den Zähnen.

So hatte er gedacht, als er sich endgültig für die Bärbel entschieden hatte. Aber schon während des kurzen Brautstandes dämmerte es ihm manchmal erschreckend, daß es mit dem Grabblegen der Bärbel eine krumme Sache werden dürfte. Die zwei Schicksalswinke an seinem Hochzeitmorgen schienen seine trübten Ahnungen übrigens nur zu bestätigen, dachte er gerade noch im Einschlafen.

Er wurde erst durch ein kräftiges Rütteln am Arm wieder aufgeweckt. Bärbels kleiner Bruder stand vor ihm und schmeckte erst tüchtig nach Luft, so daß er gar zu laufen.

„Kasper, ja du bist verrückt? Du liegst im Bett und schlafst, und bel uns dahem werten schon die Hochzeitsgäste voll Ungeduld. Und die Bärbel, die ist fuchseuliebwild und hat schon drei idene Töpfe zusammengeschnitten. Das wird einen feinen Hochzeitstisch geben, wenn du nicht bald kommst!“, grünte der sommersprossige Knabe übers ganze Gesicht.

Kasper kratzte sich am Kopf. „Hm, höflich wild war die Bärbel also schon? Da mußte er sie fürs erste zu beruhigen trachten. Er sprang aus dem Bett und gab dem Buben eine hölzerne Kassette, in der, in blauen Samt gebettet, zehn funkelnde

Silbermünzen, ein Erbstück seiner Mutter, lagen. „So, das bring' einsteilen der Bärbel, es ist meine Morgengabe für den heutigen Tag, und sag ihr, ich künge gleich nach!“

Als der Jüngling weggelaufen war, zog er bedächtig seinen Fingerring aus, auch wenn ihm dabei gar nicht wohl zu Mute war. Dann machte er sich auf den Weg ins Dorf, das von seinem am Berghang gelegenen Haus etwa eine halbe Gehstunde entfernte war.

Am Weg dahin begegnete er als drittem und ausschließlichem Schicksalswinke der Hebräischen Regis ihr Haar schimmerte wie die goldgelben Xhren im wogenden Weizenfeld, nur ihre Augen waren heute trüb und glanzlos. Sie attrakte ihm aber die Hand entgegen und sagte: „Willst du gleich als erste zum heutigen Tag gratulieren. Aber, was ist mit dir geschehen, Kasper?“ fragte sie erschrocken und strich ihm behutsam über die verletzte Stirn.

Ah, das Mädchen hatte eine gute Hand, und er war ein verdammter Idiot, sich an Bärbel verkauft zu haben. Noch war es aber nicht zu spät, so etwas Ähnliches mußte er Regina gesagt haben, denn wenige Augenblicke später leg sie schluchzend und glückselig die Hand auf sein Gesicht. Soviel war alles alles in Ordnung gewesen, aber vorerst mußte noch die Sache mit Bärbel in Ordnung gebracht werden, und dann wollte er ihr auch die Morgengabe, die er ihr so vorzeitig ins Haus geschickt hatte, wieder abverlangen.

Kasper schritt also rüstig aus und traf bald danach im Hochzeitshaus ein. Dort zog ihm Bärbel für einen Augenblick in ihre Kammer, um ihm den Brautkuss zu geben, meinten die Leute. Wenig später traten die beiden einträchtig Arm in Arm heraus, und nur böse Zungen konnten behaupten, daß der schellende Schlag, den man eben aus der Kammer vernommen hatte, in Irland einem Zusammenstoß mit der flammenden Röhre auf Kaspers linker Backe stand.

Es war aber auch wirklich schnell und überraschend für ihn gekommen. Kaum hatte er den Mund aufgemacht, um Bärbel in aller Form sein Wort zurückzugeben und die Silberlinge zurückzubringen, da ihre Hand auf sein Gesicht gelandet, und ebenso rasch hatte sie die Türe aufgeschoben, ihn am Arm genommen und war mit ihm heraus-spaziert.

Es knallte übrigens noch ein zweites Mal an diesem Vormittag, das war, als der Bräutigam kurze Zeit später auf die Frage: Kasper Brandhofer, bist du gewillt, die hier anwesende Jungfrau Barbara Schmaier zu deinem Weibe zu nehmen?“ mit einem lauten und vernehmlichen „Nein!“ antwortete.

Wäre Bärbel eine zerbarbelte Stadtdame gewesen, dann wäre sie in diesem Augenblick wahrscheinlich in Ohnmacht, zumindest aber in einen herzerschütternden Weinkampf gefallen. So aber knallte es zum zweitenmal an Kaspers Hochzeitstag, und nun flammte auch seine rechte Wange in purpurnem Rot auf.

Kasper war einen Augenblick arg verärgert, dann aber annahm er sich und langte nach seinem Bräutigam, daß der weiße, düftige Schleier in ihrem Haar nur so in der Luft herumwirbelte und die Brautjungfern vor Schreck laut aufschrien. Und das war das Signal zur allgemeinen Festlichkeit. Hul, wie stürzten sich die Bärbels Freunde auf die sein, wie krachten nun die beiden lustig aufeinander und wie wohlgeleitet saßen die Orphegen und Nasenbüten auch im Gesicht manches friedliebenden Hochzeitstages, der da meinte, durch sein besonnenes Dazwischentreten die Festesfeier stören zu können. Letzten Endes aber lachende Freund und Feind, wenn aus zum Teil stark angeschlagen, gemeinsam im „Goldenen Löwen“, wo der vorbereitete Hochzeitsschmaus auch ohne Hochzeit verzehrt und mit reichlichen Mengen goldenen Weines hinuntergespült wurde. Nur einer fehlte dabei, das war Kasper Brandhofer. Der sah indes auf der kleinen Bank vor seinem Haus und hielt die lachende, glückliche Regina in der Hand und schied sich ab, daran mit ihr seinen neuen, endgültigen Hochzeitstag festzu legen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Johannes trat zum Schreibtisch.

Der Staub lag fingerdick.

„Kiddy!“

„Schonster?“

„Auf meinem Schreibtisch —“

„Ja, Bester?“

„Ist wieder nicht Staub gewischt!“

Kiddy sah Johannes vorwurfsvoll an.

„Da siehst man — wie wieder recht, wie lauslich du bist, Johannes —“ Da ist schon die ganze Woche nicht Staub gewischt — keinen Tag hast du etwas gesagt — zu Haus!“

J. H. R.



Nachdem ihn Stalin zum Marschall ernannt hat, ist Tito mit dem Band der britisch-amerikanischen Ehrenlegion ausgezeichnet worden.

"Società dell' assassino,": Dopo che Stalin lo ha nominato maresciallo, Tito è stato decorato col nastro della Legione d' onore anglo-americana.

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Onkel Sams Wunschtraum

(O Gulbransson)





DIE WAAGE

VON WALTER FOITZICK

Im Bahnhof der kleinen Stadt stehen die Automaten. Sie stehen da so harmlos und träumen von Schokolade, Pfefferminzstangen, Gulein und anderen süßen Dingen, und manchmal kommen Leute, die im Bahnhof auf und ab gehen, und träumen auch ein bißchen mit, da sie meist ziemlich viel Zeit haben, bis der Zug kommt.

Da ist aber auch ein Automat, der hat nichts Süßes zu vergeben, hatte es nie. Der gibt nur jedem, der es wissen will, sein genaues Gewicht an und bestätigt es ihm sogar schriftlich, mit Datum noch dazu. Er führt ein beschaufliches Hieseln, dieser Wiegeautomat, und nur selten kam einer, der sich davon überzeugen wollte, daß er nicht zuviel zugenommen hatte in letzter Zeit. Aber heute wurde dieser Automat entdeckt. Ein Junge stand längere Zeit vor ihm und blickte durchs Glasfenster das verwickelte Räderwerk. Er rüttelte da und drückte dort, wie Buben zu tun pflegen, wenn sie Zahnräder und Hebel sehen. Dann kramte er in seiner Tasche, stellte sich auf die Plattform, las noch einmal genau die Anweisung und steckte das Zehnerl in den Schlitz. Der Automat surrte, die Zahnräder drehten sich, der Automat funktionierte, wie es sich für einen Beamten auf einem öffentlichen Bahnhof geziemt. Er gab die Karte mit dem erzielten Lebendgewicht vorschriftsmäßig von sich. Der Junge war zufrieden mit der Technik. Das hatte ein Herr gesehen, ein Herr mittleren Alters. Er trat auch an den Automaten, las, zog sein Zehnerl und wog sich. Eine Dame kam auch hinzu, fand die Sache mit zehn

Pfennig nicht überzeugt und erhielt ihr Gewichtsdokument. Nun, was dreißig, möchten mehr tun. Bedenken Sie, für ein Zehnerl! Was kann man sonst für ein Zehnerl haben? Und gar nicht hintenrum, sondern ganz offiziell und ohne Marken. Immer mehr Leute strebten herbei. Jeder wollte die Gelegenheit beim Schopfe packen. Wahre Wiegeorgien brachen aus. Man stand am Automaten an, in Einerreihe und dann in Dreierreihen. Und da immer welche da sind, die auf die andern aufpassen, weil in ihnen der Drang zum Ordnungsmann mächtig ist, erhob sich das Feldgeschrei: „Hinten anstellen!“ Ich glaube, an diesem Tage ging hier keine ungewogen von dannen, je ich habe sogar einige gesehen, die haben sich heimlich zweimal gewogen. Ist ja klar, man konnte nicht wissen, ob diese günstige und preiswerte Gelegenheit sobald wiederkäme. Ja, ja, man hatte schon manchesmal versäumt, sich rechtzeitig einzudecken. Aber hier wollte man mal richtig ins Geschäft einsteigen. Ich habe mich natürlich auch gewogen, ich kann es nur empfehlen, Friedenspreise und in alter Qualität.

HERRLICHE MINUTEN

Es war noch vor dem vorigen Weltkrieg, wo es mit der sozialen Fürsorge noch sehr im Argen war und die bestellten Armenpfleger ihr Amt mit mehr Würde als Verstand und Herz verwalteten. Und so ein Armenpfleger war es auch, der einem armen jungen Kerl seines Bezirkes die heftigsten Vorwürfe machte, als er ein neugeborenes Knäblein anmeldete.

VIS MAJOR

Gott oder respektive Das,
was man so heißt, kennt keinen Spaß,
gibt nichts auf deinen Tatendurst,
und was du redest, ist ihm wurst.

Er hat dein Arrangement zerrupft.
Du bist beleidigt und verchnupft.
Du rollst Galopp, er ist für Trab...
Am liebsten schaffst du ihn ab.

Tja, wenn das nur so einfach wär!
Wie du's auch antust, geh's verquer.
Bist halt ein Tröpflein bloß im Strom,
und Er allein ist autonom.

Ratatöehr

„Sie haben ja selbst nichts zu beißen, wie können Sie da noch Kinder in die Welt setzen? Das wieviel ist es denn?“
„Das sechste, Herr Rat.“
„Sechs Kinder? Ja, das kann sich ja kaum der Kaiser leisten!“
Der Blattsteller drehte die Mütze verlegen in der Hand und sagte wie zur Entschuldigung:
„Sie mögen schon recht haben, Herr Rat — aber es gibt eben im Eheleben Minuten, wo sich jeder, für mehr als einen Kaiser hält.“ — J. H. R.



„Ein schwächliches Volk, diese Italiener, nur vierzehn Tage ohne Nahrung und schon verhungert!“
„Yes, da lob ich mir unsere Inder, die sind besser trainiert, die brauchen drei bis vier Wochen dazu!“

Apprezzamento inglese: „Che popolo gracile questi Italiani! Dopo due sole settimane senza nutrimento, già muoiono di fame!.. — “Ah, yes. Sia lode ai nostri Indiani che sono meglio allenati e ci resistono tre quattro settimane!..

ACKERBAU UND VIEHZUCHT

VON KONRAD SEIFFERT

Vielleicht füttern Sie sich ein Schweinchen. Vielleicht haben Sie sogar ein paar Kuhherden, die über Ihre Weiden ziehen. Vielleicht aber sind Sie mehr für die Kamikell und die Ziegen. Vielleicht wollen Sie Schafe scheren. In jedem dieser Fälle sind Sie Viehzüchter.

Und Sie klagten und stöhnten, weil Sie mit dem Viehzug so viel Arbeit haben. Und wenn man nicht dauernd die Ohren steif hält, dann gibt es weder Speck und Schinken noch Milch und Wolle. Das wollten auch Sie sagen, lieber Herr, nicht wahr? Ach, sagen Sie es nicht! Sagen Sie es vor allem nicht mir. Denn ich könnte Ihnen etwas ganz anderes erzählen. Ja, bei uns in Südamerika gibt es ein Sprichwort, das lautet: „Wer Vieh züchtet, braucht nicht zu arbeiten!“ Das ist die deutsche Übersetzung. Wahrhaftig!

Sie staunen da. Lassen Sie sich die Sache klar machen. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen. Von der Viehzucht. Jawohl.

Ramon und ich, wir hatten oft mit dem Vieh zu tun. Es ging uns ganz gut dabei. Arbeit? Natürlich hatten wir Arbeit, eine Menge Arbeit hatten wir. Dauernd waren wir hinter dem Vieh her.

Wir bewachten die Potreros, sorgten dafür, daß die Tiere gemolken werden konnten, daß sie nicht zu viel und zu wenig fraßen, daß sie genügend zu saufen hatten, daß sie nicht gestohlen wurden, daß sie sich nicht verlierten und so weiter. Wir fingen die Jungtiere ein. Wir markten sie, damit jeder Mensch an sie Fell, branten, erkennen konnte, wer ihr Besitzer war. Wir suchten die schlechtesten Tiere aus und trieben sie viele Kilometer weit zu den Stellen, an denen sie zu Geflügel oder zu Fleischextrakt verarbeitet wurden.

Wir waren immer auf dem Sprung, schlugen uns mit Banditen und andern Ehrenmännern herum, wurden von wütenden Stieren angegangen, führten einen andlosen Kampf gegen das Ungeziefer, das ein viel größerer Feind des Viehs ist als eine gut organisierte Bande von Dieben oder als Schlangen und Raubzeug.

Wir, der Ramon und ich, schwitzten, hungerten, stöhnten, waren manchmal halbtot und sehr oft müde zum Umfallen bei unserer Arbeit mit dem Vieh. Gewiß: wir saßen im Sattel, fast immer. Wir ritten. Aber wir hatten doch so unsere Mühe mit den Herden, in der Regen- und erst recht in der Trockenzeit.

Die Herren, denen das Vieh gehörte, waren immer mit uns zufrieden. Und auch sie hatten Sorgen. Sie sahen oft nach dem Kurszeitel, machten zuweilen recht lange Gesichter und packten herzhafte mit an. Ja, es waren patente Kerle darunter, wahrhaftig! So schlugen wir uns, der Ramon und ich, beim Vieh schlecht und recht durch. Wir waren ganz glücklich trotz der vielen Arbeit. Zuweilen aber geschieht es, daß der Mensch Abwechslung braucht. Also: Ramon sagte, als wir uns auf Agua del Carroñon aufhielten,

über ein halbes Jahr waren wir da beim Vieh: „Weißt du, ich möchte mal eine Weizenente mitmachen. Weizen ist eine angenehme Sache. Beim Weizen wird eine Menge Geld verdient. Wir dagegen setzen hier kein Fett an!“

Das stimmte. Fett, nein, Fett setzten wir wirklich nicht an. Und es bestand gar keine Aussicht, daß es auf Agua del Carroñon jemals dazu kommen konnte, ich war mit Ramons Vorschlag einverstanden. Der Mensch braucht Abwechslung, ich sagte es schon. Also erzählten wir Don Pablo, unserm Patron, daß wir weggehen wollten.

Er redete lange auf uns ein, sagte das Sprichwort auf, nach dem der Mensch, der Vieh züchtet, nicht zu arbeiten brauche, und dann wollte er uns ein paar Pesos zulegen. Ein paar Pesos! Als ob es uns darum gegangen wäre! Weizen wollten wir ernten! Wir hatten genug von der Viehzucht. Die Ernte hatte gerade begonnen. So gelang es uns sofort, mitten in die Arbeit hineinzukommen, ohne daß wir lange danach hätten zu suchen brauchen. Wir kannten den Namen unseres neuen Patrons

nicht. Es hieß, er lebe ständig in der Hauptstadt. Ja, wir verdienten ganz gut. Aber wir mußten auch kräftig arbeiten. Per tanto. Akkord. Selbstverständlich. Die Berechnung unseres Lohns erfolgte nach der Anzahl der an einem Tage gefüllten Weizenkörbe. Und ein Arbeitstag hatte sechzehn Stunden.

Die Sonne brannte. Das Essen war schlecht. Wir hatten kaum Wasser. Von den zwölf Mann, welche die Dreschmaschine bedienten, waren vier Neulinge, deren Arbeit die Geübteren zum Teil mitnehmen mußten.

Wir gabelten, öften die Maschinenlager, füllten die Säcke, häuteten sie zu, trugen sie weg, stapelten sie zu Bergen auf, schafften das ausgedroschene Stroh weg. Und die Maschine lief, surte, fraß Ähre und Helm. Der Motor brumpte. Die Peusen waren kurz.

Ramon, ich, alle schliefen in den etwas kühleren Nachtstunden wie Tote. Der gellende Pfiff der Maschine riß uns in der Morgendämmerung hoch. Unsere Knie wankten. Und die Qual begann von neuem.

Jawohl, es war eine Qual. Wir erkannten das schon am zweiten Tag. Und Ramon sagte: „Viehzucht ist besser als Ackerbau. Beim Vieh bist du ein freier Mann. Hier aber bist du an die Maschine gefesselt. Sie tyrannisiert dich.“

Fütterst du sie nicht mit Weizen, dann brüllt sie so entsetzlich auf, daß du erschrickst. Dazu verliert du noch deinen Verdienst!“ Und ich fragte, während ich keuchend einen Sack wegschleppte: „Hast du das nicht gewußt?“ Ramon antwortete nicht.

Eine Woche hielten wir es beim Weizen aus. Als wir gehen wollten, kam die Polizei. Der Mayor-domo des Patrons hatte sie holen lassen. Wir mußten bleiben und weiterarbeiten. Denn wir hatten uns verpflichtet, während der ganzen Dreschkampagne die Maschine zu bedienen. Wir taten es. Uns blieb nichts weiter übrig.

Auch die ärgste Plage hat einmal ein Ende. Der Tag kam, an dem es keinen Weizen mehr zum Dreschen gab. Wir waren von Getreideschober zu Getreideschober gefahren, mit der Maschine. Als uns gesagt wurde, daß der letzte drankomme, gingen wir alle an zu singen und vor Fröhlichkeit zu jubeln.

Für diesen letzten Getreideschober brauchten wir knapp die Hälfte der Zeit, die wir für jeden andern gebraucht hatten.

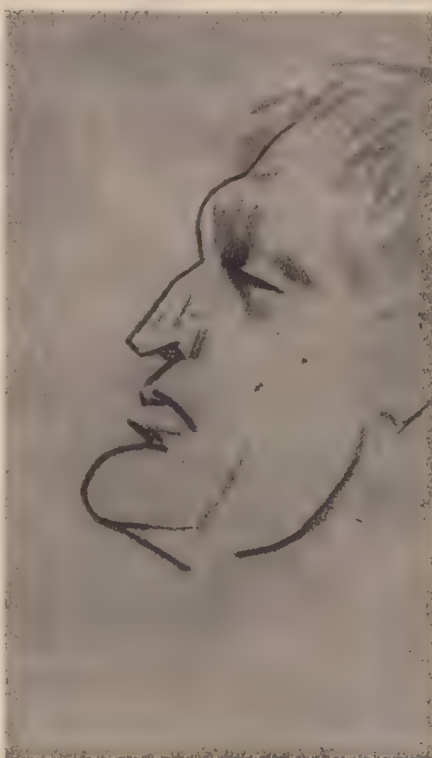
Als wir mit ihm fertig waren, saßen wir mit irren Augen, staubbedeckt, mit entzündeten Gesichtern, mit zerschundenen Händen, mit zerschlagenen Gliedern, mit ausgereikten Schultern, mit zitternden Knien an der Seite der Dreschmaschine.

Wir sprachen nicht miteinander. Wir rüchelten. Einer von uns kratzte davon und holte die Cafafasche. Das Gefäß schmeckte mir nicht. Es war mir zuerst, als müsse ich mich übergeben. Und Ramon rollte böse mit den Augen. Wir schliefen ein, ohne zu essen.

Am andern Tag zahlte uns der Mayor-domo unseren Lohn aus. Er tat das mit verkniffenem Gesicht, sprach kein Wort dabei, und ich hatte den Eindruck, daß er sehr froh war, als wir gingen. Nein, es war da keine Freude, weder auf seiner Seite noch auf unserer. Und so sollte es nicht sein.

EDVARD MUNCH ACHTZIG JAHRE ALT

(O. Gulderson)





„Na, oller Beethoven, willstste vielleicht bald kommen, oder
soll ich mir wegen deiner ‚Neunten‘ den Rücken erkälten?“

Impazienza: „Ebbene, vecchio Beethoven, non ti spicci mica a venire ... o vuoi che per la tua ‘Nona, io mi raffreddi la schiena?..“



„Es ist doch merkwürdig, Eleanor, seitdem ich unseren lieben guten Stalin-Josef in Teheran persönlich kennengelernt habe, kitzelt es mich so im Genick, wenn ich an ihn denke!“

Irradiazioni: „È pur strano, Eleonora; da quando conobbi personalmente a Teheran il nostro caro buon Giuseppe Stalin, quando penso a lui sento un solletico alla nuca!..“

Ramon und ich, wir saßen wieder im Sattel. Aber wir fühlten uns da noch recht unsicher. Doch das gab sich dann bald.

Und Ramon sagte: „Sol Das war der Ackerbauer! Das war eine Teufelei! Es geht nichts über die Viehzucht! Und es stimmt schon: wer Vieh züchtet, braucht nicht zu arbeiten! Kannst du dich erinnern, jemals gearbeitet zu haben, wenn du beim Vieh warst? Nicht eine Minute hast du da gearbeitet!“

Ich wagte doch eine leise Widerrede. Aber Ramon wollte kein Wort gegen die Viehzucht hören: „Alles, was wir da zu tun haben, ist ein Ver-

gnügen, aber keine Arbeit! Jetzt erst ist mir das so richtig klar geworden!“

Ich sagte nichts mehr dazu.

Ohne daß wir es merkten, hatten wir den Weg nach Agua del Carretón eingeschlagen. Und ich mußte laut auflachen. Auch Ramon lachte: „Nun wennschon! Don Pablo wird uns nicht wegspülen!“ Nein, er jagte uns nicht weg. Er freute sich über unser Kommen und rief: „Caballeros! Wie seht Ihr aus! Nun aber schnell aus den Sätteln! Wir wollen versuchen, Euch wieder hochzufüttern! Fett sollt Ihr hier bei mir ansetzen!“

Ach, wir setzten auch bei Don Pablo kein Fett an.

Der Ramon und ich, wir gehören zu den Menschen, die nie Fett ansetzen, auch dann nicht, wenn massive Fleischtöpfe vor ihnen stehen.

Diese Töpfe standen vor uns. Wir waren wieder mitten in der Viehzucht.

Sie, lieber Herr, denken vielleicht einmal darüber nach, ob das Sprichwort recht hat, das ich Ihnen rannio.

Aber ich weiß schon: wenn Sie Vieh züchten, dann werden Sie sagen: „Das ist ein ganz althergebrachter Schwindel!“ Das werden Sie auch dann sagen, wenn Sie sich nur ein Schweinchen füttern, so zum Hausgebrauch gewissermaßen.

DER BLINDGÄNGER

VON KARL SPRINGENSCHMID

Auf kuriose Weise hat der Oberjäger Jörg Purscheller von unserer Pionierrückkehrer seine Liebesgeschichte mit dem Küchengefreiten Holleis ausgetragen. Nämlich, daß der Holleis ein Mannsbild war, an dem die Weiberleute etwas Besonderes finden könnten, bei Gott nicht! Aber im Krieg, das weiß jeder, nehmen die Weiberleute nicht so genau. Da gilt ihnen zur Not sogar ein kleiner, fetter Küchengefreiter, rothhaarig und schlief gewachsen noch dazu, als ein richtiges Mannsbild. Soll er der Mensch muß seine Freude haben, im Urlaub schon gar, und die Weiberleute auch, warum der Holleis nicht? Aber nicht beim Bärenwirt, nicht bei der Moidl, der langen, der blonden!

Die Moidl, himmelseiten, die ist dem Jörg! Dem Jörg allein, der ein Mannsbild ist ein wirkliches, nicht bloß ein angezogenes, ein Mannsbild und Pionier, baumlang und eisenstark. Aber seit der Holleis vom Urlaub zurück ist, hockt er Tag für Tag heimlich auf der Zuckerkisten und schreibt der Moidl einen süßen Brief, malt zwei Herzen drein, seines für die Moidl, der Moidl ihr für ihn, und zwei Tüberlein drüber, die schnabeln, ganz verliebt!

Aus! Ein Pionier, wie der Jörg Purscheller einer ist, kann oft bei einer Sache, und ist sie noch so kritisch, eine Weile ganz ruhig zuschauen. Er tut gar nichts dergleichen, als ging es ihn nichts an.

Die Schaumgeborene Sorta dalle onde spumeggianti

(O Herrmann)



„Na, so stellt sich doch 'ne Venus nicht hin, Berta!“

„Warum — wenn sie 's lüchelt?“

„Evviva, Berta, Venere non posa mica così!“

„Perchè non, se le viene il prurito!“

Das feint der Pionier bei seinem Handwerk. So schaut er ruhig zu, als richtiger Pionier, und doch schon die Zündschnur in der Hand bereit, und es liegt an ihm allein, ob die Welt, die schlechte, im nächsten Augenblick untergeht oder nicht.

Oder ist er, der Jörg Purscheller, mit etwa ein Extrapionier, wie es keinen andern gibt in der Kompanie? Ist irgendwas etwas Besonderes los, etwas zu entschärfen gar, eine Granaten, eine Mine, gar eine Fliegerbombe, eine blinde, da holt sie allemal ihn, den Jörg. Also denkt er, daß es jetzt auch Zeit wird, die Liebesgeschichte mit dem Holleis zu entschärfen, ehvor was losgeht oder so.

Und so tritt der Jörg eines Tages, ganz unvermittelt in den Küchenbunker, sagt: „Servus, Holleis!“ und hockt sich nieder. Wie der Holleis, rund und voll, aufschaut, sieht er, daß der Jörg etwas unter dem Arm trägt, etwas Schwarzes, Eisernes. Richtig wahr, eine Granaten! Wie ein anderer Mensch einen Brotlaib trägt, so trägt er ganz ruhig die Granaten unter dem Arm.

„Stemmelien, Holleis, und Hammer!“ sagt er freundlich, „I-habe es grad gefunden, das Granaten, es hat höchste Zeit!“ rückt sich die Bank zurecht, nimmt die Granaten auf den Schoß und stichelt sie ganz zärtlich, ehvor, wie er allweil tut, wann er etwas besonders Heiliges in der Arbeit hat.

Der Holleis, mitten in seinem Brief, gibt ihm das Werkzeug hin, macht wieder den Bleistift naß an den Lippen und malt weiter an dem Herzen, aus dem die Flammen der Liebe aufschlagen, großmächtig. Aber er hat doch die rechte Ruhe nimmer. „Icht dös a Blindgänger?“ fragt er, und schielt auf die Granaten hin.

„Ja, dös icht a Blindgänger!“ sagt der Jörg und setzt das Stemmelisen an.

„Icht der no scharf?“

„Ja, der icht no scharf“, sagt der Jörg und haut drauf mit dem Hammer.

„So kann er no krepielen?“

„Er oder mier“, sagt der Jörg ruhig, „je nachdem!“ Da steht der Holleis auf, kaschlich und würgt hernür: „I muess das Brot holen gehn!“ Aber der Jörg mit seiner Granaten sitzt ihm mitten im Weg. „Das Brot“, sagt er freundlich, „des holen mier nacher minand, Holleis, Machst du dein Brief daweil fertig und I mei Granaten!“

Da hockt sich der Holleis wieder auf seine Zuckerkisten und starrt dem Jörg auf die Finger, wie er jetzt den Ring abschraubt an der Granaten, als wär das nichts Besonderes.

Jetzt aber packt der Jörg direkt den Zünder an. „Holleis, a Zängli!“ sagt er. Der Holleis reicht ihm mit spitzen Fingern das Zängli hin.

„Was schreibst denn nit weiter?“

„I schreib ja eh“, sagt der Holleis, den nassen Bleistift noch immer in der Hand.

„Wem schreibst denn?“ fragt der Jörg so nebenbei, und klopft ein wenig auf den Zünder.

„Lei sol!“ sagt der Holleis und wischt sich den Schweiß von der Stirn.

Da klopft der Jörg noch fester auf den Zünder drauf! „Wem du schreibst, trag I!“

„An Weibsbild halt“, stöhnt der Holleis.

Da weiß der Holleis wohl, wieviel es geschlagen hat. „Rechts“, haucht er, „rechts.“

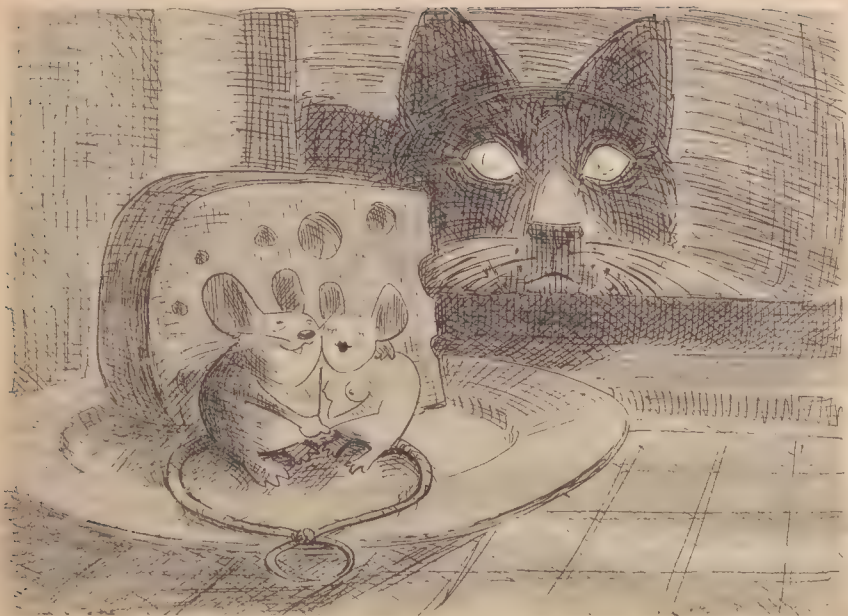
„Guet, so dräh I rechts“, sagt der Jörg, „aber dös mirk dir: Was an Pionier ghört, dös soll so a Kuchlgreiter nit anrühn!“

„I rühn eh nit mehr an!“

„Was, die Granaten?“

„Du nit die Granaten und I nit die Moidl!“

„Icht guet“, nickt der Jörg, „sünst könni was losgehn!“ Packt den Brief, den verliebten, wickelt den Zünder drein und gibt der Granaten, der leeren, einen Schup, das sie unter die Zuckerkisten rollt. „Suech dir was, das du dir päst, Blindgänger du windigst!“ und geht.



MENSCHEN IN NOT

VON A WISBECK

Seit vielen Tagen schon war Brage im mannstiefen Schnee durch den frostkühlenden Wald gestapft. In langen, varieten Zetteln hing der Bart von seinem breiten Kinn. Einmal nur war der Jäger zum Schuß auf eine Hirschkuh gekommen, doch konnte die erstarrte Hand den Pfeil nicht richtig fassen und verfehlte das Ziel. Nun krampfte sich der Magen vor quälendem Hunger zusammen. Die Höhle aber, in der es Fleisch und Wärme gegeben hätte, lag weitab, jenseits des Gebirges. Verzweifelt schon an einer Rettung stieß Brage auf Sigurd. Der saß in einem Schneeloch und stöhnte. Eine Wildkeule lag vor ihm. „Mich hungert!“, sagte Brage kurz. Gierig griff er nach dem Fleisch und riß sich mit den Zähnen einen Felsen davon ab. „Weshalb stöhnst du?“ fragte er den fremden Mann, nachdem er seinen ersten Hunger gestillt hatte. „Ich stöhne, weil ich verletzt bin!“, klagte Sigurd und wies auf eine tiefe Wunde des Schenkels, aus der dunkles Blut spritzte. Da griff Brage nach einem Beutleichen, das er am Hals trug, entnahm ihm ein Kreuz und preßte es auf die Wunde. Bald verdünnte sich der Fluß des Blutes und versiegte schließlich. „Nun will ich uns eine Höhle graben!“, sagte Brage. Gestärkt durch das Mahl ging er mit seinen rotbehaarten Händen an die Arbeit, und als die frühe Nacht anbrach war bereits ein Unterschlupf geschauelt, der den beiden Männern Schutz vor der Kälte bot. Am nächsten Tag gelang es Brage, einen fetten Bären zu erledigen. Sigurd hatte unterdessen Moos und Flechten von den Baumstämmen gekratzt und daraus ein Lager in

der Höhle bereitet. „Du sollst mein Freund sein!“, sagte Brage erfreut. Die beiden Männer sahen einander an und lächelten.

Tag und Nacht fiel der Schnee, es war, als wolle er die Welt und alles Leben ersticken. Im Gebirge aber zerkrachten die Fichten unter der Wucht des Sturmes. Beschämt von ihrer Höhle sahen Brage und Sigurd in den Aufruhr. „Hast du Hunger?“ fragte Sigurd den Freund und legte ein gewaltiges Fleischstück vor ihn hin. „Wie steht es mit deiner Wunde?“ erkundigte sich teilnehmend Brage. „Schmerzt sie noch?“ — Nein, sie war geheilt. — So lebten die zwei nebeneinander und hielten sich, wo sie nur konnten. Meistens verstand es Sigurd, die brennende Nadel zu führen und mit geschmeidigen Tierseiden die zerklüftete Kleidung des Freundes auszubessern. Wo es aber galt, einen Knochen zu spalten oder den Eingang zur Höhle freizuschneiden, da leisteten die hasigen Taten des Brage Erstaunliches.

Eines Morgens erhellt sich das graue Düstere, und bis zum Mittag erstrahlt frostklarer Himmel über den letzten, sanft herabschwebenden Stäubchen. Wieder einige Tage, und es laut im lauen Wind klatschen die Fladen schmelzenden Schnees von den tiefenden Ästen. „Der Frühling ist nah“, sagt der weiterkundige Brage und blinzelt frohgut in die Sonne. Nun konnte man schon vor der Höhle die steilen Gläder recken und sich im wärmenden Sonnenschein ergötzen. Vorbei war die gemeinsame Not. „Mein Freund ist doch eigentlich ein rechter Schmutzink!“, fällt es Brage plötzlich

auf, während er sich das Gesicht mit Schmelzwasser säubert. „Seine Ohren scheinen er sich seit Jahren nicht mehr ausgewaschen zu haben.“ — „Wie dieser Brage fröst, wie er kaut und schmetzt!“ denkt sich Sigurd. „Kein Wolf würde seinen Fraß mit solcher Gier hinunterschlingen.“ — „Wieviele Bären fröst du so im Jahr?“ fragt er mit Spott. — „Was geht's dich an?“ antwortet Brage grob. „Habe ich dich vielleicht schon gefragt, ob du dir im Leben einmal den Dreck aus den Ohren geräumt hast?“ Verstohlen greift Sigurd nach dem scharfen Feuersteinmesser, Brage spielt mit seiner gewichtigen Axt. Von dieser Stunde an sprechen die beiden kein Wort mehr miteinander. Eines Morgens ist Brage verschwunden. Seine Fährte weist nach Osten. Er hatte sich noch ein gewaltiges Lendenstück aus dem Bären herausgehauen. Sigurd belädt sich mit dem Viertel einer Keule und geht nach Westen seiner Wege.

Das Nordkap ist nichts anderes als ein Felsen, ein Felsenriff Unzählige solcher Riffe gibt es auf der Welt, aber wenn dieses nicht zufällig an der Nordspitze des europäischen Kontinents stünde, wäre eine ganze Flotte von Luxusdampfern im Hafen vermischt. „Wie zum Nordkap wollen Sie?“ hieß es, und gleich wartet das vom Geruch des Polfahrers umwitterte, Gewiß, gnädige Frau, ich werde mein Möglichstes tun, einen hübschen Eisbären zu erlegen und würde mir kein anderes Bett, vor das ich ihn lieber hinbreiten würde, als vor das Ihre. Vielleicht könnte Ihnen aber auch eine halberbte Möve für Ihren Hut einige Freude bereiten, denn bis zum Wechsel der Eisbären müßte ich noch tausend Kilometer zurücklegen. Na, Romantik bei der Elbfahrt dieser Luxusdampfer nicht, doch konntest du dem Nordkap mit einem Glas Champagner

zutinken und Apfelsinenkerne in die Brandung spucken. Erlebnisreicher, wenn auch weit langwieriger war es, sich auf einem Handelsdampfer durch das Gewirr der Fjorde zu schlängeln. Immer wieder geht es in einen Königssee hinein und aus einem Königssee heraus. Am Strand hölzerner Südtischen lehnen schwelgema Männer an Heringslotten und schmauchen im trüben Licht der Mitternachtssonne ihr Pfeifchen. Hier werden Kisten ausgebootet — der Kaffee für den Händler ist endlich angekommen, dort rollt ein Petroleumfaß aus der Luke, und in diesem Päckchen befindet sich das dutzende Nachthemd aus Christiania für das Fräulein Petersen. Pommes werden an Deck gewunden. Ihre zottigen Beinechen strampeln in der Luft. „Nein, auf welche Dinge doch diese Menschen kommen!“ denken sie sich und wiehern einem schmerzenden Abschiedsgruß dieser guten, festen Erde zu.

In Bergen bestieg ich den kleinen Dampfer. Das Schifflein gefiel mir, und mein ungeschulter Blick hielt es für außerordentlich seetüchtig. Wie es so still und friedlich im öligen Wasser des Hafens lag, war ihm keinerlei Arg zuzutragen. „Olav Trygvesson“ stand in verwitterten Lettern auf seinem schwarzen Leib. Dieser Olav war ein norwegischer König, und wenn er nicht schon im Jahre Tausend in einer Seeschlacht ertrunken wäre, hätte er sicherlich die Patenschaft meines Schiffchens abgelehnt. — Sanft, wie über Sammel gleitet das Dampferchen aus dem Hafen der alten Hansestadt hinaus. Wenige Passagiere bevölkern das Deck, und neben einer Dame, deren blauer Schleier sich in der leichten Brise bläht, bin ich der einzige Vergnügungssesende. Herrlich ist der Tag, in blitzenden Funken stäubt die Sonne über die schwach bewegte Flut. Ja, Wikingers gewesen zu sein, in kühner Fahrt wochenlang die Meere zu durchfurchen, an fremdem Strand ein hochbuziges Weib zu rauben — wie schal und farblos ist doch unser heutiges Leben! Nun beginnt der Olav ein wenig zu schwenken. Ach was, von den Schaukeln und Karussells des Münchener Oktoberfestes war man die überraschende Verlagerung des Schwerpunktes gewohnt. Tut nichts! Ganz angenehm und

unterhaltsam sogar! Hm — — — — — Man darf nur nicht daran denken, muß sich ablenken. Wie mag wohl das Gesicht der Dame beschaffen sein? Ich stelle mir unter dem blauen Schleier engelhaft Schönheit vor. Punkte, von schwarzen Wimpern träumerisch beschattete Augen, ein nervös schnuppendes Näschen, granatfarbene Lippen. Aber hallo! — was ist das? Plötzlich macht das Schifflein einen Sprung. Hoch hebt sich sein Vorderteil gegen den Himmel und klatscht denn mit dumpfem Knall in ein tiefes Wellental. Sind wir vielleicht über einen Stein gefahren? Nun legt sich der Olav ein wenig auf die linke Seite, macht ganz kurze, zitterige Bewegungen. Es ist, als sei er erschöpft und wolle sich von dem anstrengenden Sprung erholen. Noch ein blühen auf der rechten Seite auszuholen und Kraft für den nächsten Sprung sammelt! Da ist er schon wieder. Aber diesmal nimmt das Schiff bereits Anlauf zu einem Salto. Mein Stuhl kippt um, die Dame hat sich in die Relling verkrampft und keucht durch den Schleier. Dieses dumme Steuer belästigt mich, denkt sich Olav, und sucht, ihm bald nach rechts, bald nach links zu entspringen. Stell, wie ein Ziegenbock, hüpfst er auf die höchsten Wellenberge, schüttelt sich und fegt wieder in das Tal. Mein Gehirn scheint sich, dem Gesetze der Beharrung folgend, von der Schale getrennt zu haben. Nun hält es sich in der Gegend des Genickes auf, um gleich darauf einen Ausweg durch die Nase zu suchen. Die Dame hat den Schleier abgelegt und beugt sich weit über die Relling. Auch mein Magen krampt sich zusammen. Wie kommt das Stückchen Smörbrot in meine Kehle, und warum schmeckt es nach Hammeibraten? Mit wankenden Schritten, blaß wie ein frisch gewaschenes Leichenloch verläßt die Dame das Deck und steigt zur Kajüte hinab. Jetzt neige auch ich mich über die Relling. Ob die Wikingers das auch taten? denke ich mir noch, dann fühle ich, wie der Magen in die Mundhöhle drängt und das Freie sucht. Nein, ich will dieses tückische Meer nicht mehr sehen, im Leben nicht mehr. Sei gebenedeit, du herrliches Festland! Taumelnd schlüppe ich mich zur Treppe. Auf ihrer letzten Stufe hockt die Dame und wimmert leise vor sich hin. Ich nehme an ihrer Seite Platz, ergreife ihre Hand. Gemeinsame Not schließt die Menschen zusammen und überbrückt alle Formen des gesellschaftlichen Lebens. Ein Köpfchen neigt sich an meine Brust. „Ich will sterben!“ schluchzt es von ihm auf. „Nein, nicht sterben!“ sage ich und bemühe mich, einen männlichen Eindruck zu machen. „Leben Sie für Ihre Kinder!“ ermuntere ich forsch. „Was wird ohne Mammal aus ihnen werden?“ — „Ich habe keine“, stöhnt die Dame, „ich bin ein Fräulein.“ — „Tut nichts!“ sage ich, „das kann sich ändern!“ Die Dame schüttelt nur ihren Kopf. Ja, da sitzen wir nun nebeneinander, zwei einsame Menschen im weiten Weltmeer, krank belide und trostbedürftig. „Wie heißen Sie?“ frage ich. — „Mädi!“ ispielt die Dame mit der folgenschweren Silbne eines Kindes. — „Wie wollen alles gemeinsam tragen und überstehen!“ schlage ich vor und lege meinen Arm um ihre Schulter. Das Köpfchen schmiegt sich noch fester an meine Brust. Das Herz wird mir weich. Was ist schon das Leben so eines Junggesellen? Da sitzt er Abend für Abend einsam bei seiner Lampe, dann kriecht er in sein frostiges Bett, zählt ob, wieviele Knöpfe am Nachthemd fehlen und schläft darüber ein. Ist das ein Leben? Bedenke auch, lieber Freund, du wirst alt! Wie lange noch wird dein Auge scharf genug sein, beim Strümpfstopfen das Nadelöhr zu finden? Werden nicht auch schon deine Knie schwach beim Teppichbürsten? Und hat sich nicht erst kürzlich das Kalbschnitzel in Kohle verwandelt, weil du über dem Braten eingenickt bist! Leicht auch kann dich eine Krankheit überfallen. Wer wird dir den heißen Umschlag über den Leib breiten, wer wird dich im Rollstuhl fahren? O grausames Los das Junggesellen! „Mädi“, sage ich zu der Dame, „ein gültiges Schicksal hat uns auf diesem furchtlichen Schiff zusammengelöhrt, Willst du alle Tage, die uns Gott noch gibt, bei mir bleiben? Willst du

die treubesorgte Gefährtin meines Lebens sein, nach der ich mich seit fünfundzwanzig Jahren im Unterbewußtsein stets geseht habe? Immer ahnte ich: es kommt einmal der Tag, an dem ich mich entscheiden muß. Nun ist er da!“ Das Köpfchen nickt, ein Arm legt sich um meinen Hals. „Du Güter!“ höre ich flüstern. „Wie oft werden wir uns später an diese Stunde erinnern“, sage ich, „und damit wir der gemeinsamen Not nie vergessen, soll unser erster Knahe „Olav heißen!“ „Olav — wie schön das klingt!“ kommt es innig aus meinem Sakko. —

Während dieser Nacht glittet sich die See. Über einen gelben Spiegel gleitet das Schiff in den Morgen hinein. Ich sitze auf dem Deck neben der Dame und betrachte sie. Nein, schön ist sie nicht. Unter farblosen Borsten wölben sich milchig blaue, ausdruckslose Augen. Die Nase ist breit in das kugelförmige Gesicht hinein gelagert, und der Hals beginnt bereits bei der Unterlippe. Gleichwohl — man bleibt Kavalier und hielte es für nicht wohl-entständig, seelische Beziehungen früher zu lösen, als es eine günstige Gelegenheit ergibt. „Nun, Mädi“, sage ich deshalb und versuche es sogar, Wärme in meine Worte zu legen, „wie hast du geschlafen?“ Die Dame sieht mich in ihren Schellfischaugen kalt an und frägt scharf: „Wieso, du?“ Dann entnimmt sie ihrer Handtasche ein Strickzeug und beginnt an einem Strumpf zu arbeiten. Ich greife zu meinem Buch und lese. — In Tondromem verläßt die Dame das Schiff, ohne sich von mir verabschiedet zu haben. Als ich ihr nachsehe, bemerke ich, daß ihre Hüften zu breit geraten waren. — — —

Wie ein Schwan zieht das Schifflein über stille grüne Wasser dem Norden zu. Nun will es nicht mehr Nacht werden. Überrieselt von silbrigem Staub, durchflucht von den blauen Schatten seiner Klüfte und Schunden stürzt der Fels in das Meer. Ein Band aus Messing umsäumt es. Wie voll der Wunder ist diese Welt! Urbigen: Sobald ich von der Reise zurückgekehrt bin, werde ich eine Bettlische und einen Staubseuger beschaffen. Heidl

MEIN FREUND JOHANNES

Irene war nicht schön. Aber sie hielt sich dafür. Auch ihre Geistesgaben überschätzte sie erheblich. Man konnte es nicht gut lange mit ihr aushalten. Und doch, es fand sich einer, der für sie schwärmte. Allerdings hatte er sie nur ganz kurz auf der Durchreise kennengelernt. Im Kino. Da ist es ja die meiste Zeit dunkel, und nachher ist man noch eine Weile geblendet. Und was über den Film zu sagen ist, kann man schon vorher in der Zeitung lesen. Man braucht es nur auswendig zu lernen. Irene bekam also Briefe, in denen ihr Verehrer sie entliehe, zu ihm zu kommen, da er die Zeit nicht habe, sie zu besuchen. Man hätte denken sollen, daß sie diese Gelegenheit dankbar begrüßt hätte. Aber nein.

„Der Kerl wird mir langsam lästig, mit seinen ständigen Bitten um ein Wiedersehen“, erklärte sie. „Ich möchte ihn ja nicht einfach schonungslos zurückweisen. Sonst tut er sich noch was an. Was meint ihr, wie bringe ich ihn am besten zu Vernunft?“ „Fahre doch einfach hin“, schlug Johannes vor. „Und dann?“ fragte Irene. „Ach, dann wird er schon zur Vernunft kommen“, meinte Johannes. *

Die Gasversorgung funktioniert nicht. Frau Johannes war also gezwungen, auf dem Kohlenhand zu kochen, und das tat den Beständen an Feuerung für den Winter nicht gut. Sie beschlossen deshalb, Urlaub zu nehmen und zu verreisen.

Als sie einen Tag fort waren, kam die Gasversorgung wieder in Gang. Bei ihrer Rückkehr berichtete ich es ihnen.

„Das ist ja zu dumm“, meinte Johannes. „Die ganze Zeit haben wir uns gefreut, wie schön wir Kohlen sparten, und nun ist es damit ja eigentlich gar nichts gewesen.“ J. Bieger

DIE RABEN

Geschrieben nach dem Stabträger Kling
VON ARTHUR RIMBAUD

O Herr, wenn rings die Wiesen kahl
Und hingeduckt die Dörfer frieren,
Drin sich das Angelus Klänge leis verlieren,
Und über die Natur, die einsam fahl,
Die großen Himmel sich gebreitet haben,
Dann schick' uns unsere lieben guten Raben!

Seltames Heer! Mit heissem Schrei
Könnst kaum dem Wind und ihr oer Nest verbergen.
Auf Straßen, auf Kalkarienbergen,
An gelben Flüssen fern vorbei,
An Gräben, Löhren auf und nieder
Zerstreut und sammelt ihr euch wieder.

Zu Tausenden auf Frankreichs Flur
Müßt ihr der Toten Schlaf besuchen.
Im Winter wirbelt ihr im fladen
Feld, und den Wanderer maht ihr nur.
Oh, schick den Ruf der Pflicht an zu,
Du schwarzer Totenogel du!

Nur eins, ihr Heiligen auf der Eiche Mast,
Die einsam dort im Abend trauert:
Für alle die Toten, die von uns bedauert,
Das Grasmücklein im Mai, das läßt!
Es singt für sie, die tief im Walde nun,
Besiegt, im Schoß der Erde ruhn.

Deutsch von Gerhart Haug



„Mein Mann sagt, die Hauptsache seien ihm die Vitamine!“
„Der meine sagt, die Vitamine ißt er halt so mit!“

Il contorno: „Mio marito dice che per lui le vitamine sono la cosa principale!.,
“E il mio dice che le vitamine egli già se le ingola con quel che capita!.,



„Eine bacchische Ode — daß ich nicht lach'!“

„Un' ode bacchica? ... Roba da ridere!..“

DER DERGL

VON JO HANNS RÜSLER

Wenn die Lampe in der Stube brennt und die Menschen ihre Arbeit getan haben, der eine schwerer und der andere leichter, trotzdem wohl jeder sein gepacktes Bündel über den Berg des Tages zum Tal des Abendfriedens buckeln muß, so setzt sich die Familie zusammen, die Mutter greift nach dem Stricktrumpf und der Vater nach seinem Tabakbeutel und der Zeitung. Ach, wie geruhig ist doch so ein Abend am häuslichen Herd, wie mild das laute Klustern im warmen Kachelofen, die Katze schnurrt im Winkel, die Pendeluhr macht ihr Tickack und man hört nur noch das Klappern der flinken Stricknadeln und das Rascheln der Zeitung. Da fragt wohl hin und wieder die Frau:

„Steht was Wichtiges in der Zeitung, Vater?“
 „Ja — 's gibt Zwiebeln.“
 Und dann fährt nach einer Weile die Stimme des Mannes fort:

„Mutter! Heim mir an Dergl daham?“
 „Was für a Ding?“
 „Hörst schwer? — An Dergl!“
 „Nal Mir ham kan Dergl!“
 „Könn'n mir an Dergl brauchen?“
 „Wozu brauchst man an Dergl?“
 „Für die Feldbestellung! — Woßt denn des net?“
 „Nal — Wie heißt des Ding?“
 „An Dergl!“

„Was ist denn dös nachher?“
 „'s woßt ox net. Aber hier in der Zeitung steht, daß man an Dergl nur gegen Bezugsschein vom Wirtschaftsamt kriegen könn!“
 Da sagte die praktische Hausfrau, die Mutter vom Genzen:

„Fehrt halt eini kan Fliesbach und gehst aufs Wirtschaftsamt und laßt dir an Bezugsschein für an Dergl ausstellen! Ham tun mir koan und was ma kriegt soll ma in der heutigen Zeit mitnehmen!“

Und Xaver, der Vater vom Genzen, fuhr nach Fliesbach hinein, stieg den stollen Berg hinan, auf dem das Wirtschaftsamt gleich gegenüber dem Amtsrath lag, und betrat nach langem, unständlichem Suchen und nachdem er sich bei allen Lanten erkundigt hatte, die ihm in den weißen Gängen begegneten, das Zimmer, wo die Bezugsscheine für landwirtschaftliche Geräte ausgefertigt werden.

„Grüßgottbeinender! I bräucht an Bezugsschein auf an Dergl!“

„Worau?“ fragte der Beamte.

„Auf an Dergl!“

„Was soll denn das sein?“

„Fragen S' net so lang, Herr Nachbar!“ antwortete Xaver, schon gereizt, „I hab kan Dergl und bräucht an Dergl!“

Der Beamte sah sich einen Augenblick ratlos um, dann stand er auf und ging ins Nebenzimmer, wo ein anderer Beamter saß.

„Haben wir Bezugsscheine auf Dergl?“

„Auf was?“

„Auf Dergl! Drüben bei mir steht einer und verlangt einen Bezugsschein auf einen Dergl!“

„Moment!“

Der befragte Beamte ging eine Tür weiter und trat nach vorherigem Anklopfen beim Vorstand des Wirtschaftsamtes ein.

„Bitte gehorsamst um Entschuldigung wegen der Störung, Herr Amtsvorstand — aber eine dringende Frage — Ich bin nun einmal nicht aus der Gegend — im Zimmer beim Kollegen Stöhr ist ein Antragsteller und will einen Dergl!“

„Wie bitte?“

„Einen Dergl, Herr Amtsvorstand! Wissen Herr Amtsvorstand, was ein Dergl ist?“

Der Vorstand des Wirtschaftsamtes, im hiesigen Klima aufgewachsen und mit den Dialekten des Landstriches wohl vertraut, schüttelte den Kopf. „Da kenne ich mich auch nicht aus, mein Lieber“, sagte er gemütlich, „schicken S' mir den Mann herein — mit dem Diskutieren kommen die Leute zusammen — haben S' die Lebenswürdigkeit.“

„Also, was haben S' denn für an Anliegen?“, fragte der Amtsvorstand, als Xaver vor ihm stand.

„An Dergl bräucht I halt, Herr Vorstand!“

„An Dergl?“

„Ja. Freili.“

„Ist das vielleicht eine Art Schleppe?“

„Nal — A Dergl is a Dergl!“

„Ahal Wohl so etwas wie ein Mähbinder oder Heuwender?“

Xaver wurde schon ganz krawulisch.

„I brauch kan Mähbinder und schon gar net an Heuwender — an Dergl will I — sonst nix!“

Der Amtsvorstand, der grund seiner Erfahrung nicht zugeben wollte, daß er etwas nicht kannte, was seinen Schuldbefehlen vertraut war, denn sonst wäre es bald gefehlt mit dem Respekt gewesen, griff zu einer gewohnten List.

„Leider sind Dergl knapp“, sagte er freundlich, „wir haben schon mehr Dergl ausgegeben, als wir

eigentlich durften — augenblicklich haben wir keinen einzigen Dergl mehr zur Verfügung —“
 „So?“, hub er an, „habts kana Dergl nimmer? Warum schreibts ös denn nachher rein in die Zeitung, In dös Wurschblatt, daß ma Dergl kriegen könn am Wirtschaftsamt? Hät?“

„In die Zeitung? Wo denn?“

Da riß Xaver grimmig das Blatt aus seiner Jackentasche und hielt es dem Amtsvorstand unter die Augen.

„Da — wanns Augen im Kopf habts —“, rief er aufgeregt und las langsam, Wort für Wort, den Teil der amtlichen Bekanntmachung vor, „hier — nur gegen Bezugsscheine werden künftig abgegeben: Mähmaschinen, Sämaschinen, Ackerschlepper und Dergl. — — —“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nuckel)



Wenn ein Schrebergärtner eine Sau füttert, da kommen die Schrebergärtner von nah und fern und schieben ihm über, unter und durch den Zaun ihre Abfälle zu, damit es ihnen am Tage des Schlachtfestes reichlich vergolten werde. Man verlangt es zwar nicht, aber man erwartet es mit Fug. Dann war setzte magerere Kartoffelschalen nicht gem in eine salzige Blutwurst um?
 Als die Sau nun ihre zwei Zentner wog und der glückliche Besitzer mit amtlicher Erlaubnis sein Messer weitzte, tat er es leise und heimlich und verbot allen Familienmitgliedern, auch nur ein Störbenswürstchen von dem fetten Tag verlaufen zu lassen. Jedoch, zwei Stunden nach dem Stich stand schon alles am Zaun, selbst die unbekanntesten Gesichter, die nur einmal ein Schällein Brotkrumen gebracht hatten, die nur einmal ein Schällein Gänsebraten bekommen hatten, „Karle!“ fragte der Freund, „wer hat denn sein Maul net halten können?“
 Der Schrebergärtner seufzte traurig:
 „Die Sau selber!“

J. H. R.

Die Affen von Gibraltar

(Wilhelm Schütz)



„Nein, danke, wir lassen uns nicht ködern, wir sind keine englischen Hilfsvölker, wir hauen ab!“

Le scimmie di Gibilterra: „No, grazie; non ci lasciamo adescare. Noi non siamo un popolo ausiliario Inglese e ce la svigniamo!..“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

John Bull, l' amico dei popoli

John Bull der Völkerfreund

(Erich Schilling)



„Wenn Ihr mir vertraut, werde Ich Euch auf Händen tragen, und ...

... für Euere Zukunft ist gesorgt!“

„Se Voi vi fidate di me, io vi porterò in palma di mano, e ...

... pel vostro avvenire s' è già provveduto!“



ERZIEHUNG

VON WALTER FOITZICK

Anderer Leute Kinder sind im allgemeinen laut und stören häufig, aber anderer Kinder Eltern sind meistens noch lauter und stören deshalb noch mehr, wenn sie der Erziehung obliegen. Die Erziehung geht nämlich nicht sehr leise vor sich. Sehen Sie, das ist Paul, vielmehr Paulchen. Paulchen ist alles andere als leise, er ist zutraulich und geht zu den fremden Herren und erzählt ihnen etwas. Kaum hat das die Mutter gesehen, setzt die Erziehung ein. Dröhnend ruft sie Paulchen zur Ordnung: „Du sollst den fremden Herrn nicht stören!“ Selbst leise Frauen geben im Augenblick der Erziehung sehr heftig laut. Paulchen wird nachdrücklich erzogen. Der fremde Herr soll merken, wie gut Paulchen erzogen wird. Er soll es durchaus spüren, daß die Mama mit dem Benehmen ihres Sohnes nicht einverstanden ist. Der Mann

soll erfahren, daß alles, was Paulchen tut, auf seinem eigenen Mist gewachsen ist und nicht auf dem Frühbeet der wohlherzogenen und wohl-erziehenden Familie. Die Mama schlägt donnernd die blanke Zehn ihrer heftigen Erziehungsmethode auf den Tisch. Mit ihr sticht sie alles.

Flüchte, Fremdling, dort, wo Kinder zu artigen Kindern gemacht werden, ist es vorbei mit deiner Ruhe! Geradezu erholend ist dagegen das Geräusch, das beim Anlassen eines Motors entsteht. Einschläfernd wirkt gegenüber Erziehungsversuchen ein Radioapparat in voller Lautstärke. Mütter, die sich mit voller Wucht in die Speiche der Erziehung legen, übertreffen alles an Lärm.

Ha, was für Anweisungen fallen einer Mutter nicht gleichzeitig ein: Schlurf nicht so mit den Absätzen, putz dir die Nase, mach die Stim nicht kreis, sprich leise (diese Aufforderung kommt wie aus einer Posaune), du hast wohl kein Taschentuch? Du sollst nicht immer Teer und Steine in die Tasche stecken, daß die Gabel länger an, Ellbogen vom Tisch, stoß nicht mit den Füßen an das Tischbein, widerspricht nicht, außerdem spricht man nicht mit vollem Mund; setz das Glas hin, nachdem du getrunken hast; schneide keine Gesichter beim Essen; von wem hast du das wohl gelernt? Ich möchte dem Buben nicht raten, solche Fragen zu beantworten, sie sind rein rhetorisch aufzufassen und sollen dem Fremdling zeigen, daß er solche nicht zu Hause gelernt hat. Auch ihm möchte ich raten, der Mama nicht zu antworten: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, das hat das Bübchen nirgends gelernt, es ist ihm ganz von selber eingefallen, nur der Abwechslung halber.“ Manchmal allerdings möchte ich tröstend zu der

Mama sagen: „Verzweifeln Sie nicht an der Zukunft Ihres Sohnes, er ist ein gutes Kind, er hat einen friedfertigen Charakter, denn sonst könnte er nicht so viel Erziehung auf einmal auf sich herunterprasseln lassen. Er wird gewiß ein guter Staatsbürger werden und kann es bis zu den höchsten Stellen bringen.“ Aber so etwas sage ich bestimmt nicht, denn dazu bin ich zu gut erzogen worden.

Und die hellste hat Der Hahn!

Hell ein Jubelruf: Der Hahn!
Herrlich, wie fein Goldschrei blüht
Nachtgelächter! Die ihr flöt,
Schwanenhund und vom Wein erblöt:
Auf! Die Nacht verrannt!

Schämt euch, daß ihr, statt zu schlafen,
Zechtet frech wie die Zuaven,
Die sich nachts beim Schenkwirt trafen,
Ungehörig dem Koran!

Fort! Und rath in eure Betten,
Um euch vor dem Licht zu retten,
Wie's die Eule schon getan -
Denn der Tag bricht mächtig an,
Schmetternd mit den Goldtrompeten,
Und die hellste hat Der Hahn!

Georg Britting

WIEGENLIED

Eusebius paßte die Zeit nicht Eusebius kann sich noch immer nicht daran gewöhnen, daß man ihm seinen Kammerdiener eingezogen hat und er sich jetzt seine Schuhe selber putzen muß.
„Mir ist auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich einst meine Schuhe putzen muß!“ klagte er.
Der Freund lachte:
„Nun, das ist ja auch kein Thema für Wiegenlieder!“ J. H. R.

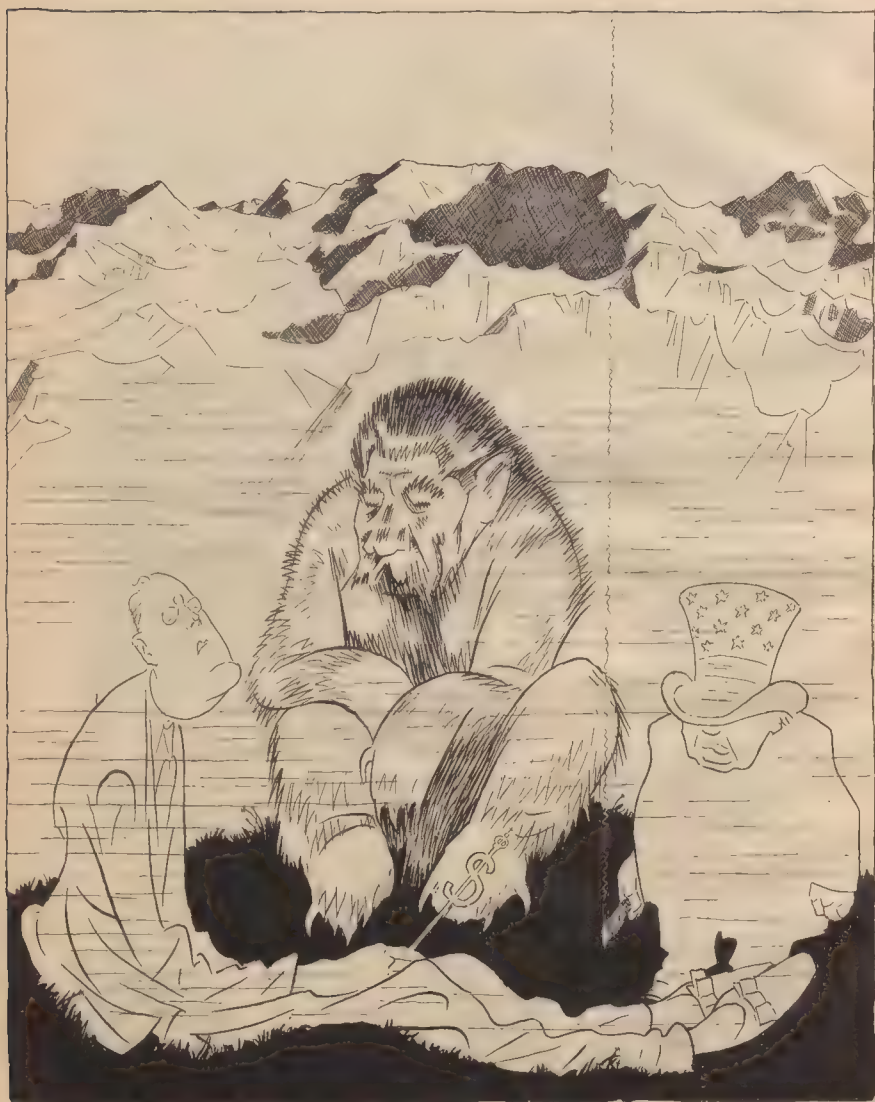
Der motorisierte Tod

(E. Thöny)



„Bei meinen Völkern mache ich es selber, da kommt der Tod nicht mehr mit!“

La Morte motorizzata: “Col miei popoli faccio da me; qui la Morte non mi tien dietro!”



„Jetzt haben wir so laut und so eindringlich gerufen, und doch bleibt das Echo aus!“

L'eco della Conferenza: "Ora abbiamo chiamato a voce sì alta e penetrante ... eppure l'eco non risponde!,,

HERRN SWOBODAS FLUCH

VON BRUNO WOLFGANG

Herr Siegl und Herr Swoboda wohnten als Nachbarn in der Ulrichstraße. Siegl im eigenen Hause, Swoboda zur Miete. Siegl war klein, fett und knollig und litt an kurzem Atem infolge eines Herzfehlers. Herr Swoboda hingegen war lang und mager. Ihm fehlte es an der Leber. Der andauernde Ärger über die Gefingeltigkeit seiner Pension hatte ihm tiefe Falten in sein gelbgraues Gesicht gezeichnet. Sein borstiger, schwarzgrauer Schnurbart hing ihm über den großen Mund herab, der nach billigen Zigarren roch. Er besuchte Herrn Siegl ungetrührt einmal in zwei Wochen. Sie tranken Kaffee und rauchten die besseren Zigarren Herrn Siegls. Sie waren fast Freunde, soweit zwischen Menschen so verschiedener sozialer Lage Freundschaft möglich ist. So schienen hier zwei Lebensläufe friedlich nebeneinander im Sande der Alltätigkeit zu verstreuen. Aber es kam anders. Herr Siegl fand eines Tages, daß sein Besitz durch eisernen Gitter nicht genügend geschützt sei, und kaufte sich einen Hund, einen schwarzen Dobermann, mit spitzer Schnauze, kleinen, bösen Zähnen und bösen kleinen Augen. Das Tier langweilte sich und hatte die Gewohnheit, den ganzen Tag am Straßengitter zuzubringen und den Vorübergehenden aufzulauern. Sobald sich jemand näherte, schlich der Hund leise längs des gemauerten Sockels bis zum Gittertor, und wenn der Passant dort vorüberkam, fuhr er ihm überraschend mit scharfem, mißtönigem Gebell ins Ohr. Hinter den weißen Vorhängen saß das Ehepaar Siegl mit über dem Bauch gefalteten Händen und lächelte zufrieden. Denn der Hund erhöhte ihm das Gefühl gesicherten Besitzes und war ein Kunder seiner Macht gegenüber den Nichtbesitzenden.

Herr Swoboda war sicherlich unter allen Betroffenen derjenige, dem das plötzliche Anspringen des Hundes am gräßlichsten in die Seele schnitt. Jedesmal setzte ihm der Atem ein wenig aus und die Wirbelsäule schraubte sich korkzieherartig zusammen, qualvoll bedrängt von dem Hundegebell, dem widerwärtigen aller Geräusche, die die Natur geschaffen hat. Er führte Beschwerde bei Herrn Siegl. Doch dieser fand es sehr höflich, gegen ein treues, schuldloses Tier aufzutreten. Er erwiderte mit spitzen, lieblosen Worten. Herr Swoboda sträubte wütend seinen borstigen Schnurbart und ging. Er betrat das Haus des Nachbarn nicht mehr.

Eines Tages ging er seinen gewöhnlichen Weg. Der Hund schlich herbei. Wild schielte Herr Swoboda hinüber, sein Schnurbart zitterte. Im geeigneten Moment fuhr der Hund los. Swoboda zuckte zusammen und knirschte mit den Zähnen. Diesmal aber ging er nicht sogleich weiter, sondern blieb einen Augenblick stehen, sah dem Hunde scharf ins Gesicht und sprach mit zornbebenender Grabesstimme: „Stirb, Hund, am 15. März!“ Dann ging er weiter. Hinter dem Fenster regte es sich rundlich.

„Was hat er gesagt?“ fragte Herr Siegl mit hochgezogenen Augenbrauen. „Stirb, Hund, am 15. März.“ „Ein gemeiner Mensch. Hab's immer gesagt.“

Dann wandte sich das Ehepaar wieder dem Kaffee zu.

Abends, als es zu dunkeln begann, näherten sich von der entgegengesetzten Seite die wohlbekannten Schritte. Der Hund schoß los und wieder klang es langsam und eindringlich: „Stirb, Hund, am 15. März!“ Am nächsten Tage früh wiederholte sich das gleiche. Zu Mittag abermals. Nervös ging Herr Siegl im Zimmer auf und ab, dann blieb er plötzlich stehen und rief erbot:

„Paß auf, Karoline, er meint gar nicht den Hund, sondern er meint mich. Das sieht diesem Lumpen ähnlich. Aber ich werde mir das nicht gefallen lassen.“ Und als abends Herrn Swobodas Baß mit teuflischer Pünktlichkeit ertönte, war Siegls Entschluß gefaßt. Am nächsten Morgen überreichte er bei Gericht eine Klage wegen tödlichen Mordversuches. Als Verhandlungstag wurde zufällig der 15. März angesetzt.

Am Tage des Gerichtes begann Herr Siegl bebend in gerechtem Zorn:

„Hoher Gerichtshof! Ich bin ein kranker Mann, ich bin die Güte selbst, ich kann keiner Fliege ein Haar krümmen...“

„Das kann niemand!“ brummte Herr Swoboda laut und höhnlisch. Herr Siegl erbeute und suchte nach ätzenden Worten der Vergeltung. Der Richter winkte Ruhe.

„...Ich bin ein armer Mann!“, fuhr Siegl fort. „Ich habe nichts als mein bescheidenes Häuschen. Ich gehorche der jeweiligen Obrigkeit, zahle meine Steuern, ich rauche und trinke nicht, ich spiele nicht Karten, meine einzige Freude ist der Hund. Nun kommt dieser Mensch, der von Natur

aus böse, rachsüchtig, hinterlistig, blutgierig...“ „Bitte, keine Beleidigungen“, unterbrach ihn der Richter.

„Mein Hund hätte das Recht, den ganzen Tag zu bellern und niemand könnte es mir in meinem Haus verbieten. Wenn man alle zusammenrechnet, bellt er keine vier Stunden im Tag. Und wegen dieser Kleinigkeit hat dieser nichtswürdige Mensch einen solchen giftigen Haß gegen mich gefaßt, daß er mir täglich dreimal laut, auf öffentlicher Straße den Tod wünscht und mir überdies den Titel Hund beilegt. Wenn das nicht Mordversuch ist, was dann? Ich bitte also den hohen Gerichtshof, die höchste mögliche Bestrafung über diesen Mann zu verhängen und ihn aus unserem Ort abzuschaffen, ehe er nicht wieder gutzumachendes Unheil anrichtet.“

Herr Siegl setzte sich am ganzen Körper zitternd und schwer atemholend nieder. Herr Swoboda erhob sich und begann:

„Hoher Gerichtshof! Ich habe niemals ein Wort gegen Herrn Siegl gesprochen. Was ich über ihn denke, habe ich stets sorgfältig in meinem Innern verschlossen, denn meine Ansicht über ihn läßt sich ohne schwere Ehrenbeleidigung nicht ausdrücken. Daß ich dem Hund gewünscht habe und noch wünsche, er möge am 15. März sterben, ist nicht richtig. Ich wünsche vielmehr, er möge dies sofort tun. Ich setze den späteren Termin nur, um diesem Vieh, nämlich dem Hund, und seinem Herrn, der ihn aufhetzt, Zeit zur Besserung zu lassen, wovon leider keine Folge angeborener Gemäch des Charakters keinen Gebrauch gemacht haben. Ich bin ein Tierfreund,

aber die Rechte der Hunde gehen bei uns zu weit. Stellen Sie sich vor, Herr Richter, ich würde die Rechte der Hunde hinsichtlich der Straßenverunreinigung für mich in Anspruch nehmen — ich käme mein Leben lang aus dem Gefängnis nicht heraus. Das Ärgste ist aber das Gebell. Was lärm jeder Art anbelangt, stehen unsere Gesetze verzeihen Sie Herr Richter, noch unter dem Niveau menschenfressender Völker. Jeder boshafte Nachbar kann mir durch Musik, durch Rundfunk oder wie im vorliegenden Falle durch einen Hund das Leben zu einer Hölle machen. Herr Richter, ich bin ein kranker Mann. Wenn Sie meine Leber sehen könnten, würden Sie alle begreifen. Ich bin arm. Ich habe kein Haus, keinen Hund, nicht einmal eine Frau. Ich lege niemandem ein Stechen in den Weg. Ich bin von Natur aus friedfertig und duldsam. Aber auch der Wurm krümmt sich, wenn er geirrt wird. Jetzt wird sich zeigen, ob es noch Gerechtigkeit in Europa gibt. Hinter mir stehen Millionen von Armen, aber anständigen Menschen, die auch leben wollen, und von den Hausbesitzern.

Hier unterbrach der Richter Herrn Swoboda, dessen Schnurbart wild zuckte und dessen Augen in düsterem Gelb sprühten. Er war sichtlich entschlossen, die gesamte soziale Frage zu seinen Gunsten in die Waagschale zu werfen. Das Urteil verkündete die Freisprechung Herrn Swobodas, da seine „Absicht“ Herrn Siegl zu töten oder auch nur zu

Belohnung · Compenso

(D. Hagenbarth)



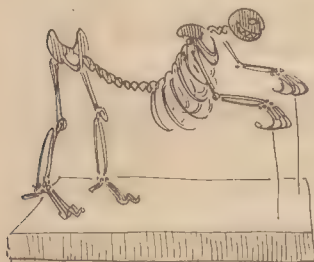
„Nachdem ich nun so den ganzen Tag stur darauf gessen haben, soll er wenigstens abends auch ein bißchen Spaß haben!“

„Giaccio io un po' di divertimento almeno alla sera!“

befeldigen, nicht bewlesen sei und Hunde bisher noch nicht ehrenbeleidigt werden könnten. Die Äußerung Herrn Swobodas stelle sich als ein bloßer Wunsch dar, der zwar nicht gerade liebevoll sei, aber andererseits keinerlei Erfüllungszwang begründe. Dann hielt der Richter den beiden erschöpften Gegnern eine kleine versöhnliche Rede, um ihre sozialen und persönlichen Gegensätze zu überbrücken. Die Gelegenheit war günstig. Dann beide hatten sich Bergelassen von der Seele geredet und ihr Gemüt stand wie frisch geackerte Erde dem Samen Korn des guten Wortes offen. Sie reichten sich die Hände und verließen gemeinsam das Gerichtsgebäude. Als sie plaudernd in die Ulrichstraße einbogen und auf der gegenüberliegenden Seite schon das Haus Herrn Sieglis sichtbar wurde, blieben sie einen Augenblick stehen. Dann Sieglis erwog ernstlich die Frage, ob er nicht Herrn Swoboda zum Abendessen einladen sollte. Da öffnete sich drüben die Gartentür, der Hund stürzte laut bellend hervor, um Herrn Swoboda an die Waden zu fassen. Doch auf der Fahrbahn kam in diesem Augenblick ein Auto in rascher Fahrt vorüber. Der Hund geriet unter die Räder, die ihn glatt in zwei Teile zerlegten. Es war der 15. März. Herr Sieglis wurde blaß und starrte Herrn Swoboda an. Dann wurde er wieder rot und öffnete den Mund zu einer Pose eines ewigen Hasses. Aber er brachte nur ein gepreßtes „Ohi!“ hervor. Dann stürzte er in sein Haus. Zwischen ihm und Herrn Swoboda herrschte fortan unversöhnliche Feindschaft. Das Rad des Schicksals hatte sie getrennt mit der gleichen Unerbittlichkeit, die es zwei halben Hunden versagt, sich je wieder zu einem Ganzen zusammenzufügen.

Das geheimnisvolle Skelett —

(Fr. Brilch)



Lo scheletro misterioso . . .

— und seine Rekonstruktion



... e la sua ricostruzione

Die vergeßliche Tante

Von Heinz Scharpf

Hannelore hängt mit großer Liebe an einem reizenden alten Fräulein, zu dem sie Tantchen sagt, obwohl keinerlei Verwandtschaft zwischen ihnen besteht. Die schilchweisse Dame stammt aus der Zeit, wo man noch kleingewollt Hermine hieß und die Schönheit der Möpse noch nicht von der Häßlichkeit der Kaktien verdrängt war.

Hannelore ist, kaum flügge, dem Elternhaus entflohen und hat die Universität bezogen. Sie studiert dort Mathematik, eine Wissenschaft, die sie offenbar nur gewählt hat, um alles, was mit der Schlantheit der Frau tabellarisch zusammenhängt, genauest berechnet zu können. Wenn Tantchen sie in Berlin immatrikuliert wähnt, hat sie schon längst wieder ein Semester in Heidelberg belegt, so eine Maus ist das.

So oft sie auf Ferien heimkommt, flüzt sie zu Tante Hermine hinaus, mit einem fröhlichen Juchhu ihren Besuch schon auf Hörweite ankündend. Das überraschte Fräulein konstatiert dann jedesmal, daß Hannelore noch schöner geworden ist, noch klüger und den Männern noch geföhrlicher, wobei sie unter Männern natürlich nur seriöse Heiratskandidaten versteht.

Und jetzt ist sie gerade wieder einmal da, die kleine Hexe, und der Schalk sitzt ihr wie immer im Nacken.

„Na, und wie steht es mit Gott Amor?“ tippt die großmütterliche Freundin dem Kobold auf die Nase.

Hannelore errötet mit der unverfälschten Blutwelle der ersten Liebe. Darauf steht sie die Sache mit Ernst. Eine ganz poetische Angelegenheit. Tantchen ist ganz Ohr. „Grüß mir deinen Ernst!“ küßt sie beim Abschied Hannelore auf die Stirn, und noch lange winkt sie ihrem Liebbling versonnen nach.

Zu den Osterferien erscheint Hannelore wieder. Noch schlanker, intelligenter, betonter und springlebensdiger. Und was das Herz voll ist, das sprudelt der Mund über. Sie muß gleich demt herausplatzen, wie lieb ihr Karlheinz ist, wie er sie auf Händen trägt und zuweilen vor Elferschutz fast vergeht, der gute Junge.

Karlheinz denkt Tante Hermine, sie hätte geschworen, er heiße Ernst. Ei Je, mit dem Namensgedächtnis geht es abwärts bei ihr, ein Jammer, wenn man alt wird.

Nach Semesterschluß trifft die muntere Studentin abermals zur fröhlichen Berichterstattung von der Universität ein.

Tantchen empfängt sie gleich mit der von allen Frauen gleichermaßen lebhaft gestellten Frage: „Also, wann heiratet ihr?“

„Heiratet?“ zieht die Gefragte die schmalen Schultern hoch, „das geht nicht so rasch, erst muß Hans sein Staatsexamen machen.“

„Hans?“ Das alte Fräulein glaubt, sich verhört zu haben. Verlegen putzt es an seiner Brille herum. Hans? Nicht Karlheinz, oder Ernst? Gott sei's geklagt, senile Leute bringen doch alles durcheinander. Und mit einem nassen, einem älteren Auge hört sie zu, was Hannelore über Hans Schönes zu erzählen weiß, das Schöne vom Schönen.

Im nächsten Halbjahr gibt dann Hannelore schifflich ihre Verlobung bekannt. Mit Horst.

Horst? liest Tantchen und die Brille rutscht ihr von der Nase. Wieso Horst? Ihr war doch ein ganz anderer Name in Erinnerung. Du lieber Himmel, ganz benommen greift sie sich an den Kopf.

Dann ließ Hannelore längere Zeit nichts mehr von sich hören, Junge verlobte Mädchen vergessen allzu gern auf alte sitzgelebene Tanten. Doch eines Tages flatterte eine Vermählungsanzeige ins Haus. Na also Hannelore hatte ihren Horst geheiratet! Tantchen freute sich mächtig. Wie sie aber die Vermählungsanzeige näher studierte, hieß der Bräutigam nicht Horst sondern Jörg. Da es schwarz auf weiß dastand, hatte sich das vergeßliche Fräulein also wieder einmal an einen falschen Namen verloren.

Fünf Monate später bog ein Wagen in Tante Hermine's stille Gasse ein und hielt vor dem Gittertor ihres Gartens. Tantchen begoß gerade die Rosen, die einen himmlischen Duft verbreiteten und dankbar die Köpfe der Abendsonne zuwandten.

„Juchhu“, tönte es ihr vergnügt entgegen, Hannelore sprang aus dem Wagen und ümarmte die Überraschte stürmisch. „Ich wollte dich nur rasch begrüßen“, sprudelte sie hervor, „wir müssen leider schnell wieder weiter. Aber nächstens sollst du auch meinen Mann kennenlernen. Du wirst begeistert von ihm sein. — Ja, ich komme schon, Waldemar“, rief sie nach dem Wagen hin.

Waldemar? vernahm die alte Dame mit Besürzung. Hieß er denn Waldemar? Ihre Verlegenheit verbergend, schnitt sie geschwind eine Rose ab und reichte sie der Zappelnden. „Für deinen Mann, den lieben Waldemar“, lächelte sie gütig.

„Aber, Tantchen“, prustete Hannelore heraus, „mein Mann heißt doch Jörg!“ „Jörg?“ seufzte die vergeßliche Tante aus tiefstem Herzensgrunde, „ach, ich kenn' es mit von dem einen auf das andere Mal nicht merken.“



„Autsch, Friedel, das gibt 'n blauen Flecken!“
 „Ach was, so 'n Pavian muß das ganze Jahr damit herumlaufen!“

Contorto: „Ahi ahi, Friedl! Ti verrà fuori una macchia azzurra!..
 “E che importa! Il babbuino deve pure portarselo in giro tutto l'anno!..“

DER HUT

VON KURT GROOS

Die Welt steckt voller Seltsamkeiten.

Eines Abends ging ich über die Brücke am Wasserfall, und auf einmal, mitten auf dieser Brücke, hatte mich ein Etwas gepackt, ein Erregendes. Ich weiß nicht, wie ich das erklären soll, weil es mich so ganz grundlos überkam. Es war, um einen hindenden Vergleich zu gebrauchen, als ob ein gefährlicher Bazillus plötzlich einen vollkommen Gesunden anfallt.

Über einen alltäglichen Tag hatte ich mich in einen alltäglichen Abend treiben lassen, eine sogenannte Stammkneipe besucht, dort mich mit ein paar Bekannten über belanglose Dinge unterhalten, eine halbe Flasche Wein noch nicht einmal ganz ausgetrunken und eine Kleinigkeit gegessen, um dann in einem ziemlich gelangweilten Gleichmaß nach Hause zu treten.

Vor der Flachsteige am Wasserfall verweilte ich ein wenig, um zuzusehen, wie die Salme hochspringen — Ich dachte dabei an nichts anderes,

als daß die Salme bei uns von Jahr zu Jahr weniger werden. Dann bog ich zur Brücke ein — und mitten auf der Brücke über dem rauschenden Strom überhelfe es mich, dieses Zwingende, Banende, ich möchte sagen: das Unbeschreibliche. Als ich die Brücke betrat, war weit und breit kein Mensch zu sehen, es war auch nichts anderes zu hören als das Rauschen des Stromes unter mir. Ganz grundlos war mein Wille plötzlich vollkommen gehemmt, obgleich ich mir mit Bestimmtheit vorgenommen hatte, in einer Viertelstunde zu Hause zu sein, um dort ein in der Frühe begonnenes Buch zu Ende zu lesen. Nun aber bannte mich dieses Unbeschreibliche. Mitten auf der Brücke blieb ich stehen, und ich fühlte dabei, wie störrisch, ja dumm, dieses Stehenbleiben eigentlich war. Und doch hätte mich nichts dazu treiben können, meinen Heimweg fortzusetzen. Ich wartete wie Jemand, dem etwas Großes und Wichtiges bevorsteht, wie Jemand, der sich mit weißem

verbreidet hat. Es war mir dabei seltsam zumute, ich hielt angestrengt Ausschau und richtete mich schließlich direkt auf das Warten ein, indem ich mich gegen die Brückenbrüstung lehnte.

Nachdem ich kurze Zeit so verweilt hatte, zogen in unregelmäßigen Abständen zehn bis zwölfe Radfahrer über die Brücke, trotzdem es schon gegen Mitternacht ging. Ich wunderte mich ein wenig darüber, wie viele Leute noch nachts mit dem Rad unterwegs sind.

Dann kam eine Frau mit einer leeren Korbkuppe über die Brücke. Von dieser Frau wußte ich, daß sie im ersten Morgengrauen Plitze in den Forsten schnitt, die sie in der Frühe auf dem Markt verkaufte.

Danach überschritten zwei jüngere Leute die Brücke, Studenten anscheinend, die sich über den Begriff der Ewigkeit stritten.

Auf wen, bei Gott, wartete ich nun? Oder, besser gesagt, auf wen mußte ich hier warten, denn immer noch hätte mich keine Macht fortchlagen können von meinem Beobachtungsposten, von dem aus ich zusehens ins Nichts blickte.

Eine Viertelstunde später sah ich aus der Ferne zwei phantastisch aussehende Pferde vor einem seltsam anmutenden, eigenartig in der Nacht scheukelnden Bogenwagen auf die Brücke zukommen. Vor der schwarz dunkelnden Waldwand am Horizont hob sich das Gespann in lebendigen und doch gespenstischen Konturen ab. Das aus dem Nichts auftauchende Gefährt erhielt sein Zaubereffekt, dieses getrübt und ganz unwirklich Erscheinende von einem matten, fliegender grüngoldenen Schein, von dem es rückseitig umglänzt wurde. Wie fasziniert mich diese gespenstisch jagenden Rosse; dieses Gespann schien mir Phantasmagorie und war doch durch Nacht und Licht seltsam verzauberte Wirklichkeit!

Aber wie die Bilder verblassten, wenn sie auf uns zukamen! Ein alter Mann jagte zwei magere, struppige Pferde vor seinem Torfkarren über die Brücke, und hinter ihm fuhr ein Radfahrer, dessen mühsam in Energie umgestempeltes Dynamolicht Pferde und Wagen rückseitig angestrahlt und die alten Klepper in aufbegehrende, in eine Glorie getauchte Zauberosse verwandelt hatte.

Wer es nicht eigenartig, daß nicht einmal die alten Rosse dieses Erregende in mir zertrampelt hatten? Nein, meine Spannung ließ nicht nach, wenn mich auch das anfangs verzauberte und dann so billig entschleierte Gespann auf eine gewisse Art ernüchtert, kritischer gemacht hatte. Dabei redete ich mir zu, daß es ein Unsinn sei, nun noch länger auf dieser Brücke herumzustehen, die mich eigentlich einen Dreck anging. Hätte mich dieser eigenartige Bazillus nicht ebenso gut in der Höhe des Forsthauses oder bei Kilometerstein 313 anfallen können? Weshalb packte es mich gerade hier auf dieser Brücke?

Während ich mich noch mit dem Widerspruch meines Wertens beschäftigte, ohne mich von ihm trennen zu können, geschah eine Kleinigkeit. Ein Mann hastete über die Brücke, ein jüngerer Mann mit offenem Rock und einem Hut aus grauem Velours auf dem Kopf; er schien sehr eilig. Dieser Mann fluchte lästerlich, aber er erschien mir anfangs trotzdem nicht ganz unsympathisch. Er torkelte ein wenig, und als er näher kam, sah ich, daß er betrunken war. Nicht weit von mir lehnte er sich, anscheinend ohne mich zu bemerken, über die Brüstung der Brücke und sprach mit Gott!

„Ach du mein Gott!“, sagte er, „wie kannst du mich in diesen Sudeldreck treiben, wo ich doch meine Else und das Kind habe; was soll noch alles werden, wenn du es nicht einlässt!“ So redete dieser Mensch, dann griff er in die Rocktasche, zog eine Flasche hervor, die er entkorkte und an den Mund setzte — und im gleichen Moment fluchte er wieder. Er beschimpfte sogar noch die Flasche, weil sie leer war, dabei warf er sie in hohem Bogen über die Brücke in

Schlangennest - Covo di serpi

(A. Kubin)





„Auch ich war ein Jüngling in lockigem Haar, an Mut und an Hoffnungen reich . . .“

Senso d' accasciamento: "Anch' io ero un giovane col riccioli, tutto coraggio e speranze . . ."

Die Töchter

(K. Helligsteedt)



„Vielleicht hat Mama doch recht gehabt, daß sie mich immer davor warnte, mich zu verlieben!“
„Aber du weißt doch, Elsbeth, Mama neigt dazu, schlecht von Papa zu denken!“

Le figlie: „Forse la mamma aveva pur ragione d' ammonirmi sempre che non m' innamorassi!,
„Ma tu, Elisabetta, sai bene che la mamma inclina a pensar male del papà!..“

den Strom. Ein ganz und gar hemmungsloser Mensch.

Dann lehnte der Betrunkene den Oberkörper ganz weit über die Brüstung der Brücke und starrte unbeweglich in den Strom. Hin und wieder murmelten seine Lippen ein paar Worte, die ich nicht verstand; es schien auch mehr so, als bewege er nur die Lippen, ohne überhaupt zu sprechen. Ich überlegte, ob ich auf ihn zugehen und ihn auf das Gefährliche aufmerksam machen sollte, sich so weit über die Brücke zu lehnen, als ich hinter mir eine Frauenstimme hörte, die den über der Brüstung Hängenden anrief, der plötzlich erschreckt zusammenzuckte. Ich sah eine junge Frau auf ihn zukommen, an der Hand führte sie ein kleines Mädchen von vielleicht fünf oder sechs Jahren: Das Gesicht der jungen Frau war voller Angst und Sorge, und es war ein sehr schönes Gesicht — aber ich erkannte es nicht gleich.

„Kar!, sel nun so gut, komm bitte mit uns!“ rief die junge Frau, und der Mann machte Anstalten sich zusammenzuraufen, er schien sehr schuld-bewußt. Aber dann hatte er mich entdeckt, der ich Anstalten machte, der sicherlich unerquicklich werdenden Szene aus dem Wege zu gehen — auf einmal überkam ihn die bei Berauschten oft zu beobachtende Lust, sich dem Zuschauer gegenüber unangebracht stark und trotzig zu zeigen. „Einen Dreck gehe ich mit!“, schrie er die junge Frau an und schimpfte gleich darauf mit dem Kind, das bitterlich zu weinen begann. „Ich trinke bis ich genug habe — ich habe noch lange nicht genug!“, lallte er, „und wenn du mich nicht vor die Hunde gehen lassen willst, dann trink mit!“ Nach diesen Worten wendete sich der Mann, wohl um seinen Entschluß gleich in die Tat umzusetzen. Doch vertrat ihn die junge Frau den Weg, nahm seinen Arm und redete mit fiedernder Stimme auf ihn ein, „Denk an morgen, Karl, denn doch an die Miete, du weißt, daß sie nicht länger wartet!“, Aber ihre Bitten nutzten nichts, im Gegenteil, sie



schienen den Berauschten geradezu zu reizen, seinen Willen durchzusetzen. Er schüttelte die schmale Hand der jungen Frau von sich, daß sie zurücktaumelte und mit ganz fassungslosen Augen auf den hemmungslosen Menschen sah. Das Kind preßte sich ganz verängstigt an die Mutter und schluchzte laut auf. Durch dieses Schluchzen schien der Mann sich wieder einen Augenblick besinnen zu wollen, er herrschte die Frau an und sagte, daß sie ja selbst noch Geld haben müsse, erst vorgestern habe er es ihr gegeben. „Ich habe gar nichts mehr, Karl!“, sagte die junge Frau mit beschwörender, weicher und klangvoller Stimme, „du weißt doch, daß du in der vorigen Nacht deinen Hut verloren hast — für das letzte Geld habe ich dir heute morgen einen neuen Hut gekauft, entsetze dich doch, du hast den Hut ja auf deinem Kopf!“

Der Mann stierte wieder eine kleine Weile grübelnd vor sich hin, dann riß er den neuen Hut, einen grauen Velours, von seinem Kopf und drehte ihn unschlüssig in den Händen. Mir fiel im gleichen Augenblick ein, daß ich einen ganz ähnlichen, vielleicht sogar den gleichen Hut trug. „Nun komm, Karl, ich bitte dich sehr!“, sagte die Frau ganz ruhig, „es wird ja alles wieder gut mit dir werden, du sollst nur gleich schlafen und dann morgen wieder frisch sein!“ Aber dieser Mann schien die Unvernunft selbst, vielleicht war es gerade das Gütige und Anständige in dieser Stimme, das ihn in seinem Zustand so gefährlich machte, weil es ihn die Schuld tiefer empfinden ließ. Er machte eine großartig sein sollende Handbewegung und schrie die Frau von neuem an: „Ich pfeife auf alles, ich pfeife auf dich, auf das Kind und auf den neuen Hut!“ Gleichzeitig warf er den Hut in hohem Bogen über die Brückenbrüstung. „Du Unmensch!“, sagte die Frau, und jetzt kamen auch ihr, die sich bisher so tapfer zusammengenommen hatte, die Tränen. Sie weinte mit ganz unbeweglichem Gesicht, und das sah sehr traurig aus.

Der Mann kümmerte sich nun um nichts mehr; er schritt zur Brückenseite, die zur Stadt, zu den Wirtschaften, führt. Die junge Frau überließ ein Zittern, dann wendete sie sich und erkannte im gleichen Augenblick mich, den sie bisher nicht gesehen oder nicht beachtet hatte. Und auch ich erkannte sie jetzt genau; sie war es. Wie beschämte das alles, und wie beschämte es auch mich! Dann faßte sie sich, und sie schlug ihre großen Augen zu mir auf, die ich nun seit vielen Jahren nicht gesehen hatte, und sie sagte: „Ja, so weit ist es gekommen, so weit!“ Sie hob das Kind empor, wohl um ihre Verlegenheit zu verbergen, und ich sah, daß dem Kind weiche blonde Locken auf die schmalen Schultern fielen, am stärksten aber erinnere ich mich der kleinen

(Fr. Bliess)

zarten Hand dieses Kindes, die es mir unter Tränen lächelnd reichte.

Da wurde es mir ganz seltsam ums Herz, und ich mußte fortsehen, ich schaute auf den weiten Strom, der im Mondlicht glänzte und rauschte, und ich sah, schon ganz weit weg von der Brücke, immer kleiner werdend, den neuen Hut auf dem Wasser treiben. „Ich werde ihn zurückholen!“, sagte ich, das einzigste was ich an diesem Abend zu ihr sagte, und ich lief hinter dem Mann her, den ich auf der Höhe der Fischsteige einholte und ansprach. Ich verbeugte mich vor dem Hemmungslosen, ich stellte mich ihm vor und sagte, daß ich beobachtet habe, wie ihm ein Windstoß den Hut von dem Kopf fegte; er möge mir gestatten, ihm meinen Hut zu borgen, ich selbst wohne gleich hier hinter der Brücke, er aber habe wohl noch einen langen Weg, den er ohne Hut bei diesem Wetter schlecht zurücklegen könne. Es

war ein Frohlocken in mir, als der Mann den Hut annahm und mir die Hand reichte und sich wendete und langsam zu der Frau und zu dem Kind zurückging, den Kopf gesenkt, die Hand am Hutrand, so als wolle er verhindern, daß er ihm davonliege.

Dieses Wiedersehen hatte mich seltsam aufgewühlt. Ich ging noch immer nicht nach Hause. Wohl eine Stunde lang lief ich durch die Nacht und dachte über so mancherlei nach. Erst in der zweiten Morgenstunde erreichte ich meine Wohnung.

Ich tastete nach dem Schalter neben dem Wandspiegel auf der Diele und drehte das Licht an, dabei erst gedanklos, dann aber mit vor Entsetzten sich wendenden Augen in das Spiegelfeld stierend. Ganz nah trat ich an das Glas, und ich erkannte, daß mein Gesicht sich veränderte, verzerrte, bis ich auch das nicht mehr sah, bis meine fassungslosen Augen nur noch das Unbegreifliche erblickten: Den Hut auf meinem Kopf, den Hut aus grauem Velours.

DIE MEMEL

Grollend die „Stumme“
heißt dich der Russe.

Landflüchtige, dich,
Weil du zu anderem Volk läufst.
Fremd ihm und verschlossen.

Willkommen, Riezin, unserem Land!
Schweigsamer, rastest,
Eh du für immer verströmet!

Hinter Tilsit, der Ziegelstadt,
Kauerst du nieder im Moor,
Zaudernd und sinnend
Über alten, verlorenen Weg.
Zwischen Röhricht, unsäglich Wildnis,
Einsam unter einsamem Gewölz.

Doch vor die Sonne sich neigt,
Rötlich im Todeshauch,
Neigt auch du dich zum Meer.
Freund jetzt der Nacht
Und dem steinernen Tod.

Fritz Knöllner

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Selma sang gern am offenen Fenster.
Gegenüber war ein Neubau.
Eines Tages kam der Bauherr,
Er wandte sich höflich an Selma:
„Sie sind eine großbegnadete Sängerin, gnädige Frau!“

„Erlaubt Sie meine Stimme?“
„Und wie! Nur bitte ich Sie, den hohen Ton nicht so lange auszuhalten.“
„Wieso, mein Herr? Warum? Weshalb?“
Der Bauherr kratzte sich den Hinterkopf:
„Ja, wissen — meine Leute drüben hören dann immer zu, arbeiten, weil's glauben, das ist die Sirene zur Mittagspause.“ J. H. R.

*
Viktor de Kowa spielte Rösers Philine.
Zur Theaterkassette hat ein Mann.
„Einen Logensitz!“
„Für Philine?“
„Nein. Für meine Frau.“



Heißt der Knirps Franz oder Fritz,
Der da wie ein Bauernspitz
Über alle Hänge tobte,
Womit er den Winter lobte?

Preist er etwa die Natur?
Keine Spur! Jetzt denkt er nur:
Gibt es Knödel oder Brei?
Einerlei! Nur herbei!

Hätte er gar die drei Käse,
Die er mißt, wie er die fräße!
Ist er satt, dann sagt er froh:
Morgen, morgen, wieder so!

S.

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Roosevelt braucht Geld

(E. Thöny)



„Ihr werdet es am besten verstehen, daß wir hundert Milliarden notwendig haben!“

Roosevelt ha bisogno di danaro: "Voi comprenderete meglio degli altri che noi abbiamo bisogno di cento miliardi!",



„Nein, mein Herr, Obstkuchen gibt es heute leider nicht!“

„So — und bei welcher Stelle kann ich mich darüber beschweren?“

„Ah, mi dispiace, signore: ma oggi la torta di frutta purtroppo non c'è!“,

„Ah così? ... E presso qual ufficio posso reclamare?“

Technik des Schlangestehens

Sind Sie Fachmann im Schlangestehen? Vermutlich. Alle müssen dann und wann mal schlangestehen: aber unter ihnen gibt es Leute, die kennen sich aus in der Schlange, teils aus Übung, teils aus Veranlagung. Das Ziel besteht immer darin, schneller vorzukommen als die andern. Nun, das ist natürlich kein Zeichen von besonders stark ausgebildetem sozialem Gefühl, aber man hat halt oft keine Zeit. Wer so in der Schlange steht, hat niemals Zeit. Bei manchem ist's auch Sport, den Vormann zu überrunden, purer Sport. Nur erwischen darf man sich nicht lassen beim Überwinden, sonst gibt's einen Heidenlärm. Ich habe gesehen, daß Frauen auf diesem Gebiet besonders sportlich sind. Sie fangen es sehr geschickt an. Vor allem gehört dazu ein harmloses Gesicht. Machen Sie ein uninteressiertes Gesicht, so, als dächten Sie an den fernsten Geliebten oder ans Strümpfstopfen. Kein Mensch soll ahnen, daß Sie sich bemühen, schneller dort vorne hinzukommen.

Wozu hat der Mensch die Ellbogen? Um Gotteswillen, gehen Sie behutsam mit Ihren Ellbogen in der Schlange um. Niemals mit Gewalt Schieben Sie Ihre Ellbogen sachte, ganz sachte in eine kleine harmlose Lücke und dabei sehen Sie in eine andere Richtung. Und wo ein Ellbogen ist, da ist auch ein Weg, und wo ein Weg ist, da ist auch ein Plätzchen, wohin man dem Ellbogen folgen kann. Aber ganz vorsichtig! Benutzen Sie die

Gelegenheit, wenn Sie aus dem Handtäschel Ihr Taschentuch nehmen, na, da kann doch niemand daran Anstoß nehmen, wenn sich der Ellbogen bewegt. Dasselbe läßt sich auch mit den Füßen machen. Aber bitte rückwärtstreten, nur ein viertel Schrittschen, und dabei ins Weiße schauen, auf die andere Straßenseite.

Das alles gilt nur für den Fall, daß die Schlange noch ungeordnet ist, ein chaotischer Haufen, der noch nicht zur richtigen gefährlichen Schlange geworden ist. In diesem Falle ist allerdings Hopfen und Malz verloren, denn da paßt jeder auf seinen Vordermann nur allzu genau auf.

Sehr praktisch dagegen ist die Schlange, die sich in Dreier- oder Viererreihen fortpflanzt. Grundregel: Man stehe immer an der Innenkurve, also als rechter Flügelmann bei der sich rechtsdrehenden Schlange und als linker Flügelmann bei der linksdrehenden. Lassen Sie sich nicht durch die Auflockerung an der Peripherie dorthin verlocken. Hier wirken zentrifugale Kräfte, und plötzlich sind Sie draußen, Tuchföhlung behalten!

Nun werden Sie mich für einen ausgekochten Schlangesteher halten. Ach nein, auch auf diesem Gebiet bin ich schwach, aber Franziska, die kann es. Sie kam eben mit strahlendem Gesicht und erzählte, daß sie drei Vordermänner über-sprungen hätte. Es war ein glücklicher Tag für sie, und da gab sie ein wenig von ihrer Technik preis.

Foitzick

Abends am Fenster

Hoch! nicht immer im Parterrel
Preiß' den Kopf nicht in die Hände,
starre nicht aufs Schneegelände,
als ob das nun alles wär!

Steige in den ersten Stock:
Rabelate haßt da, Bußch, Cervoantes,
Lacher, Lächler und Vermandtes,
Herznerotto — ein ganzes Schodch.

Poch! die Toten aus dem Grab!
In den Fäffern, tief inwendig,
gluckst's und regt es sich lebendig.
Zapf! dir einen Schoppen ab!

Schmedt der manchmal etwas streng,
werde nur nicht gleich verdrießlich;
meistens liegt's an dir... Und schließelich
gibt's ja auch ein Souterräng,

wo bei Kohle, Kartoffeln, Sand
jedenfalls noch geftern abend,
sich intakt erhalten habend,
eine Flasche Chablis fland.

Ratatoehr



„Wir haben mit Interesse Ihre phantasievollen Anregungen gelesen und werden sie für unseren Betrieb nutzbar machen!“

A Lord Vansittard: „Abbiamo letto con Interesse i vostri fantastici suggerimenti! e ce ne gioveremo per la nostra azienda!..“

QUADRILLE

VON MARIA DUTZ-HUBER

Dunkelrot glühten die Fenster des Küsthauses in die dämmernde Nacht und die Küchenfenster nahmen es gut mit der Rote der scheidenden Sonne auf. Dafür hatte im Hühnerhof und in den Stallungen schon Tage vorher ein ahnungsvolles Gekrächel begonnen, mancher Puter und so manche fette Gans mußten den 70. Geburtstag der Guts-herin unverschuldet mit ihrem Leben büßen. Vollzählig hatte sich die Sippe eingefunden und es waren deren nicht gerade wenig. An die fünf Söhne trieben sich draußen in der weiten Welt herum, zwei Töchter waren auch da und mit ihren Männern anlässlich des Festtages eingeflo-zen. Die Töchter, zwar noch jung, aber doch schon seit einigen Jahren unter der Haube, hatten bei der Wahl ihrer Herzen einen grundlegend verschiedenen Geschmack gezeigt. Eine war mit einem Huzarenritmeister der benachbarten Gar-nisonstadt vermählt, indes die Ältere, eine auch heute noch viel bewunderte und vielleicht auch begehrte Schönheit, sich weniger martialisch gezeigt und Herz und Hand dem Pastor des klei-nen Marktes anvertraut hatte.

Nach dem mehr als üppigen Abendessen, wobei es an gewürzten und scharfen Getränken nicht gefehlt hätte, hub ein scharfes Zechen an. Der Rittmeister, der sich in mehreren Feldzügen wak-ker herumgeschlagen hatte, wovon zahlreiche Narben in seinem kühnen Raubvogelgesicht zeug-ten, führte bald das Kommando in dieser un-blutigen, aber heißen Schlacht und stand auch da seinen Mann. Die fremden Gäste zogen sich bald zurück und nun wurde auch der Ton frier und die Zungen lösten sich. Der Rittmeister, der auch jetzt noch bei den Frauen einiges gelten mochte, gestattete sich manchmal freieren Scherz, der von den Söhnen donnernd belacht, von den Frauen aber nur mit leisem Stirnrunzeln, wen-nigleich auch mit innerem Lächeln hingenommen wurde. Schließlich nahm er sich seinen Schwager aufs Korn und hatte diesen biederer, aber nicht sehr trinkfesten Pastor gar bald in die Klemme gebracht. Der Arme leerte sein Glas öfter als ihm be-kommen mochte, zumal er an solche Attacken im Reiche Bacchus' kaum gewöhnt war. Die Frauen wollten nicht weiter stören, waren vielleicht auch schon müde genug und zogen sich zurück, nicht ohne dem guten Kirchenmanne einige wohl-gemeinte Ratschläge zu hinterlassen, die dieser aber, bereits vom Weine tüchtig angefeuert,

leichtsinzig in den Wind schlug. Langsam wurde er einer der tollsten, sang alte Bürschenslieder und prahlte mit seinen Abenteueren wie ein be-trunkener Landsknecht. Die Uhr rückte vor, lang-sam wankte einer nach dem andern hinaus, um sich in den prallgefüllten Federbetten der Mut-ter nüchternzuschlafen. Als der Rittmeister, nach einem kurzen Aufenthalt in den Küchenräumen, ein wirklich vollendes Rundlichtchen der einen oder anderen Magd betrachten hatte, in das Speisezimmer zurückkehrte, fand er nur mehr den guten Pastor vor, der aber sein Haldentum schon abgelegt und sich in einen harmlosen Schläfer verwandelt hatte. Der Reiter, von Natur aus gut-mütig, wenn auch ein wilder Draufgänger, nahm einen ganz großen Schnaps, dann seine Man-schetten etwas zurück und seinen Schwager wie ein kleines Kind auf die Arme. So trug er ihn über die Treppen in das erste Stockwerk. Er wußte gut, wo die Gäste untergebracht waren, klinkte leise die Tür zum Zimmer des Schwagers auf, hörte die ruhigen regelmäßigen Atemzüge der Schwägerin, entkleidete ihren Mann vorsich-tig und legte ihn in einem sanften Ruck in das Bett. Niemand hatte etwas gehört, alles schlief weiter und der Rittmeister, stolz auf seine Tat, kehrte noch einmal in den Saal zurück. Hier be-schloß er auf die bestandene Anstrengung noch ein Glaschen zu leeren und dann suchte er gleich-falls sein zugewiesenes Schlafzimmer auf. Um seine Gattin nicht zu stören, die er schlafend vermutete, entkleidete er sich ohne die Lampe zu entzünden, verhielt sich auch sonst ruhig, um die im Nebenzimmer ruhende Schwiegermutter nicht zu wecken und warf sich schließlich auf seine Liegestatt. Möglich, daß der Sprung in die Daun-ten etwas zu kräftig ausgefallen war, Reiter sind nun mal keine Zierpuppen, jedenfalls verriet ihm ein leises Hüsteln im Bette nebenan, daß seine Frau wachgeworden war. Da beugte er sich hinüber und verschloß ihr den Mund mit einem langen festen Kuß...

Der Rittmeister mochte nur kurze Stunden ge-schlafen haben, das Morgengrauen blickte schon sachte bei den Scheiben herein als er sich etwas erhob, um einen antilippen Federpolster zu er-haschen. In diesem Augenblicke erglänzte es sich, daß diesem alten Haudagen, der dem Tode schon mehrfach in das leere Auge geblickt hatte und der nie im Leben vor etwas erschrocken war, das Blut in den Adern zu gefinnen und der Herz-schlag zu stocken schien. Der Rittmeister — er hatte es im dämmernden Morgengrau unzweifel-haft festgestellt, lag im falschen Bett. Gestern in der vorgedrückten Stunde mochte er wohl die Zimmer verwechselt haben, so daß er jetzt neben seiner noch friedlich schlummernden Schwägerin erwacht war. Blitzartig durchzuckte ihn der Gedanke, daß ja auch der Pastor, der bei seiner Gattin im Bette lag, aber gleich darauf war er in dieser Hinsicht wie-der ganz beruhigt, der gottesfürchtige Mann war ja voll des süßen Weines gewesen! Der Husar wußte, jetzt kam das Allerschwerste. Ein kurzes Stoßgebet schickte er zum Himmel, dann verschor er es bei dem hl. Michael und bei St. Georg, von nun an ein tugendhaftes Leben zu führen, wenn ihm diese beiden Schutzheiligen der Reiterei nur jetzt bei seinem Vorhaben be-hilflich sein wollten. Und sei es nun, daß diese beiden alten Herren heute ganz besonders gut aufgelegt waren und einen Waffenbruder auf der entfernten Erde nicht im Stiche lassen wollten, oder aber war es auch die scharfe Landluft, welche die baldigen Schwestern noch besonders tief und fest schlafen ließ, jedenfalls es gelang. Es schwitzte der gute Rittmeister wohl Blut und Wasser, als er möglichst lautlos den schwierigen Transport begann, um den breiten Gottesmann unbemerkt in das richtige Bett zu praktizieren. Von den Frauen hatte sich kein Geräusch und mit zitternden Knien legte er sich dann in sein et-was eheliches Bett, um nach der Aufregung noch eine Stunde schlafen zu finden.

Später, als sich die große Familie um den Früh-stückstisch versammelt, wußte es einzig und allein nur der Rittmeister, warum die breve Pastorenfrau sich heute so ganz besonders herz-lich und innig ihres Mannes annehm.

Seltsame Liebhaberei - Sirana passione

(Macon)



„Wenn man so denkt, Alma, da gibst's jetzt Menschen, die fahren Ski zum bloßen Vergnügen!“

“E se si penso, Alma, che c'è gente che scia per solo divertimento!“



„Tante hat das Buch scheinbar nicht gelesen, sonst hätte sie sich den Fliedertee gespart!“

Il romanzo emozionante: „A quanto pare la zia non ha letto questo libro, altrimenti ella avrebbe fatto a meno del tè di fiori di sambuco!„

DÜWELETGEN

VON HANS FRANCK

In Hothusen — einem Dorf, das in der Nähe von Schwerin im Mecklenburgischen gelegen ist — lebte zu alten Zeiten eine Schulleisterrfrau. Die ging jeden Sonntag in Samt und Seide. Sie hätte auch am Alltag darin gehen können, wenn ihre Arbeit es zugelesen hätte. Das war ja nun nicht der Fall. Denn sie hatte keineswegs nur ihr Hauswesen in Ordnung zu halten. Mit dem Mädchen zusammen mußte sie auch das Vieh im Stall und dazu obendrein noch den Garten und den Acker versorgen. Von den paar Tälern, die ihr Mann jährlich an barem Gehalt bekam, konnten sie, obwohl keine Kinder da waren, nicht leben. Ihr eigentliches Einkommen sollte durch tägliche Arbeit, die mit dem Schulleistertum nichts zu schaffen hatte, erst aus dem Acker und dem Vieh herausgeholt werden.

Diese Pflöcker lag der Frau allein ob. Der Mann kümmernte sich nicht um die Wirtschaft. Zeit genug hätte er gehabt. Denn des Sommers, wo es draußen zu schaffen galt, brauchten alle Hothusener von dem ärmsten Tagelöhner bis zu dem reichsten Bauern ihre Kinder im Felde. So wurden während dieser Monate die Schultage nicht von ertlichen Ferien, sondern die Ferien von ertlichen knapp bemessenen Schultagen unterbrochen. Dem Schulleisterr machte es trotzdem kein Gewissensbisse, daß die Frau sich allein abrackern mußte. Er war ein Träumer. Und ein Trinker. Wenn er sich ausnahmsweise einmal herbeilauf, auf der Hofstett oder in den Ställen, in der Scheune oder auf dem Acker zu helfen, war die Schulleisterrfrau in der Regel hilflos, sobald er wieder aufträte und sich schmeichend auf das Kinn ausstreckte. Denn er stellte sich alle Arbeiten der Hände so ungeschickt an, daß Meilen in der Runde die Spottrede umging: Der Hothusener Schulleisterr leise, er ist Mist auf den Wagen zu laden beginne, erst in den Büchern nach, ob man die Mistgabel bei dem Stiel oder bei den Zinken anpacken muß. Der Frau jedoch ging alles, was sie angriff, auf beste von der Hand. So brachte sie im Laufe der Jahre etwas Rechtes vor sich und konnte nicht nur, was damals selbst die Bauerfrauen sich versagen mußten, des Sonntags in Samt und Seide gehen, sondern auch das Alltags eine Mütze mit einem Goldband tragen.

Niemand im ganzen Dorf mochte die Schulleisterrfrau leiden. Nach und nach kam die Rede über sie in Umlauf: Es ging nicht mit rechten Dingen zu, daß sie in ihrer Wirtschaft nur Glück hätte. Der Böse müßte seine Hand im Spiele haben. Wie könne es sonst sein, daß ihr während elf der Jahre nicht einmal ein Kücken umgefallen sei, geschweige denn — was doch jedem in Hothusen schon getroffen hätte — ein Stück des größten Viehs? Am allerunbegreiflichsten aber war es ihren Neiderinnen, woher die Hothusener Schulleisterrfrau immer die beste Butter hatte, mit der sie unsinnig viel Geld verdiente. Daß die Geplagte, um noch vor der Schule zurück zu sein, um ihren Mann zur rechten Zeit wecken und ihm die Morgensuppe selber kochen zu können, sich des Sommers drei Uhr in der Früh auf den Weg machte; daß sie, während die eine Hand den Korb mit der frischen Butter trug, in der anderen Schutz und Stütze hielt und — da wohl die bloßen Füße, aber nicht Schuh und Stümpfe sich von selber flücken — bis vor die Tora Schweigen berief: Daß sie sah, die Bauerfrauen, die um solche Zeit noch schliefen und sich vom Hofherrn oder schlimmstenfalls vom Knecht mit der Butter in die Stadt fahren ließen, natürlich nicht. Sie sahen nur, daß man in der Küche des herzoglichen Hofes von niemandem lieber Butter kaufte als von der Schulleisterrfrau. Sie beachteten nur, daß niemandem höhere Preise gezahlt wurden als der Schulleisterrfrau. So beschwerten sie einander bald: daß es bei ihr, da eine Schulleisterrin das Buttern schlechter verstehen müßte als

eine Bäuerin, nie und nimmer mit rechten Dingen zugehe.

Eines war in der Tat sonderbar: Bei der Hothusener Schulleisterrfrau butterte es immer Selbst an Gewittertagen während des Hochsommers, wo allen im Dorf die Milch zusammenliefern und es auch dann niemandem butterte, wenn man — nach einem derben mecklenburgischen Wort — in Butterfaß — —, selbst an solchen Tagen hatte die Schulleisterrfrau keine Mühe, goldgelbe Butter zu gewinnen.

Sie ließ aber auch niemals das Mädchen an das Butterfaß heran. Darum mochte die Arbeit noch so sehr drängen, — sie butterte selber.

Eines Tages indes konnte die Schulleisterrfrau nicht umhin, doch dem Mädchen das Buttern anzuvertrauen. In einem beschabten Dorf war eine Verwandte der Schulleisterr gestorben. So mußte sie, welche aus einer anderen Gegend Mecklenburg stammte und mit ihrer Familie keinerlei Verbindung aufrechterhielt, wohl oder übel mit dem Mann zur Beerdigung über Land gehen. Da sie aber für den nächsten Tag der herzoglichen Hofküche frische Butter versprochen hatte und diese, um gut geizigen und geknetet werden zu können, mindestens eine Nacht in der Mulde zu stehen hatte, blieb ihr nichts anderes übrig, als zum erstenmal in ihrem Leben dem Mädchen das Buttern zu überlassen.

Die Schulleisterrfrau gab, ehe sie ging, der Daheimbleibenden die genauesten Anweisungen. Sie zeigte ihr, wie man stoßen müsse und erklärte — nicht einmal, sondern ein halbes dutzendmal —, wann und wie man die kleinen Buttertellchen, die sich an dem Faßrand und dem Deckel vor der Zeit festsetzten, herunterspülen müsse. Vor allen Dingen aber schürfte sie dem Mädchen immer und immer wieder ein: das Butterfaß unter keinen Umständen auch nur einen Zoll breit von der Stelle rücken und, wenn ihr das Leben lieb sei, beiläufig nicht drausitzen sehen!

Als die Schulleisterrfrau mit ihrem Mann eine gute Weile fort war, begann Neugier die butternde Magd zu zwicken und zu zwacken. Für ihr Leben gern hätte sie gewußt, ob wirklich etwas Gefährliches unter dem Butterfaß verborgen war oder ob die Frau das nur so gesagt hatte, um sie dadurch einzuschüchtern und zur emigen Arbeit zu zwingen. Anfangs butterte die Magd, so unblässig die Neugier sie plagte, tapfer darauf los

und es ging auch alles nach der Gewohnheit. Dann aber hielt sie mit dem Buttern inne und redete sich, während sie die Hände müßig unter die Schürze steckte, nach und nach ein: Es werde ihr sicherlich nicht schaden, wenn sie das Butterfaß ein ganz klein wenig auf die Seite kippte und darunterblicke. Woher wollte die Frau denn wissen, daß sie nachgeschaut hatte, was unter dem Boden zu sehen wäre? Sie brauchte das Faß, so bald sie es vorichtig aufkippte. Ja, nicht ein hundertstel Zoll vom Fleck zu rücken! So daß die Frau, auch wenn sie sich ein geheimes Zeichen für seinen Stand am Boden gemacht hätte, ihren Ungehorsam gar nicht merken konnte. Behutsam drückte also die Magd das Butterfaß ein ganz klein wenig auf die Seite und sah darunter eine schickliche Kröte sitzen.

„Was hochst du, häßliches Lork!“ — so nannte man damals in Mecklenburg eine Kröte — „denn hier unter Butterfaß!“ erliefte die Magd sich, die nichts anderes meinte, als die Kröte wäre zufällig dorthin gekommen. Sie ging zu dem Hard, holte eine Feuerzange, kippelte — diesmal unbedenklich — das Butterfaß aufwärts auf, packte die Kröte mit der Zange und warf sie auf die Straße. Dann begann die Magd — froh, daß durch das Butterfaßkippen keinerlei Schaden geschehen war — wieder mit ihrer Arbeit. Aber ob sie auch stieß, daß ihr der Schweiß von der Stirn perlte; ob sie auch warm und kalt, wie die Frau es ihr gezeigt hatte, hundertmal hinunterstülpte — alles Pumpen und Pantchen war umsonst. Diesmal butterte sie in dem Hothusener Schulleisterrhaus nicht.

Als die Frau, spät am Abend, mit ihrem Mann von der Beerdigung heimkam, lautete ihre erste Frage: „Ist die Butter fertig!“, und da die Magd heulend „nein!“ antwortete müde, fuhr sie diese an: „Dann hast du unters Butterfaß gekuckt. Gestalt's nur! Was hast du gesehen?“

„Nichts!“ beteuerte die Magd, die noch immer nicht begreifen wollte, was vorgegangen war. „Nichts hab' ich gesehen, Frau! Nur eine häßliche Kröte war, ohne meine Schuld, unter das Butterfaß gekrochen. Der hab' ich aber beigezt, wo der Zimmermann das Loch im Haus gelessen hat. Mit der Zange hab' ich sie gepackt und auf die Straße geworfen. Gesehen hab' ich wirklich nichts unter dem Butterfaß.“

Da gab die Schulleisterrfrau der Magd eine solche Ohrfeige, daß ihr der Schmerz in alle Glieder schoß und sie sich sogleich zu Bett legen mußte. Dann trat die Erbsote vor die Tür, um die hinausgeworfene Kröte wieder in das Haus zu holen. Da es aber schon so dunkel war, daß sie mit den Augen das Tier am Boden nicht mehr erkennen konnte, auch wenn sie nur einen Schritt weit von ihren Füßen hockte, begann sie — zärtlich wie eine Mutter, die ihr Kind ruft — leise in das Dunkel hinaus zu locken:

„Düweletgen! Düweletgen!
Kumm laufft tu! Bodderfängigen!
Kumm deern, de die. Is unweisen.
Heit die up de Strat rutweien.
Kumm, kumm, kumm, lew Düweletgen!“

Jetzt wußte die Magd, die in ihrer Dachkammer über der Haustür die Hothusener Schulleisterrfrau das Lork locken hörte, daß ihre Herrin eine Hexe sei. Die vertriebene Kröte, welche auf das Locken der Frau sogleich mit einem zärtlichen Ton antwortete, der sich wie das Klungeln einer Glocke anklang, kroch aus dem Wagengeleise hoch und hüpfte der Frau vor die Füße. Die nahm sie von der Erde auf und betrachtete sie und setzte sie wieder unter das Butterfaß. Jetzt begann die Frau zu buttern; und in noch nicht zehn Minuten war denn auch die beste Butter, die man sich wünschen kann, fertig.

Am anderen Morgen in aller Herrgottsfrüh knetete die Schulleisterrfrau die Butter, gab der Kröte davon die ausbreudende Kostprobe, rüberlich auf eine Weißbrotschneitz geschnitten, und brachte das versprochene Quantum noch so rechtzeitig in die Schlöcküche, daß der Herzog, als er gegen Mittag sein erstes Frühstück ein-

Nacht im Ramadan

*Die Moslems lagen ohne Schlaf und Trank
Auf ihren Matten, in den rosenföhligen.
Da kam die Nacht. Wie früh sie niedersank.
Das heiße Land mit Kühle zu beschüttelt!*

*Die Grillen zirpten schrill im hohen Mai,
Die Käuze schrien von den Walnußbüumen,
Die vielen Hunde wie auf ein Geheiß
Zerkeulten aus den Schlafen und das Träumen.*

*Schildkröten krochen an des Zeltes Rand,
Moskitos zickten um die Netze lüsternd.
Auf einmal fiel ein Dröhnen in das Land,
Und viele Luken blinkten hell im Düstern.*

*Alsbald verstummte jeder lose Mund.
Die Trommeln dröhnten dumpf. Es klang im
Tale,
Als rufe Allah selber durch den Mund
Des Bischoffs die Gläubigen zum Mahle.*

*Schon wölkte aus den Hüllen dicker Rauch;
Und Stimmen rourten laut bei dem Gelage,
Und ein Gernach von Hammelfett und Lauch
Zog bis ins Zelt: So roard die Nacht zum Tage.*

Heinz Friedrich Kamecke



„Ja, sehen die po'n'schen Genossen denn nicht, daß die Türe zu einer vernünftigen Lösung weit offen steht!“

Prego, avanti! "Eh come mai, non vedono i compagni polacchi che la porta è spalancata per una ragionevole soluzione?,"

genommen hatte, seinen Leibkoch hereinbefehlen konnte, um ihm sein allergnädigstes Lob über den Wohlgeschmack der genossenen Krötenbutter huldvollst auszusprechen

Die Magd aber war — was auch sonst schon vorgekommen sein sollte, wenn die Frau sich mit der Butter auf dem Wege nach Schwarlin befand — ohne anzuklopfen in die Schlafkammer des Schulmeisters gegangen und hatte ihm erzählt, daß seine Frau eine Hexe sei. Der Schulmeister, so Tag und Nacht in seinen sechs Schweins-

notre hemdlings einen fürchterlichen Folianten und bewies — wieder im Bett — der Anklägerin durch Vorlesen von mehr als einem halben Dutzend Seiten, daß es keine Hexen gebe; Vielmehr alles, was man davon erzählte, Lug und Trug sei. Dann schickte er die Magd, die keineswegs bekehrt war, sondern dem Schwall der gelehrten Worte, von denen sie nicht die Hälfte verstanden hatte, immer wieder den einen Satz in den Weg warf: „Was ich gehört hab', hab' ich gehört!“, an die Arbeit. Als die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, stieß der Unbeirrbare den Folianten auf die

Erde, drehte das Gesicht zur Wand und schlief geruhlos, bis seine heimgekehrte Frau ihn zehn Minuten vor der Schule weckte

Obwohl der Schulmeister seiner Sache völlig sicher war, beschloß er doch, ein wachsames Auge als bisher auf seine Frau zu haben. Dann — sagte er sich — man könne niemals wissen, ob die Bücher in allen Punkten recht hätten. Selbst in Schweinsledernen sollten hier und da schon Unwahrheiten gestanden haben. Und wirklich: Eines Nachts, da die Uhr zwölf schlug, erweckte er durch ein Geräusch und sah, wie seine Frau



heimlich vom Lager aufstand. Der Schullemeister stellte sich, als die Aufgabendien sich furchend über sein Gesicht bogen, schlafend, um hernach mit zwinkenden Augen alles zu beobachten. Die Frau nahm den Schlüssel, den sie Tag und Nacht zwischen ihren Brüsten an einer Silberkette trug, und schloß mit ihm, den der Schullemeister bisher für ein unverwundbares Amulett gehalten hatte, teilte ein verborgenes Fach am Boden des großen Koffers auf, den sie als einziges Gut in die Ehe gebracht hatte. Dann streifte sie ihr grobes Hemd ab, warf es in den Koffer und zog statt dessen ein schillerndes seldenes Gewand an, das sie dem Geheimfach entnommen hatte und, da es an ihrem Körper hing, immer und immer wieder lieblos streichelte. Das Gewand war so dünn, daß überall die nackte Haut hindurchschimmerte und sie in Zweifel geraten konnte, ob ihr weißer Leib, wenn sie es anhatte, bekleidet war oder nicht. Darauf ging die Frau zur Küche. Dort — der Schullemeister, der nun auch aufgestanden war, gewährte es durch das Schlüsselloch — dort nahm sie die Ofengebel, klappte mit der fielen Hand das Butterfaß auf und kicherte:

„Düweletgen! Düweletgen!
 Dat giwrit hüt een feinas Fetgen
 Wenn se uns ook gien freten,
 Wann heft wi er nich ansch — ?
 Hüpp, hüpp, hüpp, lue Düweletgen!“

Aus der Ecke, wo das Butterfaß stand kroch die Kröte hervor, hüpfte auf die bereitgehaltene Ofengebel, die Frau nahm die Gabel zwischen die Beine und — hast du's gesehn? — sausten beide zum Schornstein hinaus.

Der Schullemeister spreng vor Schreck ins Bett zurück und zog sich, um besser über den Kasus nachdenken zu können, die Decke über die Ohren. Da er auch am Abend vorher seinen aus Bier und Brannwein sorgsam gemischten täglichlichen Schlupfrunk nicht vergessen hatte schlief er bei diesem Gedanken ein. Als er — halb erstickt, in Schweiß gebadet — nach ein paar Stunden wieder erwachte, testete er als erstes vorsichtig nach dem Lager seiner Frau. Er meinte nicht anders, als das Lager müsse leer sein oder, ruhig atmend, lag die Schullemeisterin neben ihm und schlief. Deshalb der Hothusener Schullemeister sich einen Narren und erklärte alles, was er in dieser Nacht in Kammer und Küche seiner Frau hatte tun sehen, für einen Traum. Es wurde ihm nicht einmal schwer, sich das einzureden. Dann war er ihm in der letzten Zeit mehrfach widerfahren, daß er sonderbare Dinge — weiße Mäuse und sonstiges kraubendes Geflügel, das bestimmt nicht wirklich war — am helllichten Tage gesehen hatte.

Die Magd aber war dorewilt mit dem Maul nicht säumig gewesen. Überall im Dorf hatte sie das Geheimnis von der Butte der Schullemeistersfrau erzählt. Natürlich bedurfte es für die Dorfleute keines weiteren Beweises, daß diese eine Hexe sei. Mit einem Schlage war alles, was sie seit Jahren vermutet hatten, erwiesen. So ballte sich über dem Hothusener Schulhause ein schweres Unwetter zusammen.

Als der Schulheiß den anhnungslosen Schullemeister darauf hinarief, lachte der ihn aus. Seine Sache sicherer denn je, vermochte er sich, dem ganzen Dorf den Beweis zu erbringen, daß der böse Laund seiner Frau eine Affäre sei, die vor der Wahrheit nicht bestehen könne. Sie machten also das folgende miteinander aus: Der Schullemeister wollte seine Frau in der Nacht zum ersten Mal in der Scheune bei gemeinsamer Arbeit festhalten. Wenn ihm das, wie der Schulheiß durch zwei versteckte Zeugen einwandfrei feststellen lassen sollte, gelang, dann war die Unschuld der Verdächtigten erwiesen.

In der Welpungsnacht mußten nämlich alle Hexen, auch falls sie noch so sehr behindert waren, zum Blocksberg, um sich Teufelskräfte für die nächste Jahr zu holen, die ihnen vom Bösen nicht etwa auf Lebenszeit, sondern nur von einem ersten Mal bis zum anderen verliehen wurden.

Der Schulheiß war es zufrieden. Der Schullemeister hatte aber bei der Abschneidung nach den Hindergeanken, daß — wenn er sich vielleicht doch irren und sein böser Traum doch Wahrheit gewesen sein sollte — seine Frau auf diese Weise für immer von der Macht des Bösen befreit werden könne.

Denn die Hexe, welche es fertigbrachte, auch nur ein einziges Mal in der ersten Mätsnacht auf dem Blocksberg zu fehlen, hatte es mit dem Teufel verdonnen. Unwiderlich stieß er sie aus der Zauberinnenzunft aus, und niemals, soviel sie auch bitten und betteln mochte, wurde sie in Gnaden wieder aufgenommen.

Am letzten April ging der Hothusener Schullemeister nach Schwerin. Als er spät abends, noch stärker als gewöhnlich benebelt, heimkehrte, sagte er seiner Frau: Er habe einem Schweriner Bäcker einen Faden Kleinholz um guten Geld verkauft. Da selbiger, der es dringend benötigte, morgen in der Frühe mit einem Wagen komme, das Holz abzuholen, und sie nur für ihren allernächsten Bedarf zerklüftet hätten, müsse sie ihm diese Nacht sägen und spalten helfen. Sie solle auch einen Teiler von dem Kaufgeld abbekommen, für den sie sich erstehen könne, was sie möge.

Die Frau erwiderte: Wenn er in seinem Dusel unheimliche Geschäfte abschleße, so dürfe er auch

sehen, wie er über Nacht seinen Faden Holz klein kriege. Sie hätte sich bei Tag, wo er sich müßig in der Stadt herumtrieb, müde gemacht. Sie ginge um die Stunde wie alle Tage zu Bett. Er könne ja trotzdem die Nacht hindurch Holz spalten und sehen, ob er — sein Wort einzulösen — von den Wichtelmännern oder von sonst wem Hilfe bekäme.

Der Mann indes ließ nicht locker. Und um die Zeit, wo man im Dorf sich schlafen legte, gingen der Hothusener Schullemeister und seine Frau, jeder eine Stiel-Laterne in der Hand, über den Hof nach der Scheune.

Wütend fing die Schullemeistersfrau an zu arbeiten. Sie riß, als sie anfangs gemeinsam sägten, an der Säge, daß der Schullemeister in einer Stunde mehr Schweiß vergoß, als gemeinhin in einem Jahr. Sobald sie dann, weil genug auf Vorrat gesägt war, spalten mußten, blieb die Frau mit einem Ungestüm auf die Kloben ein, daß dem Schullemeister, der nun allein weitersägte, mehr als ein Stück Holz an die Schenkelne flieg. Der ließ sich diesmal nichts verdrießen — keine Arbeit und keine Tücke —, sondern sägte, als gälte es das ewige Leben.

Aber so wüst beide auch schwärzten — es gab keine Möglichkeit, das Holz vor Mitternacht klein-zukriegen. Kurz nach elf Uhr erklärte die Frau: Sie könne nicht mehr. Sie lege sich jetzt schlafen. Der Mann ging, statt eine Antwort zu geben, zu der Tür, schob von Innen ein Schloß vor, sperrte ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. Wieder spaltete die Frau wie besessen.

Nach elfter Viertelstunde fauchte sie: „Spalten tu ich nicht länger! Wenn ich nicht in meinem Bett schlafen darf, so schlaf ich hier. Ich kann nicht mehr.“ Damit warf sie sich der Länge lang auf den Boden und tat, als wolle sie schlafen. Der Mann schob ihr einen Klotz unter den Nacken, deckte sie mit seinem Rock zu und fragte mit erheuchelter Zärtlichkeit: „Lagst sich's gut so?“ Wütend schleuderte die Schullemeistersfrau den Rock, das Holzkloppkissen fort und sprang auf. Wieder hatten Bell und Säge das Wort.

Als die Turmhuh anhub, die zwölfte Stunde zu schlagen, schrie die Frau den unermüdet Sägenden an: „Hörst du nicht, jetzt geh!“

„Nein“, antwortete der Mann, so gelassen wie er vermochte, und sägte weiter.

Da wurde der Böse in der Frau übermächtig. Sie erhob das Beil, um ihrem Mann den Schädel zu spalten.

Im selben Augenblick aber sprangen zwei Männer, die von dem Scheunenboden aus alles mit angesehen und angehört hatten, durch die Bodenlücke die Leiter hinunter und packten die Hexe, ehe diese, völlig überrascht, ihnen mit ihrem bösen Blick schaden oder sich festmachen konnte. Sie wurde gebunden und unter sorgsamster Bewachung für den Rest der Nacht in das Gemeindehaus gesperrt.

Am anderen Morgen wurde von groß und klein ein Holzstoß aufgeschichtet und die Hothusener Schullemeistersfrau, von der nun für alle, selbst für den Schullemeister, unweiderlich erwiesen war, daß sie eine Hexe sei, oben drauf festgebunden. Als die Flammen sie umsprüllten, schrie sie:

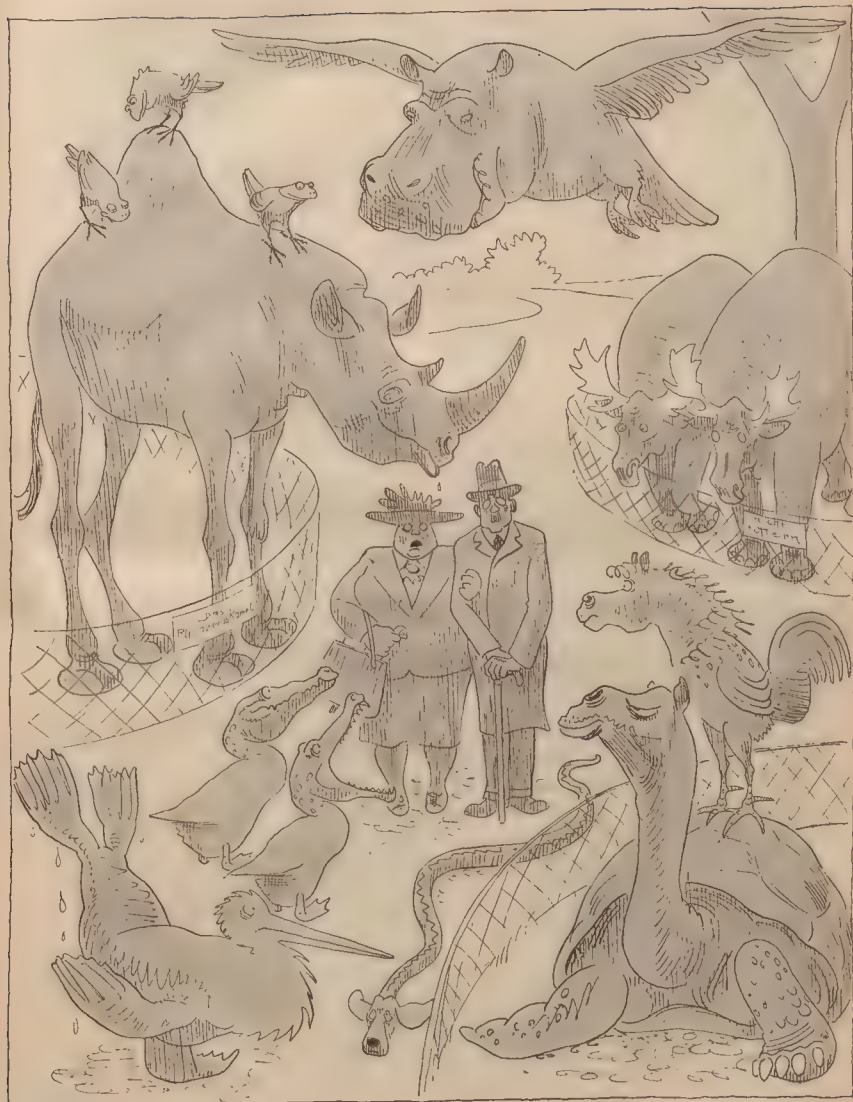
„Düweletgen! Düweletgen!
 Weest du hüt denn how keen Rängen?
 Lat doch von den'n Hew'n daigelen!
 Hast ook nix as Bodder freiten
 Help, help, help, lue Düweletgen!“

Da stürzte ein beherrzter Mann höhnisch davon, die Kröte zu holen.

Der Abgesandte des Dorfes brauchte indessen nicht bis zum Schulhause zu laufen. Sie kam ihm schon eilig entgegengehüpft. Er stieß sie aus dem Wagengasse, das sie als Strafe benützte, mit dem Fuß heraus, packte das Loch zum Holzstoß zurück und warf es, unter dem Jubel der Hothusener und Hothusenarinnen, ins Feuer. Sogleich begann sich ein furchtbares Gewitter zu entladen. Aber Gott fugte es so, daß der Regen, den die Kröte zu Hilfe befohlen hatte auf dem Wege zur Erde sich in Schnee und Schlossen verwandelte und die Flamme nicht mehr löschen konnte, in der zufolge dessen die Hothusener Hexe mit ihrem lieben Düweletgen elendig verbrannte.

Neue Züchtungen

(Fr. Bilek)



„Ich weiß nicht, Amalie, aber irgend etwas scheint hier nicht zu stimmen!“

Nuovi allevamenti: "Non so, Amalia; ma mi sembra che qui qualcosa non s' accordi insieme!,"

Auf dem Seil

(G. Kiesel)



„Meinst du, August, ich gefalle?“ — „Na klar, Lolita, gegen
deine Figur kommen dreihundert dressierte Tiger nicht auf!“

Sulla corda: „Credi, Augusto, ch'io piaccia?.. — „Ma certo, Lolita; 300 ligri addestrate non valgono la tua figura!..

DES IRRGÄNGERS STIMME

Genügsamkeit verkündet die Mittaggluten,
Das wache Hirn bespiegelt blank den Tag.
Doch wenn die Sterne durch die Fenster fluten,
Steigt auf, was tief am Grund des Herzens lag.
Steigt auf gleich einem bergentrückten Helden,
Der heimkehrt in sein altes Herrscher-Amt ...
O wilde Jagd, von der die Sagen melden,
O dunkler Rest, der aus den Wäldern stammt!

Wenn zaunentlang die Weißdornfrüchte winken
Und Dörfer untergehen im Abendrauch,
Wenn Liebende der Nebelnacht entinken
In einem Bett aus Moos und Haselstrauch.
Umepült der Wanderwind, von Träumen trücht,
Den Muschelglanz, das Blond, den sanfter Samt —
Im Blut der Mädchen regt sich übermächtig
Der dunkle Rest, der aus den Wäldern stammt!

Auch wo im Stahlgeklirr der Metropolen
Das Leben giftbetrogen durch die Nacht
Der Märtelhöhlen wandert, weht verstoßen,
Doch wach wie ja, die ferne Urwaldmacht.
Und springt sie mit des Luchses Schenkelschnelle
Auf spiegelndes Parkett, vom Tanz zerschrammt,
Erstarkt zu schaumgekrönter Brandungswelle
Der dunkle Rest, der aus den Wäldern stammt!

Wohl tausendwinklig wandern Weltenachsen
Durch unsern Hirn, das müde wird und stumm —
Denn einstmals werden Anemonen wachsen
Aus unserm Staub: Ein Blütenspek geht um
Und hat gar bald mit zartem Lenz-Erglänzen
Die große Heimkehr wunderbar entflammt,
Es lodert über unsern letzten Kränzen
Ein junges Licht, das aus den Wäldern stammt!

Herbert Fritzsche

LUNDSTRÖMS WEG ZUR BESSERUNG

VON KNUT OVGING

Felix Lundström hatte eine liebe und nette Frau. Er aber war alles andere als lieb und nett zu ihr. Nicht daß er ein schlechter Kerl gewesen wäre. Nein, aber er gehörte zu jenen künftigen Naturen, denen nichts recht zu machen ist. Über alles, was Frau Berta sagte und tat, murmelte und räsonierte er. Und fast ständig lief er mit mißvergnügter Miene umher. Einmal hatte sie ihn nach seiner Meinung zu früh geweckt und das Frühstück zu spät serviert, ein andermal war es wieder umgekehrt. Oder sonst war entweder der Kaffee zu kalt und die Suppe zu heiß — oder das Gegenteil war der Fall. Kurzum, er war ein Petentevel.

Und Frau Berta? Die Arme war so eingeschüchtert, daß sie zu allem nur noch ja und amen sagte und niemals zu widersprechen wagte. So ging das jahrelang — Tag ein, Tag aus — von früh bis spät.

Bis dann eines Tages das Wunder geschah und sich mit Lundström eine höchst eigentümliche Wendung vollzog.

Eines Nachts wachte er auf und konnte nicht gleich wieder einschlafen. Da lag er also und starrte einen einsamen Stern an, der ihm durch das Fenster freundlich entgegenblinkte. Und das wieder regte ihn zum Nachdenken an. Er grübelte nach über das Leben, das er bis jetzt geführt, und kam auf einmal zu der Einsicht, daß er seiner Frau gegenüber eigentlich nur als Grobian und nie als ein guter Ehemann aufgetreten war. Die Arme, die Bedauernswerte! Aber das sollte anders werden. Jetzt sofort. Er mußte sich bessern und alles gutmachen und nachhaken, was er bisher veräußert hatte.

Von diesem Entschluß beseelt, schlich Lundström sich am Morgen in die Küche.

„Ich will Berta eine Freude machen“, sprach er vor sich hin. „Ich werde ihr den Kaffee aus Bett bringen.“

Bald darauf stand er auch vor dem Bett seiner Frau und reichte ihr das Kaffeesservice.

„Guten Morgen“, begrüßte er sie freundlich. „Ich stand heute ein wenig früher auf, und da habe ich den Kaffee schon zubereitet. Ist er dir stark genug? Du solltest ihn trinken, solange er heiß ist, Liebchen.“ Mit diesen Worten zog er sich in die Küche zurück.

Frau Berta sah ihm fassungslos nach. Dieser unerwartete Beweis seiner Liebenswürdigkeit erfüllte sie mit Verwunderung und Mißtrauen.

Wie merkwürdig er heute war! Da stimmte doch etwas nicht! Ut Felix vielleicht plötzlich an gelistiger Unmachtung? War er etwa verückt geworden? Zuweilen geschah ja die merkwürdigsten Dinge zwischen Himmel und Erde. Wer konnte wissen? Dann war der Kaffee vielleicht sogar vergiftet!

Zitternd stand Frau Berta aus dem Bett auf, eilte ans Fenster und goß den Inhalt der Tasse hinein in den Garten.

Als sie aber kurz darauf in die Küche kam, wuchs ihre Verwunderung ins Grenzenlose. Felix hatte den Frühstückstisch bereits gedeckt und lud sie auf das liebenswürdigste ein, Platz zu nehmen.

Mit weichen Knien setzte sich Frau Berta. Tausend Fragen waren in ihr ohne Antwort. Aber Lundström sagte beim Essen die größten Anlichkeiten und Schmeicheleien. Etwas, was noch nie dagewesen war. Und nach dem Essen ließ er es sich nicht nehmen, selbst das Geschirrl fortzuräumen und es abzuwaschen.

Frau Berta ließ ihn gewähren — sie wagte ja

nun erst recht nicht zu widersprechen. Und Felix sang und summite bei allem fröhlich vor sich hin. Ein Gebaren, das sie wegen seiner Seltsamkeit bloß noch mehr verängstigte.

Als Lundström sich dann endlich anschickte, ins Büro zu gehen, da küßte er sie und sagte: „Was meinst du, Schatz? Wollen wir heute Abend nicht einmal im Restaurant Abendbrot essen?“

Frau Berta, eingeschüchtert wie sie war, antwortete natürlich: „Ganz wie du wünschst, lieber Mann.“ Im stillen aber dachte sie: O wach, er ist wirklich verückt, denn so fängt es doch an. Wer weiß, was er noch alles im Schilde führt! Darum ihn rasch unendlich gemacht!

Gedacht, getan. Bleich vor Erregung ergiff sie den ersten besten Gegenstand, der ihr in die Hand kam — das schwere Nudelholz — und schlug zu.

Auf der Stelle ging Lundström zu Boden und war ebenso schwermig wie unglücklich.

Frau Berta aber eilte ans Telefon und rief den Arzt herbei. Und als dieser gleich darauf kam, erklärte sie unter Zittern und Stocken:

„Herr Doktor, mein Mann ist plötzlich verückt geworden. Jedenfalls benehmt er sich auf einmal in höchst auffälliger Weise. Er nannte mich Liebling und Schatz und küßte mich. Sie müssen nämlich wissen, so etwas hat er seit fünfzehn Jahren nicht mehr getan. Dann deckte er sogar den Tisch und sang und piffte dazu die neuesten Schlager. Kurz, sehr verändertes Benehmen erschien mir immer verdächtiger, mir wurde angst und bange, daß er dahinter irgendwelche dunklen Absichten verbirgt. So wurde ich dann kopflos und machte ihn unschädlich. Ich schlug vielleicht ein bißchen zu hart zu — doch ich glaube, er wird keinen ernstlichen Schaden erlitten haben. Wenn Sie ihn sich nun einmal ansehen wollen ... Bitte schön, er liegt dort in der Küche unter dem Tisch.“

So gesehen, war das Ergebnis von Lundströms Versuch, sich zu bessern, ein recht klägliches. Er mußte über eine Woche lang zu Bett liegen, mit einer Baule am Hinterkopf, die so groß war wie ein Hünerkopf.

Doch die Moral von der Geschichte? Ihr Herren Ehemänner, wenn ihr euch etwa einmal besinnen wollt — und das tut gewiß sehr not — dann macht es allmählich und unauffällig und mit Vorsicht, denn sonst — — — Men weiß eben nie, was eine Frau tun wird.

(Aus dem Schwedischen von Werner Rietig)

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Graf Bobby ist zu Besuch auf dem Gut der Baronin Schreckenstein.

Eines Nachts klopft es stürmisch an seiner Tür und er hört die fliehende Stimme der Baronin: „Herr Graf! Herr Graf! Es brennt bei uns, retten Sie doch meinen Rubens!“

„Gern, gern“, erwidert Bobby hilfsbereit, „wo schläfst er denn?“

F. H.

Schilfäuser trafen sich.

„Seit wann kannst du Bogen fahren?“

„Seitdem meine Gläubiger Schl laufen!“ J. H. R.



„Der Lorbeerkrantz, der für 1943 bestimmt war, Mr. Churchill, paßt nicht mehr. Wir müssen für 1944 neuerdings Maß nehmen!“

Un' altra volta ancora: "La corona d' alloro, Mr. Churchill, ch' era fissata pel 1943, non va più bene; dobbiamo prender di nuovo la misura pel 1944!.,

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die Invasionspille

(Wilhelm Scholz)



„Und der Herr Doktor sitzt dabei und gibt ihm bittere Arznei!“

La pillola dell' invasione: "E il medico gli siede appresso e gli somministra la pillola amara!..



Die Endhaltestelle

Von Walter Foltzick

Inmitten der Stadt ist die Straßenbahn etwas Unpersönliches, eine öffentliche Einrichtung, die teils der Benutzung, teils der Kritik unterliegt. Vorne ist der Fahrer und hinten manchmal der Schaffner, wenn er nicht irgendwo eingeklemmt ist. Zwischen beiden läuft der Wagen. Gelegentlich kommt der Kontrolleur zur Verbreitung von Furcht und Mitleid bei den Fahrgästen, eine typische Figur der griechischen Tragödie.

Je weiter aus der Stadt die Straßenbahn fährt, desto menschlicher wird sie. Sie wird unsere Linie, mit der wir Freud, Leid, Verspätung und Störungen teilen. Ihren humanen Höhepunkt erreicht sie an der Endhaltestelle. An meiner Endhaltestelle ist ein Friedhof — Straßenbahnen enden gerne an Friedhöfen — und da der Friedhofsglockner uns für Trauergäste hält, so läßt er ein wenig, wenn wir ankommen, und mahlt uns, die wir zum Mittagbrot oder zum Abendessen nach Hause kommen, daran, nicht nur an die irdischen Genüsse zu denken, sondern auch an die Vergänglichkeit dieser Güter. Bei den meisten ist diese Mahnung fruchtlos, weil der Hang zum Metaphysischen gewöhnlich erst nach dem Essen auftritt.

An der Endhaltestelle steigen Fahrer und Schaffner einige Augenblicke von der Plattform hinunter, nehmen die Mützen ab, kretzen sich ein

wenig, wischen die Stirn und sagen zueinander, daß es heute warm oder kalt ist und daß es vielleicht noch zum Regnen kommt oder sprechen etwas Halbamtliches über die Bremse und die Zuleitungsstange. Dann sagt der eine: „So“ oder „Jetzt“, und der Fahrer drückt zweimal mit dem Fuß auf die Glocke um herankommende Fahrgäste zur Elle zu bewegen. So gemütlich ist es noch an der Endhaltestelle. Es wird sogar noch ein wenig gewartet. Sind allzumal Menschen, Fahrpersonal und Fahrgäste hier an der Endhaltestelle, das andere kommt erst später.

Zu bestimmten Zeiten steigen immer dieselben Leute ein. Die meisten haben eine Wochenkarte und manche sogar einen Stamplatz. Die Männer lesen Zeitungen, die jungen Mädchen Romane, die älteren Damen nichts. Alle haben eine Mappe unter dem Arm, für das Frühstück, die Zeitung und den Roman, auch viel Suppengrün liegt man in den Taschen.

Zu den regelmäßigen Fahrgästen gehören die Schulkinder. Am Morgen sind sie sehr ruhig, haben Bücher und Hefte auf den Knien und deklinieren oder konjugieren. Bei der Heimfahrt am Mittag versuchen sie störend zu wirken.

Mit Interesse verfolgte ich die Fortschritte eines Gymnasiasten in der Lektüre von Ciceros Rede gegen Catiline. Oh, ich kenne diese Rede besser als manche Rede die später gehalten wurde. Ich habe sie seinerzeit schweißüberströmt Tag für Tag in einer Straßenbahn vorbereitet. Solche Reden vergißt man sein Leben lang nicht.

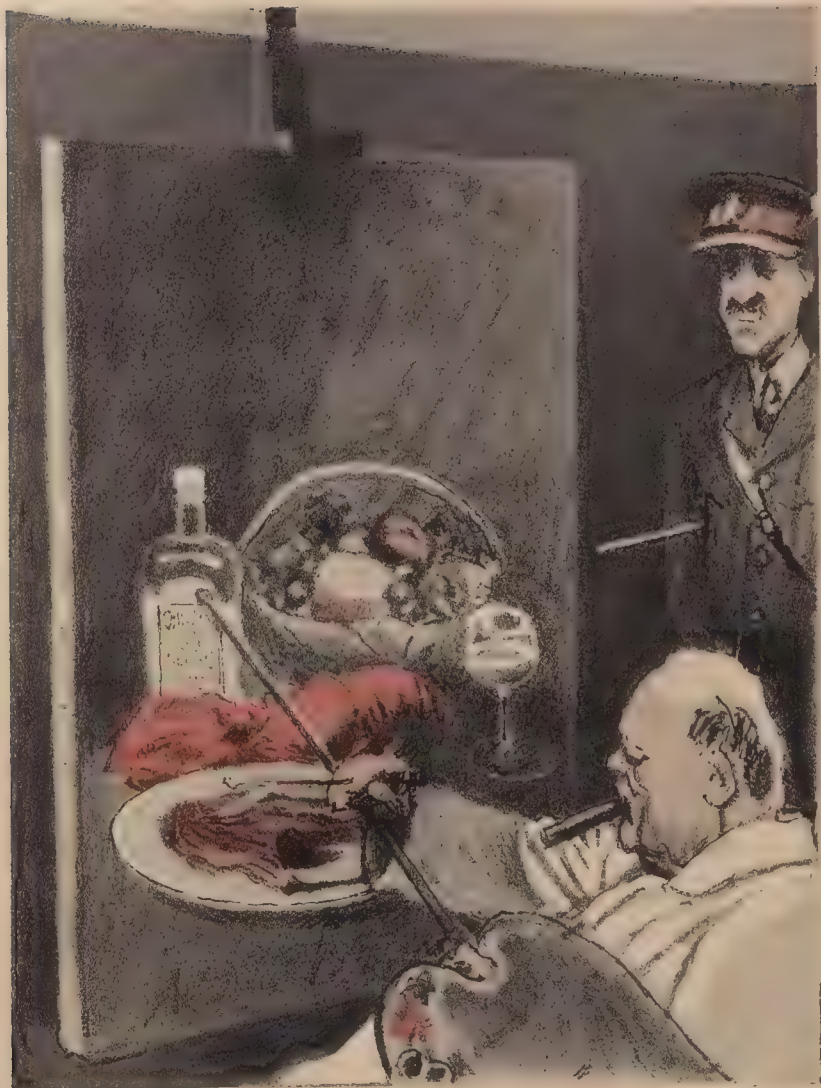
GEDANKEN IN DER NACHT

Gegrüßt die Kreatur, die einsam leidet,
ob sie ein Mann, ob nur ein Männchen sei,
ob eine Köchin, die des Nachts um zwei
den Kuchenteig verrührt, weil Schlaf sie meldet;
ich denke ihrer und ich leiste Trost zu ihnen hin,
der ich, wie sie, in dunkler Hand ein Spielball bin.

Der Mann, das Männchen, sie find arm wie ich,
wenn mit sich selbst allein und vor dem Spiegel ...
die Köchin icht'igt feche Eier in den Tiegel -
des Nachts um zwei - bedenkt - und fürchtet sich.
Wohin ich lausche, raucht ein dunkles Meer
und Gottes Wolf ist hinter Gottes Schafen her.

Den Knurrbold, der den Strahlenden beneidet,
weil er nicht ahnt, wie Geltungsnot ihn drückt,
den Gierhund, der die faulsten Äpfel pflückt -
auch alle groß! Ich, die ihr einsam leidet,
ich leide euch durch Wände wie von Glas -
ich mar', der geftern in der Bahn euch gegenüber faß.

Peter Scher



„Sehen Sie, so stelle ich mir in Zukunft die Mahlzeit des kleinen Mannes vor!“

Churchill dipinge: „Vedete; così m' Immagino in avventire il pasto dell' uomo di bassa condizione!“

DAS BRAUTPAAR

VON SCHLEHDORN

Als Diogenes noch in den Fiegejahren war und noch nicht daran dachte, als Weiser eine Brutto-registerronne zu bewohnen, strich er gern in den Gassen, das Altbier, das kühne Treysbü- und die kleine Glykys lehte ihr Köpfchen mit den kitzelnden Locken im Schreien an Pneuma-tions Schulter. Der Mathematiker Euklid hat daraus den „Neigungswinkel“ berechnet, der gebil-det wird aus zwei durch die Welt hindurch ge-gangenen Geraden: Die kleinere der Winkel, um so größer die Leidenschaft. Gleichgültige Leute ge-hen als Parallelen nebeneinander her, die sich in der Unendlichkeit berühren – jedenfalls hier nicht. Diogenes hatte seine Freude an den tausend ver-liebenen Geschichten, tausendmal der gleichen Geschichte. Er brauchte dazu die Lektüre nicht, mit der er später bei Tage Menschen suchte, er brauchte nur helle Ohren, denn im Dunkeln sagt der Mensch mehr, als er bei Licht beisehen selber glaubt. Und wenn er verliebt ist, glaubt er Alles. Da gingen auch zwei erschrocken im Zustand der Verlobung, die für den Betrachter so gratifizier-nd und manchmal etwas komisch ist, er war so hässlich, daß er fast wieder schön war: mit seinem breiten Gesicht, der stupigen Nase, her-vorquellenden Augen und Wulstlippen, und dem Ansatz zu Glatze und Bauch. Also fast ein Silen, aber streng nüchtern und hochbedeutend und mit jener tapferen Unbeholfenheit, die der Weise im-mer zeigt, wenn er verliebt ist. Seine Begleiterin war, um so offen zu sagen, auch keine Schönheit. (Zwar haben die schönsten Frauen immer hübsche Männer, aber hübsche Männer nicht immer schöne Frauen.) Ihr Mund war etwas zu groß, wie seine Nase zu klein. Sie neigte zu trockener Schenheit, wie er zu Fülle. Aber sie war jung (viel, länger als er), und Jungens ersetzt mindestens zwei von den be-kannten sieben Schönheiten des Weibes. Dazu intelligent, viel Temperament, hässlich erzogen, mit etwas Geld und mit einem roten Band im Haar. Jedem, dem die beiden um das Rondell von Tassus und Lorbeer herumkamen, konnte Diogenes ein Stück ihres Gesprächs belauschen. Er sprach von Philosophie, sie vom Heiraten. „Als Weiser, geliebte Xantippe“, sagte er mit zärt-licher Stimme, „weiß ich denn, daß ich nichts weiß.“ „Aber das weißt du denn doch, mein süßer So-krates“, wandte sie ein. „Was?“ „Nun, daß du nichts weißt.“ „Na, und?“ „Denn weißt du also doch was.“ Statt ihr nun den Sophismus zu erklären, blieb er stehen und tat, was alle klugen Männer in solchen Fällen tun: er belachte sie. Und sie, die eben-so sel, wie wenn einer an allem zweifelt – also auch am Zweifel – also nicht an allem – und damit doch wieder – usw. usw. bis sie zu-letzt gestand: „Das versteh ich nicht.“ „Ne endlich“, sagte Sokrates und war befriedigt, „das brauchst du auch nicht zu verstehen.“ Dann waren sie außer Hörweite, Diogenes war-tete, bis sie wieder um das Rondell aus Lorbeer und Tassus herumkamen. „Aber Skrillein“, hörte er sie jetzt wieder, „wenn du sagst, 'Jugend ist Wissen', darfst du doch nicht sagen, daß du nichts weißt. Denn dann wirst gerade du ohne alle Jugend, Schatz. Und davon, daß du Jugendhaft bist, hängt zur Zeit meine Tugend ab. Meine sagt, die hübsche Laiz, mit der ich nicht verkehren darf, hätte so wis-sende Augen. Ob sie damit wirklich meint, daß Laiz besonders Jugendhaft ist?“ „Ich weiß nicht, ob deine Frau Mutter weiß...“ hörte man Sokrates noch sagen, denn der Brautpaar verschwanden.

Als es wieder auftauchte, fragte die junge Xan-tippe (d. h. auf Deutsch: Blond-Pferd): „Weisheit lehren ist sicher ganz schön, – aber bringt Weisheit viel ein? Du solltest eine Stellung an-

nehmen, Sokrateschen. Etwas bei der Stadtverwal-tung. Da können sie Weisheit gebrauchen. Da kannst du dich dann mit deinen Kollegen über Weisheit unterhalten, manchmal sogar während der Dienststunden. Aber dann kommst du auch immer pünktlich zum Essen, und mir brennt nichts an. Dann hast du festes Einkommen, wenn auch bloß wenig, und ich kann mein Wirtschaftsgeld einstellen.“ „Gewiß, Xantippekind, aber wenn ich so viel ver-walten muß, komme ich ja nicht zum Weisesein.“ Wieder zogen sie ihre Bahn wie ein Doppel-gestirn um das Rondell herum. Als sie wieder aufgingen, sprach seine Braut noch immer auf ihn ein: „Oder du solltest Bücher schreiben, wie der nette Oberleutnant Xenophon. Du ahnst nicht, wieviel Freude das macht, der Umgang mit den lieben Verlegern, mit den klugen Kritikern. Die Bücher wird dir deine Xantippe tippen. Oder sie hilft dir mit ihrer gesunden Kritik.“ „Aber, Xantippchen“,rief Sokrates erschrocken aus, „Du verknst völlig die Stellung der Frau in der Antike!“ Dann war das Paar im Schatten verschwunden. Beim nächsten Vorüberwandel hörte man sie schmeicheln: „Du Sokr, warum sind wir Weise eigent-lich so eitel? So eitel auf ihren schwebigen Mantel und ihre schwebigen Manieren? Ich habe im-mer gedacht, Weise müßten zunächst einmal eige-nlich sein und in die Welt passen, die sie beleh-ten, und jedenfalls weise genug, ihrer eigenen Frau gefallen zu wollen. Warum ist es weise, nicht weiltig zu sein und eine schlechte Figur zu machen? Kann man nicht genial und gebür-

let sein? Ich will dir auch noch immer alles auf-bügeln, wenn wir verheiratet sind.“ Sokrates versprach stehend, sich aufbügel zu lassen und ihr zu gefallen. Es war dämmerig geworden. Als die beiden das nächste Mal vorüberkamen, waren sie von der Weisheit abgekommen. Nun hörte Diogenes – na endlich! – wie er sie etwas fragte. Es war die weisehinnliche Älteste aller Fragen. Die lautete nicht: „Was ist das Alter, wo bei den Philosophen, oder: „Was bin ich“, wie bei den Sophisten, son-derm einfach: „Liebst du mich?“ Jene Frage, auf die man eine Antwort jedenfalls fieberhaft er-wartet und dann ohne Überraschung empfindet. Gleichwohl wird sie erstaunlich häufig wieder-holt. So fragte auch Sokrates, der Weise, Eleas-tier: „Sei schnell, hast du mich lieb, Xantippe, mein feuriges Blondpferd? Vor fünf Minuten hastest du noch.“ Ihre Antwort konnte Diogenes nicht verstehen. Aber selbst die kritische Altertumswissenschaft dürfte hier, trotz völligen Mangels an Belegstel-len, über ihren Inhalt obensowenig zweifeln, als der junge Diogenes hinter seinem Busch es tat. Übrigens, dachte er bei sich, haben wir hier ein klassisches Beispiel der sokratischen Methode, – die sich auch in Fragen bewegt und auf An-worten zielt, die der aufmerksame Hörer meist nicht hören kann. Und das ist auch die Methode. Da klang wieder Xantippes Stimme aus dem Däm-mer: „Apropos, mein Lieber, der Lausikos, so hätte das Phrechosas, erzählt überall herum, er höhe dich gefragt, ob er heiraten sollte, und du hättest geantwortet: 'Heirate getrost. Gewinnst du ein gutes Weib, so wirst du glücklich. Bekommst du jedoch ein schlechtes, so hast du Anlaß, ein Philosoph zu werden.'“ – Sag mal, Sokr, ist das nicht freud-lich gegen die Philosophie?“ Sokrates antwortete nicht gleich. Dauernd gefragt zu werden, ging gegen seine Methode. Als das Brautpaar nun wieder vorüberkam – es war jetzt ganz dunkel und der Himmel voller Sterne –, da sah Diogenes nur noch das eine: er eben hörte. Was er zu hören bekam, ist in den Quellen (Plato, Apollodor oder Demetrios von Phaleron) nicht belegt. Indessen erlaubt eine Stelle in Xenophons „Gastmahl“, wo Sokrates, sein eigenes Aussehen ironisierend, meint: von seinen wüstigen Lippen werden sich die meisten Küsse zu erwarten, – mit einer gewissen Be-stimmtheit auf den hier behandelten historischen Vorgang Schlüsse zu ziehen. Und Xantippe fand dabei, daß eine Nase, wie sie ihrer Sokrates zeigte, doch recht praktisch sei; die spitze Nase des Sophisten Phylarchos, der sich selbst als Weis-bewahr, hätte sicher empfindlich beim Küssen gestört. (Es ist übrigens erstaunlich, daß diese Schwierigkeit von keinem der Alten philosophisch untersucht worden ist. Sollte es damit zusammen-hängen, daß fast alle antiken Statuen abgesto-bene Nasen haben?) „Ach, lebenswürdigste Xantippe“, schwärmte der Weise, „wenn wir erst verheiratet sind...“ In diesem feierlichen Augenblick ließ der Bengel Diogenes aus seinem Gebüsch ein lautes: „Mäh! Mäh!“ vernehmen, als ob er ein Bock oder Pan persönlich hätte. Xantippe, das Blondpferd, scheute. Sokrates stutzte: „War das etwa die Stimme mel-nes Dalmatians?“ Sie hatten sich tatsächlich verspätet, und er brachte sie nun über den Anaximanderdamm schleunigst nach Haus. Dort hat sie der Mama, die an der Aussteuer stand, als Entschuldigung erzählt, man könnte Abends die Sonnenruher so schlecht erkennen. Diese verbürgte Geschichte vergessen wir immer, wenn wir dem Alphabet zullebe oder einer Ehe-frau zum Tort, von Xantippe reden. Urteilen Sie selbst, lieber Leser, wenn Sie viel-leicht ein Gelehrter sind: Was würde Ihre Frau Gemahlin sagen, wenn sie einen Haushalt mit drei Kindern und einen nichtbeamteten, außer-ordentlichen Mann ohne Einkommen hätte, der stundenlang mit Straßenhändlern über die Ehrlich-keit und mit einer Heiße, die gerade Modell steht, über die Tugend disputiert, und die Mutter wartet zu Haus und hat nichts zu kochen und auch das ist noch angebrannt. Was würde sie dann wohl sagen? Ja, – höre ich Sie antworten, – ich weiß natür-lich auch, daß ich nichts weiß. Aber das weiß ich: Xantippe gibt es. Nur Xantippe war ver-mutlich keine.

Das Gedicht vom Marmor

VON ANTON SCHNACK

Der gebrochene ist ohne Gesicht,
Nur der behauene redet,
Nur der zerfallene betet,
Nur auf vermertem lastet Gemicht.

Man muß ihn ergriffen betrachten:
Er glüht vom Ruhm der Schlachten,
Von Blut, von Tod und Versmachten.

Sein Weiß gesellt sich zum Meer,
Am Meer glüht es beirächtlich
Und predigt stumm und verächtlich:
Es gibt keine Wiederkehr.

Geblorben ist Aphrodite,
Vertrieben der Titanide,
Verweht Apollon Friede.

Die Statuen stürzen, verderbt
Von der Peitschenheulen des Regens.
Vom Gemölbe des Tempelsengs
Bleiben nur Säulen, längsseite gerbeht.

Sie hatten den Gürteln zu dienen,
Nun lagert die Hirtin an ihnen,
Unsummt vom Goldried der Bienen.

Seine Tafeln sind vielfach vernichtet,
Die Namen, die Jahre, die Taten.
Keiner möge die einst heiligen Zeichen zu raten.
Es verlor sich roie belangloser Gesicht.

Waren es Tafeln für Weise?
Waren es Tafeln für Greise,
Für Gesetze oder Geheiß?

Wo er liegt, war Sieg oder Streit.
Wo er steht, war Glück oder Verhängnis.
Er ist der Stein der Vergängnis
Und der Stein einer ewigen Zeit.

Im Marmor schläft ein Phantom.
Siehe: Palastruinen in Rom.
Und Gräberplatten am Dom.



„Sehr schön, so ein Spaziergang, Erna, aber ich finde doch, junge Frauen sollen Zimmertemperatur haben!“

Amore nella neve: 'Erna, com'è bella questa passeggiata' Ma in realtà le giovani signore devono avere una temperatura di stanza!,,

BÜROKRATIE

VON JO HANNS ROSLER

Hugo hat ein Wort nötig. Hugo möchte gern wissen, wie man „Bürokratie“ schreibt. Und da Hugo kein Lexikon hat und sich kein Lexikon kaufen möchte, beschließt Hugo, in die städtische Bücherei zu gehen und dort im Lexikon nachzusehen. Hugo kommt in die städtische Bücherei. Vor dem Tor mustert ihn mißtraulich der Portier. „Wohin?“ fragt er. „In die städtische Bücherei.“ — „Gedezau. Mittelster Gang. Rechte Tür.“ Hinter der rechten Tür steht schon wieder einer. Der ruft: „Schirme und Stöcke sind abzugeben!“ „Verzeihen Sie“, sagt Hugo, „Ich will nur einen Sprung — Ich will nur etwas nachsehen — Ich komme sofort zurück.“ — „Schirme und Stöcke sind abzugeben!“ — „Aber ich beabsichtige doch nur —“

„Vorschritt ist Vorschritt! Hier ist Ihre Marke.“ Hugo wird der Schirm aus der Hand gerissen. Eine Marke wird ihm in die Hand gedrückt. Dann darf er weitergehen, den mittelsten Gang entlang, der mittelsten Tür zu. Da stößt wieder einer auf ihn zu. „Wohin?“ — „In die städtische Bücherei.“ — „Da sind Sie! Was wollen Sie hier? Wohin wollen Sie hier?“ — „Ich möchte etwas nachsehen. Ein Wort im Lexikon.“ — „Sie wollen also im Lexikon etwas nachsehen?“ — „Ja.“ — „Lesesaal zweiter Stock, dritte Tür links.“

Hugo steigt in den zweiten Stock und wendet sich der dritten Tür links zu. Der Mann am Eingang hält ihn auf. „Ihren Ausweis!“ — „Was für einen Ausweis?“ — „Ihre Lesekarte!“ — „Ich habe keine Lesekarte.“ — „Ohne Lesekarte dürfen Sie hier nicht herein. Lesekarten bekommen Sie im dritten Stock, vierte Tür rechts!“

Hugo klettert in den dritten Stock. „Sie wünschen?“ — „Ich möchte eine Lesekarte haben.“ — „Für ein Jahr?“ — „Nein. Für einen

Tag.“ — „Für wann?“ — „Für heute.“ — „Das geht nicht.“ — „Warum nicht?“ — „Tageskarten werden nur vormittags zwischen zehn und elf Uhr ausgestellt.“ Hugo wird leise unruhig. Er sieht den Beamten kopfschüttelnd an. „Warum ist dann hier geöffnet?“ — „Wir haben nur offen für Leute, die dringend eine Karte brauchen.“ — „Ich brauche dringend eine Karte.“ — „Dann müssen Sie einen Dringlichkeitsantrag stellen“, bekommt er zur Antwort. „Dringlichkeitsantragsformulare erhalten Sie fünfter Stock, zehnte Tür links. Dem Antrag ist beizufügen Geburtsurkunde, Einwohnermeldebescheinigung, letzte Bürgersteuerquittung und Unbescholtenheitszeugnis.“

„Aber verehrter Herr!“ schrie jetzt Hugo erbost, „Ich will doch hier nichts antragen, sondern nur im Lexikon nachsehen.“ — „Ich will doch nur ein Wort im Lexikon nachsehen, ein einziges Wort!“ — „Dazu brauchen Sie doch keine Lesekarte!“ — „Aber der Beamte im Lesesaal —“ — „Was wollen Sie dann im Lesesaal? Sie wollen doch nicht das Lexikon lesen, sondern nur im Lexikon etwas nachsehen. Das können Sie auch ohne Lesekarte im etymologischen Kabinett, Erdgesch. Tür A.“

Hugo schleicht wieder die Treppen zum Erdgesch. hinunter. Vor dem Kabinett A steht keiner vor der Tür. Hugo kann ungehindert eintreten und tritt zum Schalter. „Kann ich ein Lexikon haben?“ — „Da müssen Sie erst einen Antragschein unterschreiben.“ Hugo unterschreibt den Antragschein. Der Beamte stempelt „Genehmigt“ darauf und schiebt Hugo einen Zettel hin. „Schreiben Sie Ihre Wünsche auf den Bücherzettel!“ Hugo füllt den Bücherzettel aus. Hugo schreibt ein Lexikon. Hugo gibt den Zettel ab. Hugo bekommt dafür eine Nummer. „Ihre Nummer wird aufgerufen. Warten Sie auf der Bank. Hugo hat die Nummer 234. Der Beamte ruft gerade auf: „Nummer 27 bis 32!“

Nach einer Stunde hört Hugo: „Nummer 234 bis 244!“ Hugo eilt zum Schalter. Hugo erwartet sein Buch. Aber Hugo erhält nur seinen Zettel zurück. Darauf steht: „Nähere Angaben fehlen!“ — „Wieso?“ fragt Hugo. „Sie müssen angeben, was für ein Lexikon Sie wünschen. Wir haben das Konversationslexikon, das Glossarlexikon, das Idiotikon, das etymologische Lexikon, das Synonymlexikon, dazu noch zweihundert Spezialwörterbücher. Der nächste Herr, bitte!“

„Das ist mir zu hoch!“ schreit Hugo wütend, „Ich will doch nur ein gewöhnliches Wörterbuch, weil ich nachsehen will, wie ein Wort geschrieben wird!“ — „Dazu gehört ein orthographisches Wörterbuch.“ — „Freilich!“ meint Hugo.

Hugo gibt einen neuen Zettel ab. Hugo bekommt diesmal die Nummer 987. Hugo muß jetzt zwei volle Stunden warten. Endlich aber erhält er sein Wörterbuch. Und Hugo macht sich auf die Suche nach dem Wort „Bürokratie“. „Bürokrater — Brokapfel — Bundschuh — Bunker — Bunze — Bürde — Bürate.“ — Hugo liest wieder zurück nach vorn Und wieder von vorn nach hinten. Das Wort „Bürokratie“ ist nicht vorhanden.

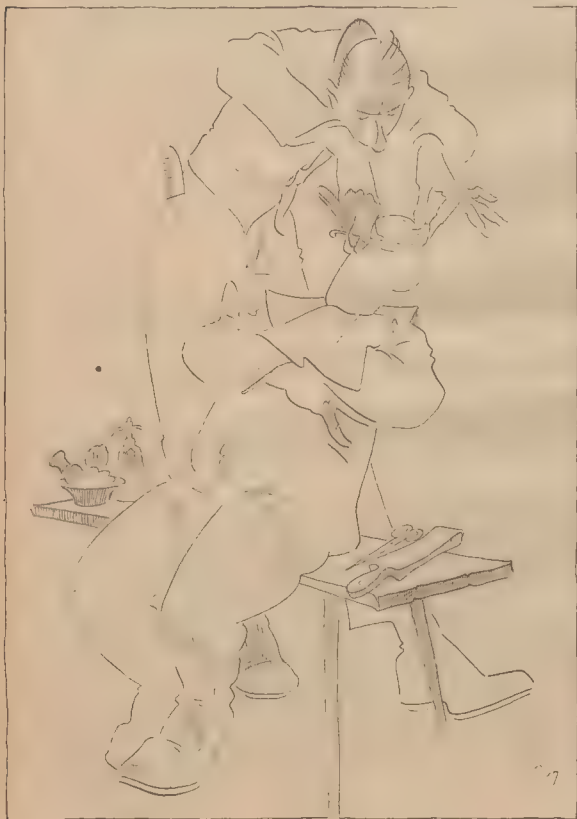
Hugo trägt das Buch zurück. „Hier fehlt etwas! Das Wort „Bürokratie“ steht nicht darin!“ — „Das gibt es nicht“, sagt der Beamte und schaut Hugo mißtraulich an. „Geben Sie das Buch her — hier fehlt ja ein ganzes Blatt!“ — „Sehen Sie!“ sagt Hugo stolz, weil er recht hat. Er hätte nicht stolz sein sollen. Der Beamte durchbohrt ihn mit den Augen. „Wann haben Sie sich das Buch ausgeliehen?“ fragt er streng. — „Jetzt werden Sie aber unglickig! Sie haben mir doch das Buch selber gegeben!“ — „Ich arbeite nur nach Zettel und Nummer! Wann also haben Sie das Buch entliehen?“ — „Vor zehn Minuten.“ — „Dann müssen Sie den Band ersetzen! Beschädigungen müssen sofort nach Empfang gemeldet werden. Sie haben sich durch Unterschrift des Antragscheines den Bedingungen unterworfen. Wo können wir denn hin, wenn jeder Mensch sich eine Seite herausreißen wollte! Was möchten Sie sagen, wenn Sie ein Buch erhalten und gerade die Seite fehlt, die Sie interessieren?“

Hugo sagt gar nichts. Hugo sieht rot und geht los. Als Hugo wieder zu sich kommt, sitzt er im Gefängnis. Vor ihm steht der Wärter. „Haben Sie einen Wunsch? Schreibmaterial? Bücher?“ — „Ja“, sagt Hugo und seufzt tief, „geben Sie mir schnell ein Lexikon.“

Eine Minute später hat Hugo das Lexikon in der Hand und las: „Bürokratie — eine von Spöttern erfundene Bezeichnung für einen nicht vorhandenen Zustand umständlicher Amtshandlungen.“

Unterm Messer — Sotto il rasoio

(F. Bleyer)



„Ich fürchte mich vor nicht, Paul, aber wenn du mich rasiert, fühle ich immer so etwas wie Lebensgefahr!“

„Paolo, io non ho paura di nulla, ma quando tu mi radi, sento sempre un certo non so che come se fossi in pericolo di vita...“



„Und hier was Altes aus unserer neuen Kolonie, hat Bill eigenhändig für unsere Hausbar sichergestellt!“

Sicilia—Nuova York: „Ed ecco qui qualcosa d'antica della nostra nuova colonia; Bill l'ha messo al sicuro colle proprie mani pel bar di casa nostra!“

ZWEI MESCHES IM BJÖRNDALENFJORD

VON KARL SPRINGENSCHMID

Am 7. Mal des Jahres 1941, um halb zwölf am Mittag, fiel im Björndalenfjord hinter Kraagb ein Schuß, ein richtiger Kanonenschuß, und kurze Zeit darauf aus der gleichen Kanone ein zweiter. Dem alten, eisbärtigen Ole Gjöggegen, der mit seinem Boot unterwegs zu den Netzen war, die vor Kraagb lagen, fiel die Pfeife aus dem Mund und das bedeutete viel bei einem Mann, der, wie Ole Gjöggegen, die ganze Welt auskommen ist, immer die kurze Pfeife zwischen den Zähnen. Und jetzt stand er da, einfach den Mund offen, den leeren Mund. In Hylleba liefen die Weiber aus den Häusern und starrten wortlos in die Gegend. Auch das heißt viel; denn die Weiber von Hylleba haben sonst kein schlechtes Mundwerk. Nur die Frau des Kaufmannes Snorri fand die Sprache wieder. Sie schlug den roten Kittel über den Kopf, rannte durch die Straße und rief: „Ach, dieser Krieg!“ Drüben in Røstøder waren aus zwei Schüssen von Kraagb zweimal zwei geworden — das lag am Störhüpf, der hier nämlich seine steile Wand in den Fjord baut. Vier Schüsse, das klang schon ernst genug, wahrhaft, eine respektable Sache. Die Leute eilten sogleich zur Kirche und Pfarrer Heljem, breitschultrig, vierschritzig, ein ganzes Gebirge von Pfarrer — einem der einzigen Menschen im Björndalenfjord, denn diese Schüsse nicht unlegen kamen! — hielt sofort eine Ansprache Ja, die Menschheit war im Kerne verdozt. So war es. Warfen nicht gar die Mädchen von Røstøder Augen auf die fremden Soldaten, wenn sie ihn und wieder in die Gegend kamen? Wahrscheinlich es war an der Zeit, daß Gott den Menschen ein Zeichen gab und sie wieder an die Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnte. Pastor Heljem ließ seine schwere, feuchte Stimme, gewöhnlich in der Verlesung der vier Schüsse, domand in die Herzen rollen. Und er sah die Menschen von Røstøder, die Mädchen voten, klein, folgsam, zerknirscht in den Stühlen knien, wie nicht in der gewaltigen Predigt. So war er denn zufrieden und Gott dankbar für die Artillerie. Das war in Invalle anders. Allerdings, in Invalle, wo der Björndalenfjord zwischen wilden Felswänden zu Ende geht und mit ihm die Welt überhaupt, wurde aus den zwei Schüssen von Kraagb ein ganzer Donner. Das rollte nur so hin und her und her und hin, die ganze Gegend war davon erfüllt. „Eine Schlacht also, eine richtige Schlacht!“ sagten die Männer von Invalle entschlossen; denn bei ihnen war es nicht so, daß alles, was auf Erden geschieht, durch Pastor Heljem sogleich ins Jenseitige überetzt wurde. Nein, in Invalle lebten kriegerische Männer. Das konnte einer schon daran erkennen, daß sie, als es schoß, nicht wie in Røstøder mit ihren Bläsen gelaufen kamen, sondern mit ihren alten Doppelflinten und den langen Jagdgewehren, sie, etliche von den Alten, die Holzknechte, trugen gar schwere Beile auf den Schultern. Die Frage war nur, wie sich die Männer von Invalle zu diesem Ereignis verhalten sollten; denn es war ihr erste Schlacht und sie wußten nicht, wie sich so etwas tat. Zu sehen war ja weiter auch nichts: Auf dem Fjord schaukelten ein paar alte Kähne und in der Luft flogen, als wäre nichts geschehen, die Möven hin und wieder. Weiß der Teufel, woher das Geyßel der Schießmänner schon gewohnt war, die Männer nichts Besseres wußten, luden sie umständlich ihre Flinten und gaben schließlich dem langen, dünnen Per. Krestoffor recht, der, dürrer als sein eigener Schatten, obwohl er wie ein König lebte, als der reichste Mann im Ort — er betrieb einen weltüblichen Fischhandel und wohnte in einer Villa, fast ganz aus Glas, außerdem besaß er ein Kleiner — deshalb auch die größte Angst hatte und meinte, Weiber und Kinder könne man zwar in den Wald schicken, da seien sie sicher, die Männer aber, nein, die müßten in Invalle bleiben, war den Mut

dazu besäße natürlich —, er selbst besäße genug davon, sagte er, und mache sich auf das Schlammse gefaßt — wer nicht, der möge sich mit den Weibern verziehen, die Flinten aber zurücklassen, damit die Holzknechte eine Waffe hätten gegen den Feind; denn dieser könne nicht mit Beilen angerückt, das hätten man schon hören können! Jeder, der eine Situation, wie diese, jemals erlebt hat, weiß es: Nichts gibt es, das lurchbarer wäre, als die Ungewißheit selbst. Wäre auf den Donner von Kraagb ein neuer, noch grimmiger gefolgt, ja, hätte die Kriegerflotte alle ihre Register auf einmal gezogen, es wäre ein Leichtes gewesen, dieser leeren, unheimlichen Stille gegenüber, die nun über dem Fjord lag, eine Stille, aus der alles werden konnte und nichts. Kaum zu atmen wagten die Männer, als sie die Bündel auf den Wegen luden. Die Weiber sollten nicht hungern, wenn sie in den Wald gingen, war weiß wie Langel Ach, das schöne Leben! Wehmütig standen sie nun beisammen und schauten dem Zug der Weiber nach. Ja, im Walde, da war einer sicher in dieser aufgereizten Zeit. Schließlich aber schluckte Per. Krestoffor heftig auf, riß sich zusammen, stieg in sein Boot und ruderte kurzerhand nach Røstøder hinüber. Pastor Heljem stand, die Hände tief in den Taschen seines weiten Rockes vergraben, vor seinem Hause, starrte in die Luft und wartete vergeblich auf ein neues, kräftigeres Strafgericht, denn das erste hatte seine Wirkung schon völlig verloren, und die Mädchen, eben noch so fromm und züchtig, bekamen wieder den sinnhaften Glanz in den Augen, wenn sie von den fremden Soldaten sprachen. Überhaupt, die Mädchen! Sie waren eigentlich die einzigen, die das Ganze nicht sehr ernst nahmen. Ach, sie waren ja auch noch so jung! Per. Krestoffor aber und Pastor Heljem beschlossen, das es in Røstøder nicht anders war als in Invalle, geradewegs nach Hylleba zu fahren und dort nach dem rechten zu sehen. In Hylleba aber herrschte die gleiche Schwüle wie überall an diesem Tage. Die beiden gingen

MAHNUNG

Jeder ungenützte Tag

Ist fu gut rote roeggeffinnin.

Was der nachste bringen mag,

können wir doch niemals wissen.

Ähnt man denn, ob man noch lebt,

wenn das nächste Frühjahr blüht?

Wie im Weltall uns umschwebt,

Unergründlichkeit bedeutet.

Lebenskraft und Lebensmut

find oft rache Schicksalsbeute.

Schlecht ist schlecht und gut ist gut.

Was du hast, das hast du heute.

Paß' den Augenblick beim Schwanz,

laß dich nicht von Morgen locken.

Leid empfiehlt des Dafeins Glanz:

nicht des nachts auf leidten Socken.

Was verging, kommt nicht zurück,

da hilft dann auch kein Gebumm.

Wer rasch zugreift, hat das Glück;

wer's nicht tut, ist halt der Dumme.

in das Haus des Kaufmannes Snorri, der doch Wein und anderes zu den Deutschen lieferte, und wissen mußte, was das alles bedeuten sollte. Der dicke Paal Snorri, er stohnte in seinem eigenen Fett, so dick war er und ein wenig asthmatisch — hätte die Schüsse wohl gehört, aber er hatte sich, als ein kluger Mann, weiter nichts dabei gedacht. Er war Kaufmann und gewohnt, sich an Tatsachen zu halten. Nun war wieder Ruhe. Das genützte ihm; denn sein Geschäft ging gut. „Und ich krepier!“ rief Per. Krestoffor heiser. „Was kann ich dafür, daß die Deutschen deine Fische nicht fressen?“ schnaubte Paal. „Und deine Marmelade?“ keuchte Per. Wenn es um Marmelade ging, wurde Paal Snorri empfindlich, sehr empfindlich. „Meine Marmelade ist noch immer besser als deine stinkigen Fische!“ schrie er heiser vor Zorn.

„Marmelade, Fische?“ donnerte Pastor Heljem

dazwischen, „sind wir wegen unsern üblen

Geschäfts zusammengelassen, oder um des Wohl

unserer Bürger zu schützen?“

„Letzteres, letzteres, Herr Pastor!“, stotterte Paal

Snorri und legte betuernd die Hand aufs Herz

Wer es nicht so Jetzt, da der Krieg so unver-

mittelbar unter sie trat, was gelten da noch Mar-

melade und Hering! „Sodom und Gomorra!“

knirschte der Pastor. „Jawohl, das war es, Sodom,

das war Røstøder, und mit Gomorra meint er

wohl Invalle, dachte Paal.

So wurde dann beschlossen, daß Paal Snorri zum

deutschen Leutnant nach Kraagb fahren sollte, um

dort nach dem rechten zu sehen. Paal Snorri

sagte nicht nein, er konnte ja auch nicht gut,

obwohl er seinen Handel bisher nur in fried-

lichen Sinne geführt hatte. Kein Wunder, daß

inga, seine breite, stattliche Frau, dieselbe, die

dahin bei den Schüssen den roten Kittel über

den Kopf geschlagen hatte, ihren Mann nicht

ziehen lassen wollte. Aber der Pastor verstand

sich auf Weiber. Er predigte also am offenen

Strande einfach nieder und Paal Snorri stieg nun

tapfer in das Motorboot und fuhr los, auf die

deutsche Batterie bei Kraagb zu. Per. Krestoffor

und alle Leute von Hylleba sahen ihm nach, bis

er mit dem Boot um die Felsküste verschwand

und Pastor Heljem sparte nicht mit anerkennen-

den Worten.

Paal Snorri traf den Leutnant Franz Pirngruber

eben, als er mit seinen zwölf Soldaten auf dem

kleinen Exerzierplatz vor den Geschützen Hand-

ball spielte. Der Leutnant trug einen dunkel-

blauen Trainingsanzug mit einem weißen Streifen

am Ärmel.

Paal Snorri warf sich in die Brust. Der reiche Per

Krestoffor und Pastor Heljem — was waren sie

jetzt mit ihm, Paal Snorri verglichen! Nichts waren

sie, gar nicht Ja, Paal Snorri spürte, daß in die-

sem Augenblick das Schicksal des ganzen Fjordes

in seine Hände gelegt war.

„Es hat geschossen!“ schnauft er und trat ohne

Gruß, nur mit grunzelnder Stimme dem Leutnant

näher.

Der Leutnant strich die blonden Haare zurück,

die ihm, als er dem Ball nachgejagt war, in die

Stirne gefallen waren, und sah den Kaufmann

vergnügt an. „Jawohl, es hat geschossen, Paal!“

„Was schließt ihr da, ihr Deutschen?“ schnappte

Paal Snorri los und seine Stimme klappte über

dabei. Kaum war das Wort herab, spürte er,

daß er sich damit wohl im Tone etwas vergiffen

haben müsse und verbesserte sich sogleich: „Ich

meine, war es nötig, zu schließen, Leutnant?“

An einem so wunderschönen Meistag, das wußte

er, nahmen die Deutschen und schon gar der

Leutnant, nichts Übel.

„Es ist Krieg, Paal!“

„Doch nicht bei uns?“

Da trat der Leutnant auf ihn zu und klopfte ihm

Karl Lemke



„Nu türmen Sie aber jeffälligst, meine Damen, wenn Sie nur sehen wollen, denn koopen Sie sich doch 'n Aquarium!“

„Ma, signore, fate il favore d' andarvene; se volete soltanto guardare, allora compratevi un acquario!“

freundlich auf die Schulter: „Keine Angst, Paul! Die Schüsse waren blind!“

„Blind? Wieso? Und überhaupt worauf?“ fuhr Paul Snorri auf — er hatte den Leutnant schlecht verstanden — es war ja auch mit seinem Deutsch nicht weit her! „worauf, Leutnant!“

„Auf den Kanonier Lempke!“

„Wie?“ blieb Paul Snorri weit der Mund offen, „Ihr wollt doch nicht sagen, Leutnant...“

„Jawohl, das will ich sagen Paul!“ lachte der Leutnant und schob einen seiner Männer nach vorne, einen langen, strohborstigen Kerl mit einem gutmütigen Jungensgesicht, „dies ist der Kanonier Fritz Lempke aus Anklam in Pommern, ein Kollege von euch, Paul; denn er führt auch eine gemischte Handlung deheim, allerdings, seine Marmelade ist besser...“

Paul Snorri wurde rot bis in den Nacken.

Nun Paul, hört: Unser Kanonier Fritz Lempke

130 bekommt heute mittags einen Brief. Und darin steht, daß ihm seine Frau, Ise Lempke, ge-

borene Spitzberger, Zwillinge — ihr versteht doch, Paul? — also Zwillinge, das heißt genauer zwei Jungen, denkt euch, zwei gesunde Jungen geschenkt hat. Da müßten wir doch schießen, nicht? Für jeden Jungen einen Schuß, macht zwei Schüsse!“ Paul Snorri rang noch immer nach Luft.

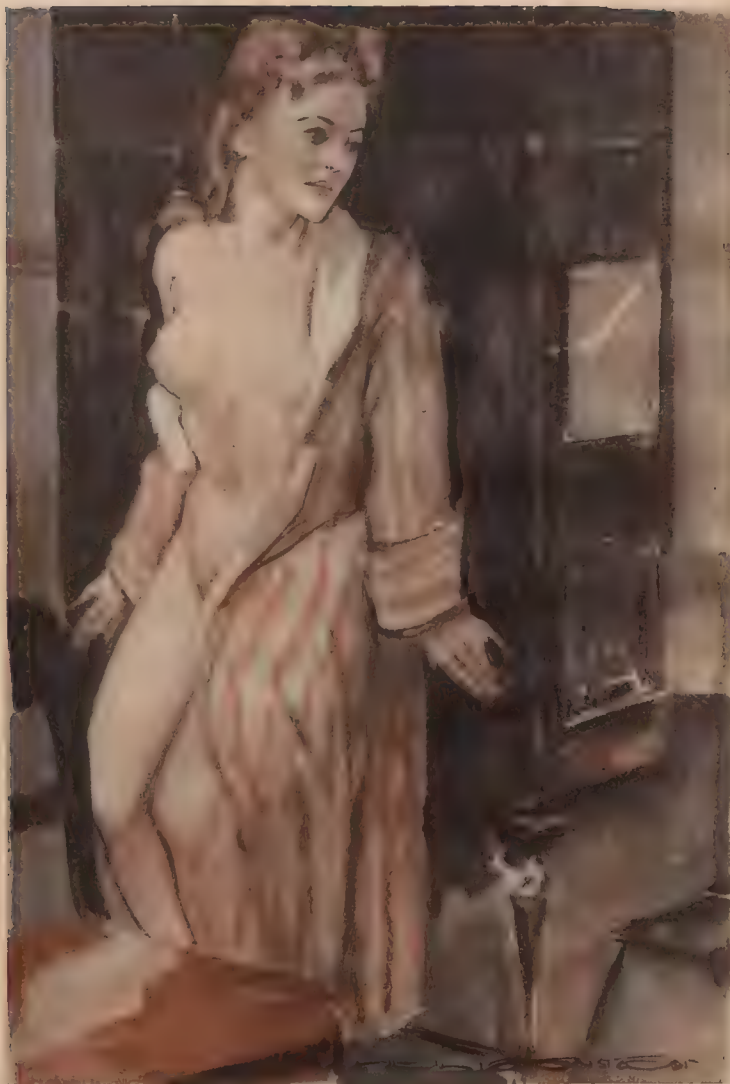
„Wenn ihr ein Kerl seid, Paul — und das seid ihr, ich weiß es... — so fahrt ihr jetzt wieder zurück nach Hyllebu und bringt zwei Flaschen von eurem Besten mit, vom roten Burgunder, meine ich, es können auch mehr Flaschen sein. Denn so etwas muß doch gefeiert werden, Paul! Zwillinge im Björndalenfjord!“

„Jawohl, Zwillinge, Leutnant...“ stotterte Paul Snorri und drückte dem Kanonier verlegen die Hand, „ich gratuliere auch schön!“

Was half es?

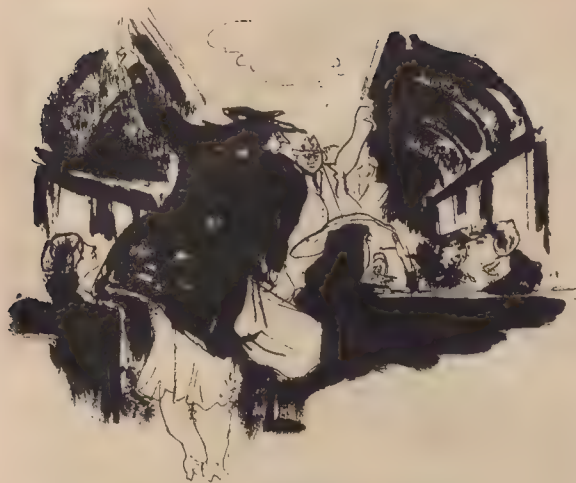
Paul Snorri, so gelzig er war, konnte sich nur dedurch retten, daß er Per Krestoffer und Pastor Heljem in sein Boot nahm. Die beiden konnten wohl auch etwas springen lassen, da nun der

Friede im Björndalenfjord wieder gerettet war. Aber der lange Per Krestoffer, unverschämt wie immer, benützte die Gelegenheit bloß, um dem Leutnant wieder seine Fische zu offerieren, einen neuen Fang, wie er sagte, einen prima Fang („schlechter als die alten“, flüsterte Paul Snorri dem Leutnant ins Ohr). Pastor Heljem aber, der sich an den Wein hielt, ließ seine schwere, leuchte Stimme ertönen und hielt gerade um Mitternacht eine Ansprache an die deutsche Nation im allgemeinen und an den Kanonier Fritz Lempke im besonderen, allerdings ein wenig anders als er vor wenigen Stunden noch im Donner der Schlacht gesprochen hatte, aber, was ein guter Pastor ist, der nimmt die Seelen überall, wo er sie nur fassen kann und hier faßte er gleich drei Seelen in einer, nämlich den Fritz Lempke, den er am Tagliehaken festhielt, und seine beiden Jungen, die Zwillinge, die soviel Unruhe in die friedliche Welt gebracht hatten, mehr als dies sonstwo Zwillinge vermögen.



„Nein, mehr als örtliche Erfolge hat Max auf keinen Fall bei mir erzielt!“

Tattica: „All' infuori di successi locali Massimiliano non ha ottenuto nient' altro da me!..“



„Machen Sie doch Platz, mein Herr, ich will aussteigen!“

„Ach was, seien Sie doch nicht so eigensinnig!“

„Fatevi da parte, signore! Voglio scendere...“ — „Macché! Non stia così ostinato!“

HILFERUF IM NEBENZIMMER

VON WILLI WEGNER

Sodann warf ich das daunenweiße Oberbett über meinen leicht fröstelnden Körper, zog die Beine zu einem spitzen Winkel an und löschte die Nachtlampe aus. Eine Kirchenuhr schlug zwei.

Menschen, die in Hotelzimmern übernachten, schlafen nicht immer sofort ein. Meistens denken sie noch an höchst wichtige oder durchaus neben-sächliche Dinge. Mir kam in Erinnerung, daß ich einmal mit Lotti verlobt gewesen war und sie mir einer Frauenraucherkarte wegen den Abschied gegeben hatte. Frauen sind sehr nachtragend.

An Jene Lotti dachte ich, als ich einen mark-erschütternden Schrei vernahm. „Hilf!“ rief jemand. Ich machte Licht. „Hilf!“ Wieder dieser Schrei, der ganz aus der Nähe kam und von einer Frau ausgestoßen worden sein mußte. „Hilf!“ „Hilf!“ Jetzt sprang ich aus dem Bett, in meine Hose, in meinen Morgenmantel und in meine Laufschuhe, mit denen ich im Sommer sechsunddreißig einen dritten Preis im Hundertmeterlauf bekommen hatte. Dann stand ich im Korridor. „Hilf!“ Ich stellte fest, daß der Ruf nur aus meinem Nebenzimmer gekommen sein konnte.

Es würde zu weit führen, alle die Titel jener Filme aufzuzählen, in denen ältere und wohlhabende Damen von Hotelieben ihres Schmuckes und ihrer Aktien beraubt worden waren. Mein Entschluß stand deshalb fest. Ich stolperte über ein

Paar staubige Damenschüchchen mit hohen Absätzen, die vor der Tür standen, hinein in ein hell erleuchtetes Zimmer. Dann stand ich wie gelähmt, und meine Augen wurden groß wie Mühlsteine. Eingemummelt in Klagen und Decken saß eine hübsche schwarzhaarige Dame aufrecht im Bett. Vor ihr auf den Innendecken knien lag ein Tablett mit einem Schälchen dampfenden Kaffee und einige Stückchen Sandtorte. „Guten Morgen!“ sagte die Dame und kaute von links nach rechts. „Man hat mir zwar weder Ihr Kommen angekündigt, noch sind Sie mein eigentlicher Typ. Aber da Sie nun einmal hier sind, so nehmen Sie doch bitte Platz.“

„Ich hatte jemanden um Hilfe rufen hören“, stammelte ich.

„Setzen Sie sich erst; ich werde Ihnen das erklären.“ Sie deutete auf einen Stuhl und gab mir zu verstehen, daß ihr nichts lieber sei, als daß ich mich unmittelbar neben ihr Bett setze.

„Sie haben anscheinend noch nie eine Frau schreien hören, mein Herr! Sie können keineswegs sagen, daß ich geschrien hätte. Ich war lediglich ein wenig erschrocken, als oben rings um mein Kuchentablett herum eine kleine possibilitye Wanze ihren Rundgang machte. Mutig wie ich bin, töstete ich sie. Wahrscheinlich liegt sie jetzt ungefährlich da. Wo Sie Ihren Stuhl hingestellt haben. Im übrigen muß ich bei näherer Betrachtung feststellen, daß Sie gar nicht so häßlich

sind, wie ich im ersten Augenblick geglaubt hatte.“

„Dank!“ sagte ich. „Mögen Sie ein Stückchen Sandtorte?“ „Kann ich nicht abschlagen“, antwortete ich und griff zu. Die Dame im Bett warf mir hin und wieder ein paar nette und scheimische Blicke zu. So hübsch ich mein Gegenüber auch fand, so schwer fiel es mir doch, mich in dieser höchst merkwürdigen Situation zurechtzufinden und zu behaupten.

Der Sandkuchen war vergriffen, das Kaffeeschälchen leer. Ich nahm das Tablett von den Innendecken. Die Dame ließ sich hinterüber fallen. „Wissen Sie, was ich jetzt möchte?“ hauchte es aus den Kissen. „Ich möchte jetzt eine Zigarette!“

„Wanngleich ich mit meiner Raucherkarte schon annähernd einen Monat im voraus bin, so kann ich trotzdem einer solch entzückenden Dame diesen Wunsch nicht abschlagen“, sagte ich. Eine Weile rauchten wir schweigend. Dann sagte sie: „Es war gar keine Wanze!“

„Auch ich habe Sie wesentlich belogen!“ gestand ich. „Ich bin erst eine Woche mit meiner Raucherkarte im voraus, nicht aber einen Monat.“

„In Wirklichkeit wollte ich etwas ganz anderes von Ihnen“, sagte die in den Kissen und spielte mit ihren schwarzen Locken. Dann griff sie ganz plötzlich unter ihre Zudecke und zog ein buntes, zierlich verschüßtes Bündchen einzelner rosa Zetteln hervor. „Der Portier erzählte mir gestern abend von Ihnen und von Ihrem Beruf. Und nun möchte ich Sie bitten, meine Sammlung von Liebesgedichten an einen Verleger zu bringen. Sie werden das sicher können, ja!“ „Da!“ rief ich entgeistert und deutete mit dem Finger auf einen dunklen Punkt auf der Bettdecke. „Eine Wanze! Eine Wanze!“

„Hilf!“ schrie die Dame in den Kissen; die Liebesgedichte entglitten ihren Fingern, und eine große und beängstigende Bleichheit machte sich auf dem Antlitz der Dichterin breit. Über ein paar Damenschüchchen stolperte ich flugs nach draußen.

In meinem Zimmer angekommen, sank ich sofort ins Bett. Im Nebenzimmer schrie jemand um Hilfe. Sodann warf ich das daunenweiße Oberbett über meinen leicht fröstelnden Körper, zog die Beine zu einem spitzen Winkel an und löschte die Nachtlampe aus. Eine Kirchenuhr schlug Viertel drei.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Es war in jener Zeit, als kunstbegierige Damen Locken von ihren Lieblingen sammeln und die Künstler noch Locken trugen.

Emmerich Gabelbusch hatte eine Oper geschrieben und saß im Parkett in der ersten Reihe und genoß seine Uraufführung.

Die Oper fiel durch. Nach dem zweiten Akt leerte sich das Theater. Plötzlich klopfte jemand Emmerich auf die Schulter und eine entzückende junge Dame hält dem entzückten Emmerich eine Locke hin.

„Verzeihung“, spricht sie, „ich wußte, daß Sie der Komponist sind und habe Ihnen vor Beginn der Vorstellung heimlich eine Locke abgeschrieben. Ich möchte sie Ihnen wieder zurückgeben.“ G. W.



„Sei doch nicht so ungeduldig! Du siehst doch, daß ich dir den
Prügel abschneide, mit dem du unsere Feinde erschlagen kannst!“

John Bull fa l'impossibile: "Ma non esser così impaziente! Vedi pure ch'io ti taglio fuori il randello, con cui puoi ammazzare i nostri nemici!..

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der Neutrale

(Wilhelm Schulz)



„Ich sehe durchaus keine bolschewistische Gefahr!“

Il neutrale: "Non vedo affatto alcun pericolo bolscevico."



„Nu aber Schluß mit den Laufmaschinen, Camilla — Ich krieg 'nen ganz trocknen Hals!“

„Ma ora basta, Camilla, con queste calze smagliate! Ho già la gola tutta arsa!“

DAS ZIMMER

VON WALTER FOITZICK

In einer Ausstellung für moderne Wohnungseinrichtungen würde das Zimmer kaum eine gute Figur machen, aber es ist sehr stilvoll. Es stammt aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, hat also jetzt schon seine sieben Jahrzehnte auf dem verschönerkten Holz und hätte demnach Anwartschaft, historisch zu werden. Innenarchitekten würde der Angstschweiß auf die Stirne treten, wenn sie die Muschelaufsätze am Bett und Waschtisch sähen, und das Nachtkästl ist geradezu ein kristallklarer Nachtkästl, Musterbeispiel

eines Nachtkästls. Die platonische Idee eines solchen Gebrauchsmöbels hätte nicht besser verwirklicht werden können. Ha, da sind Schlüchen dran und Muschelschnitzereien und einzelne Teile sind abgesprungen, und die Türe knarrt und quietscht, wie es sich bei einem solchen Möbel gehört. Ein großer Spiegelschrank ist auch da, in dem sieht man sich wo man im Zimmer sich auch befinden mag, sei es, daß man die Zähne putzt, die Schuhe auszieht oder ins Hemd fäht, oder überhaupt Stellungen einnimmt, die die Bildhauerkunst aller Zeiten niemals dargestellt hat. Der Schrankspiegel stellt sie dar, den ganzen Tag über, in jeder Minute, und zeigt, daß der Mensch in seinen täglichen Verrichtungen künstlerisch nicht sehr hochwertig wirkt. Man ist halt keine Nauskeas beim Waschen. Ich finde den Menschen in meinem Spiegel, so sagen wir mal, allzu naturalistisch.

Hätte dies Zimmer der siebziger Jahre keinen Regulator, wäre es nur halb so stilvoll. Der Regulator gleicht seinen Brüdern, den Nachtkästl, aufs Haar, nur hat er vorne eine Glasscheibe und oben ist er symbolisch. Dort ist nämlich ein springendes Roß, ein edles Roß, angebracht, das sich vor einem Baumstamm bäumt, der ihm in den Bauch fährt, damit das Roß nicht abbricht natürlich. Auf einen Regulator gehört etwas Symbolisches, weil er ein feiner Gegenstand ist und von gehobenem Wohlstand zeugen soll. Was für eine Symbolik mit dem Roß gemeint sein soll, weiß ich nicht, aber der Regulatormacher wird sich wohl etwas dabei gedacht haben.

Und nun zum Ofen, ein schlichter weißer Kachelofen, ein braves Ofchen, in dessen Röhre man Bratspfel machen kann oder auch geröstete Kartoffeln. Meine ganze Zuneigung gehört diesem Ofen. Vor seiner Röhre ist ein Gitter, geradezu ein Palastgitter. Zwei Löwen sind auf den Türen angebracht, und diese beiden Löwen benehmen sich so, wie sich heraldische Löwen zu benehmen haben. Sie kommen hochaufgerichtet daher, die Zotten an Mähnen und Pranken nur so im dekorativen Sturme flattern. Was tun aber Löwen in solchen Füllen? Nun, sie halten eine Kartusche. Eine Kartusche ist ein Ding an sich. Wenn es sonst keinen Unterschied zwischen Mensch und Tier gäbe, so könnte man den Menschen daran erkennen, daß er die Kartusche erfunden hat, die

nicht einmal der liebe Gott bei Erschaffung der Welt mit ersann.

So sind die Löwen, die das braten meiner Äpfel und Kartoffeln stilvoll bewachen. Sie benehmen sich so, als ob sie eine Rüstkammer mit Harnischen und sieglichen Standarten beschützen. Ich darf die Geweihe, die beiden Zehender, nicht vergessen, die über meinem Bett hängen und von edlem Weidwerk zeugen sollen, von mir aber zum Aufhängen des Hutes benutzt werden. Und wer jetzt behauptet, daß dieses Zimmer nicht gemütlich ist, dem sage ich, er versteht nichts von der Materie; auf dem Kunstmarkt werden diese Dinge allerdings erst in einigen Jahren gesucht werden.

DRÜBEN

Heute mittag, gleich nach Tisch, war ich wieder »drüben«, kroch durchs Blaue rote ein Filch, fern von Kraut und Rüben.

Grab nur fünf Minuten lang dauerte die Rufe. Goldnes Licht und Sphärenklang waren meine Spelle.

Was der Tag sonst Schmeere brüt, blieb mir tief verborgen. Weber Geftern gab's noch Heut und erit recht hein Morgen.

Aber, ach, was hat Befand? Laß dich bloß nicht hirren! Spit's die Ohren unermant... War das nicht ein Klirren?

War's nicht, als ob Grab um Grab taufend Spaten gruben? — Und ich fürzte jähling ab und war wieder »drüben«.

Dr. Omtiglaß

Regenzeit im Lande der Shqiptaren

Der Sommer ließ das Tal so lehr verbrennen, Daß gar nichts Grünnes mehr die Herde fan. Die Weiden glücken feigtampften Tennen, Nach Waffer fehle das ausgeörrte Land.

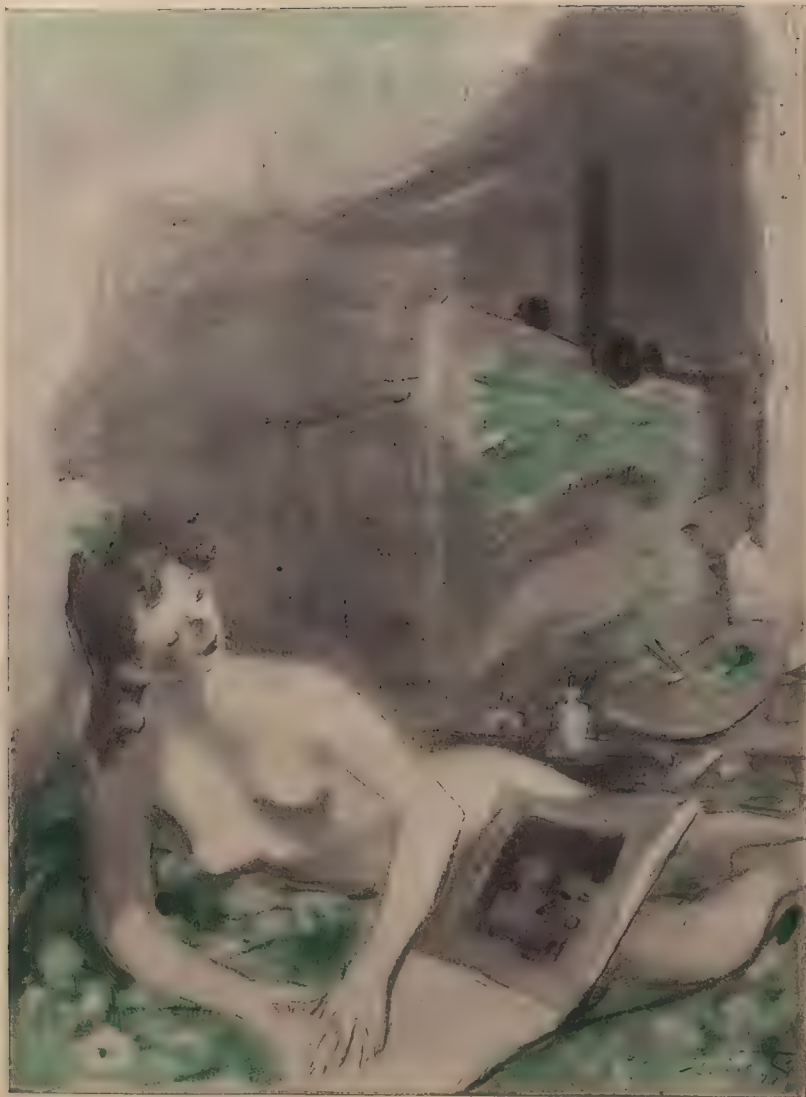
Die weiße Sonne kannte kein Erbarmen, Und selbst die zähen Efel wurden matt. Da kam der Herbst, da tranken sich die armen Gefchöpfe aus den kühnen Wolken latt.

Wild schoß von Kalkgestein und AIm der Regen, Durch Felenschluchten nahm er feinen Lauf. Bald stand das blanke Waffer auf den Wegen, Aus gelbem Lehm der Boden weichte auf.

Die schwarzen Büffel mit den hohen Karren Wühlten sich mühsam durch den fetten Schlamm. Das nasse Schilf, es drückte auf die Sparren, Und in den Hütten hochte mancher klamm.

Der Herbst verfrüht, das Tal blieb grau verhangen, Und nur der Berg, der Heilige, stand weiß. Er hielt allein den Winter groß umfängen Und hrönte selber sich mit Schnee und Eis.

Heinz Friedrich Kamecke



„Warum malen Sie mich immer nur von rückwärts, Herr Professor?“ — „Du hast hintenrum so 'n mokanten Zug!“

L'occhio del pittore: „Perchè, signor Professore, mi dipingete sempre solo la parte di dietro!.. — “Perchè nelle tue anche hai un tratto così beffardo!..



„... 20. Januar 40 ... die Sklaverei des Bolschewismus ist schlimmer als der Tod ...
Wie man sich nur so verschreiben kann?“

Dal cestino di Churchill: „... 20. Gennaio 40 ... la schiavit  del bolscevismo   peggiore della morte, ...
Come mai si pu  fare un tale lapsus calamit .“

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes hatte ein bestens erhaltenes Billard geerbt. Wir spielten viel und gerne zusammen und brachten es nach und nach zu einer gewissen Meisterschaft.

Eines Tages wollte auch Martin es versuchen. Es war ziemlich furchtbar, mit anzusehen, wie er da herumstocherte. Und schließlich stieß er denn auch ein Loch in das Tuch.

Wirklich entsetzt und betrübt entschuldigte er sich.

„Kann man denn nun da einen Flicker draufsetzen?“ fragte er.

„Gewiß“, sagte Johannes. „Dann wird das Spiel sogar erst richtig interessant.“

*

Elfriede war ein recht stabiles Mädchen. Aber sie tat gerne ein wenig verträumt und schwärmerisch. „Wie glücklich sind doch die, die ihren Empfindun-

gen in Tönen Ausdruck verleihen können. Wie gerne möchte ich ein Instrument beherrschen. Aber das ist mir ja leider nicht vergönnt. Oder meint ihr, daß ich es noch erlernen könnte?“ „Du solltest es doch mal versuchen“, redete ich ihr zu, um sie nicht zu kränken.

„Meinst du? — Ja, ich sollte es tun! Aber welches? Welches würde meiner Wesensart wohl am besten entsprechen? Was meint ihr?“ fragte sie „Die Pauke“, sagte Johannes

J Bieger

DIE MASKE

VON W. FERNANDEZ FLOREZ

„Maskiere dich doch!“, sagte mein Freund in den Faschingstagen zu mir, „dann bist du deine Depression sofort los.“

Er stopfte mich in einen Clown-Anzug, gab mir eine Patsche in die Hand und stieß mich auf die Straße

Mein Visier war kalkweiß, nur mein Mund zog sich wie ein blutiger Schlitz in grauigem Gelächern von einem Ohr zum anderen.

Ich wurde mir sofort klar, daß ich nichts Gutes eingetauscht hatte. Nur mein Äußeres hatte sich geändert, hinter der Maske war ich noch genauso so verdorren wie zuvor. Ach, hätte mir mein Freund meinen blederen dunkelblauen Sakko gelassen und mir dafür eine andere Gemütsverlesung gegeben!

„Jetzt bin ich also eine Maske. Schreckliches, aber unabwiderbares Geschick! – Was hat eigentlich eine Maske zu tun?“

Mit den Händen in den weiten Taschen bewegte ich mich durch die verrückte Menge. Die Leute, die im Karneval die Straßen bevölkern, sieht man bei keiner anderen Gelegenheit. Man glaube nicht, daß sich das Großstadtpublikum immer gleich bliebe. Es gibt darunter eine Gruppe, die sich lediglich an den Ausgängen der Stierkampfarene zeigt, eine weitere – freilich gänzlich verschladene – erscheint nur während der Karwoche und wieder eine andere taucht ausschließlich im Fasching auf. Diese letztere ist verwildert und unersatzt. Man sieht darunter Typen, welche die Anthropologen längst ausgestorben wähnen: lange Affenarme, fliehende Stirnen, vorstehende Kinnpartien.

Im dichten Gedränge erhob sich vereinzelt Gelächter, schrilles Gejohle. Die Luft war dick vom Staub, es roch nach Schweiß. Ein Gestank nach Fusel und Kellerwohnung erfüllte in diesen drei Tagen ganz Madrid.

Aber ich mußte mich doch amüsieren! Ich glaubte mich daher verpflichtet, in die Castellana zu gehen. Von einem zerlumpten Bengel, der sich die Jacke verkehrt angezogen hatte, erstand ich einen Blumenstrauß, der noch leidlich frisch war, nahm ein Taxi und ließ mich an den Tribünen vorbeifahren. Ich wartete.

Aber es geschah nichts, rein gar nichts. Die Menschen standen dicht gepreßt auf dem Gehsteig und starrten mich stumm an. Ich starrte ebenso zurück. Das war alles. Bei der zweiten Runde gab es einen Zwischenfall, der Erwähnung verdient. Man bewarf mich mit einer Papierschlange. Ich blickte auf. Es war ein etwa siebenjähriger Junge, der von seinen Angehörigen mit unbegreiflichem Eifer immer wieder angestachelt wurde. „Noch einmal Gib's ihm!“

Aber das Kind wollte seine Papierschlange wieder haben. Ich fand das richtig und gab ihm seinen Bänderknäuel zurück. Was hätte ich auch damit tun sollen?

Bei der dritten Runde ereignete sich wieder etwas. Die Wagen stoppten. Der meine blieb just vor den Tribünen stehen. Da warf mir ein junges Mädchen ein ganz zertrümmertes Veilchensträußchen in den Wagen. Ich ergriff meine vier verwelkten Rosen und schleuderte sie ihr gelent zu. Sie wurde ein blühen rot und warf mir meine Rosen gegen den Magen, worauf ich ihr den Veilchensträußchen ebenfalls wider versetzte. Kaum war er in ihrer Hand, knallte sie ihn mir neuerdings in den Wagen und meine Rosen nahmen ihren Weg von vorn. Mit bezaubernder Bescheidenheit gab sie mir meine zertrümmerten Rosen zurück, worauf ich mit ihren zerlumpten Veilchen das gleiche tat. Das nennt man im Madrider Karneval „Blumenschlacht“.

Da wir ganz dicht beisammen waren, fand ich es praktischer: ihr meine Blumen direkt in die Hand zu drücken, worauf sie den überraschenden Einfall hatte, das gleiche mit ihren Veilchen zu tun. So tauschten wir etwa eine Viertelstunde

lang unsere Sträuße aus, sie sanft erglühend, ich mit dem schweigenden Ernst eines Feuerwehrmannes in der Elmerkette.

Als Maske hatte ich natürlich die Pflicht, auch auf eine Redoute zu gehen. Ganz sicher war ich mir eigentlich nicht, ob das auch wirklich zu meinen strikten Obliegenheiten gehörte, aber ich folgte dabei meiner Intuition. Ich überließ mich der Flut der Masken. Ein ständiges Hin und her, ein Drängen und Stoßen, bis ich schließlich, wie der Schaum auf den Klippen, auf einer Art Estrade ausgespült wurde. Fast hätte ich dabei ein winziges, zerliches Ding mit umgerissen. Ich beugte mich zu ihr hinunter, um mich zu entschuldigen, als mich ein neuer Puff von hinten erst recht zu ihr hintrieb. Ich prallte mit dem Kopf heftig gegen ihre Rippen.

„Aui!“ schrie die Kleine.

„Ich fragte: „Wollen Sie tanzen?“

„Nein.“

„Nicht? Das finde ich kurios. Wozu sind Sie dann eigentlich hier?“

„Ich tanze nur mit Bekannten, Sie kenne ich ja gar nicht!“

„Aber so macht man's doch im Fasching!“ Ich tat mein Möglichstes, um sie zu überzeugen.

Wir schlürzten uns in den Strudel. Zuerst wurden wir durch einen heftigen Druck aneinandergeklaut. Als dann plötzlich eine Lücke entstand, wurde ich nach rückwärts gerissen, womit meine Partnerin nicht gerechnet hatte. Ich verlor das Gleichgewicht, sie auch. Langsam kamen wir wieder in Takt, doch die Menschenmassen drückten uns neuerdings gegen die Wand. Ein großer Dicker begrub uns förmlich unter seinen riesigen Pedalen. Meine Partnerin protestierte zuerst, dann weinte sie und schließlich entschied sie sich für eine Ohnmacht.

„Durchhalten!“ befahl ich. „Wir sind doch nicht

zum Vergnügen da! Mut, señorita, Ausdauer!“

Ich war aber doch recht erschrocken, und mehr als einmal glaubte ich mich dem Tode nahe. Als die Musik endlich aufhörte, wollten wir uns ein freies Eckchen suchen. Aber da kam ein Mädchen, hielt mich an, riß mir einen Knopf vom Ärmel und entfiel. Dann kam eine andere, riß mir einen Knopf vom Frackhemd und verschwand. Wieder andere rissen mir zwei weitere Knöpfe ab, warfen mir wütende Blicke zu und machten sich aus dem Staub. Erst jetzt begriff ich, daß sie mit den langen Fransen ihrer geslickten Schals an meinen Knöpfen hängengeblieben waren und sie in der Eile einfach abriß. Als ich endlich allein war, setzte ich mich erschöpft in einen Winkel.

„Eigentlich habe ich gar nichts Nettes erlebt“, überlegte ich. „Die Straßen sind eine Flut wilder Leute. Und diese Redoute!... diese Redoute!“ Wieder wurde getanzt. Ich blickte über das Ährenfeld nickender Köpfe hinweg. Sie hoben und senkten sich im Rhythmus des Tanzes, wie die Erbsen im Kochtopf.

„Schließlich sind es ja auch nur Erbsen“, meditierte ich. „Auch die Erbsen, wenn sie kochen, werden zueinander sagen: Großartig! Ich amüsiere mich himmlisch!“

Nach dieser Überlegung glaubte ich meiner Karnevalspflicht genügt zu haben. Ich fühlte mich freier denn je. Dann weinte ich ein bißchen, jawohl, ich weinte wirklich unter meiner bleichen Maske, deren blutroter Schlitz sich in entsetzlichem Gelächern von einem Ohr zum anderen zog, unter dem barmherzigen Schutz dieses Papendekells, der mich wie eine Tarnkappe vor der sendenderen Umwelt verbarg... Ich weinte so herzlich, daß ich beinahe geacht hätte.

(Aus dem Spanischen von Helma Flessa)

(Fr. Bliok)



Das Vampchen - Il vampiro

DOKTOR SCHUHMACHER

VON A. WISBECK

Der Arzt, von dem ich sprechen will, hieß Schuhmacher. Doktor Alois Schuhmacher. Er war bäuerlicher Herkunft und gehörte dem schweren Schlag des niederbayerischen Weizenlandes an. Breit und die Schultern aus mächtigen Taten hingen ihm von den Armen, das gewaltige Haupt war von „gschneckelten“, bereits ergrauten Haaren umkränzt. Der breite Mund mit den wulstigen Lippen glänzte dem eines Laubfroches, und sah der Mann sinnend nach der Decke, so entstand der Eindruck, er suche eine Fliege zu schnappen. Wie der Atem eines asthmatischen Nilpferdes ging es, wenn Dr. Schuhmacher sein massiges Gewicht über die Treppe heraufschleppte und sein „Gruß Gott, da bin i also!“ herauskeuchte. Aber gerade diese Masse gesunden Fleisches erweckte Vertrauen und Zuversicht. Weil der Himmel, ein solcher Plunderskerl würde, doch mit einem blühen Massen fertig werden! Und der Mann wurde es auch. Ich will nichts gegen megere Ärzte sagen — um Gotteswillen nicht — aber laßt euch einen Bauch waschen, und das Vertrauen eurer Patienten wird die Mühe lohnen — „Diesmal scheint der Bub wirklich krank zu sein!“ hieß es bei mir zu Hause, denn das seltsame Zusammentreffen meiner Leidschmerzen mit Schulaufgaben hatte allmählich mißbrauch gemacht. Selbst bewährte Heilmittel, Senfpflaster, Kamillentee und geaukter Rettschiff blieben erfolglos. Da mußte eben doch der gut. Dr. Schuhmacher nach dem Rechten sehen! Und alsbald holperte ein Wägelchen, eine „Droschke“, vor dem Haus an. Jetzt schätzte bereits die Stiege unter der Last, der Doktor betrat das Zimmer. „Gruß Gott, da bin i also!“ schnaupte er und warf den rötlich schmerzenden, durch die Teilnahme an ungeschliffenen Beerdigungen weiß gewordenen Zylinder auf einen Stuhl. Dann der Zylinderhut gehörte in jener Zeit zur beruflichen Ausrüstung jedes Arztes. Er bezeugte die Teilnahme an einem in Gefahr schwebenden Menschenleben und betonte die Feiertlichkeit einer Stunde, die ihren besonderen Zuhörte forderte. Oder littest du vielleicht jeden Tag an Brechdurchfall, Gallenkolik oder Schiefblattem? Außerdem: was es in schweren Fällen nicht. Einmal, mittels des feierlichen Aufputzes taktvoll in das Jenseits zu weisen? Ja, seht, damals wußte man eben noch, was sich gehört!

„So, krank is also, 's Buaberl!“ fragte Dr. Schuhmacher und zählte aufmerksam durch seine dicke Brille an. „No, werd echo so arg net sei! Auf alle Fälle gabs'ne ehams giel a Schacherl! Lasst weg. Das putzt durch und schadt' nix!“ Hierauf legte der Arzt seine fleischige Hand auf meine Stirne und maß das Fieber. Dann das Fieberthermometer, das heute in keinem besseren Nachkass' fehlt, daß zu jener Zeit in der Hand. „Ham me's scho“, schnaupte nach einer Weile Dr. Schuhmacher, „alebnadrißig Komma acht — könn' a siebnadrißig Komma neun sei.“ So und jetzt laß der Doktor seh'n!“ Ein mächtiges, dickes Ohr preßte sich auf meinen Brustkasten. „Aha“, stöhnte es aus meinem Nachhinein, „da drin rumor's a weng. Is halt a kloans Bronchialkatarrh. Daran stirbt man nicht. — Jetzt schreib i a Medizin auf, täglich dreimal zu nehmen, und morg' komm i wieder!“ Balm Abschied gab mir der Doktor die Hand. Es war der Druck einer gültigen Menschenhand, und geradezu Heilkraft schien von ihr auszugehen. Alle Verlangstung schwand unter dieser großen und doch zart zu greifenden Tatze. Draußen sangen die Vögel, die Sonne schien so freundlich durch das Fenster — das Leben war gewonnen. — „Danke dir, Bub, der gute Doktor Schuhmacher ist schwer krank!“ sagte mir eines Tages meine Mutter. „Besuch' ihn doch, und bring' ihm ein Bukett!“ Wie, der Doktor krank? ging es durch meinen Sinn. Das war ja ganz unmöglich. Ein Mensch, der über das Leben gebot, konnte doch nicht krank sein! Warum schrieb er sich nicht selber eine Medizin, warum nahm er nicht Latweg? — Unglücklich trat ich den Weg an. Aber es hatte schon seine Richtigkeit. In einem kärglich ausgestatteten Stübchen, auf einer einfachen, braun gestrichenen Bettstelle, lag der Doktor und blickte. Neben ihm, auf einem Stuhl, war die abgeworfene Kleidung, darauf der fuchsiges Zylinder. „Is brav von dir, Bubel, daß d' mich besuchst!“ stöhnte zwischen Hustenanfällen der Kranke, „und die schönen Blumen, die du mir gebracht hast!“ Wie hatte man sich in einem solchen Falle zu benehmen? Er war mir ungewohnt. „Nehmen S' sich alle Fäll' an Schachtel Latweg?“ rief ich schließlich in meinem Verlegenheit. „Das putzt durch und schadt' nix!“ „Nein, schaden tät's nix“, keuchte unter Lächeln der Doktor, „aber helfen tut's bei mir auch nix.“ „Daran stirbt man nicht!“

versuchte ich mit Entschlossenheit zu trösten. Wie verklärte sich mich der Kranke an und sagte: „Jeder Mensch muß einmal sterben, lieber Bub, ein jeder, und darauf kommt es auch nicht an, sondern darauf, ob man leicht oder schwer stirbt.“ „Wird das Sieben leicht?“ „Sein Blick glitt über den alten Zylinder. Noch einmal fühlte ich den zarten Druck der großen Hand. Nachdenklich trat ich den Heimweg an. — „Ist es wahr“, fragte ich meine Mutter, „daß der Doktor Schuhmacher sterben muß?“ Betroffen sah mich die Mutter an. „Der nicht“, antwortete sie leise, „ein solcher Mensch stirbt nie. Er lebt in Ewigkeit durch unsere Gedanken.“ War hatte nun recht, der Doktor oder die Mutter? Wie es schien, der Doktor, denn nach einigen Tagen hörte ich, daß er gestorben sei. „Wir wollen ihn zu seinem Grab begleiten!“ sagte meine Mutter, „du müßt ihm das ganze Leben hindurch dankbar sein und darfst ihn nie vergessen!“ Ich bekam eine schwarze Krawatte unter den weißen Liegekrage, gebunden und folgte an der Hand der Mutter dem Sarg. War es möglich, daß der dicke, breite Mann in dieser schmalen Kiste lag? Daß ihn vier Männer spielend auf ihre Schultern luden? Nein, es war ganz unmöglich. Hier wartete ein Geheimnis, das man mir vorenthalte. Der Doktor lebte noch. Irgendwo.

SUGGESTION

VON HEINZ SCHARPF

„Die schönen Tage sind nun zu Ende“, seufzte der zur Kur im Sanatorium weilende Ehemann und blickte dabei etwas benommen in die Luft. Der Anästhetist hob die Brille, um darunter heraus einen seiner bekannt freundlichen Blicke schießen zu lassen. „Nur keine pessimistischen Anwendungen!“, schüttelte er den Kopf, „jetzt nach Ihrem Aufenthalt hier bei uns, nach vier herrlichen Wochen voll Sonne, Freiheit und Natur, voll Körper- und Willensstärkung, dürfen Sie keinesfalls mit trüben Gedanken heimkehren. Das würde den Erfolg der Kur sofort in Frage stellen.“ „Ich fühle mich augenblicklich ungemün, wohl!“, gestand der Patient, „aber wenn ich an die Nervosität meiner Frau denke...“ und er suchte neuerdings mit den Augen den Himmel ab, als spiegelte sich dort eine drohende Fata Morgana. „Verheirathet“, klopfte ihm der Doktor beruhigend auf die Schulter, „halten Sie fest an unserem bewährten System. Erinnern Sie sich daran, in welcher Verfassung Sie hier ankamen. Seellich völlig gebrochen. Dann haben Sie sich täglich vorge-sagt: Ich muß ein anderer werden, ich muß ein anderer werden! — und so sind Sie auch ein anderer geworden.“ „Aber meine Frau...“ „Ihre Frau ist inzwischen ebenfalls eine andere geworden, glauben Sie mir. Sie ist in unserer Schwabsteinstadt im Schwarzwald, die genau nach unserer Grundstimmung gelehrt wird, sicher von ihrer Geistesheil vollständig genesen und traut sich schon auf ein Wiedersehen mit Ihnen. Nur keine Angst! Halten Sie sich an unsere Methode und sagen Sie sich energisch: „Weg mit den alten Gespenstern, es erwartet mich eine andere, eine ganz andere! — und Sie werden sehen, wie gegenseitlich sich die Autosuggestion auswirkt.“ Der Ehemann blickte matt und memorierend, wenn auch etwas monoton, willig die Worte des Arztes. Alle Augenblicke lernte er vor sich hin: „Weg mit den alten Gespenstern, es erwartet mich eine andere, eine ganz andere!“ Doch, als er denn seiner Frau gegenüberstand, versagte die Macht der Suggestion völlig. Er sah sofort, sie war in allem und jedem die gleiche geblieben! Bei seiner Frau hingegen gelang das Experiment überraschend. Kaum war sie mit ihrem Gatten wieder vereinigt, machte sich bei ihr der hypnotische Einfluß bemerkbar. „Weg mit dir, du altes Gespenst!“ rief sie, „es erwartet mich ein anderer, ein ganz anderer!“ Und krachend schlug sie die Tür hinter sich zu und verließ das Haus.

IN DES TEUFELS HEXENKESSEL ...

(Ein altes Seemannslied)

In des Teufels Hexenkessel
kocht ein Matebot,
darum ist der Himmel bläulich
und die See so toll!

Bin ich dran, so hole mich
in des Teufels Hexenkessel
tief hinab, Klabautermann!

In des Teufels Hexenkessel
kocht ein Obermaat,
darum wird der Himmel gräulich,
und die See, sie braut!

Bin ich dran, so hole mich
in des Teufels Hexenkessel
tief hinab, Klabautermann!

In des Teufels Hexenkessel
kocht ein Steuermann,
darum ist der Himmel finster,
und das Schiff, es schwankt!

Bin ich dran, so hole mich
in des Teufels Hexenkessel
tief hinab, Klabautermann!

In des Teufels Hexenkessel
kocht ein Kapitän,
und wer heut' die Anker lichtet,
der muß untergehn!

Dennoch! Bin ich dran, so hole mich
in des Teufels Hexenkessel
tief hinab, Klabautermann!

FRIEDRICH WOLFGANG KOLLMANN

HAGEBUTTEN

VON SIGURD TOGEY

Kennen Sie Thorstedt? — Thorstedt ist ein Städtchen im Herzen der üppigen dänischen Natur — aber man kann nicht sagen, daß es viele Sehenswürdigkeiten darbietet. Eine gibt es doch, obwohl nicht viele von ihrer Existenz wissen: Einer der größten dänischen Dichter liegt im Thorstädter Friedhof begraben. Vor einigen Tagen habe ich Thorstedt zum zweiten Male besucht. Ich kam, weil meine Tante Meta gestorben war, und hatte einen Rechtsanwalt wegen ihres Testaments zu sprechen. . . Aber natürlich stellte es sich bald heraus, daß sie mir nichts hinterlassen hatte. Es ärgerte mich, daß ich die lange Reise vergebens unternommen hatte, und dann kam ich auf die Idee, das Grab des Dichters zu besuchen. Ich hatte den ganzen Nachmittag zu meiner Ver-

fügung, denn mein Zug fuhr erst in den Abendstunden ab. So ging ich dann durch das göttliche Tor des Friedhofs hinein, die breiten Gartenwege entlang zwischen alten und neuen Gräbern; nie und da blieb ich vor einem alten Grabs-Stein stehen und las die verwitterte Inschrift oder stützte bei einem besonders bemerkenswerten Stück Skulptur. Schließlich war ich in der Nähe des Dichterbegrabs; ich wußte, wo es war, denn ich hatte es einmal zuvor besucht. Es liegt an der Stelle, wo vier breite Gartenwege zusammenlaufen; ein großer Rosenbusch neigt sich über den bescheidenen Grabstein. Gerade als ich zum Grab hinübergehen wollte, sah ich, daß eine schwarzgekleidete Frau auf der Bank saß; ihr Kopf war gebeugt. Natürlich wollte ich mich denn nicht hinstellen, um das Grab anzusehen, so lange sie da war; ich ging also vorbei und folgte einem anderen Gartenweg. Im Vorbeigehen warf ich einen Blick auf das Gesicht der Frau; es war gefurcht und gerunzelt, und ich sah, daß sie eine Brille trug. Der altmütterliche, schwarze Hut war mit einer

kleinen grünen Feder geschmückt; das war der einzige Farbfleck in ihr Tracht. Während ich weiterging, dachte ich darüber nach, wer wohl diese Frau sein mochte. Die Witwe des Dichters konnte sie nicht sein, denn er war unverheiratet gestorben... aber es mochte sein, daß sie eine Frau war, die eine gewisse Rolle in seinem Leben gespielt hatte. In Gedanken fing ich an, mir einige von seinen Gedichten ins Gedächtnis zurückzurufen; ich erinnerte mich an die weiblichen Namen, die darin genannt waren... hatte er vielleicht dies oder jenes berühmte Gedicht an sie geschrieben? Möglicherweise war sie nur eine zufällige Person — wie ich selbst — ein Mensch, der die Werke des Dichters gelesen und lieben gelernt hatte. Ein Mensch, der an seinem Grab weilen wollte, um sein Andenken zu ehren...

Als ich das entgegengesetzte Ende des Friedhofs erreicht hatte, kehrte ich wieder zurück in der Hoffnung, daß ich mir das Dichtergrab jetzt näher ansehen konnte. Aber als ich die Stelle passierte, sah ich, daß die Frau in Schwarz immer noch da saß.

Diskret ging ich an ihr vorbei und kam zum Ausgang des Kirchhofes. Sollte ich zum Hotel zurückgehen — oder einen Spaziergang durch die Stadt machen? Gerade als ich unschlüssig beim gottischen Tore stand, kam ein alter Mann in Hemdärmeln. Er trug einen Spaten. Es mußte der Totengräber sein. Ich nahm den Hut ab und sagte: „Entschuldigen Sie, ich wollte gern das Grab des Dichters besuchen.“

Der Mann sah mich ein bißchen erstaunt an. — „Ach, Sie meinen... Jawohl, ich verstehe... Ja, es liegt hier, ein bißchen links — folgen Sie nur dem Gartenweg in der Mitte hier...“ „Ich bin eben dagesessen“, sagte ich. — „Aber auf der Bank beim Grab sitzt eine schwarzgekleidete Frau, und... na, ja, vielleicht bin ich zu neugierig, aber ich möchte wissen, wer diese Dame ist?“

Mit einem Hieb stieß der Gräber den Spaten in die Erde. „Eine Dame in Schwarz?“ fragte er. „Ja, eine ältere Dame, ganz in Schwarz...“ „Mit einer kleinen grünen Feder im Hut?“ „Ja, ganz richtig. Wer ist sie?“ „Das ist Kjesten, die Frau des Sattlers“, sagte der Totengräber, geradeaus drohend. — „Gut, daß Sie es mir gesagt haben, die werde ich gleich fortlegen!“

Ich wurde ganz bestürzt — „Was sagen Sie?“ stolperte ich. „Fortlegen? Aber warum? Ist es denn nicht erlaubt, beim Grab des Dichters zu weilen?“

Der Gräber schüttelte den Spaten und marschierte mit langen Schritten den Mittelweg hinauf. „Beim Grab des Dichters zu weilen!“ murmelte er zornig, während ich mir Mühe gab, mit ihm Schritt zu halten. — „Nein, Sie irren sich, mein Herr, sie ist nur darum bemüht, sich einen Topf Hagebutten-Marmelade zu holen!“

„Einen Topf... was haben Sie gesagt?“ „Hagebutten. Sie pflückt Hagebutten überall auf dem Friedhof“, sagte der Gräber. — „Die Leute hier in der Stadt haben das neulich erfunden — eine neue Mode, himml! Hagebutten-Marmelade... Ich habe sie nie geschmeckt, solch dummes Zeug kann ich entbehren — aber der Pfarrer selber hat gesagt, die Leute dürfen — Donnerwetter nochmal — nicht auf dem Friedhof Hagebutten pflücken!“

„Pfui!“ sagte ich. — „Das ist doch beinahe Grausamkeit!“ „Genau so ist es“, sagte der Gräber. „Aber die Kjesten, die wird ein ernstes Wort hören, zehnmal habe ich sie gewarnt, jetzt aber wird die Polizei davon erfahren!“

„Wie taktlos von den Leuten!“ sagte ich. „Die Leute kehren sich nicht um Anständigkeit und so was... sie wollen nur Eingemachtes fressen und sich bis zur Kehle vollproppen!“ erklärte der Totengräber.

Ein paar große Zypressen hatten bisher das Grab des Dichters verborgen — jetzt waren wir aber so nahe, daß wir die Stelle sehen konnten. Die Bank beim Grab war — leer! Vielleicht hatte der Gräber in seinem Zorn so laut gebrüllt — vielleicht hatte der Insinkt die Kjesten ge-

Sie kriechen zu Kreuz - Si strisciano dinanzi alla regione sacrale

(Höcker)





warnt... wir sehen nur einen Schimmer von einem schweren Mantel, der in der Ferne verschwand. „Sie ist davongelaufen“, sagte der Gräber ärgerlich. — „Ne warten Sie schon! Das nächste Mal werde ich sie erwischen!“

Ich ging näher an das Grab heran.

„Der Rosenbusch hier wimmelt noch von Hagebutten“ sagte ich.

„Dann hat sie es nicht fertiggebracht, all die Hagebutten zu pflücken“, sagte der Totengräber. — „Ja, also, mein Herr, da sehen Sie das Grab des großen Dichters. Ich habe persönlich nichts von ihm gelesen, ich habe aber gehört daß er etwas Fabelhaftes geschrieben hat. Entschuldigen Sie mich, ich muß weitergehen, ich habe zu tun.“ Er nickte freundlich, legte den Spaten über die Achsel und ging fort. Ich nahm den Hut ab und sagte „Auf Wiedersehen.“

Dann setzte ich mich auf die Bank beim Grab, ich wollte lange da.

Am nächsten Morgen kam ich nach Kopenhagen zurück, meine Frau stand auf dem Bahnsteig, um mich zu empfangen. Ich erzählte ihr, wie meine kleine Expedition verlaufen war, und sie beschrieb mir den Unfug, den unsere Kinder: dahel angelichtet hatten. Ich sagte ihr nichts von meinem Erlebnis auf dem Friedhof, das war ein bißchen peinlich kam es mir vor.

Am selben Nachmittag kochte meine Frau einen ganzen Topf voll Hagebutten-Marmelade, ich hatte meine Aktenmappe voll Hagebutten gehabt, als ich nach Hause kam. Sie schmeckte ganz gut, diese Hagebutten-Marmelade beinahe wie ein gemachte Himbeeren, nur ein bißchen würziger.

Gespräche mit dem Zeitgeist

VON OLAV RADKE

Laut und tapsend hörte ich meinen Schritt. Der Mond bleichte die Häuser, nur die Fenster starrten wie große, glotzende Augen auf mich. Da ging plötzlich jemand neben mir, leise unauffällig. Es war mein Schatten. „Guten Abend!“ Ich zog meinen Hut und blieb stehen. „Guten Abend!“ Der andere tat es auch und lächelte. „Es freut mich, Sie allein zu treffen, im Gedränge spricht niemand mit mir. Wissen Sie, als Schatten hat man es nicht leicht, Sie werden verstehen!“ Er nickte mit dem Kopf und sah bakümmert drin. „Ja, ja, ich kann es verstehen. Wie geht es Ihnen sonst?“ „Schlecht, sehr schlecht, bei der Verdunklung nimmt man ab und dann strapazieren Sie mich ziemlich.“ „Oh, Sie müssen entschuldigen, ich strapaziere mich selbst stark, des bringt die Zeit mit sich.“ „Ja, und dann werfen Sie mich immer an die glatten Wände, die sind sehr kalt.“ „Darf ich Ihnen meinen Mantel anbieten?“ „Oh, danke sehr!“ Er zog meinen Mantel an. „Wie sehen Sie sonst die Lage?“ „Schwarz, sehr schwarz!“ Ich überlegte schwarz war das Normale meines Schattens, müßte ich die Äußerung als Positiv oder als Negativ werten? „Verstehen Sie darunter etwas Positives?“ „Ich kann doch nicht positiv sein, mein Herr, das ist doch nicht mein Beruf!“ „Also ist Ihr Leben dann unproduktiv?“ „Durchaus!“ „Wird das nicht langweilig?“

„Ja, eben deshalb spreche ich mit Ihnen.“ „Aha, Sie wollen sich unterhalten!“ „Kehneswegs mein Herr, ich habe ernstere Absichten, sehen Sie den Mond?“ Ich sah ihn, er war platinblond wie eine Mondäne. „Ja, natürlich sehe ich ihn, aber was soll das?“ „Der läuft auch immer im Kreis, nicht wahr?“ „Sie wollen doch nicht damit ausdrücken, daß Sie auch im Kreis laufen?“ „Das will ich, selbstverständlich nicht physisch, nur seelisch, transzendent. Ich erblicke, verschwinde und komme. Ewig — glauben Sie mir, es ist unerfüllbar — stellen Sie sich vor: ewig!“ Mir graute nur vor dem Wort, ewig. „Ihre Vorschläge, um diesen Zustand zu ändern?“ „Bitte, ganz einfach, ich möchte gehen, dahin, wo ich herkam.“ „Mich interessiert, woher eigentlich so ein Schatten kommt.“ „Also bittschön, Sie können gehen, aber woher kommen Sie?“ „Aus dem Licht!“ Damit zeigte er zum Mond. „Und dahin will ich gehen, um endlich zu schlafen.“ „Haben Sie noch nicht geschlafen?“ „Nein, ich bitte Sie, wann? Sie entlassen mich Ihrer Dienste also! Ich danke schön!“ Ich hatte nichts einzuwenden — doch, doch mein Mantel! „Hallo, hallo Herr mein Mantel, Sie müssen mir meinen Mantel wiedergeben!“ Doch ich hörte nur jemand lachen. Über die Mondscheibe zog eine dunkle Wolke und ich war allein. Irgendwo schlug eine Uhr.



„Ihr Stümper — Ich war nach so langer Zeit mit den Deutschen von damals schon viel weiter — und zwar ohne Bomben!“

Wilson e la guerra dei nervi: "Voi, guastamestieri ... coi tedeschi d'allora
io dopo un sì lungo tempo ero già molto più avanti ... e anche senza bombe!..



„Warum hast du mich dann eigentlich geheiratet, Edith?“ — „Weil ich endlich mal wissen wollte, ob einer wirklich so langweilig sein könnte, wie du aussahst!“

Curiosità: „Allora, Edith, in realtà perchè m' hai sposato?... — “Perchè volevo finalmente sapere se poteva esserci proprio qualcuno così noioso come sembravi tu!..

Des Grobschmieds Töchterlein

Von Jo Hanns Rösler

Wer zählt die Küsse im Frühling?
Johannes und Anni zählten sie nicht.
„O Anni!“
„Mein Johannes!“
„Küsse mich, Anni!“
„Sprüht du nicht, wie ich dich küsse, Liebest?“
Nein, der Wahrheit die Ehre zu geben, Johannes
spürte es ganz und gar nicht. Johannes war über-
haupt nicht recht bei der Sache. Immer wieder
spitzte er die Ohren, immer wieder lauschte er
ins Gebüsch.

„Was quält dich, Johannes?“, fragte Anni.
„Was sollte mich quälen?“

„Du verbrügst mir etwas! Du bist heute anders
als sonst. Die Büsche blühen, der Flieder duftet,
Ich bin bei dir. Wir sitzen allein auf unserer Bank
im Park. Jeden Abend sitzen wir hier. Von Abend
zu Abend wurden deine Küsse heißer. Gestern
küstest du mich schon auf den Mund. Heute
aber —“

Johannes sah Anni lange an und seufzte schwer.
„Was ist dein Vater eigentlich für ein Mann,
Anni?“

„Mein Gott, er ist ein Grobschmied.“
„Ein sanfter Grobschmied oder ein grober Grobschmied?“

„Wie Grobschmiede eben sind! Er ist gewöhnt,
Tuschlagen.“

„Eben!“
Johannes zog einen zerknitterten Brief aus der
Tasche.

„Von deinem Vater“, sagte er, „da — lies!“
Und Anni las erschrocken:

„Mein Herr! Jeden Abend sitzen Sie mit meiner
jüngsten Tochter auf der Bank im Park! Ich ver-
leihe mir das! Drei Töchter von mir haben vor
Anni auf dieser Bank gesessen! Aber da ist das
mal passiert! Sie sind heimgekommen, wie sie
weggegangen sind. Mit ihnen ist es das erste
Mal, daß es anders ist! Das ist schon keine
Feierabendgestaltung mehr! Meine Frau weiß nicht
mehr, was sie tun soll! Ich warne Sie zum letzten-
mal und verbiete Ihnen, mit meiner Tochter auf
die Bank zu gehen! Sonst erscheine ich selbst! Mit
geheißendem Zorn, Riesenberger, Grobschmied.“

Küssen verwirrt den Verstand. Küsse töstet
schnell. Anni war eine treffliche Trösterin und
Johannes schwärmte im liebsten Himmel. Aber
auch dort zögen Gewitter auf.

Leut grölle es von weitem:
„Wo ist der Lump? Wo steckt der Lump?“
Anni schrie auf:

„Mein Vater!“
„Um Gottes willen! Wo?“

„Dort kommt er! Über die Wiese!“
In der Tat, dort kam ein Mann. Das war schon
kein Mann mehr, das war ein Riese, ein blaues
Ungetüm. Gerdewegs lief er auf die Bank zu.

Er schwang etwas und brüllte:
„Wo ist der Lump? Wo steckt der Lump?“
Johannes erblühte:

„Was hat er in der Hand?“
Anni, tonlos:

„Den Eisenhammer!“
Da stand auch schon der Grobschmied vor ihnen.
Sein Blasebalg schauerte, sein Atem rasselte.
Seine Augen rollten. Drohend baute er sich vor
Johannes auf.

„Habe ich Sie endlich!“
„Gestatten Sie —“

„Maul halten! Jetzt wird Schluß gemacht!“
„Vater!“

„Steh auf!“
Anni sprang auf. Der Grobschmied stieß sie zur
Seite. Dann packte er den schweren Eisen-
hammer, schwang ihn hoch über den Kopf und
schlug zu. Einmal, zweimal, dreimal.

Der Eiswalzer - Il valzer sul ghiaccio

(J. Hegenbarth)



„Nicht so verkrampft, Fräulein Lilo — bei „Wiener Blut“ muß alles aus dem Leim gehen!“

„Non così convulso, signorina Lila! ... Col „Wiener Blut, tutto deve andare a mo' di fluido!“

„Sol“, sagte er befriedigt und betrete die
Bankstelle, auf der Anni gesessen, „der Nagel
würde wegl! Jeden Abend kommt das Mädel mit
einem Loch im Rock nach Hause! Glauben Sie
vielleicht, Herr, wir haben unsere Kleiderkarte
gestohlen?“

*

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Nach längerer Zeit hatten sich die letzten vier
Abiturienten vom Jahrgang 06 wieder einmal im
Hinterstübchen des Ratskellers zu frühlicher Dauer-
setzung und handfestem Männerknirz zusammen-
gefunden. (Die Sache hat sich, wohlgepumpt, in
sorglosen, friedlichen Tagen zutragen.) Mitter-
nacht war längst vorüber und etliche Pulsen er-
ledigt, als man endlich aufbrach und gemeinsam
dem Bahnhof zurebte, nicht ohne unterweg
noch an einer Likörstube zu stranden. Trotzdem
gelang es dreien von ihnen, in letzter Sekunde
auf den abfahrenden letzten Zug zu springen.
Der vierte blieb auf dem Bahnsteig zurück und
— lachte aus vollem Halse, daß ihm die Tränen
nur so über die Backen perzelten...
„Worüber lachen Sie eigentlich?“ fragte der Bahn-
hofsvorsteher gereizt.
„Ha-ha-ha! Sie eben die Dreie a-a-abfahren
sehen?“ prustete der andere und bog sich noch
immer vor Lachen, „die wollten mich zur Bahn
bringen!“

Bescheidenheit im Himmel

Die Kranzberger Ide stammte aus Unter-Peiping,
einem bescheidenen Örtchen, das man vergaß
auf einer Landkarte suchen wird.

In diesem Peiping nun wuchs besagte Ide als
ein Musterbeispiel an Bescheidenheit heran und
diese Tugend behielt sie ihr ganzes Erdenwallen
bei, auch als sie den Musiker Primus heiratete,
an dessen Seite sie es zufrieden war, die zweite
Geige spielen zu dürfen. Er trat zur Trauung in
einem langen Frack an, der mehr Aufsehen er-
regte als das einfache Hochzeitskleid der Braut.
Die Ehe war glücklich. Ide stand immer und über-
all bescheiden an der Wand, wie es ihrem Wesen
entsprach und dem Musiker zugutekam.

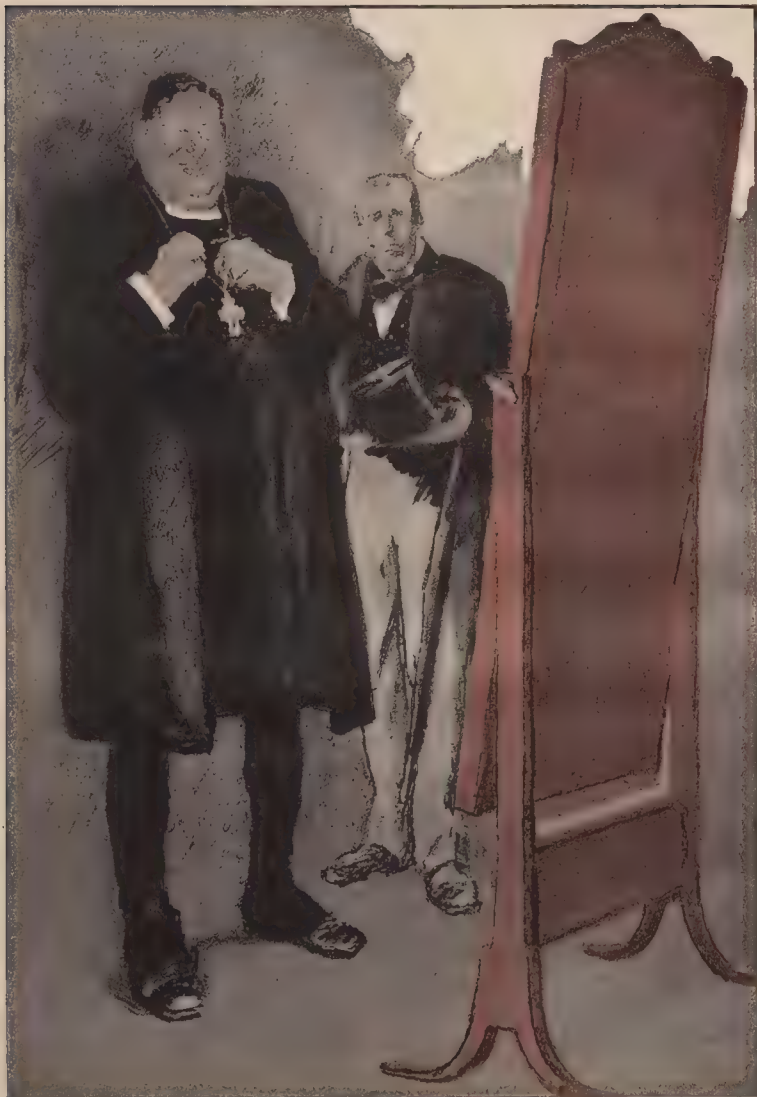
Als Primus plötzlich starb, pflanzte sie in einem
kleinen Gärtchen für den Dahingegangenen
dunkelblaue Vergißmelnche und für sich selbst
die zum Leben nötige Rohkost, um schließlich in
bescheidenem Abstand dann ihrem Gatten in ein
besseres Jenseits nachzuführen. Ganz still machte
sie sich auf die letzte Reise, um die Nachbar-
schaft nicht zu stören. Wenn es nach ihr ge-
gangen wäre, hätte man sie so begraben, wie
sie nackt und bloß geboren wurde.

Die Mesnerin Sabine Hebenstreit jedoch, der die
Leichengeschäfte oblagen, suchte nach einem
passenden Paradekleid für die Tote und stieß
dabei auf des verstorbenen Musiklers Frack, den
er sich vor zwanzig Jahren zu seiner Trauung hatte
machen lassen und der das einzige Glanzstück
seines Lebens geblieben war. Diesen Frack zog
in Ermangelung eines anderen schwarzen Staats-
kleides die Mesnerin der Abgeschiedenen ver-
kehrt, mit den Schößen nach vorne an, damit
er der ganzen Körperlänge nach reichte und
faltete ihr darüber die Hände.

Der Herr Pfarrer fand das allerdings peitlos.
Aber die wackere Frau Hebenstreit beruhigte ihn.
„Mei“, sagte sie, „Hochwürden, der Kranzberger
Ide macht das gar nichts aus. Vom deckt sie die
Frack vollkommen zu und hinten braucht sie nichts.
Die war ihrer Lebtag so bescheiden, die steht auch
im Himmel droben immer nur an der Wand.“ H. Sch.

Der Teufel im Priestergewand

(E. Thöny)



„Um so einen schönen Terrorangriff auf eine deutsche Stadt zu sehen,
würde ich gern drei Five o'clock teas aufgeben!“

Il diavolo in veste sacerdotale: „Pur di vedere un sì bell' attacco terrorstico su
una città tedesco, rinuncerei volentieri a tre Five o'clock teas!„

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Nach Attlees Rezept

(J. Thöny)



„Also auf keinen Fall bei Nachtangriffen Schulen bombardieren; das machen wir prinzipiell nicht! — Übrigens sind die Kinder um diese Zeit zu Hause anzutreffen!“

Dietro la ricetta di Attlee: „Dunque in nessun caso si bombardano negli attacchi notturni le Scuole; per mass'ima non lo facciamo. Del resto i fanciulli si possono cogliere di notte a casa!.



DAS STÖCKCHEN

VON WALTER FOITZICK

Selt einigen Tagen liegt es auf meinem Schreibtisch im Büro. Es dürfte fünfzig Zentimeter lang sein. Daß es kein gewöhnliches Stöckchen ist, sieht man auf den ersten Blick. Schön sauber poliert ist es, aus hellem Holz, ich glaube Ahorn.

PECH

Neulich hrtege' ich einen Schreibbrief, der erheiterte mich intensio,
weil sein Autor, modazu ich lachte,
mir erquickliche Promellen machte.

Ermao Gutes - also stand darin -
hab' er, mir zu schicken, stark im Sinn,
und er bat, daß ich verlauten lasse,
ob mir sein gefächter Antrag passe.

Na - und ob! Wie gerne schriebe' ich: Ja!
Aber leider ist ein Haken da.
Er vergaß - es schien ihm zu pressieren -,
seine werte Anschrift zu notieren.

Und nun schilt er wohl auf meinen Spleen,
während ich ja bloß belämmert bin.

- Teure Gönner, macht ihr je Promellen,
nennt doch, bitte, eure Postadressen!

Ratstöhrer

Am vorderen Ende verlängt es sich ein wenig, und am anderen da ist die Hauptsache. Da ist ein Handgriff aus Kork. Daran erkennt man sofort, daß es ein ganz besonderes Stöckchen ist. Es fest sich vorzüglich an und liegt gut in der Hand.

Wer zu mir ins Zimmer tritt, fragt sofort, was das für ein Stöckchen ist. Ich bleibe mit meinem Wissen keineswegs hinter dem Berge und sage leichtthin: „Das ist doch ein Taktstock.“ Ich weiß das allerdings auch erst seit einigen Tagen.

Jetzt meinen Sie vielleicht, die Sache sei erledigt. Im Gegenteil: Jetzt geht's erst los. Jeder, sage und schreibe jeder, greift sofort nach dem Taktstock und beginnt zu dirigieren. Er wirft das Kinn empor und den Kopf in den Nacken, klopft dreimal mit der Stockspitze auf meinen Schreibtisch, hebt auch die linke Hand und beginnt heftig herumzufucheln, dirigiert eine imaginäre Kapelle. Je nach Temperament lockt er aus Gelgen zarteste Planissimi heraus, gibt schmetternden Trompeten den Einsatz und läßt Pauken donnern. Auch Gesangsvereine scheinen meinen Besuchern oft zu gehören.

Ich muß annehmen, daß meine Besucher mit ihren heimlichen Kapellen häufig nicht zufrieden sind, denn sie klopfen sehr oft ab, teils auf dem Rande meines Schreibtisches, teils auf der Schreibtischlampe.

Wenn ich von meiner Arbeit aufsehe, merke ich, daß sie mit sehr großen Orchestern arbeiten. Sie haben alle Hände voll zu tun, ihre Musiker zu bändigen. Ich sehe es an ihren abwehrenden Bewegungen. Und dabei ist es mühschenstill in meinem Büro.

In manchen lebt ein Militärrkapellmeister. Sie stehen stramm, stemmen die linke Hand in die Hüfte und im Marschtempo saust das Stöckchen

auf und ab. Ich höre hinter meinem Rücken ein leises Pfeifen durch die Luft. Einem Taktstock kann niemand widerstehen, Jeder muß ihn einmal probieren.

Ich hätte meinen Dirigentenstab schon hundertmal verschenken können. Ich gebe ihn nicht mehr her, er ist mir unentbehrlich geworden, Störungen bei der Arbeit zu vermeiden. Meine Besucher sind jetzt vollauf mit imaginären Kapellen beschäftigt, sie vergessen, was sie fragen wollten.

Chinesisches Mädchenlied

Weiden blühten
Im Uferlande,
Büche hielt mir
Den grünen Schirm.
Wollte dem Frühling
Mich ganz verloben.

Stand schon der Sommer
Vor mir glühend
Und eiferfüchtig!
Ich sprang ins Wasser
Und ließ ihn brennen
Im Laube droben.

Herbst, ach, regnet
Mir jetzt Erinnerung!
Wald, du verlengst,
Prunthender Teppich,
Ins Winterwälder
Hinabgezogen...

Georg Schwartz

Der Lustlose

(R. Kiesel)



„Ach, Emil, grad an deinem Geburtstag ist das Kino geschlossen!“
„Na stehst du, da ist mir wenigstens ein Wunsch in Erfüllung gegangen!“

Lo svogliato: „Ah, Emilio, proprio il giorno del tuo natalizio è chiuso il cinema!“,
„Ebbene, tu vedi che così è stato appagato almeno uno dei miei desideri!“,



„Das ist ein ganz seltener italienischer Meister. Nach unserem Einmarsch in Italien gibt es nicht mehr viel von ihm!“

Acquista d'arte in America: "Questo è un maestro italiano ... rarissimo. Dopo la nostra occupazione in Italia c'è ben poco di lui."

ZWANZIG MARK

VON BRUNO WOLFGANG

Im Kalender stand der Name Anton. Es gibt viele, die diesen Tag als ihren Namenstag feiern, es gibt aber auch manche, bei denen sich niemand darum kümmert, ob sie Anton, Karl, Benvenuto oder Ezechiel Maria heißen. Bei ihnen geht dieser Tag vorüber wie jeder andere, er bringt keine besondere Freude und ist schon viel, wenn er kein besonderes Leid bringt.

Zu diesen gehörte Anton Berger, der vor vielen Jahren ein heller Stern am Wiener Heurigenhimmel gewesen war. Damals hatte das Publikum seinen Liebling verwöhnt und ihn mit Blumen, Geschenken und Geld überhäuft. Nun war er ein alter Mann, mit einem kleinen, grauen Spitzbärtchen, die Stimme war längst dahin. Er wohnte in einem kleinen, alten Häuschen in Heiligenstadt, nahe der Stätte seiner einstigen Triumphe, aber schon längst ohne Anteil an dem bunten, sorglosen Leben des Weinbezirkers. Er lebte kümmerlich von einer kleinen Altersrente und gelegentlichen Einnahmen in versteckten Weinstillereien, wo er leise und vertraut vor sinnenden Gästen die Zither spielte. Niemand aber wußte seinen Namen. Er war vergessen.

Heute aber, an seinem Namenstage, der schon so viele Jahre unbeachtet geblieben war, erwartete ihn eine besondere Überraschung. Als er nach Hause kam, sah er in dem Briefkasten an der Türe etwas stecken, das anders aussah als die üblichen Reklametzettel, Prospekte und Probenummern. Es war ein kleines blaues Kuvert ohne Marke, gut zugeklebt und sorgfältig mit Maschinenschrift adressiert: Herrn Anton Berger. Drinnen lag ein Zettel, auf dem, gleichfalls mit Maschinenschrift, stand: „Herzliche Glückwünsche zum Namenstag“. Schon das war etwas Besonderes. Aber statt vor Staunen wurde Berger erst, als er sah, was dem Zettel beilag. Es war etwas ganz Unglaubliches, etwas Nochniedrigeres, was man könnte fast sagen, etwas Unmenschliches; denn Menschen wirken keine Wunder, und das war ein Wunder. Oh, es war mehr als ein Wunder, es war — nein, es ist unmöglich, es zu fassen und zu glauben — es waren — zwanzig Mark, sagte und schreibe, zwanzig Mark.

Berger mußte sich nieder setzen, denn seine Beine begannen ein wenig zu zittern. Er legte die Geldnote auf den Tisch und betrachtete sie schau. Nein, sie verschwand nicht. Sie lag ruhig da und ein Herr mit Backenbart blickte streng aus dem vielfältigen Gerank ihrer Zeichnung hervor, als wollte er sagen: Mein Herr! Ich habe Ihresgleichen noch nie gesehen. Ja, aber wer konnte nur... vielleicht irrtümlich... aber da stand doch die klare Anschrift, die deutlichen Namenstagswünsche... wer konnte nur der unbekannte Spender sein? Gab es noch so edle Wohltäter, die nicht in der Zeitung

stehen wollen, die nicht einmal erkannt zu werden wünschen? Vielleicht war ein Bekannter plötzlich geisteskrank geworden? Oder wollte jemand ein altes Verbrechen auf diese Art sühnen? Vielleicht hatte einer nur ein paar Viertel zuviel getrunken... auf dem Heimwege von Grinzling kommt allehand vor. Oder geht irgend ein Menschenfreund um, der halb verrückt ist, wie es die meisten seiner Art sind, und verteilt sein Geld? Oder ist es am Ende wahr, daß der Mensch... aber nein, man muß nicht gleich das äußerste glauben... doch bei den jetzigen Sonnenflecken ist alles möglich... am Ende gar... ist der Mensch wirklich gut?

Aber zwanzig Mark! Das ist schon übermenschlich. Nur vermünftig sein, Anton, nur kühl denken, irgendwann muß es ja doch gewesen sein. Aber wer? Wer? Etwas der Bockinger, der Wirt? Ach nein, der hat erst neulich seinen besten Freund hinausgeworfen. Oder der Herr Kommerzienrat Huber? Nein, der hat damals für die Benefizvorstellung nur eine Mark fünfzig gezeichnet. Oder Frau Müller? Herr Meier? Direktor Bartel?

Eitelkeit - Vanita

(Hanna Nagel)



„Ich kann mir garrnicht vorstellen, womit häßliche Mädchen ihre freie Zeit ausfüllen!“

„Io non so proprio immaginarmi con che cosa le ragazze brutte passino le loro ore di libertà.“

Nein, von diesen konnte es keiner gewesen sein. Lange dachte Anton Berger nach. Dann aber durchdrückte es ihn wie eine Erleuchtung. Sein alter Freund Lenz mußte es gewesen sein. Daß er nicht zu allererst an ihn gedacht hatte! Der war doch immer ein so guter Kerl gewesen und hatte ihm vor Jahren, weil er damals noch Junggeselle war, des öfteren ausgeholfen. Ja, der war es bestimmt, der liebe Mensch. Berger konnte den Überschwang des Gefühls nicht mehr bezähmen. Er ging noch am selben Tage in den neunten Bezirk hinüber, um dem edlen Spender zu danken.

Lenz war daheim. „Ah, der Berger!“ rief er mit gut gespielter Erstaunen. „Da muß ja was Besonderes sein, daß du einmal daheimkommst. Braucht was? Alles kannst du von mir haben, nur kein Geld.“

„Wie er sich nur vorstellen kann, der gute Mensch“, dachte Berger geführt. Dann sagte er: „Ich will kein Geld, das hab ich ja schon. Na, du weißt ja Danken möcht ich dir nur für das viele Geld.“

„Was für ein Geld?“

„Ach, versetz dich doch nicht. Glaubst du, ich hab's nicht gleich erraten, war mir die zwanzig Mark ins Postkast gesteckt hat? Wirklich schön von dir. Ich dank dir tausendmal.“

„Zwanzig Mark? Na, da gratulier ich. In meinem Postkast sind immer nur Erlagsscheine. Aber leider war ich's nicht.“

„Nein, mir kannst du nichts vormachen. Du warst es. Ich hab's ja förmlich gespürt. Das goldene Herz hat nur einer, und der bist du, Gib's zu.“

„Das Herz hätte ich schon. Aber das Geld fehlt. Nein...“

„Schau, Gusti, es ist ja noch immer keine Schande, gut zu sein. Sag die Wahrheit. Ich seh dir's ja an. Da kannst du nichts machen.“

Lenz sah Berger mißtraulich an, ob er nicht etwa übergeschnappt sei. Er zögerte noch. Berger hielt ihm lächelnd die Hand hin. „Na“, dachte Lenz schließlich, „wenn er so bockbeinig ist, warum soll ich ihm nicht den Gefallen tun?“ Er schlug ein und sagte:

„Na also, wenn du es durchaus so haben willst — mal netwegen war ich's halt.“

Berger schüttelte ihm beglückt die Hand, dankte noch voll Herzlichkeit und eilte davon, um das Gefühl des Geldbesitzes vor allen Leuten auf der Straße zu genießen. Abends ging er noch durch die Gassen von Grinzling und überlegte, ob er nicht vielleicht noch ein Viertel trinken sollte.

Frau Lenz hatte nach ihrer Gewohnheit hinter der Türe zugehört. Sie kam nun hervor und rief zornig:

„Zwanzig Mark! Das sind ja nette Geschichten. Wenn du eine Mark gegeben hättest, gut. Aber zwanzig? Das ist unerhört. Wo ich so in der Wirtschaft sperren muß und mir nicht einmal einen anständigen Mantel kaufen kann. Niederträchtig ist das, muß ich schon sagen!“

Vergeblich bemühte sich Herr Lenz, seine Frau zu überzeugen, daß er kein Verschwendet, sondern vielmehr ein ausgemachter Schmutzläser sei. Er belegte es mit zahlreichen

Be'spielen, die sie selbst immer anzuführen pflegte. Aber sie schien dies alles plötzlich vergessen zu haben. Von nun an hatte Herr Lenz schlechte Zeiten. Aber auch Frau Lenz litt sehr. Sie konnte den Verlust von zwanzig Mark nicht verwenden und war unablässig nach, wie sie das Geld wieder hereinbringen könnte. Sie beschloß, unbedingt bei irgend jemandem zwanzig Mark auszuleihen und so den Verlust wettzumachen. Denn wenn man wirklich aufrichtig und fest entschlossen ist, eine Schuld nicht zu bezahlen, kann man das betreffende Geld als reinen Gewinn ansehen. Sie nahm im Geiste alle ihre Bekannten durch, einige Begüterte kamen in die engere Wahl und als Sieger ging schließlich Kommerzialrat Huber hervor. Er war ihr Jugendfreund und sie hätte ihn vielleicht sogar heiraten können, wenn sie rechtzeitig gewußt hätte, daß er einmal ein steinericher Kommerzialrat werden würde. Zwanzig Mark waren für ihn gar nichts. Nicht mehr als ein Floh, der kommt und unbeachtet wieder abspringt.

Trotzdem machte Herr Huber ganz beträchtliche Schwierigkeiten. Aber Frau Lenz kämpfte mit unerhörter Zähigkeit um ihre zwanzig Mark und schließlich zog sie zufrieden mit ihrer Geldnote ab. Nun aber saß der Wuim im Herzen des Kommerzialrates und ließ ihm keine Ruhe. Er dachte nach und fand, daß er ganz gut seinem Wagenlenker zwanzig Mark abziehen könne, weil er erst kürzlich eine größere Reparatur verschuldet hatte.

Der Wagenlenker kochte innerlich vor Wut, als ihm Herr Huber den Abzug mitteilte. Abends fuhr er schwarz nach Grönzing, um seinen Groll zu verknüpfen. Das gelang ihm auch. Ein wenig getrübt fuhr er unsicher durch die Grönzinger Straße und streifte hie und da einen Randstein. Dann sah er einen alten Mann mit einem kleinen grauen Spitzbärtchen achlos mitten auf der Fahrbahn gehen. Er riß den Wagen zur Seite, die Bremsen kreischen, aber der Zusammenstoß war nicht mehr zu vermeiden. Der alte Mann lag auf dem Boden. Der Wagen stand still. Betrunkene haben immer Glück. Dem alten Mann war nichts geschehen. Er stand schwerfällig auf, putzte sich ab und sagte: „No, no!“ Doch schon war ein Wachmann erschienen und zückte Notizbuch und Bleistift.

Jetzt stürzte plötzlich mit grauen Schwingen wie ein Geier das „besoffene Elend“ über den unglücklichen Wagenlenker herab. „Lassen S' mich aus, Herr Wachmann“, schrie er schluchzend. „Stören Sie mein Begräbnis nicht. Ich hab grad zur Donau fahren wollen — hup —, um mich zu ertränken. Das Leben freut mich nicht mehr. Zwanzig Mark Abzug, Elend hinten und vorn, acht Kinder daheim (er war kinderlos), eine kranke Frau (sie blühte wie eine Rose) und die furchtbaren Schmerzen hier im Blindarm (er war ihm vor elf Jahren entfernt worden), das ist zuviel, ich hab genug. Laßt mich aus, ich will ins Wasser!“

Er schluchzte herzzerreißend. Berger empfand ein Prickeln des Mitleids in der Nase und der Wachmann sog ernst an seinem Tintenstift. „Lassen S' ihn aus, Herr Wachmann, mir ist ja nichts gescheh'n“, fließte Berger.

„Zwei Mark Strafe, das ist das Wenigste. Zahlen S' und fahren S' langsam nach Haus“, entschied der Wachmann schließlich.

„Zwei Mark? Wo ich zwanzig Mark Abzug hab! Woher soll ich's denn nehmen?“ Er schüttelte seinen Rock, zum Zeichen, daß nichts drin sei, und zog beide Hosentaschen nach außen hervor. Dann schrie er plötzlich wieder mit stierem Blick: „Ins Wasser! Ins Wasser!“

Berger flüsterte aufgeregt: „Da nehmen Sie das Geld. Ich geb's Ihnen gern. Ich hab gerade zwanzig Mark. Da sind Sie aus dem Wasser.“ Er steckte ihm die Geldnote zu. Der Wagenlenker nahm sie gänzlich verständnislos, vergaß sogar in seiner Verwirrung zu danken und drückte auf den Starterknopf.

„Heil!“ rief der Wachmann, „was ist mit den zwei Mark?“

„Zwei Mark?!“ heulte der Lenker. „Ins Wasser! Ins eiskalte Wasser!“

Berger konnte so viel fremden Schmerz nicht ertragen. Hastig kramte er in seinem armseligen Geldtäschchen und zog zwei Mark hervor, sein letztes und einziges Geld. Er übergab es dem Wachmann, der ihn kopfschüttelnd ansah, das Notizbuch verwahrte und würdigen Schrittes den Schauplatz verließ. Von dem Wagen war nur mehr ein rotes Licht in der Ferne zu sehen. Wer in dieser einfachen Begebenheit nach Gerechtigkeit sucht, um das dem Menschen Innewohnende Bedürfnis nach ihr zu befriedigen, vermag sie unschwer zu erkennen. In den Heuselten Lenz, Huber und Nowak (so hieß der Wagenlenker) ging die Rechnung glatt auf. Einen Verlust von zwei Mark hatte lediglich Herr Berger. Doch auch das ist nicht so ungerecht, wie es auf den ersten Blick scheint. Denn es ist gerecht, daß jener, dem das Schicksal die hohe Gabe der Güte verliehen hat, hierfür einen angemessenen Tribut entrichtet. Der gute Mensch zahlt die Zeche. So war es immer und so wird es auch bleiben.

MEIN FREUND JOHANNES

Peter beriefte stolz: „Ich habe mir jetzt ein Mädchen angeheuert, dem ich meine Arbeiten diktiere. Nachher schreibt sie sie dann auf der Maschine.“ „Ist das nicht Zolverschwendung?“ fragte Johannes.

„Im Gegenteil!“, widersprach Peter. „Während sie die Sachen tippt, kann ich mir doch schon Neues ausdenken. Demnach ist es also ein Zeitgewinn.“

„Für dich wohl“, gab Johannes zu. „Aber du mußt auch einmal an die Allgemeinheit denken! Während sie dein Diktat aufnimmt, könnte sie doch selber etwas ausdenken und schreiben.“

J. Bieger

Wir warten auf einen D=Zug

Von Karl Lerbe

Ein dicker Herr steht müde auf die Bahnsteigstange.

Eine schöne Dame, von Koffern und Schachteln umgeben, düffelt so heftig, als gäbe es das Leben.

Ein Gepäckträger steht, heime Wege düffend, daneben, in sich gefestigt und stur.

Wir sehen einen Herrn durch die Menge gehen, nettmännlich gefahren, sicher und hübl.

Er ist erhaben über jegliche Haß, er schlenbert derächtlich und unberührbar durchs dichte Gemüß.

Nachher hat ihn keiner einfleiten sehen, aber er hat als Erster einen Fensterplatz.

Ach, vermöchten wir doch diesem Herrn zu gleichen, vor dem alle Hemmnisse und Schichtfalten, die uns bedrücken,

gleichsam beidseitig zur Seite rücken!

Aber das werden wir niemals erreichen.

Eine fette Dame, prall wie ein Sofaflüß, der sichtlich ein schwerer Schlaganfall droht,

erhebt ein überaus schrilles Gefäch:

Sie wäre, herzlichste, ja lieber gleich tot,

und sie verlangt vom Fahrdienstleiter zu wissen, nochhab ein gewisser Erwin nirgendwo zu sehen sei.

Dagegen find die Kinder der Familie Schreppe durchaus zugewogen, und zwar in Fülle.

Sie verperlen mit grauenhaftem Gebrüll

den gelamten Zugang zur Bahnsteigtreppe.

Möchten Sie Fahrdienstleiter sein?

Nein.

Lieber auf ehrliche Weiße erchlagen.

Aber einen Menschen mit vereinten Kräften totzufügen, das ist gemein.

Im Laufperren heißt eine dröhnende Stimme amtlicherleite unfre Aufmerksamkeit.

Das wartende Volk macht sich sprungbereit.

Aber ach, gerade bei amtlichen Geräuschen

kann man sich über deren Bedeutung täuschen.

Denn die Stimme verkündet mit hörbarem Grimme,

daß auf Bahnsteig drei

der Personenzug nach Hinterdorf abfahrbereit sei.

Wir hingegen find noch längst nicht so weit.

„Da kommt er!“ schreit ein ungenannter Mann.

Und nun hebt ein sogenanntes Inferno an...

Man steht nur noch Furien beiderlei Geschlechts.

Auch die Stillen beginnen auszufahren.

Wer rechts steht, will nach links, wer links steht, nach rechts,

und die aus der Mitte wollen nach beiden Seiten.

Die Hölle tanzt ihren furchtbaren Reigen,

der Bahnsteig ist eine Stätte der Greuel.

Wer entwirrt dieses tobenende Menschenknäuel?

Der Himmel und der Laufperren schnögen.

Und was ist der Anlaß zu all der Not?

Ein Rangiermalchdchen aus Großbären Tagen,

mit Glockenhell und ragendem Schlot,

kommt eilfertig in die Halle gehüllt.

Seine Rüßknatter, sein Schornstein bullert,

der Raßqualm reht.

Es zieht einen offenen Gütermagen,

auf dem eine Jauchepumpe steht.



„Alles vergebens, Madame — das einzige, was mich an Ihnen reizt, ist ihr Genick!“

La Polonia in esilio e Stalin: „Madama, tutto invano! L'unica cosa che m'attrae in Voi, è la vostra nuca!„



FANTASIE

VON HEINZ SCHARPF

Menschen mit Fantasie langweilen sich niemals, sie können sich jederzeit allerlei Streiche ausdenken und sie literarisch selten zu sonstigem Unfug verwerten. Geplissen seien die Götter, die mir die Gabe der Fantasie zu balderseligem Gebrauch in reichem Maß verliehen haben.

Kürzlich besuchte mich Herr Meisl, ein Büromensch mit einem langen Titel und einem chronischen Stockschuppen. Er erzählte mir des langen und breiten, was mich auch kurz und bündig nicht weiter interessiert hätte. Büromenschen sprechen zum Beispiel nie von Frauen, auch wenn sie von Akten sprechen. Während ich ungeduldig mit einem flüchtigen Parfüm spielte, das mich bei verschiedenen Lauten schon in schlechten Geruch gebracht hatte, war ich mit meiner Fantasie in weiten Fernen. Dann aber fing sie an, sich mit meinem langweiligen Besucher zu beschäftigen.

Im Korridor hing Herrn Meisls Mantel. Das inspirierte mich sofort zu einer Katsche. Ich schüttete genügend Hellotrof auf mein Taschentuch und steckte es unbemerkt in seine Manteltasche.

Und nach Meisls Weggang schaltete ich meine Fantasie auf Touren. Vor meinem geistigen Auge spielte sich dies ab:

— Herr Meisl bestieg die Straßenbahn und entfaltete dort eine Zeitung. Sehr bald fing sein Nachbar zur Rechten ostentativ mit dem Handschuh zu wedeln an. Als Meisl umblätterte, bemerkte er, daß zu seiner Linken ein reizendes Mädchen saß, das ihn verstohlen anblickte. Ein hübsches Mädchen. Meisl setzte sich kerzengerade, um seine männliche Wirkung noch zu erhöhen. Das Mädchens Nasenflügel bebten leicht und um seinen Mund huschte ein spitzbüchisches Mona Lisa-Lächeln. Meisl begann an seinem Schnurrbart zu zupfen. Das Mädchen schnupperte wie ein neugieriges Häschen. Nanu, dachte der Bürovorsteher, will es mich am Ende anknabbern? Und warum nicht? War er nicht einmal ein ganzer Kerl gewesen, damals als flotter, freier Bursch? Etwas war sicher noch davon zurückgeblieben. Als das Fräulein ausstieg, warf es abermals einen lüchelnden Blick nach ihm. Meisl wußte nicht, wie ihm geschah. Er wußte plötzlich nur eins, er erregte noch immer Interesse. Das macht einen Mann sofort um zehn Jahre jünger.

Höchst energiegeladend traf er zu Hause ein. Frau Meisl empfing ihn wie immer mit irgend etwas aus der Küche in der Hand. Stets brannte draußen ge-

rade etwas an, wogegen ihm die glühige Natur des Stockschuppen verlihen hatte. Mit einemmal aber blieb Frau Meisl stehen und schnupperte, welches Schnupfen ihren Gatten aber durchaus nicht an das schöne Mädchen in der Straßenbahn erinnerte. Es sah eher wie ein Fluschn aus Der starke Hellotrofgeruch, den ihr Mann ausströmte und seine gehobene Stimmung ließen für sie nur eine Deutung zu. Sie zählte wie alle soliden Frauen zu den Geschöpfen, die noch gar nichts duften. Das Blut erstarrte in ihren Adern. Ha, was war das? Woher kam dieses Parfüm? Daß dieser Mann ihr gegenüber immer knauerlig mit dem Geld umging, daß er im Lauf der Zeit vergilbt und verknochert geworden war und somit gefeit gegen Verführungen, diese Tatsache war sie gewohnt, als die festeste Grundlage ihrer Ehe anzusehen. Und nun dieser verführerische Duft? Hatte der scheinheilige Bruder heimlich Geld beiseite geschafft, um es hinter ihrem Rücken in Damengesellschaft zu verjubeln? Na, warte! Aber noch hielt sie an sich. Ihr Verdacht verdichtete sich um so mehr, als ihr Mann den ganzen Tag über vernünftig einen Schläger pfliff, den er übrigens völlig falsch pfliff, wie es ihm da und dort an Taktfühler mangelte.

Mit zunehmendem Erstauen bemerkte Meisl während des Abendessens die raschen, nervösen Bewegungen seiner Frau, die ihrem sonstigen phlegmatischen Temperament so gar nicht entsprachen. „Was ist das los?“ dachte er. „Alte“, wollte er schon fragen, da platzte sie endlich heraus: „Karl, wo warst du heute?“ Und ehe er noch antworten konnte, rief sie erbozt: „Du lügst! Aber ich lasse mich einfach von dir scheiden, ich finde noch genug andere Männer.“ Er lachte etwas blöde, wie das die Herrn der Schöpfung immer tun, wenn sie vor einem Rätsel stehen. Das reizte sie bis zur Wut. Und genießlich gab sie eine erdichtete Geschichte von einem Mann zum besten, der niemals in Wirklichkeit, desto öfter aber in ihren Träumen existierte. Sofort rührte sich ein bis dahin schlummernder O'he!o in des Büromenschen Brust. „Ha, Meisl!“ schrie er, worauf sie mit einem Küchenmesser auf ihn eindrang und er sie zum Schluß mit wahrer Wollust erwürgte.

Dies gaukelte mir die Fantasie des Bösen vor, aber dann setzte sofort die Fantasie des Guten ein und gab dem Bild einen vernünftlichen Abschluß:

— Sie standen sich gegenüber, seit zehn Jahren zum erstenmal im Blute tiefer aufgeführt, zum erstenmal von der Sensation einer wilden Eirung geschüttelt. Zwei Leute blickten sich völlig verwandelt an, zwei Leute, die sich gegenseitig auf dem Gewissen hatten, weil einer von dem andern in die Totensille unbewegter Seelenruhe eingekullt worden war. Nun waren beide auf einmal springlebbig geworden durch die Stichflamme der Eifersucht und des Hasses. „Ha, du Betrüger!“ wies sie auf das in solchen Pfaffen immer unter die Nase gehaltene Corpus deilich, „was ist das für ein parfümiertes Taschentuch?“ Doch was war das? Das war ja ein fremdes Taschentuch mit einem fremden Monogramm. Kein Damensitz taschentuch, sondern ein nicht mal blütenweißes Herrentaschentuch.

Da fiel Pauline ihrem Karl weinend um den Hals und er zog sie verzehrend an sich und sie erlitten einen seltsamen Abend der Verödung, der ein glücklich aufgewärmtes Liebespaar aus ihnen machte. Alles durch ein paar Tropfen Hellotrof. Deutlich malte mir die Fantasie diese Lösung aus.

Andern Tags besuchte ich Herrn Meisl. Er lebte noch. „Habe ich gestern nicht versichtlich mein Taschentuch in Ihren Mantel gesteckt?“ fragte ich möglichst unbefangen.

„Sie war das?“ lachte er. „Meine Frau hat es gleich gerochen.“

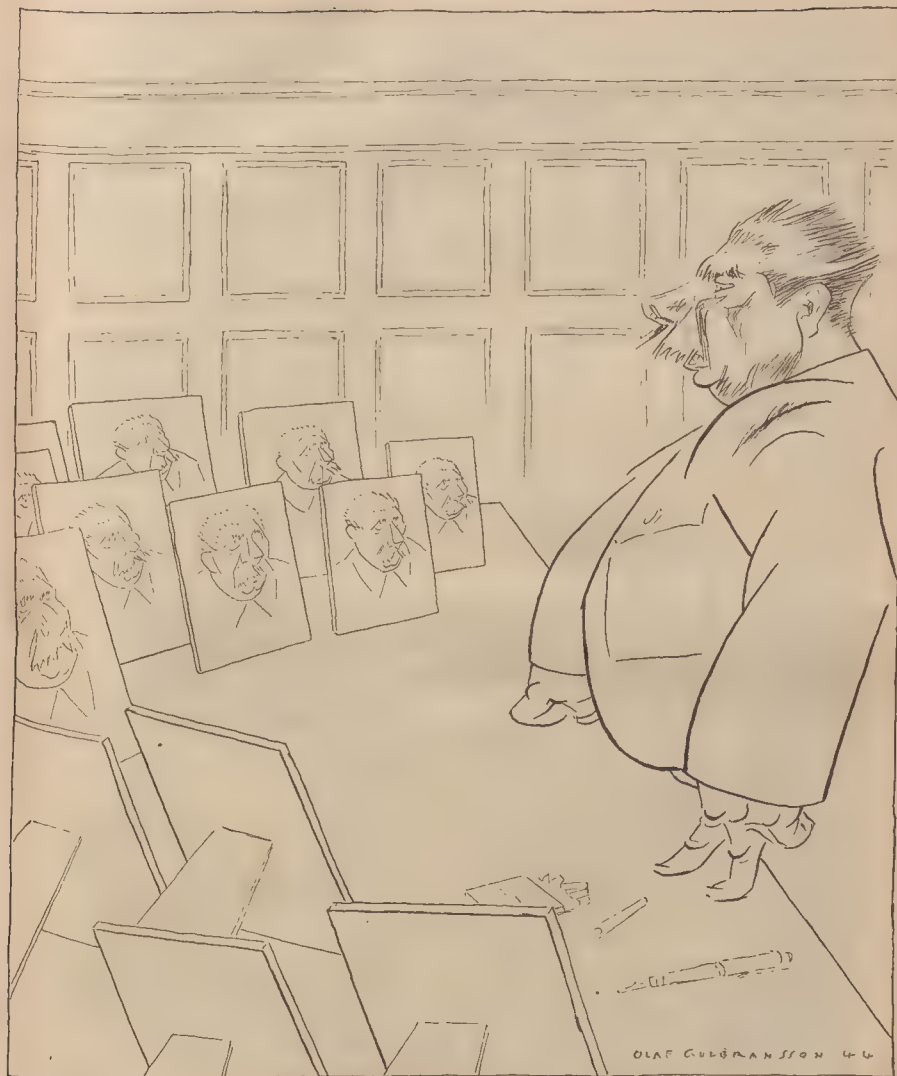
„Und was hat sie gesagt?“ erkundigte ich mich gespannt.

„Was sie gesagt hat? Karl, du sie gesagt, du stinkst aber nach Parfüm.“

„Sonst nichts weiter?“

„Nein!“

Oh, ihr Götter, wie ungleich verteilt ihr doch eure Gaben. Was das dem einen zuwenig — bitt ihr dem andern zuwenig an Fantasie geschenkt.



„Ich ernenne Sie hiermit zu Leitern der selbständigen Sowjetrepubliken!“

Mutamento di Costituzione: „Con ciò VI nomino Capi delle Repubbliche Indipendenti del Sovietti!“



„Nein, Elli, wenn man einen Marine-Sanitäts-Fähnrich mit einem Marine-Assistenz-Apotheker verwechselt, ist man für das Leben noch nicht reif!“

Monito: „No, Elli, non si è ancora mature per la vita, se si scambia un alfiere di fregata della Sanità con un farmacista d' Assistenza della Marina!..“

HANNIBALS WALROSS

VON L. BYRDAL

Diese Begebenheit nahm damit ihren Anfang, daß Hannibal in unsern einbrach. Eines Tages war in der Zeitschrift, auf die wir abonniert sind, unter „Briefaustausch“ ein Inserat gestanden:

„Hannibal, zwölf Jahre alt, Fischersohn auf den Faeröern, wünscht Briefwechsel mit gleichaltrigem Kneben in Kopenhagen.“

und Peter, unser Zwölfjähriger, hatte Hannibals Anzeige entdeckt und sofort nach den Faeröern geschrieben. Seitdem ist eine außerordentlich rege Korrespondenz zwischen Peter und Hannibal im Gange. Peter hat sein Bild nach den Faeröern geschickt, und bald uns stellte sich Hannibals Bild ein — er ist starkknöchig, sommersprossig und hat einen runden Stiftenkopf. Seit dem ersten Schreiben, das von den Faeröern bei uns anlangte, hat Hannibal Tag nach Tag Sprengstoff in unser früher so friedliches Heim getragen und das mit einer Ahnungslosigkeit, die das einzig Verzeihliche an dieser Sache war.

Hannibal lebt auf einem Gebirgsrücken seiner Insel, so ungeheuer hoch über Brandung und See, daß unser vierter Stock der reinste Keller dagegen ist. Hannibals Kuh wohnt im Winter mit der Familie in der Stube — ein Wunsch, der von unseren Kindern uns in heißem Begehren nahe-

gebracht wurde; aber wir haben nur einen Kanarienvogel, den von nun an die Kinder nur mit Naserümpfen betrachteten. Das Schlimmste aber war, daß Hannibal alle Jahre einen neuen Bruder bekam, mitunter sogar Zwillingsgeschwister! Und nun plagten uns unsere Kinder beständig, wenn bei uns das nächste Brüderchen eintraf.

Man wird begreifen, daß alles, was wir hatten, taten, besaßen, im Vergleich mit Hannibal und dem Leben auf den Faeröern nichts mehr war. Hannibal auf seinem Gebirgsrücken war maßgebend. Jeden Tag im Jahr setzte er sich, als sei das natürlichste Sache von der Welt, zu Tisch und speiste Walross. Von dem Augenblick an, da dieser Brief bei uns eintraf, waren die Kinder nicht mehr zu halten. Was wir ihnen vorsezten, fanden sie kaum genießbar. Sie schauten abwendend auf Rinderbraten, Pudding, Räucherwurst — ach, was war das alles für spleißbügerliches Essen, das niemals mit Prusten und Schreuben den Nordatlantik durchpflücht und niemals mit wallendem Schraubzart auf einer Eisscholle gerührt hatte!

Schließlich erliefte auch uns Erwachsene die Sehnsucht nach dem Walross. Peters Mutter meinte, Walross könne zur Abwechslung etwas recht Leckeres sein, und ausgiebig sei es sicher auch, die Beziehungen zu Hannibal, dem Fischersohn, dessen Vater auf Walrossfang gehe, solle man doch eigentlich ausnützen. So setzten wir uns eines Abends, als die Kinder zu Bett gegangen waren, hin und schrieben an Hannibal, seine Eltern möchten uns doch einen Walrossbraten schicken, aber gleich ein ordentliches Stück, und Geld legen wir auch bei, es war reichlich bekommen. Doch was tut man nicht für ein Walross auf dem Mittagstisch.

Es gingen die Tage, und wir dachten darüber nach, was wir alles mit dem Walross anfangen wollten. Eine Festmahlzeit für unsere besten Freunde sollte der Auftakt sein und außerdem wir, wie beim Gänsebraten, Schüsseln voll Fett abschöpfen und dieses nachgießend zu Kartoffeln verzehren. Ja, und Peters Mutter hatte vor, an einem der Tage, an dem es bei uns Walross gab, zum Damentee zu gehen. Um fünf Uhr wollte sie dann sagen: „Verzeihen Sie, meine Damen, aber ich muß nach Hause. Wir haben heute Walross, und die Soße dazu kann ich dem Mädchen nicht überlassen!“ ... Oh, es war eine Zeit der Spannung!

Dann endlich kam Hannibals Walross bei uns an. Ich muß erwähnen, daß unsere Wohnung nicht groß ist — und wir legten das Walross sofort auf den Balkon, weil wir fanden, daß es sich selbst der ersten Minute absolut dominierend betrug. Danach wurde alles so gehandhabt, wie lange geplant. Telefonisch wurden die Gäste verständigt: „Das Walross ist angekommen!“ Und Peters Mutter ging zum Damentee. Das Walross kam in den größten Topf, den wir besitzen, und zu seiner Überwachung wurde während unserer Abwesenheit Anna, unsere Mädchen, angestellt, die die Kinder Ananas heißen, weil es so rund und goldgelb ist.

Nach zwei Stunden bogen wir in Begleitung unserer Freunde in unsere Straße ein. Wir waren alle sehr gut gelaunt, hungrig und gespannt. Doch als wir uns dem Hause näherten, kam uns schon das Walross entgegen. Es quoll aus dem Briefkasten, aus der Wohnungstüre, es wogte die Stiege hinab und vor Haus hinaus. Unsere Gäste verhielten den Schritt, warteten in der Luft und sahen sich jählings erlebend an. Schlimmes ahnend stürzten wir die Treppe hinab. Das Wal-

ross hatte inzwischen unsere ganze Wohnung mit seinem Wesen erfüllt. Hätten wir unsere Möbel nicht erkannt, dann hätten wir gemeint, durch Irrtum in eine Transiedel auf Spitzbergen geraten zu sein.

Die Kinder saßen in ihre Mäntel gewickelt auf dem Balkon und hatten verängstigte Gesichter. Als wir mit vereinten Kräften die Tür zur Küche aufrissen, fanden wir das Walross vereinsamt auf dem Herd. Ananas saß in ihrer Kammer, hatte ein Tuch vor Nase und Mund und schaute uns nur aus verzweifelt an.

„Hinaus mit dem Untier!“ schrien wir, und mit einer letzten Willensanstrengung warfen wir vom Küchenbalkon das Walross in den Hof hinab. Leider war es in die Nähe der Fenster des Hausmeisterehepaares gefallen, das nun mit einem unerhörten Spektakel verlangte, das das Unglücksviel in einer Tonne unter Asche begraben werde. Unsere Gäste standen frierend und abwartend auf der Straße. „Wie speisen auswärts!“ riefen wir hinunter, indem wir in Hast die Kinder anzogen. „Jhr seid alle eingeladen.“

Als wir durch das Stiegenhaus hinunterschwanden, den trotz aufgerissener Fenster die Schwaden vom Walross standen, zupfte Peter seine Mutter am Ärmel. Sie sah ihn an und erblickte Tränen in seinen Augen.

„Mutter“, flüsterte er, „mir tut der arme Hannibal so leid! Zu denken, daß der jeden Tag Walross essen muß!“

(Aus dem Dänischen übertragen von S. R.)

SEHR NETT

Gottfried wurde einer jungen Dame vorgestellt. Sie lächelte und sagte: „Sehr nett, daß ich Sie kennenlernen.“

Gottfried, nicht nach dem weisen Spruch verahndend: „Dum prüfe ewig, wer sich bindet“, hielt sofort um ihre Hand an und überreichte ihr ein herrliches Verlobungsgeschenk. Sie fand es: sehr nett! Auch die Hochzeitsreise fand: sehr nett.

Anfangs fand Gottfried dieses „sehr nett“ sehr nett. Als aber jede Gefühlsübung seiner Gattin stets in diesem einen Ausdruck gipfelte, fing er an, nervös zu werden.

Was sich ihrem Aug und ihrem Ohr bot, vom Niedlichsten bis zum Erhabensten, sie fand es sehr nett. Den Baum in der Büste, einen Affenpflaster, die Mondschelmsen und den Schläger: „Heute reißen wir der Welt ein Bein aus.“ Trotzdem gelang es Gottfried an der Seite dieser unwirtlich sehr netten Frau das größte seiner Werke zu vollenden. Eines Tages stand es da, hinreißend, monumental, seinen Schöpfer lobend. Vor innerer Erregung wartete er auf ihr Urteil. Sie betrachtete es still und endgültig. Dann teilte sie ihm die Hand und fand es: „sehr nett!“ Er fuhr ihm dürrer in die Glieder, daß er eine Zeitlang keins mehr zu regen vermochte. Vergeblich kämpfte er gegen den Scheinod. Sie bahnten ihn prächtig auf.

Der Friedhofskirchner schmückte das Leichenhaus mit herrlichen Blumen. Der Katafalk erhob sich prunkvoll aus der Fülle der niedergelegten Kränze. In die künsterstollen Schau lag nun Gottfried, stumm und starr, und harpte seiner Wiedererweckung. Mit einmal trat seine Frau herein, tief verschleierte und gramebeugt. Der Gärtner fragte sie, ob sie mit dem Arrangement zufrieden sei. Die Arme sah auf den Katafalk und schlichste laut heraus: „Sehr nett!“

Da erhob sich Gottfried, sprang von der Bahre und lief schnurstracks zum Scheidegskedi.

H. Sch.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nüchel)



Wir hatten eine Hausschlechtig. In allen Ehren, versteht sich. Christinnen, unsere Fünfjährige, war aufgeregt bei der Sache und sah zu, wie das Fleisch der Sau zu Wurst, Schinken und Sülze verarbeitet wurde. Ein paar Tage später führten wir vom Berg nach München und nahmen Christinnen das erstmal in die Stadt mit. Auf dem Behn-hof sah Christine ein Frau, die eine weißeduch-sichtige Regenhaut trug.

„Muttli Muttli!“ rief da die Kleine aufgeregt, „achau — dort eine Frau in Sülze!“

J. H. R.

Mit Hans Dreßler, dem Schauspielern, ist nicht gut Mädchen küssen. Er gibt nicht gern von der eigenen Seligkeit einen Teil. Jüngst ging ich mit ihm über die alte Wiese. Ein süßes Mädchen im schwarzweißgestreiften Kleid lief vor uns her. Unternehmungslustig stupte ich den Schauspielers.

„Wie wäre es!“ rief ich, „wollen wir uns das her-zige Zebra nicht aus Zimmer einladen?“

Hans Dreßler nickte: „Gern. Nur überlege ich: was machst du Inzwi-schen, Johannes?“

J. H. R.

Auf dem dritten Rang im Opernhaus. Wagners „Tannhäuser“. Der Pilgerchor schreitet mit feierlichem Gesang über die Bühne. Hinter mir eine Flüsterstimme: „Ah, Mönche!“

H.



„Auf musikalischem Weg, lieber John Bull, scheinen wir bei der spanischen Donna kein Glück zu haben!“
„Nun, Jonathan, ich glaube, wir versuchen es nach unserer bewährten Methode durch die Hintertür!“

I Don Giovanni respinti: „Caro John Bull, sembra che pel tramite della musica non abbiamo fortuna colla 'Donna spagnuola!..'
„Ebbene, Gionata, credo sia meglio che lo tentiamo, secondo il nostro ben' esperimentato metodo, per la porta di dietro!..“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

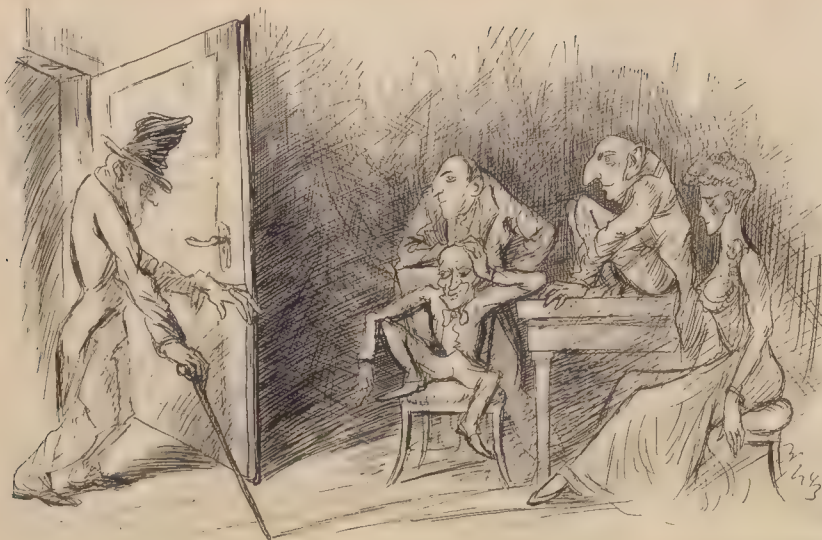
Der Musiker und sein Instrument

von Erich Schilling



„Es liegt nur am richtigen Griff — und schon kommen die von mir gewünschten Töne!“

Il musicista ed il suo strumento: „Il segreto sta solo nel giusto tocco ... ed ecco già escono i toni da me desiderati!“



Zahlenwunder

Von Walter Foltzick

Ich übergehe die Landschaftsschilderung, die eigentlich an so einen Anfang gehört. Ich sage einfach: Es ist ein tschechischer Morgen, um anzudeuten, daß es kalt und regnerisch ist. Zwei Herren stehen am Geländer des Seeadampfers, in diskretem Abstand, wie Herren stehen, wenn sie noch nicht wissen, ob der andere auch Akademiker ist. Sie scheinen aber eine gewisse Sympathie füreinander zu haben, denn plötzlich sagt der eine, und deutet zum Ufer hinüber: „Schloß Berg“. Die Bewegung, die der andere jetzt macht, heißt unzweifelhaft: „Sehr angenehm“.

Jetzt könnten die Herren eigentlich in der Unterhaltung fortfahren, indem der Wissende auch nach einer anderen Richtung deutet und „Schloß Possenhofen“ sagt. Aber das tut keiner von beiden, wenn einer zum andern „Schloß Berg“ sagt, so will man als gebildeter Mensch doch wissen, wer „Schloß Berg“ gesagt hat. Man 1881 sich doch nicht einfach von einem x-Belliebigen so ohne weiteres Schloß Berg sagen.

Was tun die Herren also? Sie machen ein trauriges, d. h. offizielles Gesicht, als sei ihnen ein Nahverwandter gestorben, oder als sprächen sie mit einem Vorgesetzten. Sie wenden sich einander zu, schleudern den Oberkörper vorneabwärts, ziehen mit einem Ruck den Hut und sagen etwas, was bei dem einen wie 58, bei dem andern wie 97 klingt. Aus Erfahrung wissen die beiden Herren, daß das Gummimittel den Namen des andern bedeutet. Sie haben sich vorgestellt. Jetzt treten sie einen Schritt näher. Nun können sie beruhigt in der Unterhaltung fortfahren: „Schloß Possenhofen, Tutzing, Seeshaupt, schlechtes Wetter heute“, und dann könnten sie zu allgemeine-

rem, sagen wir mal zur Besprechung der Verpflegung in den verschiedenen Gasthöfen ringsum übergangen.

Das Murmeln der beiden verständlichen Zahlen hat sie menschlich näher gebracht. Vertrauen gegen Vertrauen. Es waren eben gebildete Leute.

Vorfrühlings-Enttäuschung

Ein noch junges Frauenzimmer pockte leise an meiner Tür. So maas freut bekanntlich immer, und man kann ja nichts dafür.

Einen großen Blumenstherben brachte sie voll Herzenzucht, um mir selber zu vererben, sorglich in Papier verpackt.

»Blumen!« rief ich froh betroffen, »Jetzt, zu dieser Jahreszeit, wo mir einerlei zu hoffen, andererseits es aber dünnet!«

»Dafes weniger, o Meister, sprach die holde Gärtnerin. »Nein, ich bringe andre Geister: Schnittlauch ist es, Vitamin!«

Stumm ergriff ich den Behälter. Und sie lächelte voll List. – Ja, so geht es, wenn man älter und nicht mehr gefährlich ist.

Ratatouille

Hahn und Hühner

„Tuk-tuk-tuk“, kollert der Hahn und 1881 seinen Kamm kriegerisch leuchten. Sein heller Lockruf schallt weit über den Hof. Mit gespreizten Beinen steht er da, farbig aufgeplustert, den Kopf zur Erde gesenkt, als hätte er weiß Gott was für Schätze zu verschicken. Tuk-tuk-tuk häßt in der Hühnersprache: Meine Damen, kommen Sie herbei und sehen Sie, was ich Schönes für Sie habe. Ich, der Herr von Hahnenschwanz, der geschmeigelle, gesportete Kikeriki, der tapferste aller Kampfhähne. Dieses Manöver vollführt der schnelle Hahn vor einem kleinen, hohlen Schneckenhaus, das nichts enthält als Luft, die keinem Magen bekömmlich ist. Sein Gehaben ist lediglich eine leere Vorspielung, eitles Geflunkern, Schnabelwetzerei.

Die Hühner aber allen von allen Seiten herbei und gehen ihm auf den Leim. Der Unverföhrene wählt eine aus, die er mit scharrnden Füßen umkreist und deren Leichtgläubigkeit er für sich ausnützt. Hinterher steht dann das Opfer verdutzt da, macht große Hühneraugen und gackert dümmlich. Oft entwirft die Hahn bei diesem raffinierten Vorgehen. Sein Trick versagt fast nie. Ich weiß nicht, dieser Gockel erinnert mich an wen.

Die Hühner müssen ein schlechtes Gedächtnis haben. Ohne das geringste Mißtrauen kommen sie immer wieder auf die Lockrufe des schillernden Verführers herbei, bestrebt, sich gegenseitig den Rang abzulaufen. Auf ein keck hingekollertes Tuk-tuk sind sie da, gebandelt von dem Auftreten des Angebers, diesem Meister des Bluffs. Seiner Überzeugenden Art, mit der er das Blaue vom Himmel herunterlügt, können sie nicht widerstehen. Und wenn sie hundertmal ein leeres Schneckenhaus vorgesetzt bekommen, sie fallen immer wieder von Neuem der alten Gockellade zum Opfer und lassen sich betören.

An wen mich diese Hühner nur erinnern? H. Sch



„Der Knabe Josef fängt an, mir fürchterlich zu werden!“

Il pupillo maleducato: „Ma questo ragazzo Giuseppe comincia a seccarmi terribilmente!..“

DAS HAUS UNTERM SCHNEE

VON J. CASSOU

Je enster die Lage ward, desto mehr vergaben die vier Bewohner des einsamen vermauerten Hauses ihre eigenen, persönlichen Nöte; sie sahen nur noch die gemeinsame Gefahr. Herbert dachte nicht mehr daran, daß sich Ruth von ihm entfernte. Hans nicht mehr, daß er sie liebte, Gregor kümmerte sich nicht mehr um das Drama, das er boshafterweise, aus Lust am Intrigieren, unter den dreien heraufbeschworen hatte. Sie hatten sich aller Leidenschaft begeben und verlangten mit Leib und Seele einzig noch Rettung, die mit jedem Tage unwahrscheinlicher wurde. Sie hatten ihr Zimmer verlassen und hielten sich, nahezu ununterbrochen, gemeinsam in der Veranda unten auf, wo der Schnee gegen die Scheiben drückte und ein unterirdisches Halbdunkel herrschte. Sie drängten sich aneinander, um dem Angriff des kalten, schweigenden Schreckens besser zu widerstehen. Nur Hans, der Jüngste und Ungeduldigste, wagte aufzustehen und im Hause herumzuwandern, ging durch die Zimmer und auf die Treppe. Unheimlich hallte sein Schritt. Er sah die Möbel, die Bilder, alles was ihm jetzt wieder lieb wurde, da er das gewohnte, gesicherte tägliche Leben ausmachte. Jetzt war das ganze Zeug nutzlos. Wozu noch Spiegel? Wozu noch Tische und Stühle? Wozu noch Photographien, die Andenken an sinnlose Liebe? Die Liebe war unter dem Krimskrams des Lebens geblieben, bei der verschwundenen Zeit, in der man sich noch den Luxus schöner Gefühle

leisten konnte. Heute erhob sich nur die eine Frage: sich aus dieser Sackgasse herauszubringen, unmittelbar an der Schwelle des Todes haltzumachen. Herbert betrachtete seine Frau, die einst schön war, elegant, herrlich, voller Geheimnisse: eine schmale, bange Dulderin war aus ihr geworden. Vielleicht hatte die Gefahr bei ihr den Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit erweckt, denn gegen ihn, Herbert, ihren Herrn und Meister, drängte es sie, nicht gegen den andern, den Unbekannten, Scharmanten. Vielleicht hoffte sie, das Schicksal würde ihr vergeben, wenn ihr Mann ihr vergäbe. Gregor endlich hatte jenen ironischen, perfiden Gesichtsausdruck verloren, mit dem er einst das Leben herauszufordern schien. Er lachte nicht mehr. Er war niemand mehr überlegen. Auf Herberts Armaband rückte die Zeit vor. Alle anderen Uhren waren stehengeblieben. Und bei der Standuhr hatte man, um im ausgestorbenen Salon nicht mehr das unbarmherzige Geräusch zu hören, den Perpendikel ausgehängt. Bald erstarrte auch Hans. Vor einem Zierisch saß er, den Kopf in den Händen, und versuchte, um seine Magenkrämpfe nicht mehr zu spüren, etwas zu schlafen.

Herbert strich sich die langen, grauen Haare eines ins Kraut geschossenen Bartes. „Ach“, jammerte er, „hätte man doch noch Gas!“ — „Wir haben nicht einmal mehr Patronen“, sagte Hans. — „Selen Sie doch still!“ fiel Gregor ein. Es war wirklich besser, still zu sein, sich in das Schweigen einzubeziehen,

als den ausgetrockneten Mund zu öffnen, die Kiefer auseinanderzureißen, um doch nur eitle Worte zu machen. Er ging lag zu schlafengelockt wie ein Hund auf den Kissen und stöhnte. Die stumpfen Zähne grub sie in die Kissen, um das Weinen zu unterdrücken. Herbert streichelte ihr sanft das Haar. Hans raffte sich ein wenig auf und verließ das Gemach. Alles lag im Dunkel. Er kletterte mit dem Schlüssel und ein paar Geldstücke in der Tasche auf das Zimmer, das seinen gewesen, und legte sich aufs Bett. Ihm war, als schnürte ihm der Jackenkragen die Luit ab; er hakte ihn auf und atmete, schien ihm, etwas freier. Schritte kamen: Gregor trat ein, setzte sich auf den Bettrand. „Wir gehen dem Tod entgegen“, sagte er. Hans gab keine Antwort. Wem sagte er das? „Wir gehen dem Tod entgegen“, hub Gregor wieder an. Diesmal hörte es Hans gar nicht mehr. Aber für Gregor hatten die Worte Bedeutung; er wiederholte sie noch ein paarmal. „Wie fühlen Sie sich?“ fragte er Hans. „Ich meine, was tun Ihnen mehr weh: der Kopf oder der Magen?“ „Der Magen“, antwortete Hans matt. „Gut“, sagte Gregor. Dann ging er fort. Hans blieb allein. Gregor kam wieder. „Kommen Sie“, sagte er zu Hans. „Ich habe ein paar Büchsen Konserven entdeckt.“ Und anscheinend so perfid und diabolisch wie zuvor, flüsterte er ihm ins Ohr: „Die andern beiden wollten ohne Sie essen, aber ich bin Sie holen gegangen.“ — „Auch Ruth?“ fragte Hans. „Auch Ruth wollte mich nicht...?“ — „Ruth?“ sagte Gregor verstört. „Die ist doch wie eine Bestie!“ Langsam und schwerfälligt tappten sie hinunter. Sie straukelten bei jedem Schritt. In der Veranda hockten Ruth und Herbert auf dem Boden und aßen. „Seht, seht!“ sagte Gregor. Ruth ward mitleidig und sah sie wütend an. Ihre Augen waren stark gerötet. „Es gibt auch zu trinken“, sagte Gregor und wies auf eine Flasche alten Pomard und eine Karaffe Whisky. Er hätte in die Küche gehen können, den Korkzieher suchen, aber er saß und hatte nicht Lust, sich zu rühren. Er schlug die Weinflasche mit dem Hals gegen ein Stuhllein und trank gleich daraus, trotz der Splitter. Hans erhob sich dann und nahm eine Delfter Porzellanasse aus einer Vitrine. Er trank. Mit einmal kam ihm Ruth wieder schöner vor. Tatsächlich hatten Ruhs Wangen wieder Farbe bekommen und ihre Augen einen seltenen Glanz. Sie schüttelte den Kopf, ordnete das Haar und sah dann der Reihe nach ihre drei Gefährten an. Sie legte die Hand auf die Hand ihres Mannes und lächelte ihm zu. So dann verlangte sie noch etwas zu trinken. Hans ging wieder und legte sich auf sein Bett... Gregor erschien. „Kommen Sie noch etwas essen und trinken“, sagte er. — „Wie lange habe ich geschlafen?“ fragte Hans und öffnete die Augen. Er mußte elf oder zwölf Stunden geschlafen haben. Ruth war vollständig betrunken und sang aus Leibeskräften. Gregor legte ihr die Hand auf den Mund und rief: „Wollen Sie still sein!“ Da brauste Herbert auf und schrie: „Ich verleihe Ihnen, in diesem Ton mit meinem Franz zu sprechen!“ Gregor maß ihn und zuckte die Schultern. Da platzte Herbert das Lachen heraus. Gleich aber jammerte er: „Freunde, liebe Freunde, werden wir je hier wieder herauskommen?“ — „Laßt uns beten!“ sprach Ruth. Sie knieten nieder und versanken, die Hände vor Gesicht gefaltet, in ein inbrünstiges Gebet. Dann teilten sie, als wenig gestärkt, die Speise, und die der Pomard zu Ende war, brachen sie die Flasche Whisky an. Hans sah, wie schön Ruth war. Jetzt hob sie den Kopf und ließ ihre kleine Hand durch das starke Haar gleiten... Sie hat recht, beten muß man, dachte Hans. „Der liebe Gott wird ein Einsehen haben und uns die Lebensfreude wiedergeben.“ Und niemand rutschte er zu einem Sessel, auf den er den Kopf legte. Legen die Dinge jetzt nicht einfacher? Ruth zu lieben konnte keine Sünde mehr sein, sagte er sich in seiner stillen Verzweiflung.

Gregor dachte nur ans Essen. Diesmal hatte er gerade einen Schinken entdeckt. „Man bräute nur noch etwas zu trinken“, bemerkte Hans. — „Wenn's weiter nichts ist!“ versetzte Gregor und brachte eine Flasche Mineralwasser. Das war weniger angenehm als die vorher erprobten Flaschen,

Tauschgeschäfte - Baratti

(Maçon)



„Des is doch ein Angebot: a blutjunger, zarter Kanarienvogel gegen a reifere, dicke Gans!“

„Ma quando è davvero un bell'offerta: un tenero canarino, appena nato, per un'oca abbastanza matura e grassa.“



„Sei doch wieder gut, Emil, bittst!“ — „Gib dir keine Mühe, Margret, endlich spüre ich einmal die beglückende Macht des geborenen Herrenmenschen!“

L'implacabile: „Vogliami bene di nuovo, Emilio, te ne prego e scongiuro!“, — “Fatto sprecato, Margherita; finalmente sento la voluttà della forza d' un padrone nato!“,



„Gell, Beni, an Saunagel schieb'n is halt leichter, als wia beim Tarock'n an blank'n Zehner auBikitzeln!“

„Non ti pare, Benedetto, è sempre più facile buttar giù un porco di birillo esterno che non grottar fuori un puro dieci nel tarocco!“

löschte aber den Durst. „Und außerdem ist es sehr gesund“, setzte Hans hinzu.

Noch ein paar Tage waren vergangen. Neues Leben hat das Haus beseelt. „Gregor, lieber Freund! Sie wollen die Existenz des Ewigen also nicht mehr leugnen?“ Gregors Gesicht strahlte vor Güte, Liebe, Mitleid. „Gehen Sie“, sagte er leise zu Hans. „Sie sollen glücklich sein. Die ewigen Mächte schenken sie Ihnen!“ Hans tritt zu Ruth, die sich erhebt und ihm die Hand reicht. Herbert ist tief in seinen Sessel gesunken und zündet sich lächelnd seine Pfeife an. Sie hat sich erhoben. Sie hat die wunderbare Linie ihres Armes gespannt und ihre Hände in Hansens zitternde Hand gelegt. Herbert und Gregor senken das Haupt, beide von Rührung übermannt.

Hans sitzt in seinem Zimmer, er nützt sich einen Knopf an die Jacke und singt wie ein Matrose bei glücklicher Fahrt. Ruth ist in sein Zimmer getreten, so leicht, daß er sie kaum gehört hat. „O Hans“, sagt sie, „werden wir bald befreit? Um unsern Liebe willen, Hans, sagen Sie mir: werden wir bald befreit?“ „Ja“, spricht Hans. „Ja, Herrin meines Lebens, Anbetungswürdigel Um meiner und deiner Liebe willen werden wir errettet. In ein paar Tagen sind sie da.“ Und er erklärte: „Die Wende sind so schlecht, verstehtst du. Und dieser schreckliche Sturm! Offenbar hatten sie sich verirrt. Jetzt aber haben sie den Weg wieder gefunden. Hauptmann Havard hat die Führung. Es sind ein Dutzend junge Soldaten, alles tapfere Kerle, die alles dransetzen werden, uns auszugraben.“ „Oh, Hans!“ schluchzte Ruth mit ihrer betörenden Stimme, „wie

wohl tut Liebe und Glück! Herbert ist so gut, du wirst ihn immer lieb behalten, nicht wahr?“ — „Ja, teures Kind, ich schwöre es dir. Ich will alle lieben, die du liebst und die dich lieben. Oh, Ruth, die Engel im Himmel können nicht schöner sein als du.“ Sie lächelt und entgleitet, wie sie gekommen... Sie freut sich über alles wie ein Kind. „Ich gebe sie Ihnen, wie ich sie bekomme“, sagte Herbert zu Hans. „Sie werden sie glücklich machen, nicht wahr? Ich werde nun alt. Mich rufen allerlei Arbeiten und Studien, denen ich mich widmen möchte. Ich bin ihnen nicht gram, im Gegenteil, ich bin ihnen väterlich zugetan.“ — Und er geht lange in der Diele auf und ab, Arm in Arm mit Gregor. Hans bleibt bei Ruth. So viel Glück überwältigt ihn. Er vermag es kaum zu fassen. „Wir haben in diesem Hause furchtbar gelitten“, sagt er, „doch wurde hier auch der Grundstein zu unserem Glück gelegt. Jetzt fehlt uns, um restlos glücklich zu sein, nur noch, daß wir ausgegraben werden.“ — „Oh“, seufzt Ruth, „es wird es bald so weit sein?“ „Ja doch“, erwidert Hans, „ich höre sie schon kommen.“

„Wie froh diese Kinder sind!“ sagt Herbert zu Gregor. „Sie werden unsere alten Tage verkürzen.“ Herbert und Gregor sitzen zusammen unter den vergilbten Gewächsen in der Veranda. „Und Sie, lieber Gregor, was gedenken Sie zu tun, wenn wir hier fort sind?“ — „Dasselbe wie Sie: alt zu werden“, erwiderte Gregor. — „Ah, gehen Sie weg mit Ihrem Pessimismus!“ sagt Herbert und klopf ihm auf die Schulter. — „Einst sah ich mit Vergnügen dem Leben anderer zu, und zum Spaß

spann ich Intrigen unter ihnen und entwirrte sie dann nach Gutdünken. Von nun an will ich mich abstrakteren Spekulationen hingeben. Ich werde, tief verborgen auf meinem Schloß, einsam mit den Welten spielen. Kommen Sie mit, lieber Freund?“ — „Bestimmt“, antwortet Herbert, „dann das verspricht herrliche, ausgiebige philosophische Abende.“

Inzwischen huldigt Hans seiner Geblütern. Er streicht ihr Haar und bedeckt es mit Küssen. „O Hans“, spricht sie, „schwör mir, daß sie kommen! Fort von hier! Die Welt ist so weit und wir sind eingesperrt in dieses Haus. Ob sie kommen, Liebster, sag!“ — Hans tröstet sie zärtlich: „Wenn ich dir doch sage, sie kommen, liebe kleine Ruth. Horch, ich höre sie schon hacken!“ — Tatsächlich arbeitete die Expedition des Hauptmann Havard schnell und legte das Haus frei. Allmählich erschien die Fassade. Sofort konnten die Retter die Tür einschlagen und eindringen. Die Diele: lautos. Der Salon: still. Die Möbel: alle an ihrem Platze. „Zu spät!“ sagte einer der Soldaten und entblöste sein Haupt. Vier Tote lagen da: Herbert, Hans und Ruth. Und abseits: Gregor, einsam und ungestört auf einem Sofa, ihre Gesichter waren schön und ruhig, ihre Wangen rosig und glatt. Ruth mit geschlossenen Augen: lächelte... „Sie haben gegessen“, murmelte Hauptmann Havard, „aber es war nur ein Traum. Und so sind sie gestorben.“

Man begrub sie im Schnee, neben dem Haus, dessen Fenster eben in der Morgensonne aufleuchteten. (Übersetzung von Thea Welde)

DIE TRAMBAHNFABRT

VON WENCESLAO FERNANDEZ FLOREZ

Das Reisen war von jeher meine besondere Leidenschaft gewesen. Wie allen Küstenbewohnern war mir die Ruhe ein Grauel und ständig quälte mich jene Rastlosigkeit, die einen in der Sucht nach neuen Abenteuern von Stadt zu Stadt treibt. Heute bin ich von dieser kostspieligen Krankheit gründlich kuriert. Ich liebe die Ruhe und der Gedanke, mich auch nur einen Kilometer von meinem Heim zu entfernen, versetzt mich in grenzenlose Aufregung.

Das verdanke ich einzig und allein der Straßenbahn. Meine Leser werden mich erst verstehen, wenn ich ihnen die Geschichte meines Freundes, des großen Weltreisenden Kasimir Tschimbuktu, erzähle. Kasimir Tschimbuktu war ein passionierter Globetrotter. Der Erdball barg für ihn keine Geheimnisse. Sechsmal hatte er auf dem Rücken nachdenklicher Kamele die Wüste Sahara durchquert und alle Oasen des Durstes ausgestanden. Spitzbergen bescherte ihm den Skorbut mit seinen Vorräten. Im dunkelsten Afrika hatte er seine Nase an den Riechorganen der Neger gerieben. In Südamerika die größten Steppen des Feuerlandes durchstreift. In Kanada das Lagerfeuer der Pelzjäger und in Asien den Reis-Einopf der Chinesen geteilt. Seit er im Ballon in die Lüfte gestochen und im U-Boot auf dem Meeresgrund gestoppt. Auf Schliffstücken hatte er geflorene Seen überflogen. In den Dschungeln auf den Wipfeln der Bäume geschlafen — wie gesagt, er kannte alles, was Weltreisen an Nervenproben zu vergeben haben. Da kam er nach Madrid.

In seinem Tropenhelm, seinen Knickerbockers und seinem gewürfelten Waterproof positierte er sich an der Puerta del Sol und wartete auf die Straßenbahn Nr. 3.

Es vergingen zehn Minuten, fünfzehn Minuten, eine halbe Stunde. Er sah die Vierer, die Achter, die Vierzehner, die Einunddreißig, ja sogar die Siebenundzwanziger kommen. ... sämtliche Linien, die sich an der Puerta del Sol kreuzen. Nur die Dreier kam nicht.

Zuerst hatte mit ihm nur eine Frau mit einem Korb gewartet, aber nach einer halben Stunde reihte sich auf der Gehbahn bereits eine ungeduldig zappelnde, verdrießliche Menge, die alle Augenblicke nervös auf die Uhr sah und sich gegenseitig die Ellenbogen in den Leib stieß. Einem vorüberreisenden Auto gelang es zwar, fünf oder sechs dieser Mißvergünstigen zu zermalmen, ohne jedoch damit die kompakte Masse auch nur im geringsten zu lichten. Plötzlich sagte jemand: „Sie kommt!“ Und wirklich, sie kam. Auf den Trittbrettern hockten dicke Klumpen und auf dem Dach kauerte ein wüster Knäuel. Sie näherte sich fröhlich klingelnd. Doch vor sie noch ihre Anstalten zum Halten treffen konnte, hatte das Publikum schon den Sturmangriff eröffnet.

Gestoßen, getreten, gezwickt befand sich unser kühner Weltreisender inmitten dieses Wirbels. Bald sah er sich mit Vehemenz nach hinten bis an das Innenministerium gerissen, bald bis zur Straßenbahn vorgeschleudert. Er puffte und wurde gepufft. Er blü und wurde gebissen. Er hörte eine Mutter weinen, die ihr Kind im Gedränge verloren hatte, und einen Vater jammern, dem seine Krawattenmodel abhanden gekommen war. Kasimir Tschimbuktu hatte auf seinem Wanderleben schon dreimal Schiffbruch erlitten und bei den Kämpfen um die Rettungsboote und die Schwimmwesten sein Herz gestählt. Aber was war das alles gegen die Schlacht an der Dreier! Kasimir schrie in den verschtedensten Sprachen und einigen Dialekten: „Laßt mich herauf! Ich tue nicht mehr mit!“

Aber kein Mensch hörte auf ihn. Schließlich sah

er sich durch eine Woge auf die hintere Plattform geschwemmt. Er hatte seinen Tropenhelm und einen Stiefel verloren. Wahrscheinlich waren ihm auch einige Rippen eingedrückt, aber das konnte er im Gedränge nicht genau feststellen. Es ist begreiflich, daß in diesem Gedränge niemand stand, die Hand in die eigene Tasche zu stecken und daher lieber in die des Nachbarn griff. Aber das war das wenigste. Etwas anderes erschütterte Kasimir tief. Eine dicke Frau neben ihm röchelte wie ein Blasbalg und bategerte beständig, sie sei am Verschanden. Ein alter Herr starb in dem Augenblick, in dem er ein Billett verlangen wollte. Aber da er nicht umsinken konnte, blieb sein Heimgang unbemerkt.

Sechsmal blieb die Straßenbahn stecken und erst bei sinkender Nacht langte sie an der Endstation an. Die Dicke wetzte sich in der Diagonale hinaus Kasimir Tschimbuktu war vollkommen ergraut. Als er bei mir eintrat, ließ er sich erschöpfte in meinen Divan sinken und sagte: „Eigentlich bin ich gekommen, um mich von Ihnen zu verabschieden, denn ich wollte morgen abreisen. Nun aber habe ich mich anders besonnen. Ich werde überhaupt nicht mehr reisen. Das Schrecklichste liegt hinter mir. Was waren dagegen die Kämpfe mit den Tataren, die Oasen in der afrikanischen Wüste, die Überquerung der Anden, die Stürme auf dem Ozean? Die Fahrt mit der Dreier von der Puerta del Sol bis zur Glorietta de Quedado hat mir mehr als all das gezeigt, wie leicht man ums Leben kommen kann. Ich gebe das

Reisen auf. Ich werde mir eine Wohnung nehmen und Madrid nicht mehr verlassen.“ Und in Madrid beschloß der große Weltreisende Kasimir Tschimbuktu seine Tage, still und unbekannt, nur weil er ein einzigesmal mit der Dreier gefahren war.

(Aus dem Spanischen von Helma Flessa)

MEIN FREUND JOHANNES

Martin hatte auf seiner Ferienfahrt ein Mädchen kennengelernt, von dem er heftig schwärmte und das er uns in allen Einzelheiten schilderte. „Meinst du, daß ihr das angenehm wäre, wenn sie es wüßte?“ fragte Johannes.

„Oh, gewiß. Euch darf ich das alles sagen. Ich mußte ihr ja auch immer von euch erzählen. — Übrigens fällt mir da ein, daß sie mich bat, ihr eine Gruppenaufnahme von uns dreien zu schicken. Die wollen wir mal gleich machen.“

Mit Hilfe seines Apparates mit eingebautem Selbstauslöser war dies schnell geschehen. Aber als wir die Abzüge erhielten, waren wir, jedenfalls Martin und ich, einigermaßen überrascht und empört: Johannes machte auf dem Bild einen unsagbar blöden Eindruck.

„Warum hast du denn bloß ein so furchtbar dummes Gesicht gemacht?“ stellte Martin ihm zur Rede.

„Um ungefähr den Vorstellungen zu entsprechen, die das Mädchen nach denen Schilderungen wohl von mir hat“, sagte Johannes. J. Blager

Das Inserat - L'Inserzione

(Hagenbarth)



„Schau mal, Elli, da such' einer eine liebe, treue anspruchsfreie Brünnette zur Frau — na, brünett würde ia bei dir stimmen!“

„Ma guarda. Elli, che uno cerca per moglie una brunetta gentile edele e senza pretese... ebbene 'brunetta, sarebbe proprio il caso luoi.“

WIGGI DER STARKE

VON ROLF FLUGEL

Es ist die Resi gewesen, die es gesagt hat: das heißt, wenn wir genauer beginnen wollen, sie sagte es zweimal, nur daß beim zweitenmal ihre Augen noch dunkler wurden, so dunkel wie ein Bergsee unter einem aufziehenden Gewitter. Die Resi hatte eine lecherbasse Bluse an, die schöne, goldene Filigranbroche von der Großmutter mit dem Onyx und sie wollte eigentlich gar nicht hinausfahren. Gewiß, es war ein schöner Tag und die noch schräg stehende Sonne sah aus als wollte sie aus den Augenwinkeln blinzeln. So ein Frühlingstag ist wie ein unausgesprochener Wunsch. Es war etwas Saloppes in der Luft und die Resi spürte es auch an der Unruhe ihres Herzens. Doch war sie dabei nicht ohne Ärger und sie sagte es laut genug dem Wiggi hin, der mit seinen breiten Achseln gerade noch in den Türschwamben paßte, an dem er aufgestellt genommen hatte. Der Wiggi war überbühel ein großer Kerl, doch machte er von seinen Kräften nur behutsamen Gebrauch. Wenn der die Resi in die Hand nahm, blieb von ihr nicht viel übrig, bis auf das, was zwischen seinen gespreizten Fingern verlockend garstig hervorquoll. Der Wiggi dagegen wollte hinaus. Einmal, weil er Zeit hatte, dann auch wegen des Südwinds, der schier wärmer war als die unbewegte Luft, und dann auch wegen der Resi. Wegen der Resi natürlich auch, die ihm heute, er wußte nicht wie, entgegengeprangte mit runden Gliedern und schwarzen Locken und einem roten, naffen Mund. Er betrachtete sie lange schweigend. Unter einem tiefen Atemzug hob sich seine mächtige Brust. Dann sagte er und es klang lächerlich genug aus dem Mund dieses Prügelmannsbildes: „Wie a Pflinst-roisi!“ — „Spinnt?“ — „erwiderte die kluge Resi und drehte ihm wippend und nicht ohne Kokerleier den Rücken zu, der keineswegs geeignet war, seine Sinne zu verwirren. Mit den Fingerspitzen zog er sich daraufhin einige Male am Türschwamben hoch. Dabei schaukelte er mit dem Fuß und rief mit angespannter Stimme: „Hutsch mi!“ Aber das Mädchen hatte es weder damit noch mit dem Hinausfahren. Es war nämlich so, daß das Garten-

hüsel nicht in Ordnung war, eine falsche Lage hatte, deutlicher gesagt: die Verande ging nach Norden. „Warum magst neit?“ Doch wußte es der Wiggi ganz genau und er fragte auch nur, um die Resi aus ihrer durch den Frühling sowieso schon wecklich gewordenen Hölle und aus den breiten, von Krokussen und Fallstricken gefüllten Pfad des Gesprächs zu locken. „Weil i net mag!“ — Das war eine dumme, verstockte Antwort und wenn die Mädchen, so überlegte der Wiggi jetzt laut schaukelnd, während er krachend in einen Apfel biß, nicht solche Wesen wären — er wußte eigentlich selbst nicht was für Wesen — weich und werm halt und voller Geheimnisse, die eigentlich gar keine waren, aber immer wieder welche wurden, dann würde er schnell die richtige Entgegnung gefunden haben, die auf den Kontrapunkt einer donnernd zugeschlagenen Tür nur schwer hätte verzichten können. So aber — so aber —, was bleibt da einem Mann namens Wiggi, mag er gleich Trümmer Muskeln haben und ein Wintersportler sein, der auf der Kreuzschiffahrt in die Tiefe stößt wie ein hungriger Habicht beim Anblick eines Krautstrunks, den er für einen jungen Hasen hält. „Wegen dem Gartenhüsel!“ lockte er jetzt weiter, um gleich darauf die Bestätigung zu empfangen. „Ja, wegen dem Gartenhüsel!“ Da versprach er in einem plötzlichen Entschluß voranzufahren und es zu drehen — lupfen nannte er das — bis eben die Verande nach dem Süden ging. „Wiggi!“ schrie die Resi, nicht unkundig der Taten des Hekules, auf, „das wemst machst!“ Ach, es war wie das Streicheln einer Aeolisher, himmlische Musik für den Ludwig, der jetzt mit seinen riesigen Händen in der Luft herumfuhr, es hätte er schon die Hände und das Dach und was noch nicht in den eisernen Klammern seiner Arme. Die Resi sah einmal kurz hin und hörte, wie es in den Gelenken knackte. „— — —“ und unter die Gelenkstellen stellte die Resi, die weiße Bank und mit noch lauterer Stimme, weil er schon die Treppe hinterpolierte wie eine Steinlawine, „In d' Sonn, gel Wiggi, — In d' Sonn!“ Und dann machte die Resi mit sehnächtlich ausgestreckten Armen und Fingern ein paar Tenzschritte auf dem Vorplatz. Unten krachten Absätze auf der Stiege; das ganze Treppenhaus zitterte. Da fiel ihr zusammen mit dem Postament! als eine Art ausgestopfter Nachzügler der von dem Wiggi entfesselten Steinlawine der Marder vor die Füße. Seine schwarzen Stecknadeln leuchteten unter der Staubwolke, die wie eine kleine Explosion nach allen Seiten ausstrahlte.

Und jetzt sagte es die Resi zum erstenmal. Sie sollte es an diesem Tag noch einmal sagen, noch leiser, noch zärtlicher, glückseliger: „Büffel!“ Man wird zugeben müssen, daß das Wort, mag es in diesem Fall noch so zuvorkommend sein, auf den ersten Anheiß nichts Kosendes an sich hat. Auch bietet es keinen Ansatz zu jener Verkleinerungsform, wie es sonst die mit Vorliebe der Zoologie entnommene Liebesprache weitgehend erlaubt. Doch nahm die dialektische Färbung diesem Büffel im vornhinein möglicherweise vorhandene blutunterlaufene Augen und den töcklich tiefgesenkten Kopf. Dieser Büffel, ausgesprochen als wäre er mit zwei I geschrieben und a's hätte er kein I am Schluß, war vielmehr von einem kurzen, hellen Lachen begleitet, war ein Ruf des Scherzes, ja der Zuneigung, des Geborgemeins des Weibchens an der rolligen Brust einer Ukräht, die Häuser aus dem Sattel heben und sicherlich auch die Sterne vom Himmel holen konnte.

Wiggi trabte inzwischen, nachdem er die Straßenbahn verlassen hatte, an einem Wäldchen vorbei. Zwischen der Flitzschicht der braunen Buchenblätter drängten sich die Laperblümchen mit einer für ihre Niedlichkeit erstaunlichen Vehemenz an die Sonne. „So sans“, philosophierte er vor sich hin und es war klar, war er noch der energiegel-

Gemeinschaft dieser Blauen Punkte hinzuzurechnen entschlossen war. Dann bückte er sich, holte sich mit seinen mächtigen Fingern eines behutsam aus dem raschelnden Laub und steckte es ins Knopfloch. Auch das schien ein symbolischer Vorgang zu sein. Nun war zum Garten nicht mehr weit, schon stocherte er in der Hosentasche nach dem Schlüssel. Da war das Häusel, auf dem Dach drehte sich ein Windrad, das heißt, es waren eigentlich die zum Kreis geordneten Federn eines Pfeues oder eines ähnlichen Tieres. In der Verande war es dümmlich und kühl und er überlegte, daß die Resi eigentlich recht habe. Auf dem hochgeklappten Tisch lag vom vorigen Jahr noch die Mundharmonika. Der Wiggi klopfte sie aus, schlug sie auf den linken erhobenen Schenkel und wirklich hüpfte aus einem Blatloch ein Ohrnhöhrer. Es war der erste Ohrnhöhrer dieses Jahres, frisch und braun glänzend wie eine Kastenle und der Wiggi hatte eigentlich nichts gegen ihn, obwohl er natürlich für war, nicht auf ihm gebissen zu haben. Dann nahm er das Instrument an seinen breiten Mund und entlockte ihm orgelartig einen Schwall von Akkorden. Dazu hing er gleichzeitig so laut und falsch zu singen an, daß die Feuerhexe im Nachbargarten um ein Haar in die Flammen gefallen wäre. Sie verbrannte alles Karst, dürre Reiser und es hätte schon genügt, daß der blaue, beizende Qualm ihr Tränen in die Augen trieb. Nun kam noch dieser Musikgesang! Wie konnte sie wissen, daß die Milblute nur hübschlich waren, daß auf Ultraviolette unhörbare Herzöne dahinterstanden, reinste Harmonie, nichts als Harmonie zu Lob und Preis des Geschöpfes Resi. Wie herrlich, daß Luftausblasen und -einziehen Musik macht! Wiggi holte tief Atem; dazu grüßte und gurgelte seine Stimme. Dabei hüpfte er auf der Verande herum, daß der Baumschwamm, der als Schmuck gedacht war und an einem Schuß in der Decke herunter baumelte, in schwingende Bewegung geriet. Der Nachbarin war inzwischen das Feuer ausgegangen. Offenen Mundes stierte sie über den Zaun. Dann schmiß der Wiggi die Mundharmonika in eine Ecke, griff sich ein Ball, zog an ein paar Pflöcken, hieb mit gewaltigen Schlägen gegen ein Stimmeln und begann das Hüschchen vom Bretterboden zu lockern. Darauf hörte man ihn im Innern rumplern. Dort stellte er den kleinen Tisch auf den großen, stieg hinauf und stemmte Rücken und

IN EINER KATE

Still brennt das Licht und flackert kaum.
Du sitzt allein in diesem kleinen Raum
Die Kameraden gingen in die Nacht.
Einer spielt Karten, und der andere wacht.

Goldfitterbild glänzt aus der Ecke.
Ein Gummibaum schräg unter tiefer Decke
Graue Tapeten rissen mit der Zeit.
Im weißen Ofen kocht ein letztes Scheit.

Tisch, Stuhl und eine Liegestaff.
Zweimal gespaltnr Spiegel leuchtet matt
Du blickst hinein und siehst nicht dein Gesicht
Lebst du im Traum? Du weißt es heute nicht

Es ist so still, wie draußen weit
Fluchst du in ferne weiße Einsamkeit?
Bist du gebannt und wartest sehnsuchtschmerz?
Es scheint nun alles schon so lange her,

Dann horchst du auf, bist müder mach.
Von irgendwoher klang ein dumpfer Krach
Hulendes Pfeifen unterm Himmelszelt,
Verklebte Scheiben klirren, Metall fällt.

Werner Gaede

MÄRZ

Vicht der Mai ist der Schürer
zur Liebeslust,
man sagt ihm zu Unrecht nach,
er mache die Mädchen schwad:
der März ist der Verführer.

Hat mit dem Rauschgift des Föhn
er sie trunken gemacht,
schenkt er ihnen Veldchen und Lerchenlieder,
sie werden müder und immer müder,
und darüber lassen sie wohl zur Nacht
ihre Kammertür offenstehn...

Da wird zum Tempel der arme Raum,
drin so ein Müggelchen ruht,
und durch den knospenden Baum
grinst der alte Kuppler, der Mond.

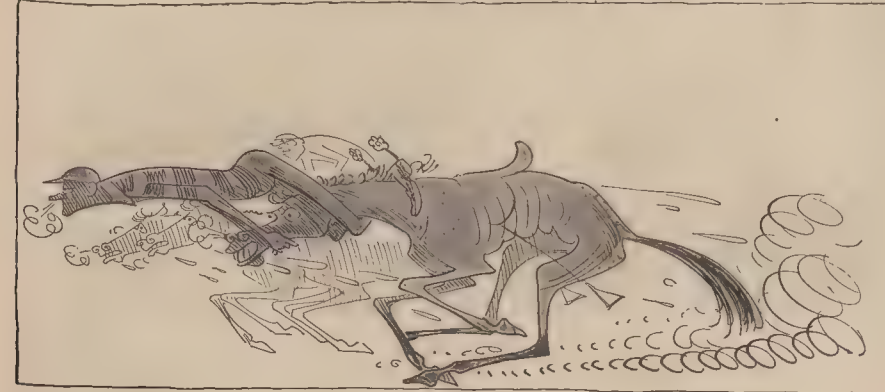
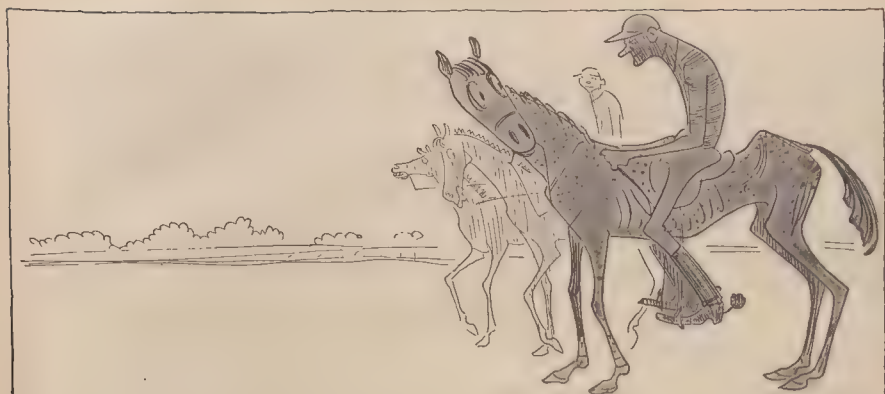
O dieser März! Nur die Toren
durchdauern ihn nicht,
dodt, glaubt mir, er hat's
faustdick hinter den Ohren.

Fragt die Marianne, meinen Schatz!
die hat ihn vor Jahren
an eignen Leibe erfahren.

Willibald Omasen

Um eine Nasenlänge

(Fr. Bötel)



... per la lunghezza d' un naso



„Jetzt müßte ein schöner Jüngling aus dem Wasser steigen und sagen: ‚Entschuldigen Sie, bitte — !‘“

Sogno di ragazza: "Adesso dovrebbe uscir dall' acqua un bel giovane e dire: Scusate! Prego . . . !"

Geben wir uns, daß hier, an diesem Punkt des
ganzen Vorfalles, von diesem sonderbaren Kose-
wort zur Mythologie kaum mehr ist als ein Katzen-
sprung, Brauchtum überheupt einen Zauber-
spruch, und die Realität in die Europe, den Bü-
fel in den Stier zu verwandeln? Schon beginnen
die Ökumenen zu raunen, die tausendjährigen, so
stürmte einst Zeus dahin über die antiken Gefilde
der Welt, mit geblähnten Nüstern schneubend
mit rollenden, funkelnden Augen. Mag auch al-
terliche hingenommen sein, daß der kleine Scher-
zenspür, den jetzt die Realität ist, als ihre Stirn
auf der Veranda mit dem Baumschwem in so plötz-
liche Berührung gerät, dem klassischen Ablauf der
Geschichte widerspricht, aber es geht ja nur um
einen Vergleich in großen Zügen. Trotzdem scheint
es gut, daß die Geschichte zu Ende und die Nach-
barn in den Wald geflohen ist.

Verlag und Druck: Knorr & Michelschenberg-Gesellschaft, München, Sendlinger Straße 88 (Fernruf 1296). Briefanschrift: München 2 BZ, Brieffach.
 Verantwortl. Schriftf. u. Verl. Walter Foltz, München. — Der Simplicitas erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Post-
 anstalten entgegen. — Bezugspreis: Einzelnummern im Monat RM
 Nachdruck verboten — Postcheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.



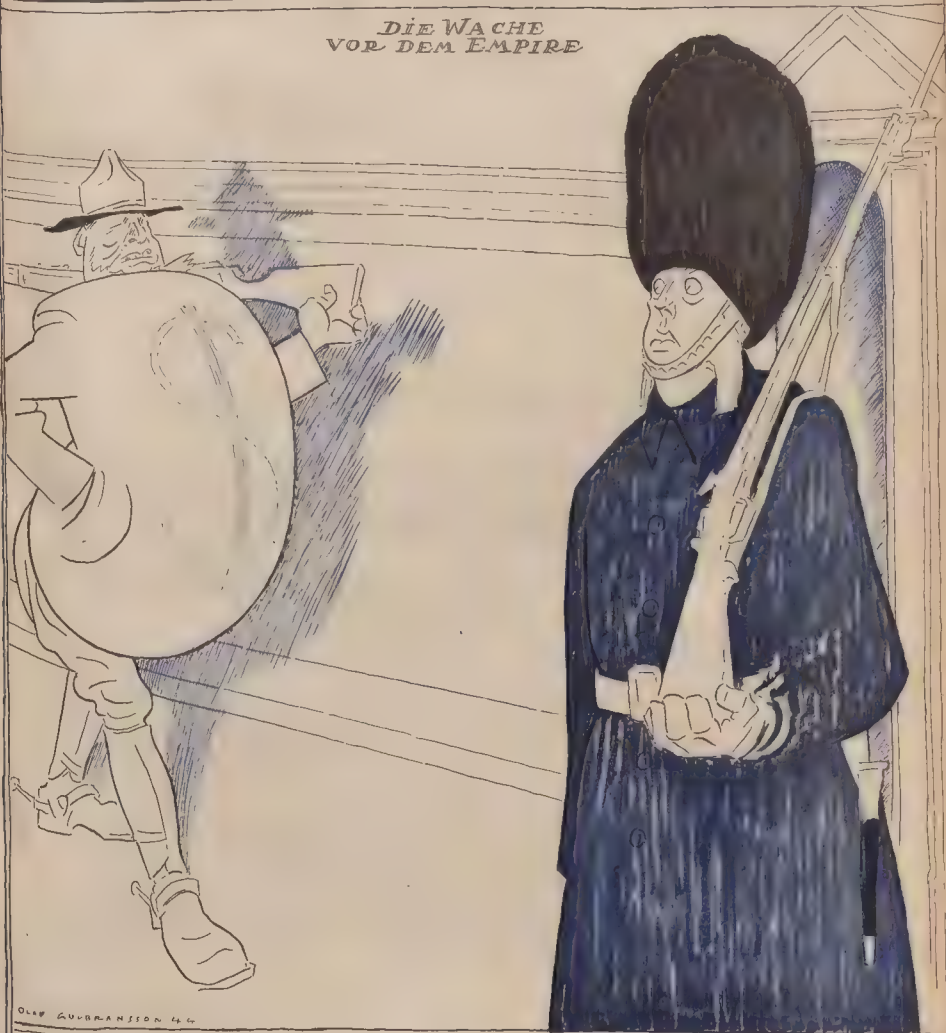
„Als Komintern-Agenten könnte ich sie unschädlich machen — als Gesandte der neuen Sowjet-Republiken sind sie allerdings extraterritorial!“

Britannia a mal partito: „Come agenti del Comintern potrei renderli innocui ... ma come Inviati plenipotenziari delle nuove Repubbliche sovietiche sono indubbiamente extraterritoriali!“

SIMPLICISSIMUS

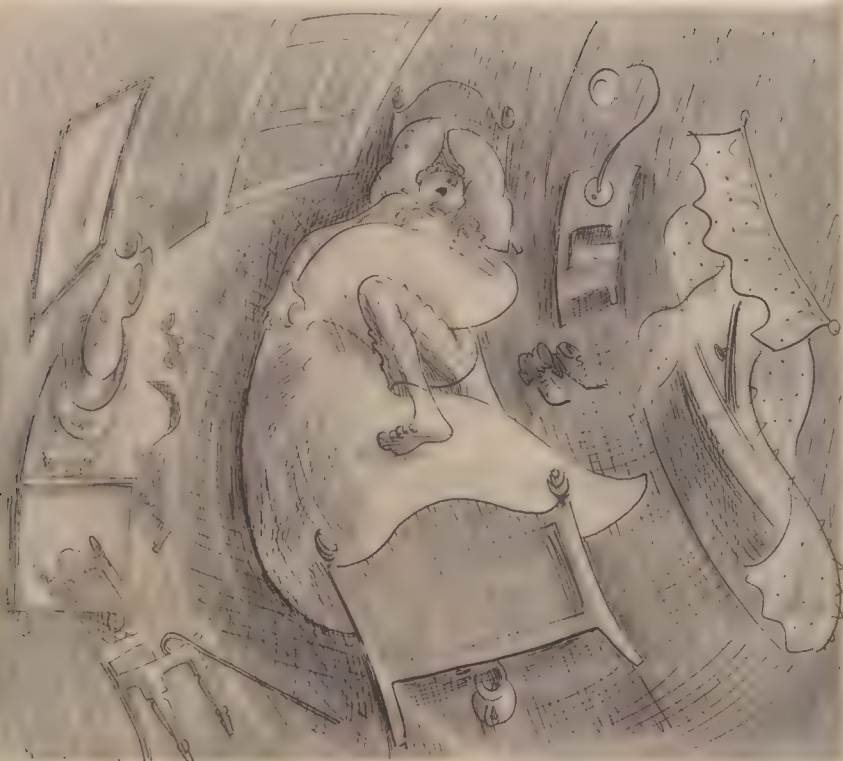
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

*DIE WACHE
VOR DEM EMPIRE*



„Ablösung vor!“

La sentinella davanti all' Empire: "Cambio di guardia!"



Das Mitgebrachte

Sie fahren in der Eisenbahn. Nehmen wir mal an, es steht zufällig nicht jemand auf dem Rande Ihrer Schuhsohlen oder noch weiter droben, und es befindet sich noch ein unausgenützter Luftraum zwischen Ihnen und Ihrem Gegenüber. Da wird es sein, daß Ihr Gegenüber sich von seinem Platz erhebt, den Koffer herunterholt und ihm etwas entnimmt. Sie sind ein diskreter Mensch und schauen nicht in den Koffer, aber es ist doch unvermeidlich, zu bemerken, daß Ihr Gegenüber zwei weiße Semmeln herausholt und ein Ei oder gar zwei, und — Ihre Pulse beginnen zu schlagen — womöglich ein Stück Geräucherter. Das Gegenüber tut so, als ob dies das Selbstverständliche von der Welt sei, und Sie tun desgleichen. Alle im Abteil tun desgleichen. Keiner sagt: „Respekt!“ oder „Zum Donnerwetter“ oder auch „Sieh mal an“. Nun, das Gegenüber benimmt sich keineswegs protzig, es schlägt das hartgekochte Ei behutsam auf und sieht schnell mal nach, ob auch genügend Butter auf den Semmeln ist. Es ist genügend drauf, wir alle haben es gesehen.

Das läßt sich ein anderer im Abteil nicht zweimal sagen oder zeigen. Er wickelt Kuchen aus, schönen Kuchen mit Rosinen. Kaum hat ein dritter das gesehen, zieht der sein Etui und steckt sich eine Zigarre an, ich kann Ihnen sagen, eine Zigarre so! Die Reihenfolge kann natürlich verschieden sein.

Zuerst kann einer die Zigarre ausspielen, dann ein zweiter Wurstsemmeln ins Spiel werfen und zuletzt ein dritter mit Geräucherter Speck trumpfen. Aber alle machen Gesichter, nun also Gesichter, als ob's das bei Ihnen täglich gäbe. Ich sage Euch, liebe Freunde, es gibt bei diesen solches auch nicht täglich, und Lebensmittelverbrecher sind das auch nicht, nein, durchaus harmlose, anständige Menschen.

Aber sie repräsentieren. Man will sich doch nicht mit einem Schwarzbrot, mit — na sagen wir mal — Marmelade unter die Leute wagen. Die könnten sonst das Richtige, das ganz Normale denken. Und wir andern spielen alle mit, spielen ausgerechnet mit, wir sind so gut erzogen, keinem treten die Augen aus dem Kopf. Allerdings, Kinder dürfen nicht im Abteil sein. Kinder reden halt zu leicht die Wahrheit. Folitzick

Das verführte Marienkäferchen

Septempunctata, Siebenpunkt,
Stubengenoß, der niemals unkt,
der immer mobil an den Fenstercheiben
schneiglam heruntert — was soll dein Treiben?

Suchst du dir Futter — aber was? —
zwischen Rahmenfugen und Glas?
Blattläuse pflegen in tiefen Spalten
sich mitreine Wiffene nicht aufzuhalten.

Jagt dich die Unrast von Ort zu Ort?
Oder ist's eine Art Winterport?
Aber nach allgemeiner Erfahrung
geht das doch nicht ohne Zufuhr von Nahrung.

Der Rauch meiner Pfeife, der dich umhaßt,
enthält weder Einweiß noch Kohlehydrat...
So lag's doch, du Pilgrim auf gläsernen Scheiben:
wie vermagst du's, trotzdem am Leben zu bleiben?

— Ich hab' es ihm dringlich ins Ohr geblät.
Da hat er ganz einfach sich tot gefallt.
Lag trumm auf dem Rücken und ließ mich fauchen...
Und ich könnt' fein Rezept doch so notwendig brauchen!

Ratatoehr



„Wundervoll, wie das Chamäleon seine Farbe zu wechseln versteht, nur hinten ist es noch ein bißchen rot!“

Nello Zoo politico: “Cosa meravigliosa! Come il camaleonte sa cambiar bene il suo colore! Soltanto di dietro è ancora un pochino rosso!..



„... wir sind gerne bereit, Ihnen Offerte in kompletten Abteilen in allen Größen und ff. Ausführungen zu unterbreiten. Smith & Co., Chicago.“

A Mr. Papa: „... siamo ben disposti a farVi offerte di Abbazie complete, in tutte le grandezze e di finissima esecuzione. Smith & Co., Chicago.“

AUS DER WEINGEGEND

VON STEFAN HOLLENTHONER

Lang, lang ist's her, daß ich einmal in ein kleines Weinbaurdorf kam. Ich hatte am Bürgermeisteramt zu tun und fand es nach einigem Suchen und Fragen. Es war im Hause des Bürgermeisters selbst untergebracht, das auf einer kleinen Anhöhe lag, umrandet von fruchtschweren Obstbäumen; hinter dem Gehöft zog sich eine sanfte Berglehne hinan, bestanden mit schnurgerade ausgerichteten, blau-bespannten Rebbäumen. Ich stieg den Fußpfad empor und verschauelte etwas beim alten Nußbaum vor dem Tor, bevor ich eintrat. Am Baum hing eine weitergreifende Holztafel, deren Spitze gegen das Haus zeigte und auf der zu lesen stand: „Zum Bürgermeister.“ Drunter in Klammer: „Achtung, bissiger Hund!“

Da kam er schon durch das bloß angelehnte Tor herausgeschossen — der vierbeinige bissige Hund nämlich. Er war ein schoublischer Köter mit rüddigen Ohren und rauchenden Lefzen; er bräuselte flüchtig an meinen Hosenseiten und flüchtig knurrend die Zähne. Wann man Angst hat, soll man sie nicht zeigen. Ich schritt ruhig weiter, mit etwas klebrigen Schritten zwar, aber ich überließ den Hund standhaft. Er ging tappend neben mir her und kuckte; einmal mußte er niesen.

Als ich in der Hauseinfahrt stand, schaute ich das erste Mal auf ihn hinunter: Da stand er nun, blickte mich trauernd an, schüttelte seinen Pelz, daß der Staub und die Flöhe flogen, und wedelte freundlich mit dem Schwanz.

Aber auch der Bürgermeister tat nicht beißen. Er wirkte gerade im Hof an einem schädlichen Botsch her, als er mich erblickte. Er legte sein Werkzeug ohne jegliche Hast hin, praktizierte seine Pfeife von einem Mundwinkel in den anderen, spuckte zwischendurch aus und ging langsam auf mich zu. Die Hände unter Schurz verschärkt, sah er mich aus seinen dunklen Augen, die in dem gelben, laldfarbenen Gesicht zwischen der großen, porigen Nase melancholisch wirkten, fragend an.

„Sind Sie der Bürgermeister?“

Er nickte, und es schien mir, als seufzte er ein wenig. Der Hund sprang einigermäßen wedelnd an ihm empor, was der Bürgermeister still erduldet. Ich erzählte ihm nun in kurzen Worten mein Begehrt und wurde daraufhin eingeladen, ihm ins Amtszimmer zu folgen.

Wir mußten durch die Küche durch. In der die Frau Bürgermeister am Herd stand und mit einem langen Kochlöffel in einem drahtumflochtenen Irdenen Hafen rührte. Sie war sehr rundlich und in ihrem rosigen Gesicht blitzten neugierige, frische Augen. Der Bürgermeister schenkte noch ein Haar von Katzen auseinander, die den Eingang zum Amtszimmer verlegten, denn stand ich drinnen.

Es war eigentlich nur zur Hälfte amtlich, zur anderen Hälfte war es sehr privat. Also gewissermaßen halbamtlich. Entlang der einen Längswand standen hintereinander zwei Betten, in die ein gewaltiger Berg von Tüchern eingebettet war. Das mußte privat sein, denn Schlafstellen sind in Ämtern nicht eingeführt, zumindest nicht amtlich (vielleicht halbamtlich). Auch einen riesigen eichenen Schrank sah ich, der förmlich das Zimmer verfinsterte. Obenauf standen ganze Batterien von eingemachten Marillen, Zwetschen und ähnlichem. Nun aber wurde die Einrichtung allmählich amtlich: Da war zunächst ein schmuckloser Tisch mit einer Landkarte von Tintenflecken drauf. In der Mitte des Tisches stand ein sehr kommoder Tintenfuß, daneben standen eine Streusandbüchse und eine ausgefranste Löschwiege; einige Federhalter lagen vor dem Tintenfuß. Dieses Stillleben war entschieden amtlich. Den Tisch umgaben An den Wänden hing alles mögliche. In einem Winkel beim Fenster prangte ein verblaßtes Re-

kutensträußchen mit langen, bunten Bändern, umrahmt von einem Kranz vergilbter Fotografien (der Bürgermeister als verdatterter Rekrut, als strahlender Gefreiter, als schnurbärtiger Korporal mit Schützenschnur und schließlich als Zugführer mit Autoritätsblick). Über den Betten hingen gestickte Sinnsprüche und ringsherum hingen Bilder. Große, ögedruckte Heiligenbilder. Sie neigten sich alle mit ihrer oberen Kante stark vornüber und wurden von soliden Schnüren am Herabkippen verhindert. Hinter den Bildern bauchten sich Bündel von Schriften und sonstigem Papier.

Es dauerte eine Weile, bis meine Sache erledigt war. Der Bürgermeister zog hinter einem Heiligenbild ein Faszikel hervor, staubte es mit seinem Schurz ab, setzte sich seine Nickelbrille auf, kam dann drauf, daß er die Geschichte verkehrt in seinen Händen hielt, und setzte sich schließlich seufzend zum Tisch, neben dem ich saß und bisher schweigend zugehört hatte. Er mühte sich buchstäblich im Schweiß seines Angesichts,

dabei ärgerte ihn sichtlich die lange Pfeife, die ihm stündig im Mundwinkel hing und ihm daher stündig im Wege war. Sie pumperte bald auf dem Tisch, bald auf das Faszikel, bald sonst wohin, aber sie blieb, eiskalt wie sie war, im Mund des Bürgermeisters hängen.

„Sie haben wohl sehr viel Mühe mit Ihrem Amt?“ fragte ich ihn teilnehmend.

Er sah mich über seine Brille hinweg mit einem Blick an, der besagte: Hast du eine Ahnung?

„Ne ja“, fuhr ich fort, „da gibst du fortwährend zu denken. Ich kenne mich da ein bißchen aus. Und dann muß man ja alles in Ordnung halten, Akten und Kartei anlegen, was das nur für Schreibereien verursacht! Haben Sie wenigstens eine Hilfskraft?“

„Wer möchte denn die bezahlen?“

„Eben, eben... Ja, da lastet eine schwere Bürde auf Ihren Schultern. Bei Tag arbeiten und in der Nacht Akten anlegen und Register schmieren. Wie gesagt, ich kenne das, bin schon viel in Bürgermeisterämtern herumgekommen. Übrigens, darf

Ihr Liebling - Il beniamino ... di lei

(O Herrmann)



„Liebes Lorchchen, sing doch wieder „Schö-ne A-bend-stun-de!“

„Wenn das Biest noch einen Ton von sich gibst, sag ich: „Marsch, in die Pfanne!“

„Oh caro Loretto, cantami un'altra volta: „Bella ... sera ... della ...“

„Se quest' animale emette ancora un solo tono, dico io: „Marsch! Nella padella!“

Ich ihnen eine gute Zigarre aufwarten? Das soll keine Bezeichnung sein, meine Sache ist ohnehin nur eine selbstverständliche Formalität (sie war es wirklich). Also bitte..."

"Hm... also, problemen ma halt a Zigaril." Ich wollte den Bürgermeister endlich ohne seine Pfeife sehen, die mit ihrem leidigen Gewicht sein ganzes Gesicht in die Länge zog und den Mund so schweigsam machte. In der Tat, er hakte die Pfeife aus einer bequemen Zählkiste aus und ließ sich die Zigarre von mir anzünden. Ich brachte mir auch eine an. Und siehe da, der Bürgermeister wurde langsam warm und aufgeräumt. Er stellte mir die verlangte Urkunde aus. Einmal gab es einen Tintenfleck, ein paarmal "spragelte" die Feder, aber schließlich war es geschafft. "Bin I froh, daß das vorüber ist!" Schmunzelnd übergab er mir das Schriftstück. Dann erhob er sich und ging in die Küche hinaus. Gefolgt von seiner Frau, kam er wieder herein. Die Frau Bürgermeister stellte uns einen Krug Wein und zwei Gläser auf den Tisch, auch ein tüchtiges Stück Hausbrot fehlte nicht. Meine Einladung, sich zu uns zu setzen, um uns Bescheid zu tun, lehnte sie ab. "I muß koch'n, aber mein Mann trinkt eh für zwä, wenn er grad will — und wann eh'n se Leber a Ruh gib!"

"Is scho guat", brummte der Bürgermeister, und seine Frau wuschle lachend zur Tür hinaus.

Als ich nach einiger Zeit des geduldigen Trinkens wieder dorthin einging, wie schwierig es sei, so ein Amt in Ordnung zu halten und insbesondere die Übersicht über die Akten nicht zu verlieren, sah mir der Bürgermeister mit einem Blick voll Weisheit und Ironie tief in die Augen. "Da-zua hab I meine Heiligenbilder!" sagte er und weidete sich an meine Verständnislosigkeit. "Es hängen wohl viele hier", sagte ich schließlich und ließ meinen Blick die Runde gehen. "Es ist mir vorhin auch aufgefallen, daß Sie meinen Akt hinter einem solchen Bild hervorgezogen haben, aber sonst..."

"Scheu S', a jeder Heiliger hat sein Rösor, man muß nur immer draufkommen, was die G'schicht' sehr einfach. Da is zum Beispiel der heilige Josef..." Der Bürgermeister war aufgestanden und vor ein Bild getreten. Der Rauch aus unseren Zigarren wälzte zu dem Heiligen empor, als wäre es Weihrauch.

"Josef, der Nährvater", fuhr der Bürgermeister fort, "der is zuständig für die Ernährung der Armen und Hilflosen, mit an Woz! für die Armenpflege. Da hab'n ma nót viel Akten, er tragt si nót schwer damit." In der Tat, nur wenige Papierbündel ragten hinter dem Rahmen hervor.

Das nächste war ein Bild der Madonna mit dem Kind. "Da hab'n ma schon a bissel mehr Akten; lauter ledige Kinder. Das macht der Wein. Das soll uns aber nix schaden, I bin es a ledige Kind." Er zwinkerte mir zu und hob mir das Weinglas entgegen. "Prost! Prost!" sagte ich in glänzender Geste, "I arbeitsparen! Jes Aktenregister! Importiert mi m'chtlich!"

"Na Ja", sagte der Bürgermeister, melkt befriedigt über das Lob. "Und da hätt' ma den heiligen Florian, war es sein Wasserschaufel auf die brennenden Häuser schütt'..."

"Feuerpolizei, Feuerwehrwesen!" fiel ich eifrig dazwischen. "Ganz richtig. Mir verstangen uns schon. Also, da is a nót viel los. Aber dafür bei da..." Johannes der Täufer stand im himmelblauen Flusse Jordan, überschattet von grüftigen Palmen, und taufte eine Schar schamvoll verhüllter bätlicher Männer.

"Das t'at halt so mancher gern, den Wein oder die Milch a bissel tauf'n. Da hoßt's aufpassen, kontrollier'n und inspizier'n. Wann I so an Täufer derwischt, dann geh't es ehnm schlecht. Also, das is dem heiligen Johannes sein Rösor."

"Da hätten wir ja gar die flammende Heiligkeit!" rief ich und zog den Bürgermeister vor ein Bild, auf dem zu sehen war, wie die drei Immliten eines Feuermeeres mit glühenden Zangen kniept, am Pfieß gebraten und von Ziegenböcken an den Fußsohlen geleck't wurden. Das Bild war schon

sehr strapaziert und hatte ein paar Löcher. Es trug eine gepropt voll Last von Akten huckepack. Ich legte den Finger an die Nase und begann zu reden. "Da gehören her alle Strafsachen, die mit Gold belegt werden oder im Gemeinderichter endigen, stimmt's?"

"Stimmt."

"... Dann aber auch die Steuern! Die Gemeindesteuer, die Umlagen, die Hand- und Zugdienste, stimmt's?"

"Stimmt! I hab' ihna Je g'sagt, man muß nur dahinter kumma, dann ergibt si die ganze Einteilung von selber." Ich betrachtete den bauerlichen Philosophen mit Respekt. Seine Augen blickten jetzt gar nicht mehr melancholisch und seine Wangen hatten sich gerötet. "Vergessen S' auf's Trinken nót", sagte er und, während er mir beim Tisch einschenkte, schaute mir ein hegreier Heiliger ins Auge, der mir

bisher noch auf keinem Bild begegnet war. "War ist denn das?" fragte ich.

"Das da is der heilige Judas Thaddäus. Der is für ganz verzweifelte Fälle. Manchmal gib't so verzwickte G'schichten, wo ma kan End sieht. Dann kriegt er die Akt hinter und bis jetzt hat si no a jeder solcher Akt durchs lange Liegen allan erledigt... Aber segh S', hab'n Sie scho mein Weinkeller g'seh'n?"

Eine Viertelstunde später sah ich ihn, den Weinkeller, den lauschigen, versäeten, zuerst auswendig, dann sehr, sehr lange inwendig. Als ich ihn wieder verließ, rieb die frische Luft mit meinem Blut ein tolles Schaukelpiel und ich fiel dem standesternen Bürgermeier von den Hals, denn sonst wäre ich bäuchlings auf der Erde gelandet.

Also, der Rausch war ein ganz verzweifelter Fall — etwas für den heiligen Judas Thaddäus!

WOHIN MIT DEM KLAVIER?

VON ERIC RUDENBERG

Nach dem Honigmonat von romantischer Hochzeitsreise zurückgekehrt, hatte das junge Ehepaar seinen Einzug in das neue Heim — eine hübsch eingerichtete Dreizimmerwohnung — gehalten und sah sich nun erstmalig gemeinsam den Problemen des Alltags gegenübergestellt.

"Du hör' mal", empfing Inga ihren Arne, als er des Abends aus dem Büro heimkehrte, "wir müssen das Klavier anders stellen. So, wie es jetzt steht, nimmt es zu viel Platz weg. Meine meint auch..."

Er, ein wenig müde und abgespannnt, wehrte ab: "Ach was, so wie es steht, steht das Klavier gut. Es war eine Hundearbeit, es dorthin zu bekommen."

Aber Inga gab nicht nach. "Oder", begann sie erneut, "wenn wir das Klavier neben die Couch stellen?"

Arne schüttelte den Kopf: "Das geht nicht. Dort drüben ist eine Außenwand, und Klaviere sind in dieser Hinsicht sehr empfindlich. Aber man könnte es vielleicht im Alkoven neben den Kamin stellen."

Ja, aber, liebes Männen, dann würde ja das Porträt von Großpapa verdeckt werden!" "Das müßte eben anderswo untergebracht werden". "Großpapa anderwa untergebracht werden?"

I... setzte eine saure Miene auf. "Mein, es müßte sich für das Klavier ein besserer Platz als im Alkoven finden lassen. Dort in der Ecke neben dem Fenster beispielsweise."

"Verzeihung... Liebling, der ich dich darauf aufmerksam machen, daß wir im Erdgeschöb wohnen, so daß dich von der Straße aus jedermann sehen könnte, wenn du dort sitzen und spielen würdest."

Inga tat belustigt: "Hah, das gäbe einen Spaß für die Leute!"

Arnes Gesicht verfinsterte sich: "Ja, das gäbe es gewiß. Aber du bist dir und mir gewisse Rücksichten schuldig."

"Rücksichten hin, Rücksichten her — was gehen mich die anderen Leute an, wenn ich Klavier spielen will? Neben dem Kamin aber würde es zu heiß werden."

"Ja, aber wir heizen ja so selten. Und was Großpapas Porträt anbelangt, so hängen wir es über das Bücherregal."

Inga tat gekränkt, sie schmolle: "Ich habe mehr Platz für meine Ahnen als du. Ach, hätte Großpapa geahnt..."

Arne versuchte einzulenken: "Es war nicht böse von mir gemeint. Komme, Liebling, pack mit an, wir schreiben das Klavier zum Alkoven hinüber."

"Nein, danko, ich will es am Fenster stehen haben." Dann setzten wir es lieber gleich in den Garten hinaus."

"Du kannst dir deinen Spott sparen, Arne. Wie

gesagt, am Kamin wäre es viel zu heiß. Ich gedanke nämlich recht häufig zu feuern."

"Das dürfte recht häufig sein. Wo wir doch jung verheiratet sind und genug Feuer in uns haben."

"Arne, ich verbitte mir diese Anzüglichkeiten."

"Zugegeben, schön bist du anzuschauen, sehr schön sogar. Aber keine öffentliche Schaustellung, bitte! Das Klavier kommt nicht ans Fenster!"

"Arne, in welchem Ton du mit mir redest! Wenn es dir nicht paßt, dann war es schade, Jammer-schade, daß wir uns miteinander verheiratet haben."

"Das gehört nicht hierher. Zur Sache, Liebling! Komm, rücken wir das Klavier zum Alkoven hinüber."

Inga stampfte wütend mit den Füßen. "Bitte schön, rücke das Klavier, wohin du willst. Meinestwegen neben den Kamin. Auch mit Großpapas Bild kannst du einstellen was dir beliebt. Du — du — Sie lieh zur Tür."

Arne folgte ihr. "Wohin gehst du?" fragte er. Sie schluchzte auf. "Uuhuh — Ich kehre zu Mama zurück... uuhuhuhuhuhuh..."

Sie drückte die Türklinke herunter, bekam jedoch die Tür nicht auf. Arne legte seine Hand auf die Klinge und öffnete.

"Bitte schön, jetzt ist die Tür offen", sagte er und zeigte mit der anderen Hand ins Freie.

Pause. Dann erneutes Aufschluchen: "A-t-n-e!"

Ein tiefer Seufzer: "I-n-g-a!"

In Inga Augen lag der Ausdruck eines verzweifelt Rehes. Versagt fielen sie einander in die Arme.

Eine Viertelstunde später rief Inga ihre Mutter an, um ihr mitzuteilen, daß sie und Arne darüber einig geworden seien, das Klavier am vorerhöhtesten doch so stand, wie es bisher gestanden.

(Aus dem Schwedischen von Valborg Rietig)

MEIN FREUND JOHANNES

Martin und ich holten Johannes zu einem Spaziergang ab. Plötzlich fiel mir etwas ein:

"Jungens, wir sollten an diesem schönen Winter-tag bei den Mädels vorbeigehen und sie mitnehmen", schlug ich vor.

Johannes war einverstanden.

Martin aber wurde unruhig: "Dann will ich mir aber noch schnell meine Handschuhe holen", sagte er.

"Wäre es nicht einfacher, wenn du dir eben hier bei mir die Hände wuschtest?" meinte Johannes.

J. Bieger



„Aber Frau Haberl, für zwei Bäder sind doch fünf Mark zu viel!“
„Ganz wurscht — die Hygi-ähne is' bei mir pauschal!“

Prezzo in blocco: „Ma, sora Haberl, cinque Marchi per due bagni sono davvero troppi!“,
„Non fa niente! Da me l' Ig ... tene si paga in blocco!“,

ZU ZWEIEN

VON A. WISBECK

Von aflen Mädchen, die sich vor dem Hotel „Bergkristall“ auf ihren Liegestühlen räkelten und von der prallen Winternsonne rösten ließen, war Gisela zweifellos das schönste. Wie könnte man sie gebührend beschreiben? Ihr Engelskopfe mit dem gelockten Haar, der sanften Rundung der Wangen, den hellen Augentönen, lächelndem Botellcoll in einem Taumel der Begeisterung versetzt, die zarten Umrisse der Brust aber schrien förmlich nach dem frommen Pinsel des Fra Angelico. Angebetet von einem Schwarm liebestrunkenen Männer lag Gisela in ihrem schnittigen, himberfarbenen Kleid und gönnte diesem wie jenem in gleicher Weise ihr holdseliges Lächeln. Genau dieser oder jener einen Vorzug? Es ließ sich kaum entscheiden. Kaum. Denn war sie nicht doch zuwelen diesem erkalten Herrn Wiedemann im zitronengelben Pullover einen Blick zu, der Verheißung bedeuten könnte? Mein Herz litt ungsagbar, wenn ich es dachte. Aber auch Giselas Verhalten dem Grafen gegenüber mußte mich tief schmerzen. Wie konnte sie lachen, wenn es seine altemen Witze quälte? Und geschah es ohne Absicht, daß sich ihr Rücken vor dem funkelnden Englis über des schmalen Knie verschob? Zerbrechen wollte mir das Herz. „Ich will nicht gerade behaupten, der Graf sei ein Idiot“, bemerkte ich eines Tages, „aber durch ihn wäre das Pulver bis heute noch nicht erfunden.“ „Glauben Sie?“ fragte Gisela nur und lächelte holdselig. Es scheint mir, die Schneeflocke des Herrn Wiedemann sei unecht“, warf ich ein anderes Mal hin, „er macht den Eindruck eines alten Knechtens.“ „Finden Sie?“ lächelte Gisela nur wieder. Nein, der Zustand zwischen diesen lässigen Milbabwebern wurde unwirtlich! Man mußte Gisela herausreißen, aus ihrem Kreis, mußte Einflüsse ausschalten, die meiner Liebe widerstrebten. Allein mit dem Mädchen, fern dem Getriebe des Hotels, und mein Herz konnte sich in aller Stille erschließen.

„Wie wohl ist doch das Leben in einem solchen Haus!“ versetzte ich eines Tages der Geliebten. „Vom felschen Gebiß des Herrn Wiedemann bis zum funkelnden des Grafen — alles Schen und läppischer Trug! Hinweg vom Frack des Ober und wieder zurück zur Natur! Welt fort von der verlogenen Wasserspülung und wieder hinauf zum reinen Quell! Sehen Sie dort oben über den schneebedeckten Wäldern den schwarzen Punkt? Es ist die Kaseralm, und im stillen Bezirk ihrer erhabenen Einsamkeit soll meine Seele vom gleißelnden Fittlerwerk des gesellschaftlichen Scheinlebens wieder gesunden. Gasm ein Stündchen auf Schern, und die Welt mit ihrem eilten Trug liegt in den trüben Dünsten einer entarteten Menschheit tief unter mir. Andachtsvoll werde ich meine Hände zum rosigen Schein des Morgens erheben, nachts aber wird mein Haupt die Sterne berühren.“ „Das muß schön sein“, lächelte Gisela und sieht etwas verständnislos vor sich hin. „Ja“, beteuere ich, „es wird wundervoll sein, aber noch voller der Wunder wäre es, wenn Sie mich begleiten wollten.“ „Bon“ sagte Gisela nach kurzem Besinnen, während sie das liebreizende Engschlüssliche fröhlich leckt. „Bon“, sagt sie, „ich mache mit. Schlöfchen kann ich ein wenig — wenn es genügt.“ „Oh“, versicherte ich begelstert, „es genügt! Aber, wenn Sie selbst noch nie auf Schlern geritten wären — ein Engel wie Sie breitet seine Flügeln aus, und durch Wolken diamantenen Staubes geht's herunter durch die Schneisen. Gisela wo sind Sie? werde ich rufen. Hier — kommt es von unten herauf, aber wo stecken Sie alter Bär?“ „Bon“, lächelt Gisela. Wie wech sie im mer dieses „bon“ sagt! Kindlich, fast demütig, läßt es vom krappröten Amorboten des geliebten Mundes.

Mit mehrstündiger Verspätung erscheint Gisela am nächsten Morgen in der Halle. Alle Farben des Regenbogens durchläuft ihr schnittiges Kostüm, vom drohenden Gnomennütchen bis zur apfelgrünen Hose. Ein umfangreicher Handkoffer kann noch in meinem Rucksack Platz finden. Aber der Gedanke an zarte Wäsche macht mir die Last leicht. Unter frohen Gesprächen geht es über die Ebene auf frisch gescurtem Weg dahin. Ich lasse Gisela vor mir herlaufen und laße mein Herz an dem koketten Muskelspiel des apfelgrünen Gesichts. Jetzt geht es bergan, und ich spüre. „Der Portier, dieser gemeine Kerl, hat meine Schl geschwast“, höre ich es hinter mir murren. Ja, es ist wahr: die Gesetze der Schwere und der schiefen Ebene setzen der Überwindung von Höhenunterschieden erhebliche Schwierigkeiten in den Weg. Hillos gleitet Gisela immer wieder zum Ausgangspunkt ihres Unternehmens zurück. „Der Portier hätte Schuhhügel in die Bretten legen müssen!“ leiche ich etwas bitter. „Bin ich ihnen vielleicht lästig?“ fragt Gisela demütig. „Um Gottes willen, nein!“ beteuere ich, „es war nur ein Witz.“ „Bon“, lächelt Gisela schon wieder, „und nun wollen wir rasten. In meinem Koffer befinden sich vierzehn Würstbrotle und eine Flasche Kognak.“ „Bon“, sagt Gisela, nachdem sie sich gestärkt und die Lippen frisch aufgetrieht hat, „jetzt kann es weiter gehen!“ In unendlichen Kehren spure ich den Hang hinauf. Ach ja, die Liebe scheint wirklich eine Himmelsmacht zu sein! Gisela ist in Schwelgeraten, Braunschinken und Krappröten vermengen sich, bis zum Hals reicht die Unterlippe. Vom Näschen hat sich ein Hautfetzen gelöst, herabfließende Wimperschwärze füllt den Substanzverlust diskret aus. „Ich werde Sie anseilen“, schlage ich vor, „dann wir wollen die Hütte noch vor Anbruch der Nacht erreichen.“ „Bon“, lächelt Gisela dankbar, und ich schleife sie nun hinter mir her. Es dämmert bereits, als wir bei der Alm ankommen.

Wohin könnte unsere Unterkunft kaum genannt werden. Ein schmierig, spärlich mit Stroh ausgefüllter Rehman, auf dem eine zerlissene Decke lag, stellte immerhin eine Liegestatt dar. Auf einem Bord stehen eine zerbrochene Flasche mit trübem Inhalt, eine leere Konservendbüchse, drei Zinnsche eine Hasenkanne und ein Kuhhorn. Ich versuche bei Kerzenschein ein Feuer anzumachen, aber das nasse Holz verbreitet nur belästigenden Qualm. Gisela geht unruhig hin und her, betört die Türe, bleibt unschlüssig stehen und fragt verlegen: „Wo ist hier wohl — ich meine, wo könnte man — kann man —?“ „Man kann überall“, sage ich milde, „die Natur hat keine engen Grenzen gezogen.“ „Bon“, lächelt Gisela, als sie zurückkehrt. Oh, dieses ewige, stumpfsinnige

AN EIN GESPENST

Nichts blieb zurück, womit du mich erinnerst, kein Bild, kein Brief, kein rölktes Rosenblatt, Gar nichts Romantisches — nur tief zuinnerst Ein Nachgeschmack, der sich gelüftet hat.

Wie in dem neuen Wein das leichte Prickeln, Das aus dem Bottich in die Nase steigt, Zeit braudt, die letzte Reife zu entwickeln Zu jenem Gold, dem sich die Seele neigt.

Verzeih, vergessen hab ich deinen Namen. Es war geröstet alltäglich und banal, Wie und warum wir auseinanderkamen. Und heute ist das schließlich ganz egal.

Doch daß der Wein mir diese Stunde kürze, Da du, Gespenst, auflebst in meinem Hirn, Vergeß ich dich und mich in seiner Würze Und laß die Parze spinnen ihren Zwirn.

Rainer Preoot

„Bon!“ Es ging mir auf die Nerven und verursachte schon fast körperliche Übelkeit. „Können Sie nicht zur Abwechslung einmal fluchen?“ schlage ich vor, „Himmelkreuzdönnwetter wäre doch auch kein schlechtes Wort!“ „Bon, mache ich“, nickt Gisela willfährig und lächelt. — Schwelgsam, nebeneinander auf dem Lagerharrn sitzend, essen wir von unserem Proviant. Konnte man vielleicht in diesem verquältem Raum unter Hustenanfällen und trübnenden Augen von Liebe sprechen? Forderte ein Mund zum Kuß auf, den man erst im krappröten Bezirk zwischen Ohren und Hals hätte suchen müssen? Aber wovon sollte, man sonst reden? In diesen Fällen war der Graf mit seinen Witzen hilfreich eingegriffen. Doch der saß weit unten im „Bergkristall“ und funkelte nun wohl das rässige Fräulein Hagedorn an. Im Übrigen, wenn ich mein Herz so recht prüfte: war es mir noch um Gisela zu tun? Es schien mir, wo die Konkurrenz fehlte, der Ehrgeiz des Mannes. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei — geht es mir durch den Sinn, aber allein zu zweien ist auch noch lange kein Paradies. „Ird nun wollen wir zur Ruhe gehen!“ rate ich schließlich. Mühselig zwingen wir uns in das enge Gestell, die schmale Decke ist doppelter Beanspruchung nicht gewachsen. „Himmelkreuzdönnwetter“, murmelt Gisela im Halbschlaf und reißt die Decke an sich. Ich friere jämmerlich. —

Am nächsten Tag beschalligen wir uns mit Schilfharren. Aber was spreche ich von „Fahren?“ „Himmelkreuzdönnwetter“, flucht es aus diesem und jenem Loch, bald hier, bald dort. Immer bin ich nur deren, zwei verknäuelte, apfelgrüne Beine zu entwirren und aus dem Schnee zu zerran. Nein, kein guter Sport, fürwahr! „Himmelkreuzdönnwetter“, flucht Gisela am dritten Tag, „ich habe beim letzten Sturz meinen Lippenstift aus der Tasche verloren. Nun komme ich mir wie nackt vor. Es ist entsetzlich!“ „Trösten Sie sich, liebes Kind“, beruhige ich, „morgen werde ich abfahren und einen neuen Stift besorgen. Oder fürchten Sie sich vielleicht? In zwei Stunden werde ich es geschafft haben.“ „Nein“, sagt Gisela, „ich fürchte mich nicht, aber es soll Krappröten, nicht Zinnober sein!“ —

In werten Schwüngen geht es zu Tal. Herrlich — herrlich! Ein junger Adler bin ich, der zum ersten Male das müflige Nest verlassen hat. Resch habe ich den Lippenstift besorgt! Dann suche ich den Grafen auf. „Herr Graf“, sage ich, „gestatten Sie eine Frage: „Dort oben, auf der Kaseralm sitzt Fräulein Gisela. Allein. Verlassen. Dann leidet bin ich gezwungen, eine Depesche abzuwarten. Würden Sie sich vielleicht raschesten zu der Jungen Dame begeben und ihr diesen Lippenstift überbringen?“ Der Graf zuckt nur mit der Achsel. „Habe leider keine Zeit“, lehnt er schroff ab. „Schade“, sage ich, „dann Fräulein Gisela nenne die älteren ihren Namen Unter Discretion: einmal auch im Schlaf.“ „Ach was“, murmelt der Graf, und ein freudliches Lächeln umspielt seine Lippen. Dann wird er wieder ernst und funkelte mich forschend an. „Eine Frage unter Männern“, quält er, „stehen Sie In irgend welchen Beziehungen zu der Jungen Dame? Ich meine — nun, Sie verstehen mich schon.“ „Dreifaches Ehrenwort, daß nicht!“ beteuere ich. „Übrigens nimmst es mich Wunder, daß Herr Graf von der Dame überhaupt annehmen können — Ich bin erstaunt. Nun werde ich eben selbst wieder zu der Einsamen hinaufsteigen.“ „Nicht so rasch!“ warnt der Graf ab. „Selbstverständlich begehbe ich mich sofort zu Fräulein Gisela.“

Drei Tage später erscheint der Graf wieder im Hotel Ich sehe, wie er auf Herrn Wiedemann einprichnt und nach der Kaseralm demütet. Kurz nachher nimmt der zitronengelbe Pullover die Richtung zu Hütte auf. „Ein prächtiges Mädel, diese Gisela“, sagt der Graf zu mir. „Nur schade, daß sie immer so gottseligjämmerlich flucht. Dieses ewige „Himmelkreuzdönnwetter“ geht auf die Nerven!“



„Das ist viel zu ähnlich, machen Sie den Gesichtsausdruck optimistischer!“

Churchill e il suo monumento in Washington: "E troppo somigliante; date al volto un' espressione d'ottimismo!..

Der Hauslehrer

Wir hatten uns mit unserem Hauslehrer schon manchen frohen Scherz geleistet und ihm, dem Bücherbesessenen, die Freunde unseres Hauses unter den unmöglichsten Namen vorgestellt. Doch, wenn er sich auch nichts anmerken ließ, noch einmal wollte er uns nicht aufsitzen. Das hatte er sich fest vorgenommen.

Eines Tages kam nun Fürst von Tharau zu uns auf

Besuch, ein sehr eigenartiger zurückhaltender älterer Herr, kein angenehmer Gast in unserer Raubritterburg, wo die spitzen Waffen des Witzes an den Wänden hängen. Ich hatte meiner Familie eingeschärft, die wenigen Stunden — während der Besuch bei uns weilte — sich nur höchst korrekt und gut erziehen zu benehmen und jeden Witz zu unterdrücken.

Es ging auch wunderbar. Die Kinder waren brav, meine Frau zurückhaltend und ganz Dame, sogar

meine Freunde blamierten mich nicht. Da aber trat der Hauslehrer ins Zimmer. Die beiden Herren schritten aufeinander zu und der Fürst verbeugte sich höflich.

„Von Tharau!“, stellte er sich vor.

Unser Hauslehrer blieb eine Minute stumm, sah von einem zum andern, dann verkündete sich sein Gesicht und er klopfte dem völlig Verdutzten auf die Schultern und schrie:

„Ännchen! Ännchen!“

Rösler



„Gnädige Frau — In diesen Hut würde ich mich sofort verlieben!“
„Tät mein Mann auch, wenn ihn eine andere trüge!“

La forma che sta bene: „Signora, io m'innamorerel subito in questo cappello!.,
„Anche mio marito s'innamorerrebbe, purchè lo portasse un'altra!.,

Der Affe und der Paragraph

Von Schlehndorn

Regierungsrat Julius traf, als er im Zoo spazierte, einen Affen. Der war aus seinem Käfig entsprungen und hatte irgendwie einen Paragraphen in die Finger bekommen.

Es war ein normaler Gebrauchsparagraph in der üblichen Form, die bekanntlich aus einem P-entstanden ist, einem P, das sich eine lange Feder an den Hut gesteckt hat und nun eben wie § aussieht.

Der Affe war kein Gorilla mit dem grünen Blick der Kriminellen, sondern ein possierliches kleines Wesen mit interessierten runden Augen und der bekannten Lust, durch Experimentieren den Sinn der Dinge näherzukommen. Beim Affen lechen wir darüber.

Er steckte also zunächst den Finger durch das Loch im Paragraphen und ließ ihn kreisen. Dem Regierungsrat Julius wurde bei dem Paragraphenwirbel ganz schwindlig zumut, wie einst im Examen.

Dann nahm er, der Affe, den Paragraphen wie ein Lorgnon an einem Ende, sah durch die Öffnung und meinte, dadurch werde der Blick entschieden verengert. — „Du bist ein Affe“, kopfschüttelte Julius.

Der stellte seinen Paragraphen auf den Kopf, konstatierte, daß der § nun ganz genau so richtig aussehe und erklärte: „Jetzt bin ich ein Advokat.“

„Vorsicht“, sagte Julius, „du wirst dir den Zorn der Herren Anwälte zuziehen.“

Nun zog das muntere Tier den Paragraphen lang, daß das Loch inmitten immer enger wurde, wie bei einer Krawatte, die uns stranguliert, und meinte: „Das ist ausdehnende Auslegung.“

„Gib den Paragraphen her“, forderte Regierungsrat Julius streng.

Der Affe grinste, rüttelte seinen Paragraphen auf einen hohen Baum und fragte herunter: „Was macht man mit dem Ding denn in Wirklichkeit?“

„Ein Paragraph“, belehrte ihn Julius, „ist eine ernste Angelegenheit. An sich bedeutet er nämlich gar nichts. So wenig wie ein Akzent ohne Buchstaben, ein Violinschlüssel ohne Noten oder ein Vorsitz ohne Verein. Aber wenn man ihn mit einer Zahl vor einen Satz setzt, wird der Satz von anderen abgeteilt und über gewöhnliche Sätze herausgehoben.“

„Und dann wird er ernst genommen“, sagte der kleine Affe andächtig, „ich weiß. Und mich nimmt du nicht ernst, obwohl ich jetzt auch einen Paragraphen habe.“ Er wurde nachdenklich: „Nehmt ihr Menschen euch untereinander manchmal komisch? Wir Affen nehmen uns eigentlich gegenseitig immer ernst. Vielleicht ist das eure Vielegriensene Vernunft, daß ihr ernsthafte Wesen komisch finden könnt.“

Dann ließ er sich lustig am Schwänze schwingen und fragte: „Gibt es bei euch Menschen viele Paragraphen?“

„Doch Ja, es langt.“

„Kriegen sie auch Junge? Kennst du sie alle?“ „Hm...“, antwortete Julius und fuhr belehrend fort: „Man kann das Recht weder in Paragraphen eintragen, noch mit Paragraphen ausschöpfen.“

„Sag mal“, wollte das begabte Tier jetzt wissen, „habt ihr auch einen Paragraphen dagegen, wenn jemand zu einem anderen Affe sagt?“

Julius nickte: „Beleidigung“.

„Wenn der nun aber ein Affe ist? Natürlich, ich würde ihn großen Orang-Utan oder meine Großmutter nicht einfach mit „Affe“ anreden. Aber wenn nun ein schöner Affe zu einem häßlichen Menschen „Affe“ sagt? Oder einfach „Mensch“? — Hier steht sie immer vorn Kaff, in einem Alter, wo wir zehnjährigen Affen schon vernünftig sind und zeigen mit den Fingern: „Mensch, kteck mal,

der Affe“, worauf der andere erwidert: „Selber Affe!“ und dann prügeln sie sich. Oder sie sitzen zu zweit auf der Bank in einem Alter, wo wir schon Philosophen sind; er flüstert: „mein Äffchen“, sie flötet: „mein süßer Affe“ und dann küssen sie sich. Es muß recht schwer sein zu beleidigen, oder gar zu merken, daß man beleidigt ist.“

„Du solltest Kommentator werden, Kleiner“, sagte Regierungsrat Julius.

„Warum nicht zunächst mal unter meinesgleichen ein Solon, der auch mit einem Paragraphen anfangt, als er die ersten Gesetze gab. In hundert

Qualität



„Nein, Eduard, das Huhn läßt sich nicht zerlegen!“ „Sei froh — es ist eben noch Friedensware!“

„No, Edoardo, questo pollo non si può trinciare!“

„Sii contenta! Si tratta appunto di merce d'anagueria!“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Gestern kam die Frau Podelschl aufgeregt zu meiner Frau.

„Entschuldigen S' schon“, sagte sie außer Atem, „aber denken S' Ihnen, grad ist der Peppi Onkel kommen, wissen S', der Peppi Onkel von Wullersdorf, und bleibt drei Tag bei uns... Na so a Überraschung — und a Genseri hat er uns als Geschenk mitbracht. Alsdann, i sag's ja allerweil, der Peppi Onkel, des is oaner, so an muß ma mit der Lein suchen... Ja, aber daß i net vergessen tu, i bin zu Ihnen kommen, weil S' so gut sein müssen und mir a Reinder borgen, weil i sonst mit'n G'schirr net auskommen tu... Und was i Ihnen noch fragen wollt, Sie verstehen Ihnen ja drauf — wann i heut a Suppen und an Erdäpfelschmarrn mit ener Zwiebelsolt kochen tu, so is des do a ganz a gutes Mittagessen, net wahr jo?“

„Allerdings“, sagte meine Frau, als sie endlich zu Wort kam, „und gar so anspruchsvoll wird doch

Jahren haben wir euch dann eingeholt, sparren euch in die Käfige ein und hängen Schilder davor: „§ 1 Füttern und Necken verboten!“ Dazu Beschreibungen, ob ihr affenähnlich und nützliche Menschen seid.“

„Nu gib das Ding mal her“, forderte Regierungsrat Julius, „wirst du wohl...“

Denn von ferne sah er den Amtsschimmel kommen. Der frist Paragraphen wie Brezeln. Er grabst sich aus der flachen Hand mit langen, gelben Zähnen und morgen früh werden in seinem zuständigen Stall schöne runde Verfügungen liegen, eine Freude aller Späzen.

Der Affe bekam dafür eine Banane. Er fand sie weniger trocken und leichter zu verdauen. Und wenn man ihn wieder eingekerkert hat, sitzt er noch heute lustig in seinem Käfig.

der Herr Onkel nicht sein. Und was ist's mit dem Nachtschiff?“

„Ah das“, meinte Frau Podelschl, „so verwöhnt ist er net, der Peppi Onkel... Der ist z'friedan, wann ich ihm das Topferl unter's Bett stell!“ H.K.B.

*

Der greise Dichter saß im Kreise seiner Freunde. Und da er von der Liebe so trefflich zu schreiben verstand, wußte er auch über die Liebe trefflich und zärtlich zu plaudern.

„Viele Frauen haben mir in meinem Leben ihre Liebe geschenkt“, erzählte er wehmütig, „das schönste Geschenk aber hat mir eine junge Frau gemacht, der ich erst spät im Leben begegnete. Ich hatte längst die Fünftzig überschritten und war dem sechzigsten Lebensjahr schon unangenehm nahe, da lernte ich sie kennen. Sie bat mich in ihre Wohnung. Als ich nach einer amorösen Stunde von ihr ging, strich sie mir über die tiefen Falten meiner Stirn, kuschelte ihr Gesicht in meinen grauen Bart und sagte zärtlich zu mir: „Du Lausbub!“ —“ J.H.R.

Der Schlüssel zur Himmelstür

(H. Kriesch)



„Was, net amal für a prima Fünfzehnerzigarrn laßt er mi' nei? Ja, gibt's denn des aal!“

La chiave della porta del Paradiso: "Eh che? ... Nemmeno per un sigaro di prima qualità da quindici centesimi egli non mi lascia entrare! ... Ma è mai possibile?,"

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der neutrale Zaungast

(Witzblatt)



„Ein recht interessanter Kampf, da drüben. Nur gut, daß mir hinter meinem Zaun nichts passieren kann!“

Spettatore neutrale alla sbarra: „Una lotta davvero interessante laggiù! Meno male che a me dietro alla mia sbarra non può capitar nulla!“



„Sag mal, Olga, könntest du vielleicht diesen Dicken heiraten?“ — „Nein, von dem möchte ich nur schuldlos geschieden sein!“

„Dimmi, Olga, sarest forse in grado di sposare questo grasso qui?“, — „Noi; vorrei soltanto divorziarmi da lui senza colpa.“

DIE KOPFLEHNE

VON WALTER FOITZICK

Fahren Sie zweiter Klasse? Wahrscheinlich fahren Sie zweiter Klasse. Es ist doch dort etwas teurer, etwas feiner und etwas voller. Da kennen Sie gewiß einen der beiden Mittelpolster auf der Viererbank. Ah, herrliche Plätze, mit Armlehnen und Kopfstützen, wo man sich so hineinkuscheln kann und träumen von ganz leeren Abteilen oder von was anderem, was einem sonst gerade am Herzen liegt. Was sind das für Plätze! In diesem Ohrenbeckenstuhl sitzt man gerade so wie der redliche Tam im Gedicht von Voß: „Auf die Postille geblickt, zur Seite des wärmenden Ofen“. Ist's nicht so?

Ja natürlich, falls nur drei Personen auf den drei Plätzen sitzen. Sollten es aber vier sein... Tja, dann sind allerdings einige Unbequemlichkeiten mit in den Kauf zu nehmen.

Ich weiß, es sind vier Sitzende vorhanden. Die in der Ecke, die haben's gut, die machen sich halt etwas dünner, durch Muskelkonzentration. Sitzmuskeln anspannen und Ellbogen ran an den Körper! Sehen Sie, es geht schon.

Aber das Sitzen auf Nummer zwei und drei, das will gelernt sein, das will lange geübt sein. Wo sie sitzen, da sind nämlich die Armlehnen und die gemütlichen Kopfstützen.

Ich bin kein guter Mathematiker, ich habe lange hin und her gerechnet, wohin die vorspringenden Teile treffen, wenn vier Personen auf drei Plätzen sitzen. Ich bin zu keinem endgültigen Resultat gekommen, aber eins weiß ich gewiß, die behaglich vorspringenden Teile treffen ihr Ziel, und ihr Ziel ist Nummer zwei und Nummer drei.

Natürlich klappt man die Armlehne hoch, es ist ja alles so praktisch hier. Sie verleiht dem Sitzenden eine korrekt aufrechte Haltung, die ihn verhindert, sich ins Weiche zu kümmeln. Man sitzt wie bei einem Anstehensbesuch bei einem Vorgesetzten.

Aus der Schule geplaudert

Es gibt so manches drollige Wort, das amüsiert mich fort und fort und reizt und läßt mir keine Ruh': Geh, lach' doch einen Reim dazu!

Ich fenne nach und - hat ihm (schon) (telle mit telle ohne Lertion).

Der Reim mår' da. Jekt fet' dich hin und fabriziere einen Sinn, der die zwei Wörter, die sich fremd, in einem klug gemobenen Hemd beziehungsreich zusammenfchneidet und möglichst als Pointe beißt...

Das hoßte Hirnfchmalz, meine Lieben! Doch hat's mir oft die Zeit vertrieben.

Zmar, wie gelagt, läuft's manchmal schülerig und nicht so glatt wie reine Lyrik; dafür erbaue es den und jenen, die bei der letzten häufig gähnen, mae, wenn man es genau ermöht, doch nicht der Zweck der Dichtthunft ist.

Ratatoehr

ten, weil gleichzeitig die Kopflehne dafür sorgt, daß man das Haupt ein wenig demütig neigt. Ich weiß, Sie werden versuchen, zuerst auf der einen Seite und dann auf der anderen Seite sich wohllich anzuschmiegen, ans Kopfpolster natürlich. Hierbei nimmt der Kopf eine lauschende Stellung ein. Nun, Sie werden nicht lange lauschen, sie werden bald wieder demütig das Haupt senken. Die Halswirbel nach vorne abzuknicken ist leichter als seithwärts.

Von den acht Insassen des Abteils nehmen die stramme Haltung meist vier ein. Die Eckplätze sind reine Genießer. Ein guter Mathematiker könnte sich ausrechnen, wieviel Dicke und wieviel Dünne auf einer Bank Platz nehmen müßten und in welcher Reihenfolge diese sitzen sollten, damit nur einer die Kopfstütze ins Gesicht gestoßen bekommt. Irgendwie müßte es gehen.

Aller dieser Sorgen sind Sie in der dritten Klasse enthoben, da gibt es keine Ohrenbeckenstühle, da ist es nicht so fein.

*

TRAUERMUSIK

Welt, weit vor dem ersten Weltkrieg, ich war damals zwölf Jahre alt, verdiente ich mir ein heimliches Taschengeld damit, in einem Kleinokino unter den Bahnbrückenbögen zu den Filmvorführungen Klavier zu spielen. Ich war nicht allein. Der Besitzer des Kinos begleitete mich auf der Geige.

Eines Tages lief ein blutiges Drama. Ich starrte gebannt auf die Leinwand. Mechanisch hämmerte ich weiter. Oben lag der Held tot auf der Totenbahn. Plötzlich aber rief mich der Kinobesitzer mit dem Fiedelbogen ins Kreuz:

„Mensch! Paß auf! Trauermusik! Schwarze Tasten!“ J. H. R.



„Kann ich noch etwas für Sie tun?“ — „Ja, lesen Sie mir noch einmal die englische Garantieerklärung vor!“

Londra ed i Polacchi in esilio: „Posso fare ancora qualcosa per Voi?,
‘Sì: leggetemi un’altra volta la dichiarazione di garanzia Inglese!..“



Churchill: „Na los, altes Mädchen, sei ein bißchen verführerisch!“

La nuova professione di Britannia: Churchill: "Orò, zitellona, fa un po' la civettuola!,"

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes war erkältet. Vielleicht hatte er sogar eine kleine Grippe. Jedenfalls hielt er es für besser, sich mal für ein paar Tage ins Bett zu legen. Frau Johanna sorgte sich sehr um ihn.

„Johannes, du siehst wirklich recht schlecht aus. Sicher hast du Fieber. Es ist besser, du mißt mal, damit wir notfalls den Arzt kommen lassen“, meinte sie.

Aber davon wollte er nichts wissen, und je öfter

sie darum bat, um so entschlossener lehnte er es ab.

Endlich, am dritten Tage, als er sich schon wieder besser fühlte, ohne ihr das zu sagen, weil ihm ihre Besorgtheit Spaß machte, gab er nach. Mit Hilfe der ihm von ihr bereiteten Wärmflasche trieb er das Quecksilber heimlich hoch, nachdem er vorher festgestellt hatte, daß er tatsächlich fieberfrei war. Dann reichte er ihr das Thermometer.

„Um Gottes willen, beinahe 41 Grad“, rief sie entsetzt, eilte zum Telefon und bestellte den Arzt.

Lächelnd empfing ihn Johannes.

„Nun, wie geht es?“ fragte der Arzt.

„Glänzend, verzeihen Sie, Herr Doktor“, sagte Johannes.

„Und das Fieber?“

„Kein Fieber, Herr Doktor“, beruhigte Johannes.

„Aber Ihre Frau sagte doch...?“

„Ich habe sie angeführt, Herr Doktor“ gestand Johannes.

„Warum denn das?“ fragte der Arzt.

„Ich wollte sie nicht enttäuschen“, sagte Johannes.

3. Biege!

Ins Netz gegangen

(Fr. Bilek)



Andato nella rete

ERHOLUNG IN SANTA BARBARA

VON KONRAD SEIFFERT

Wir, der Ramon und Ich, wir hatten vor, ein paar Tage an der Küste zu verleben. In Santa Barbara Es war zwar dort nicht allzuviel los, aber wir waren beide der Meinung, daß wir etwas Erholung nötig hatten.

Die Arbeit in der letzten Zeit war anstrengend für uns gewesen, wir hatten das Jungfahel gemacht, das heißt, wir hatten die Tiere eingezogen, gefesselt und ihnen dann ein unter glühenden Stempel das Zeichen unseres Patrons ins Fell gebrannt.

Die Sache ist nicht ganz einfach. Und es geschehen dabei zuweilen allerhand Dinge, die nicht vorgesehen sind. Dermal war weiter nichts passiert. Nur Diego Aranda hatte bewußtlos abgeknippt werden müssen. Nach Santa Barbars. Ins Hospital, ja, er hatte nicht aufgepaßt. Ein Jungstier war schneller gewesen als er. Und nun hatten wir vor, den Diego im Hospital zu besuchen. So nebenbei.

Der Patron gab uns das Geld, das uns Zustand und noch etwas mehr. Jawohl, er war ein feiner Mann. Und dann hatte er einen Auftrag für uns: wir sollten ihm verschiedene Kleinigkeiten mitbringen, die er beim Händler Jacopo in der Stadt gekauft und bezahlt hatte. Diesen Auftrag übernahmen wir selbstverständlich gern.

Und dann ritten wir los. Am nächsten Abend waren wir in Santa Barbara. Nein, nein, unterwegs geschah nichts Bedeutendes.

In der Stadt trafen wir einige gute Bekannte, die es rochen, daß wir die Taschen voller Geld hatten. Ach, lieber Herr, Sie wissen ja, wie das so geht. Und an der Küste, in jeder Hafenstadt sind die Schleichhändler, die hinter jedem Mann, der mit Metall- oder Papiergeld um sich wirft, wie Wölfe lauern. Sollten wir etwa nicht? Hei! Wer was hat, der soll zeigen, daß er was hat. Tut er's nicht, dann ist er ein geiziger Filz. Mir hat noch niemand nachgeschaut, ich gelte. Und der Ramon, nach der Ramon hatte das Werfen noch besser heraus.

Ich glaube, es ist nicht nötig, daß ich Ihnen schildere, wie wir an diesem Abend Santa Barbara auf den Kopf stellten. Es gab die zwar nicht viel auf den Kopf zu stellen. Aber was da war, das stellten wir schon. Mit unseren guten Beiden. Nach zehn Minuten von Stunde zu Stunde mit uns den Saffortas, von denen es in der Stadt eine ganze Menge gab. Es waren hübsche Mädchen darunter, wahrhaftig!

Nein, zu Diego Aranda konnten wir an diesem Abend nicht mehr gehen. Die Zeit war schon zu sehr vorgeschritten und das Hospital geschlossen. Am nächsten Morgen stellten wir fest, daß wir noch ziemlich viel Geld besaßen. Und wir waren der Meinung, daß Santa Barbara als durchaus billiger Platz zu bezeichnen sei.

Nach einigen Einkäufen konnten wir mit der Erholung, dererwegen wir zur Küste geritten waren, so richtig beginnen.

Wir gingen zum Hospital. Blumen? Nein, Blumen nahmen wir für Diego nicht mit. Es waren keine aufzutreiben. Und im Übrigen war es auch nicht so sehr Sitte, mit Blumen in der Hand einen Krankenbesuch zu machen. Es ist sicher sehr nett, wenn man einem Kranken Blumen bringt. Aber diese Anwesenheit erstreckt sich eben nicht auf alle Gegenden der Erde. Sie können es glauben!

Unterwegs kamen wir bei dem Händler Jacopo vorbei. Er kannte uns. Wir kannten ihn. Er besaß einen gutgehenden Laden. In dem man Sättel und Reitpfeilsche, Konserven und Lederlert, Zucker und Natrielale kaufen konnte.

Jacopo diente uns so heraus. Aber wir kauften nichts. Wir erzählten ihm nur, daß wir gekommen seien, um die Sachen für den Patron abzuholen, morgen früh würden wir Santa Barbara verlassen. Und ich sagte zu Ramon, eigentlich sei es nicht recht, mit leeren Händen zu Diego zu gehen. Ramon sah das ein. Wir freuten den Jacopo, ob er nicht etwas für einen Kranken habe, irgend eine Sache, die einem Manne Freude bereite, der von einem wütenden Jungstier auf die Hörner genommen worden sei und zusammengehauen im Hospital liege.

Natürlich hatte der Jacopo etwas. Und was er uns dann entgegenhielt, schien uns wahrhaftig das einzig Richtige für den kranken Diego zu sein: es war eine bauchige Flasche mit Schokoladenlikör.

Ich weiß nicht, lieber Herr, ob Sie Schokoladenlikör lieben. Er ist sicher nicht Jedermanns Geschmack. Er ist weichlich, süß, ohne große Kraft. Aber für einen Kranken ist Schokoladenlikör nicht übel. Sie werden das zugeben müssen. Wir kauften die Flasche. Diego Aranda freute sich mächtig, als er uns sah. Die Hand konnten wir ihm nicht geben. Dann beide Arme und beide Hände waren dick umwunden mit weißen Verbandzeug. Der Kopf und das halbe Gesicht auch. Und dabei behauptete der Kerl, er habe gar keine Schmerzen.

Wir trichterten ihm den Schokoladenlikör ein. Das Zeug schmeckte ihm. Der Ramon und ich, wir tranken dich. Und ich muß zugeben, daß dieser Schokoladenlikör gar nicht so sehr weichlich, süßlich, kraftlos war. Im Gegenteil. Er ging mächtig ins Blut. Und wir begannen, bald herhaft zu singen, der Diego, der Ramon und ich.

Ich weiß nun nicht, ob Sie schon einmal in einem Krankenhaus waren, in dem kräftig gestungen statt gestöhnt und gewallt wird. Singen ist mir persönlich angenehmer. Ihnen vielleicht auch. Diego Aranda lag in einem reichlich großen, weißen Raum. Es standen da eine ganze Anzahl von Betten. Aber es befanden sich keine Kranken darin. Wer geht schon gern ins Krankenhaus? Da muß erst ein wildgewordener Jungstier kommen! Also in diesem Raum erklang unser Sang. Er war sehr schön. Auch das Krankenhauspersonal fand unser Singen nicht schlecht. Ärzte, Helfer, Schwärmern kamen, hörten zu, freuten sich, lachten, klatschten Beifall.

Beifall aber feuen an. Ramon vor allem fühlte sich geschmeichelt. Er hatte einen sehr schönen Bass und nun ergab er heraus, was in ihm war. Auch Diego ließ sich nicht lumpen. Ich, ach, ich wirkte etwas käblich dagegen. Aber immerhin: ich tat, was ich tun konnte.

Wir verbeugten uns dann vor dem Publikum, schoben dem Diego die fest geleerte Likörflasche unter die Bettdecke und gingen. Betrunken! Aber nicht Betrunkene waren wir nicht.

Als wir beim Jacopo vorbeikamen, rief der uns zu, bis morgen früh sei alles verfallen. Verfallen? Das Wort hätte uns zu denken geben müssen. Aber wir dachten nicht.

In unserem Hotel aßen wir zu Mittag. Und dann wurden wir müde, entsetzlich müde. Ich hatte es vorher nicht gewußt, daß Schokoladenlikör müde macht. Ist es ihnen vielleicht schon einmal so ergangen, lieber Herr?

Ein Auto friert

Ein kleines Auto parkte schon seit Stunden vor einem gut verdunkelten Spital. Der Onkel Doktor war darin verackunden — das arme Motorhertz litt tiefe Qual.

Kraß stieg der Frost dem Auto auf die Haube, und Blumenleiste verzehrte das Chassis. Gestorben schien das stählerne Geschnaube — ach, kein Ventillchen klückerte und schrie.

Selbst kamlich war es dem Bruin im Tankel (Das Winteröl natürlich grinste feils!) Der Scheibenwischer knurrte. „Puh, ich danke!“ Baust, waren alle Fenster zuckersüß verneist ...

Der Hupe war, als hätte sie den Schnupfen — (Im Duschhorn nicht loslos sie entfangt). Der Mond tat kühl nur das Fenster betupfen — dem armen Auto ward es mühsam genug.

Stumm blies es in der Kälte Klauen stechen und klebte sie am harten Plasterstein. Und als der Onkel Doktor kam mit Decken, Irrer traurig graß der blanke Kuhner ein ...

Hein Eider

Wir schliefen bis zum Abend, die ganze Nacht hindurch, bis in den hellen Morgen. Das war die Erholung, die wir uns in Santa Barbara hatten verschaffen wollen.

Der Gehilfe Jacops, ein Chinese, kam und sagte uns, es sei schon alles bereit. Gähnend und noch etwas müde setzten wir unsere Pferde, Jacopo selber war an diesem Morgen nicht in Santa Barbara.

Kennen Sie einen Viehtransportswagen? Es ist dies ein langes, großes Gefährt, das von einem Motor oder von Pferden gezogen wird und einen hohen glitterartigen Aufbau hat. Hinten befindet sich eine Klappe, die eine schiefe Ebene bildet, wenn sie heruntergelassen wird. Über diese schiefe Ebene gelangt das Vieh in das Innere des Wagens. Ist es drin, dann wird die Klappe wieder hochgehoben und bildet die vierte Wand des Gefährts.

Solch ein Viehtransportswagen stand vor dem Hause Jacops. Und der Gehilfe des Händlers behauptete, er sei für unseren Patron bestimmt, der habe ihn gekauft, neben einigen anderen Sachen, die vorn unten St. liegen.

Wir stiegen ab, standen nachdenklich und stauend an der Seite des Wagens und sahen nun erst, daß dieser Wagen nicht die einzige Überauschung war, die eben, aber an der Seite des Lenkendes, daß Diego Aranda, er lachte, so gut er konnte, aus seinen Binden heraus und freute sich ehrlich über unser Staunen.

Nein, wir wollten ihn nicht mitnehmen. Aber er bet und bettelte, sagte, er habe seinen Wänter bestochen und gehe auf keinen Fall zurück ins Krankenhaus. Schweigend ließen wir, der Ramon und ich, die Klappe des Wagens herunter. Ohne ein Wort zu sagen, zogen wir die Pferde hinein und banden sie fest. Ramon setzte sich hinter das Lenkrad in der Mitte, daß Diego, an der Seite. Doch, wir drei hatten Platz genug.

Der Chinese verbeugte sich tief, als wir losfuhren. Die Pferde hielten uns wurden unruhig. Aber das ging noch. Viel schlimmer war, daß der Wagen einen eigenartigen Linksdrahl hatte. Ramon konnte noch so toll nach rechts steuern: wir kamen doch immer wieder nach Links.

Ein Glück für uns war es, daß der Ort Santa Barbara nur eine schnurgerade Straße hatte. Wären Ecken zu umfahren gewesen, ich weiß nicht, wo wir gelaufen wären!

Draußen ging es etwas besser. Die sogenannte Straße bestand hier aus zwei tiefausgelegenen Radspuren, in welche die Räder unseres Wagens paßten. Aber schon ist es ein Fahren nicht. Vielleicht können Sie sich vorstellen, lieber Herr, was man empfindet, wenn man auf einem Wagen sitzt, dessen Vorderäder hartnäckig versuchen, immer wieder nach links auszubiegen.

Ramon kam allmählich in Schweiß. Ich löste ihn ab. Auch mir wurde heiß. Dieno hatte zuerst allmählich gekippt und entsappt und von selbem Aufenthalt im Hospital. Aber dann wurde er still, schlief ein und lehnte sich bald an Ramons Schulter, bald an die meine.

Gegen Abend fuhren wir, völlig erledigt, auf unseren Hof. Diego fiengerte wir hoben ihn vorsichtig herunter und trugen ihn in seine Kammer, wo sich der alte Rafael um ihn bemühte. Der Patron kam. Er staunte über den Riesenviehtransportswagen. Wozu wir uns den gekauft hätten, wollte er wissen.

„Wir uns gekauft!“ fragten wir gleichzeitig, der Ramon und ich. Nun ja, er, der Patron, brauche doch so etwas nicht. Er wüßten wir. Nein, für ihn sei der Wagen nicht bestimmt, für ihn nicht. Und ob wir wenigstens mitgebracht hätten, was er bei Jacopo gekauft habe. Ja, das hatten wir.

Der Wänter, den wir mit aller Kraft und vieler Geschicklichkeit aus Santa Barbara herbeigefahren hatten, stand monatelang auf dem Hof. Dann wurde es von einem Manne abgeholt, der weit aus dem Norden kam. Der hatte ihn beim Jacopo gekauft. Und nun schimpfte er mächtig auf uns, weil wir mit seinem Wänter ohne seine Erlaubnis eine Spazierfahrt gemacht hätten.



„Nee, bis ich nicht mit meiner großen Zehe Ferdi den Scheitel ziehen kann, gebe ich nicht nach!“

Tenacia: “No... non cederò, finchè non potrò col dito grosso far la riga dei capelli a Ferdinando!,”

ROMANTISCHE GESCHICHTE

VON H. DÜRR

Die blaue Blume der Romantik soll ja bekanntlich in das Herz jedes Menschen gepflanzt sein, sie wird nur nicht von allen Menschen gleich gehegt und gepflegt. Manche lassen die Wunderpflanze elend verkümmern und verdorren, die anderen aber lassen sich die Sonne mitten ins weit geöffnete Herz hineinscheinen, damit die blaue Blume drinnen blühen und gedeihen kann. Und diese Romantiker müssen nicht immer nur Dichter oder Sonstige, von den Museen geküßte Sterbliche sein. Es kann auch vorkommen, daß die Wunderblume im Herzen eines ehrsamten Schneiders oder Schustergehilfen so wundersam Wurzel geschlagen hat, daß ein freundlicher Abglanz ihres Blühens aus den Augen dieser Menschen und auf ihre Umwelt strahlt.

Auch ein kleiner Schreiber, wie mein Freund Michael einst war, konnte ein großer Romantiker sein, und daß er heute, als Chef eines welterweiterten Handelshauses sich von dieser Eigenschaft noch immer einen guten Rest bewahrt habe, bewies mir die folgende Geschichte, die er mir einst in einer bescheidenen Stunde mit einem kleinen Lächeln in seinen ungewöhnlich jung gebliebenen Augen erzählte:

„Ich war damals etwa achtundzwanzig Jahre alt, als ich das rote Herzchen fand, also eigentlich über das himmelstürmende und rosenrote Alter längst hinaus, und trotzdem habe ich mich in dieser Angelegenheit recht Jünglingshaft benommen.

In der Straßenbahn fand ich nämlich eines Tages eine Handtasche aus rotem Samtleder, welche die Form eines Herzens hatte. Das Täschchen lag herrenlos unter meinem Sitz, und da zufällig nur wenig Fahrgäste im Wagen waren, überzeugte ich mich nach einigen verstohlenen Blicken in der Runde, daß escheinend niemand meinen Fund beobachtet hatte, denn ließ ich die Tasche rasch in meiner Aktenmappe verschwinden und stieg bei der nächsten Haltestelle aus, obwohl ich mein Ziel noch lange nicht erreicht hatte. Ich dachte natürlich keineswegs daran, meinen Fund zu unterschlagen, ich brachte es nur nicht über mich, das rote Herz einfach dem Schaffner auszuhandigen, denn man bedenke, es war Lenz und ich war einsam und auf der Suche nach dem großen Glück, dem Täschchen aber entströmte ein süßer, berausender Duft nach einer heißen, fremdartigen Blume. Ich hatte daher im gleichen Augenblick den Entschluß gefaßt das Herz nur seiner Eigenüberin persönlich zurückzugeben. Zu diesem Zweck aber wollte ich die Tasche erst einmal mit nach Hause nehmen, um dahin in der Stille meines Kämmerleins in aller Ruhe nach irgendwelchen Anhaltspunkten in dem roten Herzchen zu suchen. Tatsächlich fand ich dann auch denken neben anderen Kleinigkeiten ein Buchlein, in welchem der Name und die Adresse der Verlassenen eingetragen war. Und welch lieblicher Name noch dazu: Angela Ahrens. Und dabei stand noch die Bitte,

der ehrliche Finder möge diese Tasche gegen eine hohe Belohnung oder einen Kuß der Eigentümerin an die angegebene Adresse zurückbringen.

Da war es also, das Wunderbare, das Abenteuer, von dem ich oft mit wachen Augen geträumt hatte. Kombinierte ich doch kühn und allig, daß eine Dame, die Handtaschen in Form eines Herzens trug, erstens noch sehr jung sein und zweitens auch genügend Sinn für Romantik besitzen mußte, beides Eigenschaften, die ich damals sehr schätzte. Und der Umsand, daß besagte junge Dame einen Kuß von ihren roten Lippen so hoch bewertete, daß sie ihn an Stelle einer hohen Belohnung anbot, ließ mich weiters darauf schließen, daß sie sicherlich auch ungewöhnlich hübsch sein mußte. Ach, meine Phantasie machte gleich die tollsten Sprünge. Große Veilchenauen mußte sie haben, dazu einen goldschimmernden Lockenkopf und eine kleine, zierliche Figur, und natürlich ein verführerisches Grübeln im Kinn und ein Lächeln, das man wüßte in den Himmel zu schauen. Ja, so und nicht anders stellte ich mir das Mädchen Angela Ahrens vor.

In dieser Nacht schlief ich wenig, denn ich hatte das rote Herz neben mich auf das Kissen gebettet und wurde teils von beunruhigenden Träumen und einem blonden Mädchen gequält, teils schreckte ich auf, wenn ich mich ahnungslos zur Seite wälzte und mir dabei das Täschchen ins Gesicht drückte. Der nächste Tag war ein Sonntag und wie geeignet, in der Lindenstraße, wo das Mädchen wohnte, einen Besuch zu machen. Schon am frühen Morgen sprang ich aus den Federn und schabte vorerst so eifrig meinen Bart von den Wangen, als ob ich ausgerechnet diese dem Mädchen zum Kuß kredenzen wollte. Denn wählte ich lange zwischen einem hellen Anzug, der mich meiner Meinung nach besonders gut kleidete, und einem felerlichen dunklen Rock, der mir schließlich doch für diesen Besuch das würdige Kleidungsstück schien, auch wenn er, meinen damaligen Vermögensverhältnissen entsprechend, an den Kanten schon leicht abgenutzt war. Mit ein wenig Time war jedoch den schadhafte Stellen bald nachgeholfen und so ging ich frohgemut aus dem Hause. Ich tat übrigens noch etwas Ungewöhnliches für einen ehrlichen Finder, ich kaufte einen ansehnlichen Strauß roter Rosen, den ich dem Mädchen als Draufgabe überreichen wollte, vielleicht auch als Gegengeschenk für den zu erwartenden Kuß, denn ich war mir noch nicht klar darüber, in welcher Form ich die Blumen anbieten sollte. Wahrhaftig, die Sonne schien heller an diesem Maienmorgen und die Vögel sangen und jubilierten in den Bäumen der Lindenstraße weit noch nie, und auch mein Herz sang mit als ich endlich vor dem Hause Nr. 3 stand. Mit pochenden Schläfen stieg ich die wenigen Treppen hinauf und klingelte an der Tür, mit dem Namensschild Ahrens. Den Hut trug ich höflich in der Hand, und die Rosen hatte ich bescheiden am Rücken verborgen. Eine Ältere, äußerst reizlose Dame öffnete mir und fragte etwas erstaunt mit ulkig hochgezogenen Brauen nach meinem Begehrt.

„Ich suche, ich möchte zu Fräulein Angela Ahrens“, stotterte ich unsicher.

„Bitte sehr, Fräulein Ahrens bin ich“, sagte das alte Mädchen mit einem süßlichen Lächeln. In mir aber stieg etwas bitter und würdend auf. Meine Lippen, die bereits in Erwartung des Kusses verlangend vorgeschoben waren, wurden schnell wieder schmal und zurückhaltend, und zum Überdruß fiel mir auch noch der Rosenstrauß aus der Hand.

„Oh!“ sagte das Fräulein mit einem bedauernden Blick und wollte sich nach den Blumen bücken.

Eugen Roth

DIE KRÖTE

Beim Hollunderbaum,
Wo von Brunnen und Trauen
Sich die Wässer verlaufen,
Da ist unterm Brett,
Wie ein Stübchen, Raum.
Und da hat die Kröte Tisch und Bett,
Da hoch sie, fett,
Mit behaglichem Schnaufen
Und rührt sich kaum.

Aber am Abend, bevor
Es beginnt zu regnen,
Oder wenn das Grae
Naß ist vom Tau,
Im Dämmergrau,
Wagt sie tappend sich vor,
Und Du kannst ihr begegnen
Beim glitschigen, schwarzen
Brunnenrohr.

Und die ganz Verwegnen
Nehmen ihr Stübchen facht
In die Hand,
Wünschen ihr gute Nacht,
Reden mit ihr, als hätte sie Verstand,
Fragen, was sie da macht,
Heben sie wohl an den Brunnenrand,
Daß sie herblickt, blaß,
Menschenblaß,
Die Haut voller rötlicher Warzen.

Und wenn sie ihr in die Augen sehn,
Dann können sie's wohl verstehen, daß
Die Kröte, des Märchens heimliche Gestalt,
Eine verrouichene Königin,
Weite, uralt,
Mit ihrem Krönllein, gezacht:
So ist tief drin
Im Aug ihr die Goldgemalt.

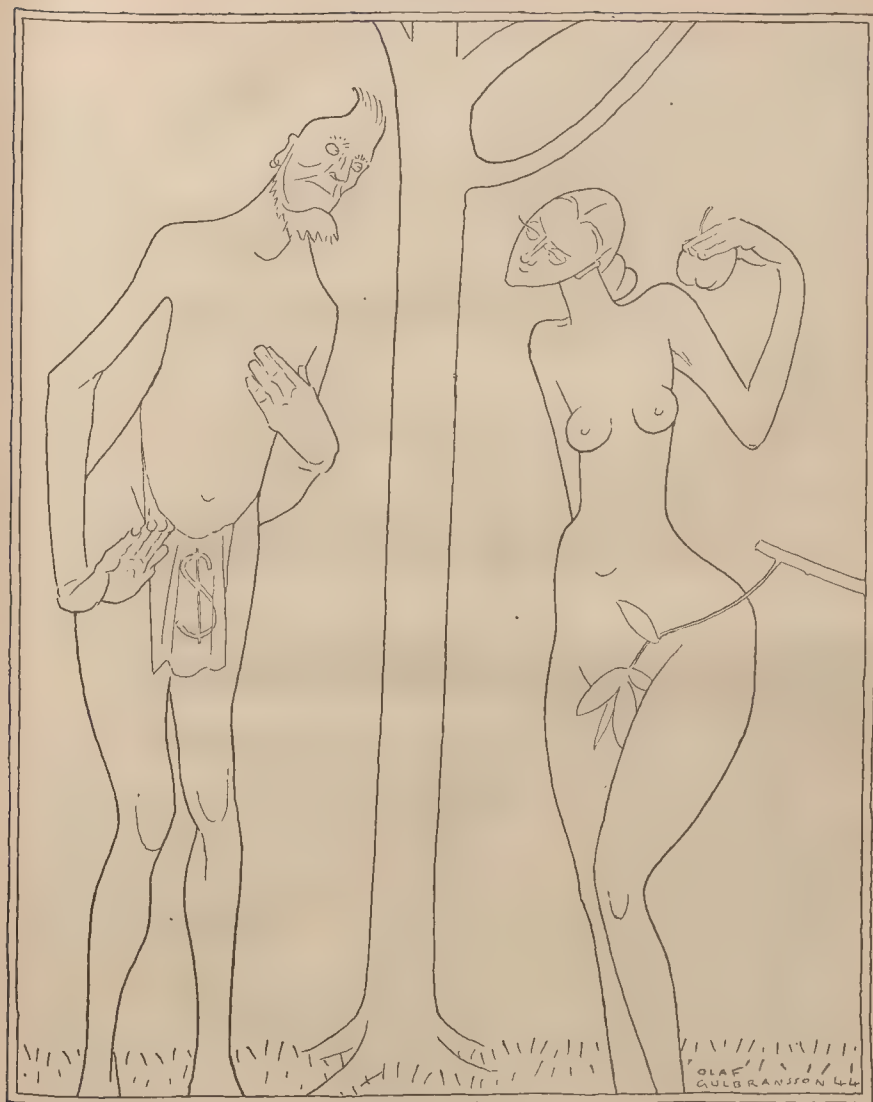
Aber einmal, am lichten Tag
Haben mir aus dem Feuchten, frischen
Erdrich Würmer gehacht
Zum Fischen,
Und dabei den Brunnenverfälsch
Lefte gelüßt, und da lag
Die Kröte verschlüpft.

Sie ist aber nicht davongehüpft,
Sie hat nur erdricht
Gequält und mit langem Gefchau
Die Fingerlein gegen uns ausgefretzt.

Da hat uns doch ein Graufen gepacht,
Als hätten wir, mit unschuldlichem Blick,
Höden gefehen, bauchgrau und dick
Fleischnadt
Vom Dorfe drunten die Bäckerfrau...

Der Invasionsapfel

(O. Gulbransson)



„Ich habe das Gefühl, Eva, daß dieser Apfel sauer schmecken wird!“

La mela dell'invasione: „Eva, ho l'impressione che questa mela abbia un sapore agrio.“



„Klar ist der verheiratet — das war doch 'ne Pralinschachtel auf zwei Abschnitte!“

Il echivrassegna: "Senza dubbio costui è ammogliato; questa era pure una scatola di cioccolatini, confezionata in due parti!..

DAS WIRBELNDE HERZ

VON SICKOR SIGANPAXX

Rasch kam ich ihr zuvor und hatte mich in-
zwischen soweit gefaßt, daß ich mit Kühler Sach-
lichkeit fragen konnte:

„Sie haben Ihr Herz, ich wollte sagen Ihr Hand-
taschen verloren, nicht wahr, Fräulein Ahrens?“
„Oh!“ rief das Fräulein mit einem kleinen, spitzen
Schrei, der mir bewies, daß ich leider wirklich an
der richtigen Adresse zu sein schien.

„Ja, es eine große, braune Tasche mit Henkel?“
Fräulein sie hastig.

„Nein“, erwiderte ich ebenso rasch und wollte
schon befreit aufstehen, gleich aber jagte mich die
gräßliche Person wieder durch alle Höllen,
indem sie mit schwärmerischem Augenaufschlag
flüster:

„Denn ist es ein, rotes Herz aus Seffianleder, das
Sie fanden, mein Herr?“

Nun blieb mir nichts mehr übrig, als Farbe zu be-
halten. Innerlich meine üppig blühende Phan-
tasie verflüchtend, äußerlich aber verbindlich
lächelnd, überreichte ich ihr mit einer kleinen Ver-
beugung die Tasche und wollte mich dann schleu-
nigst entfernen.

„Halt, halt, junger Freund“, rief sie mir nach. „Sie
haben noch den Fingerhohr zu bekommen. Bitte,
treten Sie doch ein!“

Halt, zog sie mich, halb sank ich hin, und ehe ich
wußte, wie mir geschah, saß ich drinnen in einer
freundlichen, mit gutem Geschmack eingerich-
teten Stube in einem weichen, gepolsterten Stuhl,
und dann bedauerte mir die eifrige Dame, daß
ich mich nur einen kurzen Augenblick gedulden
möge und verschwand im Nebenzimmer.

Die Gelegenheit schien mir günstig. Kaum hatte
sich die Türe hinter dem alten, hageren Fräulein,
das überdies noch ein schwarzes Samtband am
Halse trug, geschlossen, als ich aufsprang, um
davonzurennen, denn ich muß gestehen, mir schau-
derte vor der zu erwartenden Belohnung.

Im selben Augenblick aber öffnete sich die Türe
bereits wieder und ein junges Mädchen trat ein.
Es lächelte genau so, wie es heute Nacht in mei-
nen Träumen beneidungsgelächelt hatte, und
ich wußte im gleichen Moment, daß nur diesem
Mädchen das rote Herz gehören konnte. Da es
außerdem noch vollkommen blaue Augen, goldblonde
Locken und ein niedliches Grübchen im Kin-
ne hatte, wunderte ich nicht, weshalb ich voran-
schritt, daß den Romanikern die Phantasie ver-
abscheute und sie Dinge sehen ließ, die den kühlen,
nüchternen Verstandesmenschen fernblieben.

Ich bin Angela Ahrens“, sagte das engelgleiche
Geschöpf und sah mir voll in die Augen. „Meine
Tante, die übrigens ebenso heißt“, setzte sie
schelmisch hinzu, „erzählte mir, daß Sie mein
Herz gefunden haben. Ich bin sehr, sehr froh dar-
über und weiß kaum, wie ich Ihnen danken soll!“
Ich muß das Mädchen Angela damals wohl sehr
verlangend angeblickt haben, denn mit einem
Male stieg ihr eine flammende Rote ins Gesicht,
die sich bis in ihren weißen Halsausschnitt hin-
einzog. Sie war ja noch so jung, die kleine,
schöne Angela, und die verheißungsvollen Wangen,
die sie wohl nur im Jugendalter im Übermaß in
ihren Büchlein geschrieben hatte, die brannten ihr nun
auf der Seele. Sie schämte sich und ich sah es
ihren, wie gerne sie diese Worte ungeschrieben
gemacht hätte, denn plötzlich wurde sie ganz
blaß und begann hilflos etwas von einer ver-
sprochenen Belohnung dazuerstammeln.

Ich sprang auf und überreichte ihr mit einer
tiefen Verbeugung die Rosen, und als ich sah,
wie ihre hellen Augen in jähem Schrecken ganz
dunkel und glühend wurden, bogte ich mich nur
über ihre Hand und drückte, flüchtig wie ein
Hauch, meine heißen Lippen darauf, dann aber
ging ich mit kurzem Gruß davon und sah Angela
nimals wieder.

Und stehst du“, besandete mein Freund die kleine
Geschichte, „ich habe es nie bereut, daß ich das
Mädchen damals nicht geküßt habe, denn dieser
Kuß, den ich nicht bekommen habe, ist mir unver-
gesslicher geblieben, wie so mancher andere, den
ich von einem nur altzu bereitwilligen Frauen-
männchen bekommen habe.“

Jedes Jahr, wenn der letzte Schnee auf den
Feldern wie schmutzgraue Tücher nur not-
dürftig das erste saftige Grün bedeckte, und die Sonne
Wärme und Helle versprach, zog der
Schwede Larsson mit seinem Vergnügungspark
nach Norden zu den Sommerplätzen der Lappen.
Er führte auf einem schon etwas altertümlichen
Lastauto ein Karussell und eine Schießbude mit
sich, dazu eine kleine Kraftstation, die die Hun-
derten von bunten Glühlampen zum Leuchten
bringen konnte und die Maschinerie des Ka-
russells antrieb. In den Großstädten hätte man
wohl über diesen primitiven Vergnügungspark ge-
lächelt, aber für die Lappen, die mit ihren Ren-
nierherden bereit waren, des Winterlages zu ver-
lassen, bedeutete die Woche, wo Larsson da war,
einen verstorbenen Blick ins Paradies. Nicht eine
Minute durfte das Karussell stillstehen, wie
Maschinengeheuer knatterten die Schüsse in
der Schießbude. Das Geld, das die Lappen für
Felle und Renniere bekommen hatten, saß so
lose in den großen Taschen der bescheidenen Ho-
ren, man hatte ja nicht viel Gelegenheit, es aus-
zugeben, und wenn man es bei Per Larsson ver-
braute, so hatte man doch wenigstens Freude davon.
In diesem Jahr war Larsson nicht allein gekom-
men, er hatte eine junge Frau mitgebracht. Drei
Monate war er nun verheiratet, und er konnte es
immer noch nicht glauben, daß die zarte blonde
Aino nun zu ihm gehörte, zu ihm, dem Mann von
fünfzig Jahren. Aber es war Wahrheit, Aino war
bei ihm, er konnte sie sehen, wenn er von der
Maschinerie des Karussells, die er bediente, auf-
blickte. Sie stand in der Schießbude, und lud die
Gewehr, sie hatte einen roten Schimmer an dem
sonst so blassen Gesicht. Es gefiel ihr hier
unter den fröhlichen Lappen, die in ihren bunten
Trachten wie ausgelassene Kinder wirkten.

Per Larsson ließ das Karussell schrummen, eine
Grammophonplatte, verstärkt durch einen allmäh-
lichen Lautsprecher, übertrug selbst das Krei-
schen und Lachen der Lappen. Per Larsson knurrte
zufrieden, der Haufen Münzen und Scheine wuchs
an, er konnte Aino etwas Schönes kaufen, wenn
sie wieder nach Stockholm zurückkamen.
Vor der Schießbude stand jetzt Sataloo, der junge
Lappe, in seiner malerischen Tracht. Er war größer
als alle anderen, er trug die leuchtend blaue
Kofte der unverheirateten Männer, der rote Woll-
puschel auf seiner sechseckigen Mütze wippte
lustig im Wind. Sataloo hatte wunderbar gestickte
Schuhe aus Rennierleder an, sie waren weiß
wie Samt, und harmonisierten mit dem breiten Gü-
tel, der die Kofte zusammenhielt. Die jungen

Lappenmädchen drängten sich um ihn, er war ihr
Held, er hatte im Winter zwei Bösen getötet, und
konnte ein Renntier mit den blauen Händen zu
Boden zwingen. Aino reichte ihm das Gewehr
Sataloo zog einen Geldschein aus der Tasche, es
war ein großer Schein, und Aino schüttelte den
Kopf, denn sie konnte ihn nicht wecheln. Sie
versuchte es dem jungen Lappen klarzumachen,
sie konnte seine Sprache nicht, sie gestikulierte
und wurde ganz eifrig, aber Sataloo lachte nur,
er nahm den Schein und stopfte ihn ihr in die
Hand, er wollte nichts zurückhaben. Die beiden
jungen Menschen sahen sich an, und plötzlich
wandte Aino das Kopf weg, aber ein glückliches
Lächeln stand um ihren Mund, wie Frauen es
haben, denen ein Mann sagt, daß sie schön seien.
Per Larsson sah dies alles, mechanisch ließ er
das Karussell seine Töne drehen, er achtete
kaum darauf, wer auf- und abstieg, und die La-
ppenmädchen und jungen Burschen hatten schnell
heraus, daß man auch ab und zu gratis fahren
konnte, weil der Schwede nicht aufpaßte. Per
Larsson sah, daß Aino, die junge Aino, ein
großes rotes Herz überreichte, den Hauptgewinn,
wenn man sechsmal hintereinander ins Schwarze
getroffen hatte. Dieses große rote Herz war aus
Porzellan, ein schneißliches Monstrum, Per Larsson
hatte es ganz billig in Stockholm erstanden, weil
er wußte, daß es den neuen Lappen gefallen
würde. Er hörte, wie Sataloo einen Jubelschrei
ausließ, wie er das große rote Herz vorsich
in seine beiden großen Fäuste nahm. Er nickte
Aino noch einmal zu, dann wendete er sich zum
Karussell, das gerade seine Tour beendet hatte.
Sataloo stieg auf eines der weißen Holzpferde,
das Herz hielt er in der Hand, er schwenkte es
gründend zu Aino herüber. Ganz hart setzte Per
Larsson den Finger auf den elektrischen Kontakt,
der das Karussell in Bewegung setzte. Ein feiner
Nebel hatte sich über sein Hirn gesetzt, er sah
nicht mehr die Umwelt, er sah nur noch den
jungen Lappen, der Aino Herz in die Hand hielt.
Und dieses Herz war nicht mehr aus Porzellan,
es war ein lebendes Herz, Ainos Herz. Das durfte
nicht sein — nein, das durfte auf keinen Fall sein!
Er mußte das Herz zurückhaben, Sataloo durfte
Ainos Herz nicht behalten! Der Motor keuchte
und rasselte, immer schneller drehte sich das
Karussell. Per Larsson hatte vergessen, die Musik
einzuschalten, in geisterhafter Stille schnurte das
Karussell in einem wahnähnlichen Wirbelstanz.
Das sonst so bescheidene, artige Karussell seute in
einen Höllenlärm immer im Kreise herum. Schril-
le Schreie ertönten, es sah aus, als wären die Holz-
tiere die weißen und braunen Pferde, die großen
Schwäne und unwirklichen Löwen in ihren ein-
gebauten Samtsitzen wild geworden. Rund und
rund und rund ging es, die Lappen klemmten
sich an die Sitze, in atemloser Stille starrten die
Umstehenden auf das unheimliche Schauspiel. Per
Larsson sah nur das wirbelnde rote Herz, sein Fin-
ger war wie festgeklebt an dem Stankopf. Und
ganz plötzlich kam Aino in sein Blickfeld. Sie
hatte die Schießbude verlassen, sie lief auf ihn
zu, die Augen weit offen in Angst und Verwirrung.
Sie sah nicht zu Sataloo hinüber, sie sah nur
ihren Mann an. Da kam Per Larsson zu sich. Er
unterbrach den Strom und schlug die Bremsen
ein. Die rasende Fahrt des Karussells wurde lan-
gsamer, es krachte und stöhnte, dann stand es.
Einen Augenblick prallte alles, die Verwirrung
durcheinander. Aber es war nichts geschehen.
Sataloo sprang von seinem Holzpferd, einen
Moment lang taumelte er, als er auf dem Boden
stand. In der Hand hielt er unbeschädigt das
rote Porzellanherz.
Eine Stunde später brach Per Larsson seine Zelte
ab. „Die Maschine ist kaputt“, sagte er.
Aino lächelte, verzehrend und verstehend — und
ein bißchen stolz...

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nüchel)



Der Feinkosthändler warb um des Nachbars
Töchterlein. Das Töchterlein sagte nicht nein.
Das Aufgebot wurde bestellt.

„Und wenn soll die Hochzeit sein, Georg?“
— „Wahl, mein Tübschen!“ — „Nächstes Mittwoch!“
— „Nächstes Mittwoch weniger!“ — „Warum nicht?“
Der Feinkosthändler zögerte: „Ja, weißt du, He-
lene, ich habe es mir schon ausgerechnet — wenn
mir nächsten Mittwoch heiraten, dann fällt unsere
silberne Hochzeit ausgerechnet auf einen Sonn-
abend — na und sonnabends haben wir doch im
Geschäft immer enorm zu tun —“ J. H. R.



„Die Zugvögel haben es gut, auch sie fühlen den Drang nach dem Norden. Nur geht es bei uns nicht so leicht!“

Se fossi un uccellino!... "Anche gli uccelli migratori si sentono attratti verso il nord; per loro è cosa facile, ma per noi no!.."

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

John Bull und Mars

(Erich Schilling)



„Halt, halt, so ist meine europäische Gleichgewichtspolitik nicht gemeint, ich lasse mich doch nicht selbst in die Waagschale legen!“

John Bull e Marte: 'Alto là! Alto là! . . . La mia politica dell' equilibrio europeo io non la intendo così; mal più mi lascio io stesso porre sul piatto della bilancia!'



EIN SELTSAMER GAST

Der dänische Dichter Tom Kristensen war in seinen Jugendtagen nicht mit Glücksgütern gesegnet, dennoch reizte es ihn, in dem vornehmsten Hotel seiner Vaterstadt Kopenhagen zu Mittag zu speisen, da ihm die Atmosphäre dieses Hotels so außerordentlich verlockend erschien. Er ging also hin, nahm sich einen der besten Plätze am Fenster und bestellte Suppe mit Brot.

„Und weiter?“ fragte der Kellner.

„Nichts“, entgegnete der junge Dichter und lächelte bescheiden.

Der Kellner brachte kopfschüttelnd das gewünschte, Kristensen behielt eine gute Stunde

seinen schönen Fensterplatz bei, zehlte die Kleingeld, die er schuldig war, und ging.

Am nächsten Tag kam er rechtzeitig wieder, nahm den gleichen Platz ein, und es erfolgte dieselbe Bestellung. Der Kellner setzte sich mit dem Geschäftsführer in Verbindung, dieser trat an den jungen Dichter heran und fragte, ob er nicht das Gedeck nehmen wolle, wie die übrigen Gäste.

„Nein“, meinte Kristensen liebenswürdig, „Ich bin ein schwacher Esser und bitte nur um Suppe mit Brot.“

Dasselbe wiederholte sich in den nächsten Tagen, man wußte nicht recht, was man mit diesem merkwürdigen Gast anfangen sollte, und endlich, nach einer Woche, riß dem Geschäftsführer die Geduld.

„Mein Herr“, sagte er, indem er an den Sonderling herantrat, „so geht es nicht weiter. Sie nehmen täglich einen unserer besten Plätze in Beschlag und verzehren während der Stunde, die Sie hier sitzen, so gut wie gar nichts, während wir doch eine erlesene Speisekarte führen — Ich bitte Sie, in Zukunft eine einfachere Wirtschaft aufzusuchen. Wir sind auf andere Gäste eingerichtet.“

„Mir liegt nicht am Essen“, meinte Kristensen höflich, „da ich, wie ich Ihnen schon sagte, ein schwacher Esser bin. Es liegt mir lediglich am Riechen dieser wahrhaft edlen Gerichte, die Sie Ihren Gästen auftragen, ich komme dabei völlig auf meine Kosten.“

„Aber wir nicht“, erwiderte der Geschäftsführer, „Ich bin daher gezwungen, Ihnen eine Rechnung auch für die nur gerochenen Gedecke aufzustellen.“

Er ging, kam bald zurück und legte dem Dichter eine Rechnung vor, auf der zu lesen stand: Suppe mit Brot 0.50 Kr., sechs Gedecke gerochen 9 Kr., zusammen 9.50 Kr.

„Gut“, meinte Kristensen, „Sie haben vollkommen recht, wenn Sie sich auch für das Riechen bezahlen lassen.“ Er holte seine Brieftasche hervor, nahm den einzigen Geldschein heraus, der sich darin befand, und reichte ihn dem Geschäftsführer. Dieser griff danach, Kristensen zog den Schein aber schnell wieder zurück, hielt ihn dem Geschäftsführer unter die Nase und sagte:

„Mein Lieber, da ich an Ihren Speisen nur gerochen habe, bitte ich Sie freundlich, auch an meinem Gelde nur zu riechen, es wäre sonst ein gar zu ungleiches Spiel. Ich danke Ihnen, ich habe mich bei Ihnen wohl gefühlt und werde Sie immer in guter Erinnerung behalten.“

Er steckte den Geldschein wieder in die Tasche, nahm Stock und Hut und trat vergnügt auf die Straße.

Hans Bethge

JE NÄCHDEM

Wenn dir einer etwas sagt,
mas dir unbehaglich,
ruft du, zweifelangenagt:
»Mehr als äußerst fraglich!«

Schreibt man dir's in einem Brief,
mird, mas vorher Fabel,
nenn auch nicht gleich politte,
fo doch blekutabel.

Liest du's jedoch gedruckt,
schluckst du unbehagen
das nummehrige Produkt
hehrer Koryphäen.

Ratstöhr

WOZU?

„Denken S' Ihnen nur“, sagt Baudrexl zu seinem Freund Wimmer, „denken S' Ihnen nur, der Pfisterer, der was mit mir bei derselbigen Firma ang'stellt ist, der hat von unserm Chef acht Täg Urlaub krieget, weil er heiraten tuat. Was sagen S' dazus, hat der Mensch a Glück oder hat er kan's?“

„Alsdann, da dran kann ich nix net finden“, meint Wimmer, „das können S' ihm ja nachmachen.“

„Nachmachen?“ Baudrexl zuckt die Achseln, „Das schon. Heiraten will ich ja aa in der nächsten Zeit, aber was fang i denn mit acht Täg Urlaub an, wo ich mei Zukünftige schon tuchzehn Jähr kennen tu!“

H. K. B.



„Die Sowjet-Union hat doch das Recht, sich im Westen zu sichern, nicht wahr?“ — „Oh yes, oh yes!“

Il ventriloquo: „L'Unione Sovietica ha pure il diritto di metterci al sicuro all'occidente, nevvvero?„ — „Oh yes! Oh yes!„

AUCH EINE LIEBESGESCHICHTE

VON WENCESLAO FERNANDEZ FLOREZ

Pedro Ordóñez war Ingenieur in einem großen technischen Betrieb. Er war wortkarg, arbeitssam und ludete an seinen Jackets weder Gürtel noch Spongen, was allein schon die Männlichkeit seiner Gestaltstellung erhärtet. Von der Ehe hatte er eine fast calvinistische Auffassung. Er verlangte von der Menschheit, daß sie ihre Handlungen den moralischen Normen mit der Präzision eines eingeschiffenen Motorkolbens anpaßt. Sein Vater und Großvater waren Militärs gewesen und es ist anzunehmen, daß ihm von ihnen die strenge Disziplin überkommen war, mit denen er den gesellschaftlichen Konventionen genügt. Seinen Stern in ethischen Dingen aber, seine unnachlässigliche Strenge Schuldigen gegenüber, seinen hohen Idealismus, die hatte er von seinem Urgroßvater, der als Dekan an der Kathedrale von Avila gewirkt hatte.

Immerhin, eines Tages verliebte sich Ordóñez. Das ist nun keineswegs ein Makel auf dem Ehrenschild eines jungen Mannes. Wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß unter ehranfechtender Zeitgenosse gegen die Frauen im allgemeinen ein feindseliges Vorurteil hege, wäre es doch übertrieben, wollte man ihn als Weiberfeind bezeichnen. Und seine Theorie in dieser interessanten Frage wäre sicher von jedem einsichtigen Mann ohne Zögern unterschrieben worden. Man kann sogar sagen, daß Ordóñez dem schönen Geschlecht vor dem eigenen in schmeichelehafter Weise den Vorzug einräumte, denn er behauptete, daß es vermutlich überhaupt keine schlechte Frau gäbe, so fern man gewisse Vorurteile trübe, was z. B. die strenge Abschließung von der Mitwelt, eine sich pünktlich alle zwei Stunden wiederholende kalte Dusche und als einzige Lektüre „Die praktische Köchin“ von Meister Picadillo. Wie daraus hervorgeht, hatte sich Ordóñez keineswegs der Einsicht verschlossen, daß es auf dieser Welt auch einige leidlich handtame Frauenzimmer gibt, wenngleich er sie seiner Auffassung anpaßt, was man ihm im Grunde nicht unternehmen kann.

Ordóñez zählte bereits dreißig Jahre, als er ein mit besonderen Tugenden ausgezeichnetes Mädchen kennenlernte. Anita Gumdin mit ihren knapp zwanzig Jahren ertrug resigniert die graue Trübsal ihres frühen Verwalterseins in dem freudlosen, nüchternen Heim einer altjüngferlichen Schwester ihrer Mutter. Hätte der gediegene Ordóñez dem Zauber dieses prachtvollen Jungmädechenkörpers, in dem die solide Architektur der Levantinerinnen durch den zarten Schmelz der Jugend gemildert erschien, und dem bezaubernden Blick dieser goldbraunen Augen widerstehen können, wäre er wahrscheinlich überhaupt nie in Gefahr geraten, seine Freiheit zu verlieren. Aber diese Verlockung war zu groß. Doch selbst unter diesen Verhältnissen schlug die Liebe des tadellosen Ingenieurs eine Richtung ein, die sich von der seiner Altersgenossen gründlich unterschied. Nachdem er sich durch genaueste Überprüfung von der Fickellosigkeit des Vorliebens seiner Erwählten überzeugt, ihre Vorfahren bis ins dritte und vierte Glied durchforscht hatte, ohne auch nur die geringste angekränkelte Frucht zu entdecken, verzichtete er dem jungen Mädchen großmütig seinen einzigen Defekt,

die Armut, und bot ihm seine Liebe, zwar nicht in leidenschaftlichen Versen, auch nicht in innigen, schüchternen Briefen, sondern nach Art emer, gesetzter Männer: er hielt bei der Tante um Anitas Hand an.

Die Verlobung dauerte zwei Jahre. In dieser Zeit unterwarf Ordóñez seine Braut mannigfachen Ausprobieren. Außerdem entschied er bei der Auswahl ihrer Kleider, bestimmte ihre Lektüre, lenkte ihre Schritte, liebte ihre Freundinnen, verbot ihr, mit anderen Männern zu sprechen, überzeugte sie davon, daß es für eine anständige Frau nur einen schicklichen Blickpunkt gebe, nämlich die Spitzen ihrer eigenen Schuhe und machte ihr sogar einmal ernste Vorhaltungen, weil sie seine Liebeserklärung schon nach zehnjähriger Bekanntschaft angenommen hatte.

„Ein sträflicher Leichtsin von dir, ich verstehe heute noch nicht, wie ich dir das vergeben konnte. Wußtest du denn überhaupt, wer ich war?“ Schluchzen Anita.

„Antwort!“

„Nein, Pedro, ich wußte es nicht.“

„Und darfst sich ein solches Mädchen von einem Mann von Liebe sprechen lassen, den es gar nicht kennt?“

„Du gefielst mir doch!“

„Entsetzlich! Du hättest also genau so gut einen anderen lieben können. Ich gefiel dir! Als ob das ein Grund wäre, einem Mann seine Liebe zu schenken! Wie soll ich das Vertrauen zu dir haben, wenn das ist, wie du sagst? Nehmen wir an, es wäre nicht ich, sondern ein ganz anderer gewesen... Was wäre passiert! Mich schaudert, wenn ich daran denke, ist das deine Treue?“ Anita fand auf diese wunderliche Fragestellung ihres Verlobten keine andere Antwort als Tränen.

Nach zwei Jahren ließ der korrekte Pedro Ordó-

ñez durch den Stillesten seiner Anverwandten noch einmal offiziell um Anitas Hand anhalten. Anita war restlos glücklich mit der Leichtigkeit, mit der sich junge Mädchen glücklich fühlen, sobald sie einen Grund haben, sich Kleider anzuschaffen. Sie beaulte sich, die Läden der Stadt durchzuschneppen und ihre Aussteuer zu vollenden.

Man täte Anita bitter unrecht, wollte man daraus schließen, sie habe ihren Verlobten nicht geliebt! Er war der erste Mann, der ihr von Liebe gesprochen hatte, wenn auch ohne Zärtlichkeit. Vor allem aber war sie eben in jenen Jahren, in denen man glaubt, unbedingt jemand lieben zu müssen. Für Anita gab es, nach ihrer Auffassung, überhaupt keinen Mann auf der Welt, der ihre Zuneigung verdient hätte, wie Pedro Ordóñez, in dessen Ansprüchen und Eifersüchteleien sie lediglich den Beweis einer Leidenschaft erbllickte, die sie das Glück gehabt hatte, in ihm zu erwecken. — Zwei Tage vor der Hochzeit nähelte Anita noch an einigen Kleinigkeiten ihres Hochzeitsstaates und Pedro erläuterte die jüngsten Anschaffungen, die er für die Wohnung gemacht hatte, als Anita Tante mit ihrem schwarzen Schleiern und ihrem mit einem problematischen Pelz verzierten Mantel ins Zimmer trat, um anzukündigen, daß sie den Ausverkauf der „Bajaranos“ besuchen wolle, in welchem Stühle für reduzierten Preisen abgegeben würden. Sie sei sofort wieder zurück. Sie ging. Man hörte sie dem Dienstmädchen noch einige Weisungen erteilen und die Tür schließen.

Das Haus war still, nur von weitem hörte man Gesang aus der Küche.

„Anita“, sagte Ordóñez und griff nach ihrer Hand,

„heute bist du besonders hübsch.“

Anita lächelte geschmeichelt und senkte ihren Blick in die glänzenden Augen ihres Verlobten: „Glück verschönt.“

„Wenn du lebst“, sagte er, „fühlt man sich verjüngt. Man möchte die Frische deiner Lippen schlürfen.“

Er schwieg einen Moment, wie selber von der Heftigkeit betroffen, die in seinem Kompliment mitschwang. Leicht richtete er sich auf und flüsterte:

„Laß dich küssen.“

Und Anita bot ihm ihre roten Lippen, die sie verliebt spitzte. „Nein“, lehnte er ab, auf die Zähne möchte ich dich küssen.“ Er zog sie an sich und küßte sie mit einer Glut, die er noch niemals gezeigt hatte. Anita wurde unter der nie gefühlten Süßigkeit wie kraftlos und empfand den Druck der männlichen Arme, die ihren herrlichen Körper umfingen mit einer Mannenhaftigkeit, die sie nie empfunden hatte.

„Laß mich!“ bat sie.

Er aber bezwang sie und preßte sein bleiches Gesicht auf die in holder Scham erglühenden Rosen ihrer Wangen. Er stammelte: „Noch einen Kuß.“

Und wieder suchte er ihre Lippen und das samtene Ross ihres Ohrläppchens, das unter den dunklen Locken hervorspitzte. Über Anita kam unter den langen Liebesküssen eine gewisse Beunruhigung. Sanft drängte sie den Verlobten mit ihren sich wie darbietenden Armen zurück.

„Du lebst mich nicht“, beklagte sich der ausgezeichnete Ingenieur. „Oh!“ protestierte Anita. „Wie kannst du das von mir danken?“

Im alten Kostüm - In costume all' antica

(Hanna Nagel)





„Weißt du, Elli, geküßt bin ich ja auch schon worden, aber so spannend,
wie in dreihundvierzig Fortsetzungen, war's eben doch nicht!“

Il romanzo del giornale: "Sai, Elli, sono stata già baciata anch'io ... ma la tensione non fu sì viva come nella puntata 431."

„Du liebst mich wirklich nicht“, beharrte Ordóñez in einem Ton, den man in Romanen „düstere Verzweiflung“ zu nennen pflegt. „Wenn du mich liebst, würdest du dich gegen meine Liebkosungen nicht so sträuben.“

„Aber Schatz...“

„Du heuchelst. Ich bin überzeugt, du könntest es ruhig mit ansehen, wie ich mich zu deinen Füßen nieder...“

„Aber Pedrito!“ — seufzte das junge Mädchen so bekümmert als sähe es den wackernen Ingenieur schon auf den Fliesen des Fußbodens sich in Krämpfen krümmen.

„Du siehst in mir nur das Haupt unseres künftigen Hausstandes, nicht den Mann, dem man selbsts. sein ganzes Leben weihen Du liebst mich nur aus kühler Vernunft, aus purer Berechnung.“

Anita brach bei diesen Worten in Tränen aus. Noch blieb Ordóñez einige Sekunden mit der gerunzelten Stirn des tiefverletzten Mannes stehen, doch schien er sich langsam durch sein besseres Selbst erweichen zu lassen. Er griff mit seinen behaarten Fingern nach den zarten Händen des Mädchens, hinter denen es sein weinendes Gesicht verbarg.

„Nun, nun“, versuchte Pedro einzuklinken. „So brauchst du dich nicht aufzuregen. Wir müssen beide ein wenig nachgeben. Ich war zu schroff, ich weiß, aber auch du dürftest nicht so abweisend sein, wo ich doch schon in achtundvierzig Stunden Mann und Frau sind...“

„Versteht du?“

Sie ließ sich nun willig küssen und seufzte leise, wie ein Kind, das bereit ist, unter Liebkosungen den ererbten Tadel zu vergessen.

„Kommen wir uns beide ein bißchen entgegen...“ rief der vortreffliche Ingenieur und umfaßte ihre Taille.

„Aber Pedro“, wagte Anna ihn abzuweisen, „es gibt Dinge, die nicht sein dürfen...“

„In achtundvierzig Stunden“, wiederholte Pedro mit zitternder Stimme und glitzernden Augen. Und plötzlich löbte sich Anna verwirrend, bedingte sie glückliche in einer Abgründ zu sinken und ein wilder Gedankenwirbel durchbohrte ihr Gehirn. Sie dachte verschwommen an ihre Tante, an das in der Küche singende Mädchen, an den Sinn des Wortes „unwiderbringlich“, und vor allem an die Laufmaschine ihres Strumpfes bei der Schließe ihres linken Straps. Dieser letzte Gedanke gewann merklich größere die Oberhand und gab ihr die Kraft, immer wieder zu fliehen:

„Nein, nein... laß“ mich doch!“

Aber der ritterliche Ingenieur sah und hörte nichts außer seinen Wünschen. Mechanisch murmelte er immer noch:

„Achtundvierzig Stunden... achtundvierzig Stunden.“

Nicht umsonst wurde eingangs dieser Erzählung betont, daß der vorzügliche Ingenieur Pedro Ordóñez ein würdiger Repräsentant der hohen Auffassung von Ehre war, welche der geniale Caelorón de la Barca in seinen unsterblichen Werken vertrat. Kein vorschneller Verdacht streifte daher auch nur von ferne die delikate Struktur seines Verhaltens. —

Am Fenster stehend zupfte er nach seiner Heiden-tel einige Wollfäden die sich von Anita's Näherarbeit an ihn gehängt hatten, von seinem Rock. Dann zog er eine Zigarette aus dem Etui und kloppte sie sorgfältig zurecht. Seine Bienen waren finster zusammengezogen, sein Gesicht zeigte einen harten, energischen Ausdruck. Die Zigarette blieb unangeführt. Langsam, aber mit der Festigkeit eines wohlüberlegten Entschlusses näherte sich der Kavalier dem jungen Mädchen, das von Scham und Verwirrung überwältigt, sein Gesicht mit den Händen verhüllte.

„Sie haben mir einen großen Schmerz bereitet, mein Fräulein, ich habe das Vertrauen zu ihnen verloren. Ich bin von meiner Liebe endgültig geheilt. Von dieser Enttäuschung werde ich mich nie erholen. Leben Sie wohl. Sie werden mich nie mehr sehen.“ —

(Aus dem Spanischen von Helma Flesse)

DER NEUE PYGMALION

VON SCHLEHDORN

Der Bildhauer lag in seinem Atelier die alte Sage von seinem antiken Kollegen Pygmalion vor. Sein Auditorium bestand aus zwei lebendigen Damen und zahlreichen steinernen. Die Steinernen (d. h. einige waren noch im Entwurf und zeigten eine Haut wie Streuselkuchen) hießen früher Venus oder Daphne oder Eurydike gehalten; heute hatten sie einen Beruf und waren demgemäß benannt als „Herrende“, „Badende“, „Träumende“ — dieser hatte der Künstler die mädchenhaften Züge seiner jungen Frau gegeben — „Sahnende“, „Grübelnde“, „Schreiende“ und „Legende“ (letztere in der Mitte betont). Dann gab es noch eine Anzahl Nachbildungen aus der Antike, einen Adonis, einen Ringkämpfer, ein Medusenhaupt, den dreiköpfigen Hellenhund usw., sowie die wohlgezeichnete Porträtbüste des Bürgermeisters a. D. Wunnebach.

Der Bildhauer also las die uralte Geschichte, wie Pygmalion, König von Zypern, sich das Bild einer Jungfrau schuf (aus Elfenbein allerdings), und sich in sein Werk verliebte (so etwas kommt bei Schriftstellern nicht vor), und wie Venus an ihrem heiligen Tag sein Gebet erhörte und die Jungfrau lebendig werden ließ. Ovid hat diese Verwandlung reizend geschildert (nur mit zuviel Syntax und Vokabeln), auf die man in der Schule nicht präpariert war, und der alte Voß in Eutin hat ein wenig den Kopf geschüttelt über solch seltsame Leiden-

schaft und hat sie in saubere Hexameter übersetzt mit dem Schluß:

„... die gegebenen Küsse
fühlt die Errörende hebt zum Licht die leuchten-

den Augen
schüchtern empor und schaut mit dem Himmel zu-
gleich den Geliebten.“

Die lebendigen Damen hatten dem Vorlesenden so still wie die steinernen zugehört. Seine junge Frau Anna-Luise saß andächtig, die schlanken Hände im Schoß gefaltet, und dachte an „die gegebenen Küsse“, ihre Freundin Dr. phil. Hanne-Frigide Süerlich war ganz vorgebeugte Kritik. Der Künstler mochte sie im Grunde nicht — „zwei Gramm Grazie sind mir lieber als ein Zentner Bildung“ — aber er ertrug sie, weil sie in einer Art verbissener Liebe und verdächtig Mütterlichkeit an seiner Frau hing.

Fräulein Süerlich, die in erster Arbeit die Schön heit mathematisch, die Wahrheit statistisch, die Güte juristisch, die Liebe biologisch und den Nationalökonomisch zu erfassen pflegte, äußerte sich:

„Das Ganze war eigentlich überflüssig, denn damals bestand nachweisbar, auch auf Zypern schon ein Überschuß an heiratsfähigen weiblichen Personen. Na ja, und dann wurde das Mädchen älter, was bei der Plastik nicht passieren konnte; weswegen man sich ja auch heute einbildet, das antike weibliche Griechenland habe aus lauter immerzu 18- bis 23-jährigen bestanden. Wo bleibt der Alltag und wo bleiben die Alten bei den Alten?“

„Jugend“, sagte der Künstler, „ist, wenn man des Alter nicht sieht. Der Homer da düßten und der Faun und der Silen sind auch wohl alt genug. Übrigens, wenn jedermann sich seine Frau nach Geschmack auszuwählen lassen könnte, käme ein ziemlicher Durchschüttelpyramide heraus, der sich auch im Dutzend herstellen ließe. Und wenn gar jeder sie sich selbst bildhauern müßte — stellt Euch vor, mit was für verkokerten Gestalten am Arm die Herren dann herumliefen.“

„Nun, ich würde mir meinen Mann schon zurecht-hauen“, sagte Dr. Hanne-Frigide. Und Frau Anna-Luise sah den ihren mit glücklich lächelnden Augen an.

Trüber Sonntag im Sowjetdorf

Die Landschaft ist nur schwach besonnt.

Im Westen hängt am Horizont

ne regenschwange Wolke schief.

Die Temperaturen liegen tief.

Die Häuser, kriegerisch zerfetzt

und notdürftig zurechtgesetzt,

sie schau'n in geisterhafter Ruh

dem trüben Wetterspiele zu.

Die Rollbahn, die sich sanft geschweift

durch diese Dorfruinen schleift,

verliert bis zum Wald sich dehnend,

liegt heute schliefend da und gähnt.

Der Trecker, der am Wegesrand

ein ungehobenes Ende fand,

nerlort die Kette und die Kraft,

daß er sich selbst beiseite schaff.

Das einzige, das beweglich lebt,

im leichten Wind sich blühend schmeißt,

an dünner Kordel aufgehängt

sich grüßend in die Landschaft schmeißt

und lächelnd blickt in die Natur.

ist meine — Unterhose nur.

Die weil sie frisch gemaschen ist,

nerbringt sie drauß die Trockenfrist

und pendelt hin und pendelt her.

als ob das schönste Wetter wär.

Der Wind bläst sachte mir ins Ohr:

Du, deine Hose hat Humor!

Es war in der Nacht darauf. Da träumte der Bildhauer, er wäre Pygmalion, König von Zypern, und spräche zur Venus: „Du wirst einsehen, Göttin, daß wir als moderne Menschen vom Lebendigmachen im Einzelnen zur Massenproduktion übergehen müssen. Darum, o Venus, mach mir mein Atelier lebendig — die ganze Gesellschaft.“

Und, wehe, Venus antwortete nicht.

Als erste wurden die Jungstgeschaffenen lebendig. Ehe der Künstler die Träumende (auf die es ihm ja allein ankam) auch nur begrüßen konnte, dängten sie alle um ihn herum.

Die Badende fragte, ob ihr Sad endlich fertig sei; und ob er überhaupt eine hätte. Die Schreiende drängte hinaus: „Feierabend“, sagte sie, „geben Sie mir einen Mantel und den Hausschüssel!“ Die Sahnende wollte schließlich auch etwas Greifbares davon haben. Die Grübelnde begann zu sprechen: „Ja, was soll ich nun für einen Hut aufsetzen? Den Florentiner oder die schicke kleine Kappe?“

Nun kamen auch noch die Antiken. — Die Nymphe drehte den Wassertrahn auf, setzte sich mädelisch daneben und fühlte sich fast zu Hause. Die drei Grazien ließen sich endlich einmal los, wobei sich ergab, daß es viel schwärmer ist einzeln graslos zu sein als in der Tanzgruppe. Manche Damen gingen es überhaupt nur in Herrergesellschaft, und nur für einige Zeit.

Kärglich war es mit dem Faun und seinem Kind: das klapperte auf seinen Bocksfüßen herum und meckerte, was unangenehm auffiel, und zeigte sich nicht einmal stubenrein. Seine Ecke sah im

Rudolf Seebacher



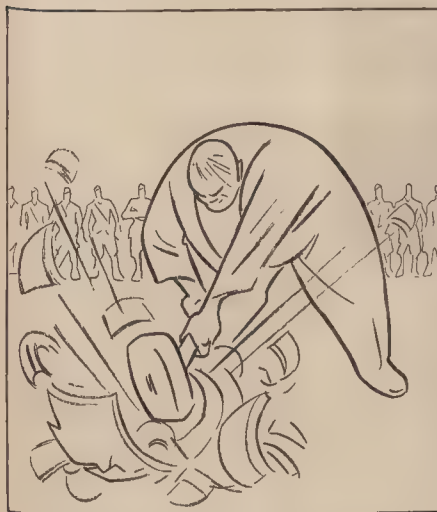
„Soldaten! Ihr seht hier ein sehr altes Kulturstück. Sein Wert läßt sich selbst in USA.-Dollars nicht abschätzen!“

“Soldati, voi vedete qui un prodotto di cultura assai antica. Non lo si può valutare nemmeno in dollari statunitensi!”



„Und hier seht ihr einen prächtigen USA.-Hammer! Und jetzt paßt einmal auf!“

“Ecco qui un magnifico martello statunitense! Adesso fate attenzione!”



„So — — —!“

“Così“



„Und jetzt soll keiner mehr kommen und sagen der USA.-Soldat wüßte nicht, warum er diesen K.rieg führe!“

“Ed ora che nessuno venga a dire che li soldati statunitensi non so perchè 'faccio questo 'guerra!“



Nu wie ein Ziegenstall aus. (Dies zur Aufklärung einer zoologischen Streiffrage.)

Der alte Homer begann zu sprechen:

„7 Stidie stritten sich einst, denn 700 Gelehrte, Damals: wo ich gezeugt, später: ob überhaupt. Nach der heutigen Forschung setz' ich mich aus zwei Dichtern zusammen,

zwiefache Kompilation decke die Firma Homer... Tatsächlich schrieb die Illes mein Vater, mein

Sohn den Odysseus, Ich hieß Homer, doch ich war nur mit den Dichtern verwandt...

— Laßt das Geschreibe, wer es geschrieben, seid froh, daß es da ist. Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt selbst Euch!“

Inzwischen hatte der Adonis sich an die Trü-

mende herangemacht: Er hätte sich schon lange für sie interessiert. Jetzt, wo er Bewegungsfreiheit habe, wolle er bald heiraten. Und gebe nicht zu, daß sein Fräulein Bräut auf die Kunstausstellung käme. — Empört brief sich der Bildhauer auf seine besseren Rechte.

Die Herme das Silen, die nur bis zur Brust lebendig werden konnte, legte sich ins Mittel: „Ich will gern Schwiegervaterstelle an der Dame vertreten. Zunächst aber: haben Sie was zu trinken? Es ist verdammte trockene Luft hier.“

Jetzt kam auch der Ringkämpfer näher: „Wir wollen alle dabei mitsprechen und mitfeiern. Sie glauben wohl Sie bekämen auf diese Weise ein Mädchen ohne Anhang? Ne, lieber Herr, die Marmors sind eine Familie, alle miteinander verwandt. Und wenn Sie hier Sporenzchen (er gebrauchte das griechische Wort dafür) mechen wol-

len — was meine Flüste angeht, die sind noch so gut wie Marmor, verstehen Sie wohl?“ — Damit wollte er sich der Träumenden bemächtigen.

Da kam dem Künstler ein rettender Gedanke. Er ging zum Höllenhund und versprach ihm drei Wurstzipfel, für jedes Maul einen; obwohl selbst die längste Wurst nur zwei Zipfel hat. Cerberus dachte nach, was bei drei Köpfen nicht schneller, sondern langsamer geht. Dann ließ er, die Hälse vorstreckend, einen grausigen Dreiklang von Tönen aus und fuhr mit zwei Mäulern dem Ringkämpfer an die hosenbodenlosen Bereiche, während das dritte Maul zur Androhung weiterer geigener Maßnahmen offen blieb. Der Athlet heulte auf — er bedauerte sichtlich, nicht mehr von Marmor zu sein — und ließ seinen reizenden Raub fahren.

„Verschwinden Sie schlauigst in mein Schlafzimmer“, flüsterte der Künstler der Träumenden zu, „außerordentliche Umstände rechtfertigen außerordentliche Maßnahmen.“ Das war die Sprache besorgter Liebe. Die Träumende verstand und verschwand.

Nun versuchte Bürgemeister a. D. Wunnebauch, sozusagen als örtliche Polizeibehörde, Ordnung in das Chaos zu bringen und zwar auf griechisch; die unregelmäßigen Verbe flossen ihm nur so von den Lippen. Aber das Durcheinander wuchs.

Jetzt klingelte es auch noch. Der Altphilologe vom unteren Stockwerk schickte seine Haushälterin herauf: Traun, unerträglich dünke ihn dieser Skandal zur Schlafenszeit. — „Sagen Sie dem Herrn Professor“, schrieb der Künstler, „der ganze Krach ist klassisch!“

In seiner Verzweiflung kam ihm schließlich eine zweite rettende Idee. Er wandte sich an die Meduse: „Ihr Blick macht Menschen zu Stein. Tun Sie mir den einzigen Gefallen und versteinern Sie hier die Herrschaften wieder.“

„Eigentlich“, erwiderte Jene, „bin ich in der Hypnose außer Übung. Ich meduise gerade so schön vor mich hin. Aber der Radau macht mir mein Schlangenhaar wach. Wer flüster mit nacher meine Schlangen?“ Sie schüttelte ihr schönes, furchtbares Haupt:

„Achtung!“ rief sie, „mich ansehen! Stillgestanden! Sie, Herr Athlet, bitte, etwas mehr goldener Schnitz. Cerberus, kuschl! Die Schreitende dahinten, das Spielbein vor, noch weiter, so. Und nun stehen Sie einmal alle, wie der Künstler Sie gewünscht. Bitte, recht klassisch...“

Sie blickte jeden an. Jeder wurde wieder zu Stein. Himmel, dachte der Bildhauer, die versteinert mich auch noch. Sie wird mir morgen den Postboten versteinern. Was mache ich in meinem Atelier mit einem steinernen Postboten?

Da kam ihm der dritte rettende Gedanke: Er ergriff einen Spiegel und hielt ihn mit abgewandtem Gesicht der Meduse vor. Die blickte furchtbar hinein und — ein klassisches Beispiel der Selbsthypnose — versteinerte sich selbst...

Der Künstler aber hob aufatmend die Hände und flehte: „O Venus, zukünftig bitte Wunder nur in Einzelleistungen.“

Dann begab er sich in das Schlafzimmer, wo die Träumende schon schlief.

■

Als er am Morgen erwachte, lag die Träumende immer noch an seiner Seite. Er genoß die Musik der tiefen Atemzüge seiner schlummernden Frau. Als dann der Postbote klingelte, stand aller Marmor wieder still an seiner Stelle, als ob er der Nacht nichts gewesen wäre.

Kurz darauf rief Dr. Hanna-Frigide Süßerlich an: „Ich habe inzwischen über Euren Pygmalion nachgedacht. Die Geschichte ist furchtbar einfach. Da Pygmalion doch König von Cypern war, konnte er sein Modell nicht so einfach heilen. Darum ließ er das Mädchen heimlich kommen, zerschlug dafür die Statue und erzählte dann überall, Venus hätte sie lebendig gemacht... Die Mythologie läßt sich meistens sehr natürlich erklären.“



„... dabel habe ich Robert nie Grund zur Eifersucht gegeben!“
„Nee, nee, das hast du immer sehr geschickt gemacht!“

Approvazione: „... malgrado ciò lo non diedi mai motivo a Roberto d'esser geloso!..
"Ma io: lo fecetti sempre con grande abilità!..



„Können wir Ihnen noch etwas bieten, damit Sie sich bei uns wie zu Hause fühlen?“
„All right, geben Sie mir doch für die Abendstunden Ihren Geldschrank zum Öffnen!“

Chicago a Londra: „Possiamo offrirvi qualcosa altro, affinché Vi sentiate da noi come in casa vostra?„
„All right! Lasciatemi aprire la vostra cassaforte per stasera!„

DER STRICK

VON HEINZ SCHARPF

In des Seilergeschäft am Hubertusplatz kam eine Frau gestürzt.

„Einen Strick, bitte!“ stieß sie hervor.

„Was für ein Strick aus es sein?“ fragte der Verkäufer. „Wir führen Stricke vom Blindfaden bis zum Glückseisen.“

„Einen Strick zum Aufhängen“, sagte die Frau. „Zum Wäscheaufhängen?“

„Ach, du meinst Gott, wozu die Fregeler? Einen Strick, daran man sich aufhängen kann.“ Und sie unterstreich ihre Worte mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde.

Der Verkäufer verlor einen Augenblick das verbindliche Lächeln. Unschlüssig blickte er der Frau in das zuckende Gesicht. Die Arme schlenkerten seelisch etwas aus dem Gleichgewicht gebracht zu sein. Aber zwischen dem Strick in der Hand und dem Kopf in der Schlinge steht noch immer der Nagel an der Wand! „Entschuldigen Sie“, sprach er gedehnt, „mit gewissen Dingen soll man nicht scherzen, um des Ersten willen nicht, der manchmal damit gemacht wird. So schlimm wird wohl der Fall nicht liegen.“

„Nicht so schlimm? Hah! Sie sollten meinen Mann kennen. Mit dem hält es der Teufel nicht aus. Ich bin völlig fertig mit meinen Nerven.“

„Unter diesen Umständen möchte ich Ihnen lieber keinen Strick verkaufen“, bedauerte nun der Verkäufer ernstlich.

„Dazu haben Sie kein Recht. Laut Handelsgesetz sind Sie verpflichtet!“

„Gewiß, aber —“

„Ich kann ja auch in ein anderes Geschäft gehen.“ Der Verkäufer hob beschwichtigend die Hände, schritt zum Regal und legte einige Stricke auf den Verkaufstisch.

Die zappelnde Kundin entschied sich für einen. „Sie garantieren mir seine Qualität?“

„Der trägt an die hundert Kilo, gnädige Frau“, bemerkte der Verkäufer sechlich.

„Dann nehme ich ihn“, entschied die Frau und verließ aufgeregt, wie sie gekommen war, den Laden. Das war am Vormittag um neun. Am Nachmittag

gegen drei Uhr erschien ein kleines, saures Männchen, wickelte umständlich den Strick aus einem Papier und zeigte gleichzeitig eine Wiegekerze vor, lautend auf 56 Kilogramm. „Sehen Sie“, sprach das Männchen vorwursvoll, „so sieht ein von Ihnen auf hundert Kilo Tragfähigkeit garantierter Strick aus, wenn man ihm eine Belastung von 56 zumutet — wie ein Zwimsfaden ist er gerissen.“

„Um Himmelswillen“, stotterte der Verkäufer, „wollte sich denn die Dame wirklich —?“

„Die Dame?“ hüstelte das Männchen, „mein, ich. Aber gleich beim ersten Versuch riß er. Meine Frau läßt Ihnen sagen, Ihre Firma hält sie nicht wieder.“

„Das würde ich lebhaft bedauern“, versicherte der Verkäufer.

„In Hinkunft werden wir unseren Bedarf an Stricken wo anders decken“, zischte das Männchen. Funkelnden Auges verließ es das Geschäft.

Der Teufel hole den Dienst am Kunden! sah ihm der Verkäufer erbost nach.

DIE LETZTE RIPPE

VON JO HANNS RÖSLER

Kitty ging langsam am mich herum.

„Johannes! Johannes!“

„Wo störst?“

„Dein Bauch, Johannes!“

„Oho!“

„Nichts! oho! Er ist da!“

Ich fauchte empört:

„Natürlich ist er da! Willst du einen Mann ohne Bauch? Im Bauch sitzen die besten Gedanken!“

„Deine Gedanken sind zu umfangreich, Johannes.“

„Erlaub! Ich trage denselben Gürtel wie am Tage unserer Hochzeit!“

Kitty nickte:

„Ja. Aber damals auf dem ersten und heute auf dem letzten Loch!“

Am nächsten Morgen mißfiel Kitty mein Leibesumfang abermals.

„Du sitzt zu viel, Johannes!“

„Bei der Arbeit kann ich nicht rekrumieren!“

„Dann sitzt am Tag, aber lauf am Abend!“

„Abends bin ich müde.“

„Aber so müde bist du nicht“, beharrte Kitty, „daß du nicht Abend für Abend ins Wirtshaus gehst und mit deinen Freunden Karten spielst.“

„Ja freilich! Und die Karten halten wir dabei in der Hand!“

„O du Unverstand!“

„Nein! Du bist ein Unverstand!“ schrie ich erregt, „was kümmert dich mein Bauch? Ich verdanke dir den häuslichen Frieden! Hagere Männer sind gereizt, nervös, zänkisch, mißtrauisch, launenhaft und böseartig. Darum flehe ich dich an: laß ihn mir!“

„Ich lasse ihn dir nicht!“

„Bittet Bitte!“

Kitty gab mir einen Klap.

„Nichts! Da! Du gehst ab morgen spazieren.“

Ich ging spazieren. Jeden Abend meine achtzehnte Schritte. Meine Freunde sah ich nicht mehr. Wenn sie mich trafen, blickten sie mich mit

leidlich an.

„Kriecher! Duckmäuser! Weiberknecht!“

„Ich laufe.“

„Setz dich zu uns! Denk an die schönen Assen!“

„O Seligkeit!“

„So tu! Die Karten sind gemischt!“

„Ich kann nicht!“

„Warum nicht?“

Ich deutete verzweifelt nach unten:

„Der Schrittzähler!“

„Was? Deine Frau hat —?“

„Verschämt gestand ich:“

„Kitty hat mir einen Schrittzähler am Bein befestigt. Jeden Abend muß ich achttausend Schritte

abliefern. Wißt ihr keinen Rat, Freunde?“

Die Freunde wußten einen Rat. Abend für Abend saß ich jetzt wieder im Kreis der Freunde. Meine achttausend Schritte aber lieferte ich trotzdem getreulich ab. Denn meine Frau hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Es war ein freundlicher Wirt, unser Wirt, ein flinker Wirt, ein hurtiger Wirt, der vom Schankstisch zum Stammtisch und vom Stammtisch zum Schankstisch lief, schnell und behende, die Gäste

flott zu bedienen. Er lief in Küche und Keller, trappelt, treppelt, hinaus und herein, eilte zwischen Tischen zu Tisch, die neuen Gäste mit Namen freundlich zu begrüßen, kein Weg war ihm zu weit, kein Schritt zu viel. Er machte weit

über achttausend Schritte jeden Abend und mit ihm mein Schrittzähler, den wir ihm lachend an seinen Fuß befestigt hatten.

„Donnerwetter! Elftausend Schritte!“

„Lob mich, Kitty!“

„Bravo, Johannes!“

„Küß mich, Kitty!“

Kitty küßte mich.

„Mach nur so weiter, Johannes!“

Ich machte so weiter. Vielmehr mein flinker Wirt. Das Fett unter meiner letzten Rippe schmolz zwar nicht, aber Kitty sah den guten Willen und ich hatte meinen häuslichen Frieden. Viele, viele Jahre ging es gut. In den letzten Monaten jedoch —

„Was heißt das, Johannes? Keine tausend Schritte!“

„Nicht möglich!“

„Da! Überzeuge dich!“

Ich überzeuge mich. Tatsächlich!

Eine Woche später war es noch schlimmer.

„Keine zehntausend Schritte, Johannes!“

„Vielleicht ein Defekt?“

„Ja, bei dir im Kopf!“, schrie Kitty.

„Wieso?“

„Das Ding geht gut — nur du gehst nicht!“

„Ich? Der Wirt geht nicht!“

Ich schrie ebenfalls. Ich hatte die Beherrschung völlig verloren.

Kitty stand starr.

„Welcher Wirt?“

Ich gestand:

„Der Gastwirt! Um die Wünsche seiner Gäste zu befriedigen, macht er heute auch nicht einen einzigen Schritt!“

MEIN FREUND JOHANNES

Ich will nicht behaupten, daß wir, Johannes und ich, damals routinierte Frauenkenner und -verführer gewesen wären, aber es fiel uns doch immerhin auf, daß die Eva dem Peter gerne entgegengekommen wäre, wenn der ihr nur Gelegenheit dazu gegeben hätte. Aber dazu war er viel zu dumm.

Wir beschlossen, den beiden zu helfen.

„Höre mal, Peter“, sagte ich, „wenn Eva mal wieder zu dir kommt, und ihr sitzt so zusammen auf deiner Couch, dann spielst du so ein bißchen mit deinem Füllfedehalter herum und tust schließlich so, als wolltest du ihn für aus Scherz hinten in den Halsabschnitt stecken. Dann läßt du ihn aus Versehen mit Absicht! wirklich hineinschlutschen.“

Natürlich bittest du vielmals um Entschuldigung und fragst, ob du ihn wieder herausheulen solltest. Du wirst es natürlich ganz vorsichtig machen, sagst du. Ich denke, sie wird es gestatten. Du kennst dich dann ruhig ein bißchen ungeschickt dabei anstellen. Was dir ja nicht schwerfallen wird.“

Aufmerksam hatte Peter zugehört. Eifrig, aber doch etwas ängstlich fragte er Johannes, ob er das wohl wirklich wagen sollte.

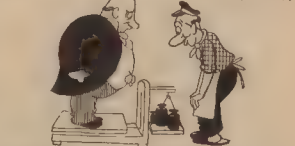
„Jo, je, mach das man ruhig so“, redete der ihm zu.

„Es ist wohl besser, man teilt ihm noch mit, daß es nicht unbedingt ein Füllfedehalter sein muß. Vielleicht hat er seinen dann gerade verlegt“, sagte Johannes.

J. Bieger

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Mückel)



Beim Wirt zum „Weidenbusch“, bei dem die Senatoren der Stadt Frankfurt zu verkehren pflegten, hatte sich einer dieser hohen Herrn vom Hausknecht wiegen lassen. Am anderen Tag wurde ein Schwein geschlachtet und der Wirt fragte: „Schwan (Johann), was wiegt denn die Sau?“

„Siebenes Pund mehr wie der Herr Senator“, lautete die später zum gellüllten Wort gewordene Antwort.

R. M.

*

Bobby ist bei Baron Wettstein zur Jagd eingeladen.

Vor dem Wald pflanzt er sich auf der Wiese auf und erwartet den Bock.

Kommt der Jeggheer auf ihn zu und meint:

„Aber, lieber Graf, warum suchen Sie denn keine Deckung?“

Entgegen Bobby überlegen:

„Sieh einfach, weil ich nicht nicht fürchte!“ F. H.



Hält immer sich der Winter noch,
mach drum dir keine Sorgen,
auf einmal kommt der Frühling doch,
wenn heut' nicht, ist es morgen.

Der graue Wald wird wieder grün
im Sonnenlichte prangen,
die Blumen siehst du lustig blühn,
brauchst nur darnach zu langen.

Schau zu, daß auch den Frühling dann
du selber hast im Blute,
damit er in dir singen kann
gar lieb und frohgemute.

WILHELM SCHULZ

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

SCHLEICHHANDEL IN TEHERAN



„Vortrefflich kleidet Sie dieser italienische Admiralshut, Genosse Stalin,
wie haben Sie denn den bekommen?“ — „Natürlich hintenherum!“

Contrabbando in Teheran: „Questo feluca di ammiraglio italiano Vi sta a meraviglia! Come l'avete avuta?“, — „Naturalmente, di sottomano!“

VON PAUL WESTERGAARD



Wie die Katze auf die Maus,
ist der Mensch, der Verle dichtet
und den Mufen Zoll entrichtet,
unentregt auf Stoffe aus.

Hat er einen dann eröffnet,
respektlos festgenagelt,
wird der sorglich abgetragen
und uns alsobald aufgetischt.

Stolz, mit hoch erhob'nem Schwert,
bringt im Maul er feine Beute
in den Sehbezirk der Leute,
beifallslüftend, lobbereit.

Und das Publikum, wie stellt's
sich dazu? – Nun, notgedrungen
ruft es: „Bravo! Sehr gelungen!“
Und es freit sich ihm den Pelz.

Ratatöhr

DER AUFGHÄNGER

VON WALTER FOITZICK

Ganz oben am Mantel, am nördlichsten Punkt, befindet sich der Aufhänger. Dort soll er wenigstens sein. Ist er nicht mehr da, so findet man an seiner Stelle zwei längliche kleine Stoffresten. Sind nur diese vorhanden, ist es für den Mantelbesitzer peinlich, und er läßt sich seinen Mantel nicht gerne von jemand anderem abnehmen und aufhängen. Geschlecht dieses aber doch, so sagt er bedauernd, daß der Aufhänger erst eben abgerissen sei. Da hängt nun der Mantel höchst kümmerlich an der Garderobe und hat einen Buckel. Jeder, der vorbeikommt, denkt: „Aha, da fehlt der Aufhänger!“ Und das klingt wie Mißwirtschaft und Schlamperlei. Solches hat man nicht gern.

Der Aufhänger kann durch allmähliche Abnutzung kaputt gehen, doch ist das nicht sein normales Ende. Wenn Sie einen Aufhänger ganz sachgemäß zerstören wollen, brauchen Sie nur eine Eisen-

bahnfahrt zu machen, je länger, desto sicherer. Sie hängen den Mantel sorgfältig neben sich in die Abteildecke. Oh, Sie machen das mit aller Behutsamkeit, denn Sie wissen Bescheid. Aber man kann nicht stundenlang Bescheid wissen, und so kommt es, daß es plötzlich einen kleinen Ruck gibt, einen ganz seichten Ruck. Eine Spannung löst sich. Es ist, als ob der Mantel sagte: „Na endlich!“. Nun wissen Sie schon wieder Bescheid, und nun ist Ihnen die ganze Lage klar. Der Aufhänger ist gewesen.

Sie werden mit der Hand über sich greifen und fühlen, wie der Mantel das Köpfchen hängen läßt. Er neigt sich über Sie wie die Trauerweide über einen Grabstein.

Mit viel Gemache und Umständen bringen Sie jetzt das Kleidungsstück wo anders unter. Sie vergessen den kleinen Unfall, bis, ja bis Sie den Mantel wieder irgendwo aufhängen wollen. Und dieser letzte Fall kann sich noch oft wiederholen und über längere Zeiten hinziehen. Es gibt nur sehr wenige Aufhänger, die eine Eisenbahnfahrt überstehen.

Mein Freund Olsen besuchte mich gestern. „Du“, sagte er, „ich habe da eine Geschichte gehört, die ich dir unbedingt erzählen muß.“ Und er begann:

„Ein Mann — Fräsen hieß er und war Junggeselle — zog in eine neue Wohnung ein. Im gleichen Stockwerk des Treppenhauses wohnte ein gewisser Herr Pillerö. Auch dieser lebte allein, denn er war von seiner Frau geschieden. Als Fräsen seine Wohnung eingerichtet hatte, hängte er süßen an seiner Wohnungstür einen jener blechernen Briefkästen an, auf denen mit großen, goldenen Buchstaben „Briefe“ geschrieben steht.

Am nächsten Morgen aber war der Briefkasten weg. Er war gestohlen worden.

Fräsen kaufte also einen neuen Briefkasten und schraubte ihn diesmal so fest an, daß ihn nicht gleich der erste beste Treppendieb mit sich nehmen würde.

Am nächsten Morgen aber war auch dieser Briefkasten spurlos verschwunden.

Nicht weniger als insgesamt sechs solcher Briefkästen mit goldener Inschrift „Briefe“ brachte Fräsen an seiner Wohnungstür an, und alle wurden gestohlen. Beim siebenten aber beschloß Fräsen, sich auf die Lauer zu legen. Er holte einen Stuhl herbei, setzte sich und guckte durchs Schlüsselloch.

Da — eine halbe Stunde mochte er gewartet haben — öffnete sich Pillerö's Wohnungstür, und Pillerö trat, mit einem Brecheisen bewaffnet, heraus. Er montierte Fräsen's Briefkästen ab und verschwand damit in die Wohnung. Gleich darauf hörte Fräsen, wie der Nachbar vorsichtig die Hintertreppe hinunterschlich, und er sah, wie Pillerö mit dem Briefkasten in der einen Hand und mit einem Spaten in der anderen auf den Hinterhof hinausstrat. Dort grub er ein Loch, legte den Briefkasten hinein und kohrte, nachdem er die Erde festgetreten, mit schmerzgefüllter Miene ins Haus zurück.

Tags darauf ging Fräsen zu Pillerö hinüber. „Sie also sind der Mann, der mir immerzu meine Briefkästen stiehlt!“ sagte er.

„Ach, ich werde es nie wieder tun“, beteuerte Pillerö. „Versprechen Sie mir nur, nicht wieder einen Briefkasten anzubringen, auf dem „Briefe“ geschrieben steht!“

Das vermochte Fräsen anfangs nicht zu begreifen. „Ich bin ein tiefunglücklicher Mensch“, begann Pillerö nun sein Leid zu klagen. „Sie wissen, ich bin von meiner Frau geschieden worden. Sie brennte mir damals mit einem Briefträger durch.

Ach, ich war ja so verliebt in meine „Briefe“. Das war ihr Kosenamen, nämlich die Anfangsbuchstaben der sechs Vornamen Berit, Rosa, Ida, Erna, Frieda, Emma, die sie bei der Taufe erhalten hatte. „Meine liebe, kleine Briefe“, nannte ich sie immer. Sie werden nun gewiß verstehen, weshalb ich die Briefkästen von ihrer Tür entfernt habe. Denn wenn ich auf den Treppenhof hinaustrat und ihren Namen in Goldlettern prangen sah — noch dazu auf einem Gegenstand, der mich unwillkürlich an den Beruf des Mannes erinnerte, der mir meine kleine „Briefe“ stahl —, so weckte das jedesmal schmerzliche Erinnerungen in mir.“

„Und was geschah weiter?“ fragte ich Olsen gespannt, als er hier seine Rede für einen Augenblick unterbrach.

Dann ging Fräsen hin und kaufte einen echten Briefkasten. Diesmal einen ohne die Aufschrift „Briefe“. Seit jenem Tage wurden Fräsen und Pillerö die besten Freunde, und Fräsen heiratete die Tochter von Pillerö's geschiedener Frau. Doch nach einjähriger Ehe lief auch sie ihm davon und verheiratete sich mit einem Handlungsreisenden in Briefpapier. (Ja, es lag nun einmal in der Familie.)

(Aus dem Dänischen von W. R.)

Der spanische Stier

(Wilhelm Schütz)



„Unerklärlich, daß der Bursche sich nicht in die Kampfarena locken läßt, wir haben doch alles so schön vorbereitet!“

Il toro spagnolo: „Non si capisce come mai questo bardassa non si lasci attirare nell'arena. E dire che gli abbiamo preparato tutto così bene!..“



„Ich verstehe nicht, daß die Finnen unser freundliches Angebot, nach Alaska auszuwandern, nicht annehmen wollen. Erfroren und verhungert ist doch angenehmer als verschleppt und erschossen!“

L' americano filantropo: „Non comprendo come mai i Finlandesi non vogliano accettare la nostra gentile offerta di immigrare nell' Alaska. È sempre meglio patirne il gelo e la fame che esser deportati e fucilati!“

MEIN FREUND JOHANNES

Wir besuchten einen Maler.

Es war recht kalt in seinem Atelier. Auf eine diesbezügliche Bemerkung unsererseits erklärte er achselzuckend: „Ich habe kein Geld für Feuerung.“

Wir bedauerten ihn. Das aber hätten wir nicht tun sollen. Denn nun wurde er wild.

„Ja, so ist dies Menschenpack. Seine Größten läßt es hungern und frieren!“ rief er voller Pathos.

„Aber bester Freund“, beglückte Johannes, „wenn die Menschen wüßten, daß Sie zu Ihren Größten zählen, würde man Sie gewiß nicht Not leiden lassen. Soviel ich weiß, haben Sie sich aber noch nie darum bemüht, der Öffentlichkeit Beweise Ihres Könnens vor Augen zu führen. Schaffen Sie etwas! Stellen Sie es aus!“

Verächtlich lachte der Maler: „Beweise für die Öffentlichkeit! Schaffen! Ausstellen!“

„Wie aber wollen Sie sonst Anerkennung finden?“ fragte ich höflich.

Von oben herab schaute er mich an.

„Ich brauche keine Anerkennung. Mir genügt es, zu wissen: Wenn ich wollte, könnte ich!“

„Großer Meister“, fragte Johannes voller Hochachtung, „warum frieren Sie denn?“

Der Maler wurde wieder Mensch, so überraschte ihn diese Frage. „Frieren?“ stammelte er verwirrt.

„Ja. Genügt es Ihnen denn nicht auch, zu wissen: Wenn ich heizen wollte, könnte ich?“ sagte Johannes.

„J. Bieger

DIE ALTE MALERIN

VON PETER REIMANN

Eine alte Frau humpelte über den mondheilen, durchsteinten Platz, eine weiße Schlüssel unter der weiten schwarzen Wollschal tragend; aus der Osterie drang eine fluchende Fäustelstimme, die im Wein gurgelte, und irgendwo krächte allzu verführt ein Hahn, dem das Mondlicht bereits Tag war. Tock, tock, tock; das waren die klappenden Schritte des Gendarmen, der dahinstelzte, ohne Sinn eigentlich, denn der Ort hatte keine sträflichen Taten; nur, es war sein Beruf.

Als die Alte an der Sparkasse vorbeikam, brackelte es oben, unter dem Dach, ein wenig; dann rieselte es ihr über das spärliche Haar in den Schil hinein.

"Madonn!..." sagte sie halblaut, erschrocken. Der Gendarm rüttelte düben an der Tür der Osterie; die Barken im Hafen wogten sich ganz leise, der Mast der einen wickte dem Monde in seinem feinsten Milchgeicht hin her, und sein Schatten zeichnete eine sanft bewegliche Linie über den Weg der Alten. Die machte einen kleinen Sprung darüber hinweg.

Denn klonnte sich die vielen Stufen zur Kirche empor — hundert waren es, oder mehr noch — und trotz der Mühe Es war ja Wein! und die dünne Nachtwind tat seine leichten Finger in die wollenen Fransen ihres Schals — aber die waren ihm wohl zu spröde; denn in einige einzelne Haare, und hielt sie so unter das Mondlicht, daß sie glitzern sollten. Jedoch der Widerschein war nur schwach wie der von allem Zinn.

An der Pforte oben stand eine Silberanne, riesig und bejährt war sie. Darunter ging die Alte vor und duckte sich fast in der Schattenfäustel. In die Arkade überging zwischen der Sakristei und dem Pfarrhaus. Und dann waren zwei Mauern längs der Gasse, hoch und verschlossen, daß die alte Frau erst nach einer Weile wieder im Heilen stand: erst als sie auf der Landstraße war, durch die Finsternis war sie geschwommen und hatte es wipfeln gehört. Eine Furcht aber, denn sie fürchtete sich nie — war doch ihr Gang jetzt zu einer unheimlichen Stille und des Wipern — das wußte sie — war sehr irdisch. Jenseits der Landstraße ging ein Schotterweg an der Holzhütte vorbei, mitten in den Heil, der nur ein graues, bleiche Stille hatte und ein seltsames, nacktes Gesicht. Da war das Herbstes Sterben.

Weiter oben aber waren nur mehr kahle Steine eckige und kruzarmige; der alte Friedhof. Die Grelain humpelte durch die wirren Reihen bis ganz in eine der äußeren Ecken, dort blieb sie stehen. Sie schloß ihren Schaf zusammen, die Augenblick lang sah sie wie ein Nachwölke aus. Dann bückte sie sich, stieß die Schlüssel auf das Grab und ließ eine kleine weiße Popelrute deneben. In der Schlüssel waren Makaroni, mit viel Tomatenmark, Butter und gebackenen Käse zubereitet. In der Tüte waren gute, dunkle Zigarren.

"So", sagte die Alte andächtig und faltete die Hände. "Mutter lass' es dir gut schmecken. ... Denn sie glaubte an ein Leben nach dem Tode. Heuchel tippte sie von dannen. Und ein Scherzen löste sich aus dem Dunkel des Totenhaus, schlich sich zu dem Grabe hin und ließ sich die Mahlzeit mit dem ..."

Der Totengräber wurde von Tag zu Tag wohlgenährter und reichte so seine Zigarren, die es im Dorfe nicht zu kaufen gab. Die Alte machte den Friedhof eine Nacht für Nacht. Heute knirschte es aus dem Esser unter den Zigarren. Es fluchte, und wußte nicht daß er ein Schlüssel von der Sparkasse mitkaute.

Die Alte glaubte an ein Leben nach dem Tode; die tote Mutter hatte Makaroni und Zigarren so geliebt. Tags machte die Grelain ihren anderen Kirchgang, sie holte die leere Schlüssel ab und freute sich des gesunden Appetits der Seligen, die vor acht Jahren gestorben.

Sie malte; in der Kirche hingen ein paar Heiligenbilder von ihr. Jetzt war sie an einem Gottesackerbild mit dem Grab der Mutter darauf und einem Zypressen.

Vorgenommen hatte sie sich, das Bild nicht fertigzumalen, da ihr irgendjemand, der nicht irdisch war, eingegeben, sie werde sterben, so das Werk vollendet. Sie glaubte an ein Leben nach dem Tode — sie hatte keine Furcht sonst, aber vor dem Sterben wohl doch!

Der Pastor hatte sie beichten gehört von der Bewandnis mit dem Bilde; er hatte erst einfüllig gelächelt, der dicke Don Teobaldo, dann jäh ein ernstes Gesicht gezogen und den Finger gehoben mit mehrenden Worten von der Sünde das Herz glauben. Später hatte er es noch einmal hören müssen, was das Werden des Bildes in sich hatte, und dann wieder — ihr war nicht zu helfen ...

Und der Totengräber fraß noch einige Jahre die Makaroni der seligen Mutter und schmuckte deren Zigarren. Bis die Malerin neuzug leute auf dem krummen Rücken trug und er mit nur fünfundfünfzig, der regelmäßig Sondernahrung zum Trotz, unweit seines Tischeindeckel ein erschwert wurde.

Er war tot, und die Mutter der Malerin verschmähte von diesem Tage an die liebevoll zubereiteten Mahlzeiten, ja, selbst die dicken Zigarren. Die Grelain nahm es sich sehr zu Herzen, sie brachte weiterhin eine Zeitlang allmählich eine Schlüssel und eine Tüte, doch fand sie regelmäßig am folgenden Tage beides unberührt. Gott, dies war ein schlechtes Omen!

In ihrem Atelier unten am Wasser stand die alte Malerin, die das und andere Friedhofsbild lehrte: Es war fertig, bis auf eine Zypresse, die noch weiß regte auf dem Malgrund. Die Alte legte sich hin und kränkelte fortan. Und noch größer ward ihre Furcht vor dem Tode: Gab es nicht vielleicht einen letzten, endgültigen Tod, dem zwei Leben folgten? Sie begann zu phantastieren, den ganzen Tag

über; sie rang, sie rang um ihr bißchen Leben! Einige Male ward um sie der Pastor gerufen, der nahm ihr die letzte Beichte ab — einige Male. Aber das Bild! Das Bild war noch nicht vollendet! Und sie erhielt sich jedesmal ein wenig und quälte sich weiter. Der Pastor ward von tiefem Mitleid ergriffen, aber sie brauchte doch seine trostreichen Worte nicht, nein, nein, sie wollte sie gar nicht! Das Bild war doch noch nicht vollendet! Mit fünfundneunzig Jahren lebte sie noch immer. Der Pastor hülfte, daß das Ansehenmüssen dieser Quälerei nicht lange mehr ertragen würde.

Es war ein Abend wie vor Jener Nacht. Die dünnen, nackten Äste machten bleichen Licht gegen den aufglühenden Mond; die noch im Dämmern bunten Reste ihrer Bilder verflüchteten sich irdisch; ein letzter Strahl des Tages versuchte flackernd, schwindend, noch eines Tons zu schwingen ...

Dann stieg an der himmlischen Rampe die Nacht auf. Wie Jensei

Eine Gestalt lief lautlos über den Platz, an der Sparkasse vorbei, die Kirchenstufen hinauf.

Tick-tock, tick-tock, tick-tock, die klappenden Schritte des Gendarms. Anders als damals; er war alt geworden. Auch er. Und die Gicht kniete in ihm. Er blies seinen und schüttelte den Kopf. Wer da nur so rannte? ... Ach, das Mädchen der alten Malerin. So.

Ja, sie war es, und sie keuchte, als sie oben an der Pforte den Klopfer schwang. Schließender Gang, ein leiser Lichschein, die Stimme des Pastors kamen ihr entgegen:

"Ach, du, Giovanna?"

"Ja, Reverendo..." Die signorile ..."

Dann waren der Gestalten zwei, die die Stufen hinunterstiegen, ein langer und ein kürzerer Rock. Als sie an der Sparkasse vorbeikamen, sang hinter der verschlossenen Tür jemand eine Melodie

"So groß war er, so fei' war er, und man ließ ihn Bombolo ..."

Ein alter Gersenhauer. Es war der Beamte, der zunächst vielleicht noch Geld.

Drüben am Hafen stand der Gendarm an eine Laterne gekniet und spielte ins Wasser. Ein Vorräucher Hahn krächte irgendwo — wie damals. Oben im Zimmer der Malerin brannte nur eine Kerze. Die Malerin lag da, tohlen Gesichts, und hatte die Hände gefaltet. Ihr stuchte ihr Blick nach den Eintretenden; ihre Sinne, hoch und trocken, wimmerte; der Pastor, der Pastor, und legte ihr den Rosenkranz über die weichen Hände.

"Bete!", sagte er leise. Dann schlich er sofort wieder hinaus, die Giovanna wendete sich, ich komme bald zurück!, flüsterte er ihr zu: "Bleib' bei ihr."

Er betrat das Atelier; da stand noch die Stiefel, auf der das unvollendete Bild lehnte. Man sah es im Mondlicht, das durch die hohen Schellen drann, auf einem Hocker lagen die Tüben. Die ergiff der Pastor und ging näher ans Fenster, daß er zwei Farben herauswühlte konnte: ein dunkles Grün und ein Grau — tür die Zypressen.

Im Nebenimmer läßt die Grelain: "Aber — das Bild ist ja noch nicht vollendet! ..."

Die Malerin schüttelte sich und hob den Blick empor. "Großer allmächtiger und gültiger Gott!" sagte er, "sieh es als ein Werk der Barmerherzikeit. ... Dann drückte er heftig die lehrenden Farben auf die weite Leinwand und verließ sie flieherhaft mit den Fingern. Diese last auf ihm!

Er war auch nur ein Mensch ... Und er stürzte hernieder unter dem Gewicht, zu Füßen der Stiefel.

Es war eine Nacht wie jene, in dieser Nacht starb die alte Malerin; der Pastor kam hernach erst allmählich wieder zu Verstand. —

FUNDEVOGELS NEST

In der Lade meines Schreittischs steht ein Kasten, Auf den Deckel habe ich geschrieben: Fundevogels Nest. Will ich bei der Arbeit einmal trüben rasten, Halt mich Fundevogels Fittich schwebend in der Luft des Märchenlandes fest. Unter mir liegt Runderbuntes funk-hin ausgebreitet, Das ich aus dem Kasten, dein ich's barg, entnahm. Und mein Blick, der in die Kindheit heimkehrt, gleitet Über Traumströmer, Mondensplitter, Winkelwob und Zauberkram. Alles, was ich auf den Straßen fand in meinem Leben, Hob ich auf und legte es in Fundevogels Nest. Wo es glimmt und flimmert, wo sich heimliche Gespinste weben Um der abgestorbenen Wünsche unerlösten Rest ... Bonie Kugeln fand ich, die ein Kind verloren, Alte Münzen, einst dem Acker anvertraut zur Schwandzeit, Windgetriebene Liebesbriefe, deren Worte zerhackelt beschuoren, Nun der Regen schon hinfüßspalte zur Vergeßlichkeit, Nachschmuck mit Plittierzei, beim Sonntagsregeln einer Magd entlitten, Aus getrunkenem Tod das nackte Püppchen, das im Grase liegenblieb, Eine Messingschelle, losgerissen von einem Kinderschlitzen Und ein Albumblatt, das ein Verschmähter schrieb ... Alles, was am Wege lag, ich nahm es heim in meine Wände, Will es weiterleben soll, von Fundevogels Nest heimst! Hat der Tag mich stumpf gemacht, verlockt mich ihm ins Traumgelände Jener kahlen Kruten, drinnen sich Verlorenes teilt, Ohne wachen Will'n las ich durch die Finger gleiten, Was ich je am Rande meiner Wege fand, Und ein Raunen dringt in meine Seele aus verwehten Weiten, Dunkel wie die Wipfel rauschen über fernem Heimatland. Herbert Friedrichs



„Wir sind am Dienstag Abend bei Schwill's — sag' ma. — äh — was trägt man eigentlich zu Ente?“

„Mortedi sera siamo da Swill's. Dimmi, eh: Che vestito ci mettiamo per l'antra?“

DER RICHTIGE AUGENBLICK

VON BARON PALIE ROSENKRANTZ

Was gibt es wohl Schwierigeres in der Welt, als für eine wichtige Entscheidung den richtigen Augenblick abzuspassen? Es gibt Fälle, in denen die Wahl des richtigen Augenblicks von schicksalhafter Bedeutung für das ganze Leben eines Menschen sein kann. Außerhalb dieses Zeitpunktes gibt es dann bekanntlich nur ein Zufuhr oder ein Zuspiß. Er hatte sich entschlossen, gerade an jenem Abend um sie zu freien. Es war Sommer, sie war in Himmelsblau gekleidet, das ihr entzückend stand und sie ganz besonders anmutvoll erscheinen ließ. Freigend und erwartungsvoll blickten ihre tiefen, blauen Augen drein, um ihre roten Lippen lag ein verheißungsvolles Lächeln. Er bat sie, seine Frau zu werden. Unsere Geschichte rug sich übrigens in jener Zeit zu, da man sich mit einer Dame erst nach diesen entscheidenden Worten duzte und eine Verlobung als „halbvollzogene Trauung gält.“ Bildlich gesprochen, war da ein breiter Fluß, der zunächst Überwunden sein wollte, und die Brücke, die zu diesem Zwecke gebaut werden mußte, war das Ja. Sein Heiratsantrag war ihr weder unangenehm noch kam er ihr unerwartet. Nur schien ihr der Augenblick — aus rein formellen Gründen — zu früh gewählt. Sie ersetzte darum nicht und schlug auch nicht die Augen nieder. Im Gegenteil, sie schlug sie auf und maß ihn mit einem Blick, der

Erwägung und wohlwollendes Verständnis ausdrückte.

„Ich kann Ihnen nicht sofort antworten“, erwiderte sie mit ihrer weichen, melodischen Stimme. „Ihr Antrag überrascht und verwirrt mich. Es ist doch eine schicksalsschwere Entscheidung, die ich treffen soll — Sie müssen mir eine Bedenkzeit gewähren.“

Er erhob sich, er hatte keine augenblickliche Antwort erwartet. Mit einer Verbeugung zog er sich zurück. Sie ihrerseits war zu stolz um ihn zurückzuhalten. Also ging er. Im Grunde bereute sie bereits Ader.

Sie hatte eine Freundin. Die Freundin war dunkelhäutig und hatte große braune Augen, dichtes schwarzes Haar und ein sprühendes Temperament. Man könnte sich keine größeren Gegensätze denken als die beiden Mädchen, die sich dabei auf entzückende Weise ergötzen.

Am nächsten Abend traf er diese Freundin. Da er gar so hübschmüßig dreinschaute, empfand sie tiefes Mitgefühl mit ihm. Sie konnte die Geschichte seiner Werbung und wußte welcher Bescheid ihr zuteil geworden, ließ sich aber nichts anmerken. Er berichtete ihr von der Enttäuschung, die er erlitten, und bat sie um Rat, wie er sich nun wohl am besten verhalte. Die Freundin sah ihm teilnahmsvoll ins Gesicht. Er war ein hübscher junger Mann mit hellen, trauen Augen und sehr sym-

pathisch. Zudem benötigte er Trost.

„Sie liebt Sie nicht“, erklärte die Freundin, „denn sonst hätte sie Ihnen sogleich die Antwort gegeben, um die Sie sie baten. Sie ist ein gutes Mädel, lieb und nett und meine beste Freundin. Sie wollte Ihnen sicher nicht durch ein krasses Nein wehtun. Glauben Sie mir, ich kenne sie am besten.“

Ja, aber was soll ich tun?“ fragte er, weiterhin sehr betrübt.

„Sie sollten eine andere fragen, die Ihnen gleich mit Ja antworten würde, also, die Sie besser versteht und wirklich liebt.“

„Und wer könnte das wohl sein?“

„Sehen Sie sich nur ein wenig um!“ antwortete sie. Der junge Mann und das schwarzhaarige Mädchen saßen auf der Bank elfrig mit dieser Frage beschäftigt. Da trat die Blonde ein wenig vorlegen und reumütig, an ihn heran und bat ihn um eine kurze Aussprache.

Die Aussprache gestaltete sich denn auch wirklich nur ganz kurz.

Sie sagte: „Ich habe es mir überlegt.“

Er antwortete: „Ich such.“

Es war zu spät — er hatte sich inzwischen mit der Freundin verlobt.

Tja, so kann es einem gehen, wenn man den richtigen Augenblick nicht abzuspassen versteht.

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig.)



„Und wie müßte der Mann sein, den du heiraten möchtest?“
„Jung, schön, treu und Schokoladefabrikant!“

L'ideale: "E come dovrebbe esser l' uomo che tu vorresti sposare?..
"Giovane, bello, fedele e fabbricante di cioccolato!..

TEUFEL ÜBERM GARTENZAUN

VON ROLAND BETSCH

Ich gestatte mir, meinen Zeitgenossen mitzuteilen, daß ich jetzt Besitzer eines Schrebergartens bin. Warum soll ich, was andere können, nicht auch zuwege bringen, das müßte doch mit dem faulel zugehen. Säen und düngen und wachsen lassen, das kann bei Gott keine große Kunst sein. Ich verlaßte alle Einwände. Ho ho ho, hört, wie ich verlaßte! Wie gesagt, ich traue mir durchaus zu, Radieschen zu stecken, und Kartoffeln zu säen, Kletterbohnen und Zuckerkürbisse anzupflanzen und Johannisbeerenbäume zu züchten. Ich schaffe mir sogar Hühner an, nebst Hahn, Jawohl, das tue ich, und wenn die Sache sich günstig entwickelt, dann soll mich niemand daran hindern, daß ich auch der Großviehzucht mich zuwenden. Ich denke an rationelle Milch- und Margarinewirtschaft und an Kälberplantagen. Na ja, das liegt noch in der Ferne, ich will mich nicht aufspielen. Voreinst habe ich mir aus Bohnenstangen und Nudelstaken ein Gartenhaus gezeichnet. Ich bekenne, daß es kein Schmuckstück ist, nein, ich will es keineswegs mit anderen, nach architektonischen Gesichtspunkten gegliederten Gartenhäusern vergleichen, das wäre überheblich. Es ist wirklich nur ganz einfach und ohne elegantischen Stilgehalt errichtet, aber es ist praktisch, wenn es regnet, kann man sich hineinstellen, und außerdem kann man Gerätschaften und andere ferdwirtschafliche Dinge darin unterbringen. Hinsichtlich meines Gartenhauses geht auch also, bitte keinen hohen verwagenden Erwartungen hin. Ich verziehe zum Beispiel, wenn es als photographiert wird. Übrigens hat es die houthouse — gartenhaushaus — Wut meiner Nachbarin entfacht. Meine Nachbarin, jenseits des morschen Holzzauns heißt Fräulein Irmgard Fächchen. Fräulein heißt sie, nicht anders. Ich habe nichts gegen den Namen Fächchen — Gott stah mit bell —, aber bald einmal, den aufzubringen, ist mir insatze bin. Den Namen hatte ich irgendwo verloren etwas Komisches an etwas humorvoll Spottliches. Bei Fächchen muß ein Melancholiker schmunzeln. Glat herausgesagt: Ich möchte nicht Fächchen heißen. Fräulein Irmgard Fächchen steht hochachtungsvoll aus sie recht! blüht nach oben in der Pfirsichblüte ihrer Jahre hat einen blonden Winkeln ein rundliches Gesicht mit einer — ich kann nicht anders sagen — mit einer Leuchte mit einer leuchtenden losen Nase und wenn Fräulein Irmgard leucht möchte, man sich krank lachen so lacht sie. Einmal leucht sie so nicht, man kann es streng genommen nicht lachen nennen; sie lacht, wie ein lunder Truthahn. Augenblicklich kullert sie nicht, sondern sie

schimpft. Mein Gartenhaus beschimpft sie. Es wäre zu groß und würde ihr die Aussicht nehmen. Ich weiß, mein Gartenhaus ist nicht gerade klein, was die Größe anbelangt, kann es sich eben lassen. Ich will nicht protzen, es ist gar nicht meine Art zu protzen: aber Irmgard Fächchen ist, an meinem Gartenhaus gemessen, mehr ein Hasenstall. Ich bitte die Welt, kann jemand, der Fächchen heißt, ein großes, stattliches Gartenhaus bauen? Nein, er kann es nicht, oder ich will mich auf der Stelle hängen.

„Ihr Gartenhaus“, sagt sie und ist teuflisch wild, „Ihr Makrokontinentbude steht mir gerade vor der Nase. Ich habe immer den ständigen Blick auf die Berge gehabt, damit ist es jetzt Essig. Es war alles so schön vorher, da müssen Sie kommen und das Gelände verpflücken ins Pfefferland mit Ihnen!“

„Meine Dame“, erwidere ich und nehme kein Blatt vor den Mund, „meine Dame, von wegen Makrokontinentbude und Gelände verpflücken! Ich bezahle meinen Grund und Boden, außerdem meine Retlich- und Zwiebeln-ener und wenn sie vor Zorn allein solch roten Kopf kriegen, dann erinnern Sie mich an ein Radieschen, blit! um Vergabung, meine Dame!“

Sie kullert — hört ihr sie kullern? — und wendet außerdem den mittelhochdeutschen Steierlarm auf mich an.

„Geschwollenes Geschwätz!“ sagt Fräulein Fächchen, dreht sich auf den Absätzen und hackt in den Erdbereen herum. Wenn sie weiser so draufloschack, dann wird sie keine roten Früchte ernten. Sie hackt ja die Wurzeln zuschanden.

„Fräulein Fächchen Sie hacken die Wurzeln zuschanden. Ihre Wurzeln kann es keine Früchte geben. Ihre desbetreffliche diesjährige Ernte —“

„Was geht Sie meine Ernte an!“
„Im Grunde nicht. Aber ich bin Fachmann; Erdbearbeitung, ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß ich die Absicht habe, mich mit allem Nachdruck auf die Riesenennas zu werfen.“

„Da werden Sie hier kein Glück haben.“

Sie? Nein; dann hier ist kein Erdbereiden Unsin. In solchen Humus Erdbereiden zu pflanzen! Und außerdem geht der Teufel hier um.“

„Wer nehm' um bitte?“

Der Teufel. Sie möhen es glauben oder nicht. Der Boden ist rein verhext hier.“

„Ja, das werden Sie schon noch merken; das warten Sie nur mal ab! Was haben Sie denn in den vielen Töten?“

„Semen, meine Dame. Sämereien. Gurken, Rettich, Kartoffeln.“

„Kartoffeln? Kartoffelsamen?“

„Nichts anderes. Warum kullern Sie denn? Sie sind doch kein Truthahn.“

So zu kullern. Was hat sie gegen meinen Kartoffelsamen?

„Haben Sie auch Rotkrautsamen und Blumenkohl samen, Herr Fachmann?“

„Wenn es erlaubt ist, Jawohl.“

„Und Apfelbaumsemen? Ku ku ku ku kulle kulle. „Das soll gewiß gelacht sein. Sie hegen die Absicht, mich auszuzahlen. Wird Ihnen nicht ge lingen. Wissen Sie, worüber ich lache?“

„Nun?“

„Über Ihren verhexten Humus. Und überhaupt! wenn man schon Fächchen heißt? Bitte, heißen Sie nicht Fächchen? Bin ich im Irrtum, wenn ich zu wissen glaube, daß Sie Fächchen heißen?“

Sie geht. Ich habe sie in die Flucht geschlagen. Fräulein Fächchen, Irmgard Fächchen, verschwindet hinter den Himbeeren.

Zuletzt hat sie mir noch die ganze Laune ver doren mit ihrem verhexten Boden und dem Apfelbaumsemen. Sie denkt wohl, ich weiß nicht, daß man Obstbäume nicht so. So ein Feißen! Wenn sie das so appetitlich ist, läßt sie ein Fetzen zur Gartenarbeit haben. Ich jetzt kullere laut mehr.

Die verschiedenen Sämereien lege ich ins Gartenhaus und gehe spazieren. Ich esse morgen, wenn Fräulein Fächchen nicht da ist. Leben Sie wohl und recht gute Zeit noch hinter den Himbeeren!

An anderen Morgen bin ich wirklich allein. So nun habe ich herrliche Ruhe, meine Beete zu pflanzen. Alle Tüte werden geleert, ich säe und stecke und pflanze nur so drauf los genau nach Vorschrift. Auch kleine Pflänzchen habe ich mitgebracht. Wenn ich gestern behauptet habe, ich hätte keine roten Früchte und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

Fräulein Irmgard und Blumenkohlsemen, so ist das auf einen besgrißlichen Irrtum zurückzuführen. Rotkohl und Blumenkohl, müßt ihr wissen, werden nicht erst vielmehr steckt man die lunden Pflänzchen in den Boden. Die Pflänzchen bezieht man fix und fertig vom Gärtner als Halbfabrikat.

DOROTHEA SIBYLLE

(früher häufiger Mädchenname in adelichen Adelsgeschlechtern)

War muth und hold,
Geheimnißvoll und sehr verschwiegen,
Funken von Gold,
Wenn sie litz,
Ließ die Sonne über die Loden: Illeg.

Sie lasse erner.
(Oh, wieviel Eide gibt ein Schuß!)
Wacholderbeerenkerne
Zerfallen ihre Zähne.
So würde herb und fremd ihr Kuß.

Diana der Vierzehnherber,
Sie liebt Schöne von Blut gefärbt,
Ihre Ähren Offiziere ruhmreicher Regimenter,
Reiter von Tothensadern,
Hatten ihr Diefte Wollust vererbt.

Sie höfste viel und heiß,
Nur den nicht den sie folle.
„Er war ein reicher Liebemannsgreis.“
Sie floh mit einem Abenteuer,
Die Blutvermanblichkeit grollte.

Sie brachte Aufruhr in die Sippen,
Kälte Verachtung und Wut,
Sie zerfielen vor Zorn die Lippen
Und verließen Dorothea Sibylle
Empört aus dem elden Blut.

Warum Dorothea Sibylle,
Verließst du die Zimmer und Gärten der Kindheit
Und den Herbstmalz auf Stille?
Wer trieb dich hinunter
In den schwarzen Abgrund der Blindheit?

Nach nicht das Schloß in Schließen?
Geschlechter gingen und kamen.
Sie aber verfiel in Tunesien
In glühenden Abenteuern.
Keine Raritäten trägt mehr den Namen:

Dorothea Sibylle.

Anton Schnadt

handhoch. Und die Rettiiche schließen ganz hexenmäßig ins Kraut, gar nicht zu reden von den Zuckerküben und Kohlrabi.
 „Ab und zu kommt Früulein Fädchen; sie interessiert sich für mein Wachstum, aber es geht nie ohne Spott ab. Sie will sich manchmal halb krank kühlen über meine Radieschen und Zuckerküben. Einmal bin ich ihr in die Haare gefahren und habe ihr den Kopf gebeutelt. Na ja, ich tat es aus Rachsicht, schließlich hat sie mir ja auch den Schlops ausgegogen. Als ich sie in den Haaren hatte und immerfort beutende über den Zaun herüber an mich heranzog, da ist sie plötzlich ganz still geworden, ihre Augen bekamen einen fremden Glanz und alter Spott war zum Teufel. Hoffentlich habe ich ihr nicht weh getan.“

Verdächtig grün ist jetzt mein Garten; die reine Wildnis; das wuchert und sprießt und wächst, daß ich nur so stäunen muß. Probeweise rufe ich mal ein Radieschen aus, aber da ist noch kein roter Knollen festzustellen; nein, unten befindet sich nur ein langgestrecktes Würzelchen. Nun ja, es ist noch zu früh, die Radieschenknollen bilden sich natürlich erst später. Man darf nicht gleich im Anfang Radieschen verlangen wie Kinderköpfe. Einmal kommt der Gärtner vorbei, der draußen seine Tomatenplantagen hat. Ich rufe ihn hinein in meinen Schrebergarten; er soll ihn bewundern, ich bin ordentlich stolz auf das viele Grün. Hier könnten ja Kühe weiden.
 „Sehen Sie mal meine Radieschen an“, sage ich, „sind das nicht pfundige Gewächse? Allerhand für einen Anflieger, habe ich recht oder nicht?“ Der Gärtner beugt sich nieder und zieht ein Pflänzchen aus dem Boden.
 „Was soll das sein?“

„Radieschen, Herr Gärtner richtige Radieschen. Sie kennen doch Radieschen?“

„Radieschen?“ Er schaut mich von unten herauf an und knifft ein Auge zu. „Radieschen sollen das sein? Ich sage Ihnen, es sind Kuhlumen, Löwentee; *terexacum officinale*. Unkraut ist es, auf gut deutsch!“
 „Unkraut? Herr Gärtner, haben Sie Unkraut gesagt?“
 „Ich sehe da, die Hände auf dem Rücken und starre in den blauen Himmel, ich könnte auch auf der Erde starren, wo ich die Kuhlumen gesät habe. Vielmehr hat sie der Teufel gesät, daran ist jetzt nicht mehr zu zweifeln.“

„Das geht mit dem Teufel zu, Herr Gärtner! Betrachten Sie sich doch, bitte, hier einmal meine Gelbrüben. Ich hoffe, daß es keine alten Krötenaugen sind.“

„Krötenaugen sind es nicht“, lacht der Gärtner.

„Gott sei Dank! Es sind also Gelbrüben!“

„Nein, es sind Brennesseln. Gut für junge Gänse.“

„Brennesseln sind es? So, es sind Brennesseln!“

„Nichts anderes. Fassen Sie mal mit der Hand hin!“

„Werde mich hüten. Und hier! Bitte, was steht hier? Und hier und dort?“

„In der Rettiichecke?“
 „Es stellt sich heraus, daß ich Kuhlumen, Brennesseln, Spitzwegerich, Hufschalm, Wilde Kamille und Wiesenschamkraut gesät habe. Der Gärtner stellt es einwandfrei fest; er muß es wissen, er ist schließlich vom Bau. Ich habe Unkraut gesät, Unkraut im Schweiß meines Angesichtes besessen und geheckt. Der Gärtner hält sich den Bauch vor Lachen; ich könnte ihn ohrliegen, so lacht er.“

„Dann geht also doch hier der Teufel um!“ rufe ich empört hinaus und stoße die geballten Fäuste in die Luft.

„Der Teufel geht um? Wer sagt das?“

„Früulein Fädchen sagt das; Früulein Fädchen behauptet, der Boden hier sei verhext.“

„Mir einem Male kullert es los, daß die Lüfte zittern. Dort steht Früulein Irrsinnig am Zaun und will platzen vor Lachen.“

„Wenn ihr Teufel nur nicht überm Zaun ist“, sagt der Gärtner.

„Teufel überm Zaun? Wieso Teufel überm Zaun?“

„Ich meine nur, daß Früulein dort überm Zaun lacht mir so schadenfroh.“

„Sie mag lachen bis zum jüngsten Tag.“

„Was ist am Ende den Samen verstaucht?“

„Mir fährt es wie ein frischer Blitz durchs Gehirn. Richtig, ich habe ja die Samen damals über Nacht im Gartenhaus liegen lassen. Da ist der Teufel, der Früulein Teufel hingegangen und hat Unkrautsamen in meine Radieschen- und Rettiichecken geschmuggelt. So und nicht anders ist es gewesen; oh, du Satan! Ich renne zum Zaun, wo Früulein Fädchen immer noch steht und sich ausschüttet vor Lachen.“

„Haben Sie Teufel“, brülle ich gewaltig, „haben Sie Truthahn — —“

„Mitten in der Wut fällt mir ein, daß man mit dem Teufel nicht per Sie redet; mit einem Truthahn auch nicht, ich fänge also noch einmal von vorne an.“
 „Hast du Teufel, hast du Kullerhahn, beziehungsweise Kullerhahn, mir die Samen verstaucht? Gestah und stibbi!“

„Jawohl!“ ruft sie und krümmt sich vor Heiterkeit, „das ist die Rache für das Gartenhaus. Bringen Sie mir mal, bitte, ein paar frische Radieschen mit Lamponbeleuchtung.“

Ich kenne mich nicht mehr halten, die flammende Empörung reißt mich dahin. Mit dem Fuß trete ich in den mochen Zaun, wechle ich ins fremde Gebiet hinüber und stürme dem fliehenden blonden Teufel nach. Ich kenne den Himberasen erwische ich sie.

„Früulein Fädchen“, rufe ich und packe zu, „jetzt will ich dir's heimzahlen. Jetzt sollst du dein Radieschenwunder erleben.“

„Die beiden Armen halte ich; sie habe ein gutes Recht darauf, sie zu beuteln und zu zauen, daß die Feiten fliegen. Es wird ein gewaltiger Kampf, und sie wehrt sich nicht einmal sonderlich. Nein, sie ist schwach zwischen meinen Fingern; fest habe ich sie umschlungen. — — —“

„Die beste Strafe, denke ich, wenn ich sie küsse; Jawohl, auf den Mund küsse ich sie und auf die Backen und in die zerzausten Haare. Und wieder auf den Mund. Und immer wieder. Überall hin hegeln und knallen und donnern die Küsse.“

„Bilde dir ja nicht ein“, stoße ich zwischen den Knallen zornentbrannt mit, „bilde dir bei Gott nicht ein, daß ich in dich verschossen bin. Mitwischen, Früulein Fädchen, du Lumpenstück! Des ist alles Wut, nur Wut, nichts als Wut!“

Der Charakter

Il carattere

(Mason)



„Höre, Arthur, wenn du mir nicht treu bist, bin ich's auch nicht!“

„Auf solche Erpressungen geht ein Ehrenmann nicht ein!“

„Sentì, Arturo, se tu non mi sarai fedele, nemmeno io lo sarò.“

„Un uomo d'onore non patteggia con tali ricatti!“

Da hängt sie in meinen Armen, matt und hilflos, und hat die Augen geschlossen, ihre leuchtenden roten Lippen bebend. Da hängt der Teufel und ist furchtbar besiegt. Jetzt hast du's, mit deinem Spitzwegerich, mit deinen Kuhlumen und mit deinen Brennesseln!

Es wird schon Abend, da sitzen wir immer noch zusammen in meinem Gartenhaus, Fädchen und ich. Ich habe zu Anfang schon betont, daß es kein prunkvolles Gartenhaus ist, nunmehr stellt sich aber heraus, daß man sogar zu zweien prachtvoll drinnen sitzen kann.

„Wo hast du denn eigentlich den Unkrautsamen hergeholt?“ frage ich.

„Oh, den sammle ich. Viele Sorten Unkrautsamen habe ich gesammelt, das ist so Liebhaberei von mir. Und ich habe mir schon immer gedacht, man weiß nie, wozu man ihn einmal gebrauchen kann. Es gibt ja schließlich nichts Unnützes auf dieser Welt.“

„De hast du recht, Fädchen. Und ich habe mich schon sagen: solche Teufel sind mir mindestens so lieb wie Radieschen.“

„Sie umhast mich und ist ganz verrückt vor Freude.“

„Hast mir schon gleich gefallen, wenn du auch keine Ahnung hast von Gartenbau, du Radieschenkönig.“

„Oh!“ trumple ich auf. „Warte nur mal ab! Fädchen!“

„Sag doch nicht immer Fädchen!“

„Meinst du? Wieso denn? Bitte, wieso?“

„Sieh mal, wenn aus Radieschen Kuhlumen werden: der will wissen, was aus einem Fädchen werden kann!“



„Wie offenherzig war doch diese Damenmode des Rokoko — heute mußst du dein Pfund heuchlerisch vergraben!“

La scienza del costume: „Come era aperta e sincera la moda della donna del rococò!
Oggi invece devi nascondere quel po' di carne che hai, col manto dell' ipocrisia!„

HERR STEGLITZ UND DER EINBRECHER

VON WILHELM LUKAS KRISTL

Diese Geschichte erzählt Herr Steglitz gem, wie er hin und wieder mal die Rede auf das Vergehen der Fenster kommt. Alles habe seine Vor- und Nachteile, meint er. Eine Nacht sei ihm einmal ein zweites Mal erspart geblieben.

Die Geschichte jener Nacht begann damit, daß sich Frau Steglitz im Eßzimmer nebenan noch einen Apfel holen wollte. Herr Steglitz lag schon im Bett. Er war in der Ergebnisse einer Briefmarken-Versammlung verfallen. Die Nacht war ihm aus der seiner Lektüre. Fast im gleichen Augenblick jagte sich schon seine Frau zum Schlafzimmer herein, rief atemlos die Türe zu und stammelte mit inderdrückter Stimme: „Da steht einer auf'n Fenster!“ Deutlich hat sie fünf Finger gesehen. Er sah sich vom Dach heruntergelassen. Nein, sie ist vollkommen bei Sinnen. Täuschung ausgeschlossen. Er hat ans Fenster geklopfelt, und daraufhin hat sie die fünf Finger gesehen.

Herr Steglitz schnellte auf, löschte die Steh-ampe aus und fiel ins Bett zurück. Da lag er wie angeknallt und sagte was von Heilizationen. Im Film passierte das immer nur Frauen, deren Männer gerade nicht zu Hause waren. Aber nun hatte er das Pech, zu Hause zu sein. Was also? Vielleicht drückte der andere soeben das Fenster ein, vielleicht überlegte der, in welcher Richtung die einsame Frau verschwinden sein möchte. Auf alle Fälle: Ruhig bleiben — nicht vorzeitig handeln!

Beide horchten ins andere Zimmer hinüber. Nichts, hörte sich. Aber sie habe sich nicht getraut, beschwor Frau Steglitz ihren Gatten. Sie erinnerte fünf Finger am Fenster! Herr Steglitz sah in diesem Augenblick keineswegs ein, wieso gerade die Männer die Verpflichtung hätten, jagender Gefahr immer gleich die Stirn zu bieten. Sonst gefährle die Weiber doch auch gern die erste Geige. Immerhin, die Verpflichtung bestand nun mal; er spürte deutlich, wie sehr seine ganze Stellung von dieser entscheidenden Tat abhing. So gab er sich einen Ruck und trennte sich vom warmen Bett. Letzte Öffnung der Schlafzimmertüre. Unheimlich und schweigend fiel der Lichtschein von nebenan auf den Gang. Er horchte noch einmal. Dann huschte er in entgegengesetzter Richtung um die Ecke und verschwand im Bad. Die Position im Bad bot Vorteile. Von da aus ließ sich sozusagen aus einem toten Winkel die ganze Hausfront beobachten. Waren wirklich Fassadenkletterer am Werk, hier mußte man sie erspähen. Zu dumm, daß das Badfenster mit diesem blickstimmigen dunklen Papier überklebt war. Wegkratzen ließ sich auch nicht. Es blieb nichts anderes übrig, als sachte das Fenster aufzumachen. Hing an es Herr Steglitz' leichter Erregung hing es an den angestrenten Schirmen — er mußte dem Fenster Jaden Zentimeter abringen. Und bei jedem Zentimeter protestierte es so sehr, daß er mit weithin hörbarem Schreien: „Weil bei dir ja keine Fenster mit geschmiert werden!“, brumpte er vor sich hin. Endlich war es geschafft. Kopf durch den Spalt hinausstrecken. Vorsicht! und gefaßt auf einen etwaigen Schlag ins Genick, beugte er sich vor. Friedlich glänzte die Hauswand im Vollmond. Gleich überm Dach die Sterne, tief unten die schlafende Gasse. Nur bei ihm im Eßzimmer, da brannte Licht. Und nur das Wohnzimmerfenster, das in der Ecke gegenüber, das lag im Schatten. Er sah nur soviel, daß die Jalousien nicht heruntergelassen waren. Man konnte ja hundertmal präzisieren, die Jalousien herunterzulassen! War das Fenster nun offen, war es geschlossen?

Herr Steglitz zog sich wieder ins Schlafzimmer zurück. Er hatte letzte Fülle und war mit größter Prägnanz aufgetreten. „Heilizationen, sonst gar nix. Was I gsgt hab. Alles mühselstaud. Aber natürlich, wenn einfach d' Schaulusen net runterlassen werden!“ Da fuhr Frau Steglitz vom Bett auf. „Ja — — — st. — — — hört es, die sind auf'n Speicher drohn, die sind hinten im Wohnzimmer!“ Ein Knarren, ein Knistern von irgendwoher und auf dem Bodenboden so was wie tapende Schritte. Herr angehaltenem Atem verfolgte das Ehepaar die Geräusche. „I hab net bloß die fünf Finger gesehen, er hat mir doch klopf!“ Herr Steglitz mußte wieder raus. Seine Frau wollte ihm noch ihre Haarbürste in die Hand drücken, denn die

hatte eben schwarzen Nickelgriff. Aber er wies sie zurück. „Jetzt breuch I dei Bürste as net, sie hältst die Schaulusen runterlassen, da brauchst I mit jetzt da hinten net umbringen tassn!“ Mit diesen Worten forderte Herr Steglitz das Schicksal heraus.

Er begann bald hellere Leuchten Eßzimmer. Ein angebeisser Apfel lag einsam auf dem Boden. Das einzig Auffällige, er nähere sich der Fensterbürste zu, er feststellen, daß der Riegel immer noch nicht richtig schloß. Seit vier Wochen sagte er seiner Frau, man soll endlich den Fensterriegel richten! Nunmehr stieß er in den hinteren Flügel der Wohnung vor. Er knipsie das Genglich an, räusperte sich, redete laut was von Sauerei und ging langsam vorwärts. Einbrecher, sagte er sich, die schließen nur, wenn sie überrascht werden. Man muß ihnen also Zeit lassen. Jedoch als er die Türe zum dunklen Wohnzimmer öffnete, da wäre es ihm doch lieber gewesen, er hätte die Haarbürste mit dem Nickelgriff in der Hand gehabt. Er machte Licht. Der erste Blick galt dem Fenster. Es war geschlossen. Immer mutiger, hielt er sich in der Küche und in der Abstellkammer nachschau. „Natürlich 's Licht kann ma wieder net anmachen. A Dutzendmal hab I scho gsgt, im Kammer gehört a neue Birn 'neingschraubt. Selbstverständlich, bei uns werd ja nix gmacht. Da soll'n nachher koane Einbrecher net kommen!“ Herr Steglitz gewann die ganze Sicherheit wieder. Und einmal in der Gewißheit, daß kein Dieb im ganzen Haus sei, da schaute er auch noch pflichtschuldig unter das Sofa. Er kehrte als Held zurück.

Abermals legte er sich nieder. Auch bei Frau Steglitz begann das Blut wieder zu zirkulieren. Ja, sie schien sogar einzuschlafen. Plötzlich war sie wieder in der Höhe: „Hast du denn auch auf die Altan' nausgeschaut? I hab doch net phantasiert. Natürlich is was los!“ Da wurde es Herrn Steglitz zu dumm. Also, die Türe zur Altan, die war nicht zugesperrt. „Jetzt will I dir amal was sagn. Deses is ja koa Wohnung, Deses is ja a Sautstall. 's Badfenster knarzt wie der Teufel, der Riegel beim Eßzimmer schließt net, hundertmal hab I gsgt, daß d' Schaulusen runtergelassen werden, im Kammer kann ma koa Licht net anmachen, weil einloch koa neue Birn net kauft werd! Ja, Deses is ja a Sparglerg für an Einbrecher. Deses is ja extra für d' Einbrecher hergerichtet. Die waern ja dumm, wenns net kummerren. Und I, I waer 's Rindviech. I derfat ma oane auf'n Schindl nachhauen lassen, bloß weil ma z' faul is, daß ma d' Altan'uz zusperrt!“ Herr Steglitz redete sich immer mehr hinein. Vergänglich versuchte ihn die Ehefrau zu beschwichtigen, die jetzt nicht mehr an die Einbrecher dachte, sondern nur an die Nachbarschaft, welche durch den Spektakel geweckt werden konnte. „An Appl muß sie essen, mitteln in der Nacht, an Appl. Hinst! koan Appl net g'essen, hättst koane fünf Finger net gesehn!“

Ob Frau Steglitz in jener Nacht Opfer einer Sinnestäuschung geworden war, oder ob die Einbrecher vor den Ausbrüchen Herrn Steglitz' die Flucht ergriffen hatten, das hat sich nie feststellen lassen. Aber einen Apfel am Mitternacht, das gab es jedenfalls im Hause Steglitz nicht mehr.

DER PRÜGELTEPPICH

VON HEINZ SCHARF

Abdul Mustapha ballte die Fäuste. Beim Barte des Propheten, was das noch ein Leben für einen freien Muslim? War man noch Herr in seinem Haus und auf seinen Feldern, selbst man sich vor den neuen Gesetzen beugen mußte?

Abdul Mustapha klammerte sich um so strenger an die alten Lehren des Korans, je mehr der Verordnungen es regelte. So oft eine solche öffentlich verkündet wurde, bekam er jedesmal einen Tobuschschall. Man hörte ihn dann weithin wettern und fluchen. Deshalb begab sich eines Tages der Imam des Dorfes zu ihm. „Ich will zur Vernunft zu mahnen, o Salim, der Segen Allahs sei mit dir!“ Mit diesen Worten trat er ein und ließ sich eine Pfeife reichen. Dann begann er bedächtlich: „Höre, Abdul, alter Hitzkopf, was nützt es, wenn du wie der Samum in der Wüste tobst. Laß dich warnen, sonst wird man mit dir noch verfahren wie mit einem stürmischen Kamelhengst. Du wirst mit Ketten gefesselt werden und einen Maulkorb angelegt bekommen.“ „Vater der Weisheit!“, antwortete Abdul und seine Stirnadern schwellen, „wer kann da ruhig zu stehen? Die Hemms gehen unversichert, der Fez ist verboten, nichts lassen sie die Eisenbahn rollen, abwehrt der Koran lehrt, daß nützliche Arbeit nicht gedeihen kann. Wo sind unsere ehrwürdigen Sitten und Gebräuche? Hinweggeblasen — Und was bekamen wir beschert? Lärmende Maschinen, Kleider aus Franken und abendliche Hüte, die aussehen wie Malonen, mit denen man die Schweine füttert. Allah ekbar, der Scheich!“

Der Imam legte den Finger an den Mund. „Laß dich warnen, Abdul“, wiederholte er, „eine neue Zeit ist angebrochen, den Alten unverständlich, aber voll Verheißung für die Jugend. Du wirst den Gang der Geschichte nicht aufhalten können. Darum beherrsche dich! Ich will dir eine Geschichte erzählen, aus der du lernen kannst! Höre zu: Zur Zeit unserer Väter war einmal ein Palastverwalter, von derselben oppositionellen Einstellung und dem gleichen aufbrausenden Temperament wie du. Der Sultan, der seinen Dienst schätzte, wozu ihn nicht vertrieben, also schickte er ihm einen Teppich ins Haus mit dem Rat, bei

jedem Wutausfall die Zähne zusammenzubeißen und so lange stumm auf den Teppich loszuschlagen, bis der erste Zorn verrauht war. Und der Verwalter tat so. Wenn er glaubte, vor Wut über irgend eine Verfügung zerspringen zu müssen, prügelte er so lange auf den Teppich los, bis er ruhig geworden war. Abdul Mustapha, da dir raten — schaffe dir ebenfalls so einen Prügelteppich an.“

„Imam“, nickte der Türke, „dein Rat hat einen langen Bart. So einen Kloppteppich habe ich seit Jahr und Tag im Hause. Meine Suleika weiß davon ein Lied zu singen. Ich möchte mir einen zweiten anschaffen. Aber auch das verbieten die neuen Gesetze, auch die Vielweiberei hat die Regierung untersagt.“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nuckel)



„Alsdann“, sagte dieser Tage mein Hausherr zu mir, „alsdann gestern war I wieder amal mit meiner Altan in der Oper.“

„Sie scheinen ja ziemlich oft ins Theater zu gehen“, antwortete ich. „Ja —“, nickte er, „aber nur in die Oper!“ „Und weshalb besuchen Sie niemals das Schauspielhaus?“ fragte ich höflichkeitshalber. „Das hat alles sein Grund!“ erklärte Herr Baudeix, mein Hausherr, „Mei Alte brodet immer endlos umeinander, bis mit der Antizipation der wird — und weil da bei der ant Oper allermal a Ouvertüre dabei is, kann ma nix versämen, wenn z' spät hintenommen tuat!“ H. K. B.

Einladung zur Invasion



„Wenn die Jagd ergebnislos bleibt, haben wir ja immer noch den Dicken!“

Invito all' invasione: "Anche se la caccia rimane senza risultato, abbiamo pur sempre ancora il pancione!.."

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT · MÜNCHEN

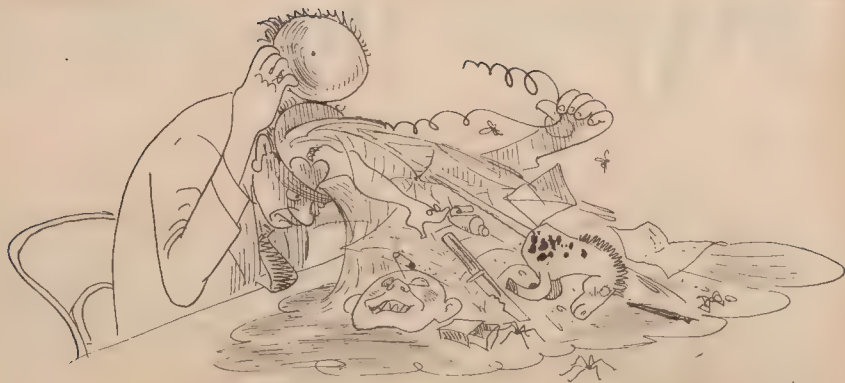
Die Spinne und ihre Opfer

(Wilhelm Scholz)



„Wie schön sie mir ins Netz gegangen sind, jetzt brauche ich sie nur noch vollends einzuwickeln!“

Il ragno e le sue vittime: "Con che facilità mi son venuti nella rete! Ora non abbisogno che d'invilupparli completamente!"



Im Gehirn wird's weich und weicher.
Man verflumpelt, man vergißt.
Reite, was zu retten ist!
Mensch, entrümple deinen Speicher!

Denn da haufen faule Drogen:
Altes, überkomm'nes Zeug.
Abgehand'ner Zeitungsteig
und Prähkuppationen.

Nicht erachte zu End' Gedächtes.
Nachgeh'n von Suggestion.
Billiger Wis und flauer Hohn.
Anfangs'nes, Halbvolbrachtes.

Peinliche Erinnerungen.
Selbsttrug, ganze Schachteln voll.
Älterhand auf Konto Soll.
Und wie viel vorbeigelungen!

Hirngespinnste, grau und heiter.
Stechenperle. Futterneid.
Eiferucht. Bequemlichkeit.
Und so weiter - und so weiter -

Weg damit! So wirft du heiter.
Ach, es geht oft felfam her:
Weniger ist manchmal mehr...
Mensch, entrümple deinen Speicher!

Ratatöhr

Die Selbstgedrehte

Von Walter Foltzick

Es gibt Leute, die schwören auf die selbstgedrehte Zigarette. Ich schwöre auch ein bißchen, wenn ich keine andere habe. Die Selbstdreher sind ein stolzes Geschlecht, und, wenn sie gerade selbst drehen, versetzen sie die anderen.

Wir stehen dann im Mittelpunkt des Interesses. Wir holen das Küstchen mit dem Tabak heraus, wir nehmen das Zigarettenpapier zur Hand, blasen es auf, tun Tabak drauf und drehen dann. Sehen Sie so! Natürlich, wenn man's vormachen will, wird's nie so schön. Wir werkeln mit den Fingern herum, bremsen links und rechts, schieben Tabak wieder herein, versuchen die eine

Papiersseite unter die andere zu kriegen. Ich sage mit Vorbedacht: versuchen. Hundert Finger sollte man haben! Das dabei viel Tabak herunterfällt, war-weiß wohin? Ist ein Schönheitsfehler und gilt nicht. Soll ich sagen, daß manchmal das Papierblättchen reißt, selbstverständlich nur bei ganz grünen Anfängern? Nein, ich soll es nicht sagen. Und nun kommt etwas ganz Wichtiges: des Befeuhtens des Papierrandes mit der Zunge, schnell und elegant. Wer diese Klippe überwindet, hat schon viel gewonnen. Manchmal platzt dabei der ganze Laden, und der gute Tabak rinnt ins All. So, jetzt wird's zugelebt; dabei muß man mit den Fingern, eine Art Volte schlagen. Was Sie jetzt hier sehen, ist nicht etwa eine kleine Trompete, wie Sie aus der Form schließen könnten, sondern soll eine Zigarette sein. Deshalb knallt man links und rechts den hervorstehenden Tabak mit dem Fingernagel ab. Wenn das das Ding auch noch verträgt und geduldig aushält, kann geraucht werden.

So geht es natürlich nur bei Anfängern. Anfänger bleibt man ungefähr 10 Jahre lang. Nach dieser Zeit entstehen schon ganz wohlgeformte Trompeten oder auch an den Enden zugespitzte wurstartige Gebilde, auf die man ziemlich stolz ist und die der Dreher für recht vollkommen hält. Verzeihen Sie bitte, ich bin Sackhenner, ich bin im dritten Dreihjahrzehnt, wobei bemerkt werden muß, daß Weltkriegsge dem Drehen sehr förderlich sind, sie zählen eigentlich doppelt.

Auch ich weiß die Geschichte von dem perfekten Dreher, jeder erzählt sie. Während sollen früher die Wachmeister mancher österreichischen Reiterregimenter gewesen sein. Die Legende erzählt: Der Griff mit einem Stückchen Zigarettenpapier in der Linken in die Hosentasche, in der der Tabak lose bereit lag, erwischte die vorchriftsmäßige Menge Tabak, und dann, schrupp, rollte er die Zigarette mit einer Hand auf dem

Oberschenkel des linken Beines, während er mit der Rechten den Gaul immer weiter nach Bosnien lenkte.

Ja, das waren noch begnadete Zigarettdreher! Gleiches kann man auch von Matrosen in den Hafenkneipen von Marseille erzählen, nur lenkten sie dabei nicht nach Bosnien, sondern hielten in der Rechten das Kartenspiel.

Ach, es fehlt einem doch viel, wenn man kein alter österreichischer Wachmeister war, oder die rechte Schulung im Hafen von Marseille versäumt hat.

Verständigung

Als dem Maurer Jan Eilers der Backstein aus der Hand gleitete und dem gerade drunten am Gerüst vorübergehenden Großkaufmann Reineking vor die Füße gefallen war, blieb Herr Reineking stehen und äußerte sich, den Blick aufwärts gerichtet, wie folgt:

„Sie — das ist dasche fahrlässigkeit! Wollen Sie sich nicht freundlichst ein bißchen besser in Acht nehmen?“

Jan Eilers beugte sich über den Rand des Gerüsts, in einer Haltung, die gleichermaßen Verständnislosigkeit wie Einsatzbereitschaft ausdrückte. „Was?“ fragte er.

Herr Reineking lief rot an und ging aus dem Leim. „Gottsdonner!“ brüllte er, „Willst du dußligar Hund mir hier den Brägen einschlagen, oder bist du abasiger Saufack all am frühen Morgen besoffen?“

Jan Eilers nickte befriedigt.

„Kuck an“, sagte er, „zu kann er mit n' mal Deutsch. Aber eers muß n' gegen Unsernein dasche immer mal grob werden, nicht?“ K.L.

Orkan der Leidenschaft

Es traf sich, daß das Ehepaar Bollmann aus der Buchstraße bei einem Kinobesuch den Großfilm „Orkan der Leidenschaft“ erwischte. Eingemachten verblüfft, aber mit stichlicher Anteilnahme, betrachteten die beiden das äußerst heftige und unalltägliche erotische Geberben auf der Leinwand. Gesine Bollmann fühlte sich in Gemüts-tiefen angeführt, die durch das Zusammenleben mit Krischan Bollmann bisher noch nicht beansprucht worden waren. Sie seufzte lustvoll. „Kuck mal, Krischan, was der sich mit ihr hat“, sagte sie.

„Och, Krischan, wenn n's das so sieht — Ich kann mich nicht besinnen, daß du dsoemals so aus dir rausgegangenen wärs!“

„Das mag woll, Sinschen“, versetzte Krischan Bollmann nüchtern. „Aber denn muß du auch bedenken, was der da n' Berg Geld für kriecht.“ K.L.



„Schrecklich, daß einem Mann andere Frauen so oft besser gefallen als die eigene!“
„Ganz richtig, dafür ist man aber auch oft die ‚Andere‘!“

Accomodamento: „È terribile vedere come ad un uomo piacciono sì spesso le altre donne più che la propria!„ — “È vero; ma in compenso si è anche spesso l' ‘altra,’ „

OLAF GULORANSSON 44



„Was sagst du, du stützt mich? Nein, ich stütze dich!“

Piccola differenza d'opinione: „Che dici mai ... che sei tu che sostieni me? No, sono io che sostengo te!..“

DER ECHETE POUSSIN

VON SCHLEHDORN

Leider werden die Antiquitätenhändler immer seltsamer, die nichts von Antiquitäten verstehen. Alles verstehen heißt alles verteuern. Solange ein neues Bild mit einem goldenen Rahmen (ich habe den Künstler noch gekannt, das war so einer mit Samtjackette und Schulden), erzählt der Händler) grundsätzlich mehr kostet, als ein altes („ist ein bißchen viel Firnis drauf, wird wohl 'ne Venus oder sonst 'ne Heilige sein“) — solange kann man das Neue gratis bewundern und das Alte billig erstehen. Aber wenn der Mann im Laden erst sagt: „Hier habe ich etwas für Kenner; vermutlich ein echter von hat Fluytje, der war vermutlich Meisterschüler von Adrian Hals, bekanntlich vermutlich einem Vetter von Frans Hals, dem bedeutenden Holländer, — Sie wissen: „Hilfebobbe von Heerlem“, lachender Kavalier und so — also ganz groß, ich erwarte täglich die Expertise von Professor Fallenswurf, dem bekannten Halspezialisten; der sagte mir noch gestern: Der van hat Fluytje wird sicher über Nacht ein sehr gefragter Meister, das ist mehr als Kunst, das ist Kapitalanlage“, — wenn der Mann im Laden so spricht, dann laßt die Finger davon.

Onkel Ewald, der Landgerichtsdirektor, hatte ein Bild erstanden. Er hatte es lange im Schaufenster des Antiquitätenhändlers betrachtet und dann kurz entschlossen gekauft, — sozusagen Liebe auf den ersten Blick. Es war in kleinem länglichen Format, stark nachgedunkelt, die typische „heroische Landschaft“. Links zeigte es einen zerfallenen Turm, geheimnisvoll rankenumsponnen. Daneben Bäume, nicht so hingewischt wie oft heutzutage, wo manches Bild zum Robus wird, sondern jedes Bäumchen mit Liebe aus-geführt. Rechts sah man einen Bergkegel, offenbar einen Vulkan, und vor dunklem Gebüsch Nymphen im Tanz, von vielem Firnis so braun, daß ein sportliches Mädchen von heute sie beneiden könnte. In der Mitte ein Wasser und im Hintergrund eine Feme, in Immer heller werdendem Blau verschwimmend, bis man Himmel und Erde nicht mehr unterscheiden. Der Kollege Wadding, dem seine holländische Frau zwei echte Wouwermaas und einen fest echten van Dyk mit in die Ehe gebracht hatte, kam, sich das Bild zu ansehen. Er trat sachverständig zwei Schritte zurück, kniff die Augen zusammen und faßte den Onkel am Armel: „Donnerwetter, wissen Sie was? Das ist ja ein Poussin!“

Freudig erschreck der Besitzer: „Meinen Sie wirklich?“ „Zweifelloso, ein Poussin!“ Onkel Ewald hing seinen Poussin in seinem Jungensellenheim über den Schreibtisch. Genau in Augenhöhe. (Den Stich von Heideberg mußte er dafür etwas höher anbringen.) Und wenn er von den Akten aufsehe, in die er mit seiner immer kleiner werdenden Schrift seine Notizen schrieb, so machte er auf dem Bild alle Reisen, die er im Leben nicht gemacht hatte, insbesondere nach Griechenland, und träumte von allen Fernen, die er nicht erreicht hatte und vielleicht auch von einigen Nymphen, die er leider nicht näher kennen gelernt hatte.

Den Poussin bewunderten die Nefen, wenn sie da Onkel besuchten, mit dem man bei einem guten Biich, Gander über alles sprechen konnte, auch über kleine Mädchen und kleine Schulden. Von dem Poussin

schwärmten die Nichten, wenn sie kamen, damit der reizende Onkel sie ins Theater führe.

Für Poussin wurde Onkel Ewald geradezu Spezialist. Er wußte alles über dessen Lebensgang in Rom und Venedig, über seinen Schwager Dughet, der sich später gleichfalls Poussin nannte, und über seine Nachfolger, von dem köstlichen Claude Lorrain bis zu Vernet.

Seinen Poussin betrachtete er liebevoll durch die Lupe, entdeckte immer neue Schönheiten und suchte immer wieder vergeblich nach dem Signet des Meisters.

„Onkel Ewald poussiert seinen Poussin“, behauptete der Nefle Rolf. Rolf war es auch, der gelegentlich eine dumme Bemerkung machte, ob es nicht vielleicht eine Kopie...?

„Was meinst du, ob es wirklich ein Poussin ist?“ fragte Onkel Ewald am nächsten Tag voll Sorge seinen ältesten Nellen Regierungsrat Julius.

„Was soll es denn sonst sein?“ fragte der zu-rück und ließ am Abend seinen Vetter telefonisch wissen: „Rolf, du bist ein Riesennarr.“

Von Stund an behandelten alle Onkel Ewalds Poussin wie das Spielzeug eines nervösen Kindes oder das neue Leiden eines Hypochonders. Bis schließlich Regierungsrat Julius einfach das Bild unter den Arm nahm und es zu einem Restaurator trug. Der betrachtete es kritisch, durchleuchtete es sachkundig und brach in schallendes Gelächter aus: „Ein Poussin soll das sein! Ein übermattes Stillleben ist das.“

Und wirklich: hinter dem umrankten Turm verbarg sich eine Bierflasche. Der Kegel des Vulkans überdeckte einen Rettich, und die Nymphen tanzten auf einem — Kümmelkäse!

„Was machen Sie für ein betrubtes Gesicht? Sie haben wohl sehr viel dafür bezahlt?“ fragte der Restaurator.

„Nein“, erwiderte Regierungsrat Julius, „aber der Onkel glaubt doch daran.“

„So sagen Sie ihm, es sei ganz der Stil von Poussin.“ — — —

„Es ist einwandfrei ganz der Stil von Poussin“ berichtete Julius, und der gute Onkel atmete glücklich auf: „Nicht wahr, aus seiner dritten Periode, nach 1642.“ Er wurde in gemessenen Grenzen poetisch: „Ist er nicht köstlich? Sieh nur, wie der Turm sich geradezu plastisch vorhört.“ — Die Bierflasche, dachte Julius. — „Wie natürlich steht im Hintergrund der Vulkan, der von Zeit zu Zeit hochkommen läßt, was tief im Innern ruht.“ —

Neulich, der Radl, sagte sich Julius. — „Und wie die Nymphen tanzen auf dem schwellenden, aufstehenden — Käse, wäre es Julius fast entfahren, aber er vollendete: „Wiesenteln.“

„Ja, Wiesenteln“, nickte der Onkel. Dann erzählte er von Claude Lorrain, der ein „über valitis“ führte, wo er die Skizzen aller seiner Gemälde aufzeichnete, um Fälschungen zu verhindern. „Leider hat Nicolas Poussin ein solches Buch nicht geführt.“

„Ja, leider“, sagte Julius und überlegte, daß auch Claude Lorrain vor Kopisten dadurch nicht sicher war.

Onkel Ewald war gestorben.

Die Zahl der Zylinder beim Begräbnis zeigte seine Beliebtheit. Der Präsident versprach ihm ein dauerndes Gedächtnis der Behörde. Der Pfarrer rühmte ihn unter anderem als feinen Kunstkannner. Die Nefen und Nichten trauerten ihm ehrlich nach.

Als das sehr sorgfältige Testament das jeden bedachte, eröffnet wurde, fand sich folgende Verfügung:

„Mein Nefle Julius soll den Poussin über meinem Schreibtisch erhalten und seinem Wert entsprechend pflegen.“

Auf dem Heimweg mit Frau Dorette philosophierte Julius:

„Wie rührend, daß der gute Onkel gerade mir das Bild vermacht hat. Rolf hat die Bibliothek und Fittz den ganzen Burgunder geräbt. Daß so häufig hinter der blauen Feme der Poesie sich der Materialismus in Käse und Bier verbirgt. Wie gut, daß Onkel Ewald das nicht gewußt hat. Original ist alles, wovon man nicht weiß, daß es Kopie ist. (Das gilt auch vom Schriftsteller.) Wie schlecht sind in der Literatur und der bildenden Kunst die Onkels weggekommen. Nirgendwo steht ein Denkmal, das „den Onkel“ ehrt. Wo ist das Epos vom unsterblichen Onkel?“

Rolf hat die Bibliothek und Fittz den ganzen Burgunder geräbt. Daß so häufig hinter der blauen Feme der Poesie sich der Materialismus in Käse und Bier verbirgt. Wie gut, daß Onkel Ewald das nicht gewußt hat. Original ist alles, wovon man nicht weiß, daß es Kopie ist. (Das gilt auch vom Schriftsteller.) Wie schlecht sind in der Literatur und der bildenden Kunst die Onkels weggekommen. Nirgendwo steht ein Denkmal, das „den Onkel“ ehrt. Wo ist das Epos vom unsterblichen Onkel?“

„Aber, vielleicht“, meinte Dorette, „hat doch mancher Maler im Heiligen Joseph oder sonst einem verständnisvoll lächelnden Heiligen seinen Onkel Ewald porträtiert.“ — Julius hat das Bild nicht über seinen Schreibtisch gehängt — „Ich würde immer den Käse riechen“. Aber er sah es manchmal an, den geheimnisvollen Turm und die tanzenden Nymphen und die blaue Feme. — Und meinte nach einiger Zeit: „Du, Dorette, ob der Restaurator sich nicht am Ende geirrt hat? Ob es nicht doch ein echter Poussin ist?“

„Warum ist denn der Bär so wild, Mutti?“ — „So sind alle Männer, wenn man sie einsperrt, mein Kind!“

„Dimmi, mamma, perché l'orso infuria tanto.“ — „Tutti gli uomini fanno così, bambino, quando si toglie loro la libertà.“

(J. Hegenbarth)

Im Käfig - Davanti alla gabbia





„Siehste, mein Junge, wenn jeder Mensch den Handstand beherrschen würde, könnte man sich auch in der Straßenbahn noch besser einteilen!“

„Vedi, ragazzo, se tutti sapessero far bene la querciola, si starebbe più comodi anche nella tramvia!“

SCHWEIGEN IST GOLD

VON STEFAN HOLLENTHNER

Als ich sechs Jahre alt war, kam ich in ein Pensionat. Die Abgabe von Kindern in ein Pensionat war damals sehr im Schwange. Es war so bequem, man hatte den Kopf frei für den Erwerb und das Herz fürs Vergnügen, und die Kinder waren in der Anstalt — in der Regel — gut aufgehoben. Man zahlte 150 Kronen im Monat oder auch ein wenig mehr, besuchte den Zögling jeden Sonntag — später etwas weniger oft — brachte ihm Schokolade ging mit ihm spazieren und verabschiedete sich denn von ihm mit gerührten Küssen und einem Sack voll Ermahnungen. Inzwischen leistete das Pensionat ganze Arbeit. War Anlage hatte, die Autorität zu verschärfen, dem wurde das Rückgrat schmiegsam gemacht, wer hingegen am Verstande schwach war, dem wurde — ähnlich, wie man eine Gans schöppt — ein solides Wissen in die spröden Gehirnganglien hineingemauert.

Die Anstalt, in die ich gesteckt worden war, gehörte einem Orden und wurde von Ordenbrüdern geleitet. Unterrichtet wurde von acht Uhr früh bis sieben Uhr abends, also, wenn man von einer größeren Pause zu Mittag und einer kleineren am späten Nachmittag abseh, eigentlich den ganzen Tag. Es gab auch die Möglichkeit, das Klavier- oder Violinspiel zu erlernen. Ob das Talent im Einzelfall vorhanden war, war einer Erörterung gar nicht wert. Radio gab es damals noch nicht und die Grammophonmusik galt schon wegen des krächzenden Rassenrichters nicht als fein. Fe war daher die Krone der Bildung, selbst jenes Geräusch erzeugen zu können, das nach Wilhelm Busch „törend oft empfunden“ wird. Der Wille der Eltern entschied und der „Musikbruder“ nahm die Sache in die Hand. Ich sollte nun das edle Klavierspiel erlernen. Da-

mals war ich neun Jahre alt. Ich weinte und wehrte mich mit Händen und Füßen. Täglich von eins bis zwei sollte ich klümpern, während meine Kameraden auf dem Spielplatz tollten! Meine Mutter hätte bald nachgegeben, doch mein Vater entschied: „Du lernst Klavierspielen und damit bestel Du plärrst, als ob es weh täte, es zu erlernen. Es tut bestimmt mehr weh, sich einen Zahn ziehen zu lassen... Na also.“

Unser Musikbruder hieß Roland, war ein Weltkne von Geburt und ein springlebendiges Männlein. Wie alt er war, weiß ich nicht. Sein Gesicht war glatt und wohlgerundet, sein Schädel ebenfalls glatt wie ein Spiegel. Seine kleinen grauen Augen bewegten sich wieselflink und sahen so ziemlich alles, was sie nicht sehen sollten, im Sack seiner weiten Kutte trug er ständig ein hölzernes Ding, das aussah wie eine Spindel und an dem



„Sie werden staunen, mit welcher Leichtigkeit ich die schwersten Situationen beherrsche!
Das muß man gesehen haben, da muß man dabei gewesen sein!“

Montgomery, lo smargiasso: “Sarete stupiti nel vedere con che facilità io domini le situazioni più difficili!
Bisogna aver visto! ... Bisogna esser stati presenti!”

mit einer Darmsaiten Eifenbeinstäbchen befestigt war. Beim Unterricht knipste Bruder Roland damit den Takt. Er zirpte wie eine Grille. Kam der Schüler öfters aus dem Takt oder griff er gar zu arg daneben, so borgte sich Bruder Roland die Hand des Sünders aus und schlug ihm den Fingerknöchel mit der hölzernen Grille den Takt, wozu er mit schmettender Stimme sang: „Eine — zweie — dreie — viere — mark die das Tilou, du bringst mich totst ins Grab!“ Ei, das war kein Zippen mehr, das war ein Heer! wildbelebender Ameisen Häufig tanzte die Spindel auch auf meinen Fingern und ich fand, daß es mehr Schrecken bedeutet, das Klaviertafel zu erfahren, als sich einen Zahn ziehen zu lassen.

Ich weiß nicht, ob ich überhaupt jemals irgend ein Talent für Musik besaß. War es jedoch in Zeiten, verdurkten Keimen vorhanden, so wurden diese durch Bruder Rolands hölzerne Grille restlos vernichtet. Heute stehe ich der Musik ausgesprochen verschüchtert gegenüber. Wenn jene gewissen Inbrünstler im Konzertsaal neben mir sitzen und, wie vom Schlag getroffen, den Musikornamenten irgendeiner der numerierten Symphonien in sich aufgehen, zähle ich mit Beben: Eine — zweie — dreie — viere, und der Schweiß bricht mir aus vor Angst, so ein Jubelposseusint könnte patzen, mitten im größten Geßel! Nur die Schallplattenmusik verschafft mir eine Art von erstem Genuß, da es hier kein Patzen gibt. Die Zwangsvorstellung von der zirpenden Teufelspindel des wälonischen Roland verläßt mich, wenn die Schallplatte geräuschsam mündend anläuft.

Nach einigen Monaten konnte ich außer Skalen auch schon einiges spielen, was sangbar war. So zum Beispiel: Kuckuck, Kuckuck, ruft aus dem Wald: O, a, a, der Winter der ist dal Man heißt die Zeit für gekommen, um mich einem intimen Kreis als klavierspielendes Wunderkind zu präsentieren. So lud uns denn die Tante Karoline, als ich einmal Kurztelner hatte, zu sich. Die Karoline besaß im fünften Bezirk eine Spitzloosenhandlung „an gros et en detail“, die sie offensichtlich gut ernährte. Die Tante war unförmig dick und konnte nur sehr mühsam gehen. Seit Jahrzehnten sagten ihr die Ärzte einen plötzlichen Tod voraus. Sie starb aber just nicht, obwohl sie von frühmorgens bis spät abends klagte: „Och Gott, ich werd' wohl schon bald sterben!“ Es starben aber nur ihre prophetischen Ärzte — und ihre Männer. Drei Männern hatte sie bisher schon ins gemeinsame Familiengrab nachgewogen. Sie hätten länger leben können, aber sie unterlagen leider dem spirituellen Reiz der Spitzloosen im Laden der Tante. Sie saßen vorerst en detail, später en gros — und da war es bald aus mit ihnen, obwohl sie durchwegs handfeste Kerle gewesen waren. Jetzt war die Tante zum viertelmal verheiratet, und zwar mit einem schnelldünen Flaker vom Grund. Der Onkel Alois hatte lotrecht gewichtige Schnurbartspitzen, im Knopfloch trug er gern eine Blume, im linken Ohr glitzerte ein goldenes „Flinsent“. Er war der richtige fesche Naturbursch, kam rasch in Himmelfahrtsstimmung und hatte ein gutes Herz.

Ich wurde in meiner blauen Uniform in Tantes schönes Zimmer hineingeführt, wo die Fuchsen am Fenster standen und ein Kanarienvogel verzonnen piepste, und denn zum Kuk herumgeleucht. Als der schlagobersalsedene Kaffee und der gezuckerte Mohndruid aufgetragen wurden, machte ich bereits die Tafelmusik. Das schreibt sich leicht nieder, vorausgegangen waren aber ein liebreiches Beisteln von Onkel und Tante, ein unendliches Geziere meinerseits und die Androhung des Entzuges jeglicher Huld von Seiten meiner Eltern. Schließlich entlagte das erste Stück dem alten braunen Flügel mit der taubengrauen Plüschdecke: Kuckuck, Kuckuck, ruft aus dem Wald! Als ich gekendet hatte, folgte tosender Beifall. Der Onkel Alois erregte' ihn ganz allein mit seinen mächtigen, sonnengebräunten Pranken; er klatschte,

daß die Schnurbartspitzen bedenklich wackelten. Erst, als ihm die gestärkten Röllchen schon ganz nach vom geruscht waren und ihm die Finger verklebten, hörte er auf. Er erhob sich, klopfte mir im Vorübergehen auf die Achsel und sagte: „Bravo, Burscher, dös hätt' i nüt 'glaubt von dir!“ Dann trat er zum Schrank und tat mit einer Gewandtheit, die nur die Übung bringt, einen kräftigen Schluß aus der Kognaktschale. Die Tante sah ihn ja nicht, ihre blauen Augen schwammen in Tränen des Entzückens und der Rührung. „Och, du!... du bist ja ein zweiter Mozart! Na so was, so ein Kind noch — und schon so ein Künstler!...“

Die Tante meinte es mit ihren Worten durchaus ehrlich, sie war kinderlos, sie liebte mich — sehr zum Unterschied von meinen übrigen Vätern — und ich sollte einmal das erben, was ihre trinkfesten Männer übrig lassen würden. (Es blieb nichts übrig, ihr fünfter Mann überlebte sie und versoff den ganzen Spitzloosenhandel bis auf den letzten Knopf.)

Mein Vater sagte gar nichts. Er sog an seiner Virginialzigarre und hatte ganz kleine Augen vor verschämtem Stolz. Er war gewiß sehr befriedigt über die Früchte seines unerbittlichen Einflusses, mir die Pforten der edlen Musica öffnen zu lassen. Mutter hingegen lächelte, wie sie das gerne tat, ihr stilles, versonnenes Lächeln, und sagte schließlich ruhig: „Zeig, was du noch kannst!“

Ich zeigte, was ich noch konnte. Vom jungen Ruhm berauscht und ohne einen Gedanken an Bruder Rolands Spindel spielte ich: A, a, a, der Winter, der ist dal Dann noch einmal das Lied vom Kuckuck. Dann spielte ich Eigenes, mit viel Pedal und sehr sehr laut. Es herrschte schließlich ein sehr anheimlicher Wirbel im Zimmer, der Onkel Alois versuchte mein manchmal recht stonales Gedröhne zu überschreien, ich hinwiederum wollte seiner Stimme die Durchschlagskraft durch noch ärgeres Eindreschen aufkaufen. Bis die Tante und meine Eltern nach einem ruhigeren Ort gelästete und sie sich ins Nebenzimmer begaben, um dort einen neuen Teppich zu bewundern.

Der Onkel Alois hob mich mit einer Hand vom Klaviersockel und setzte mich auf seine Knie. Seine Arme umschlangen mich. „So, du klauer Mozart“, sagte er, „Jetzt fährn ma emol Fieker!“

Frühlingswandlung

*Grau begann sich das Land zu entpuppen:
aber nun ist es grün,
gelupft mit den weißen und rötlichen Schuppen
der Kirschbaumgruppen,
die blühen.*

*Fern im Gelände blicken die runden
kühlen Augen der Seen.
Wie große Fühler zittern im bunten
Lichte der ersten seligen Stunden
Pappeln, die auf dem Hügelrand stehn.*

*Plötzlich bewegt es sich, anfangs bödlich,
dann, reis zum eigensten Wesen erweckt,
hebt sich, das Land, das schimmernde, mächtig,
steigt in den Frühling, blaßflügelig, prächtig,
das schöne, das junge Insekt.*

Karl Martin Schiller

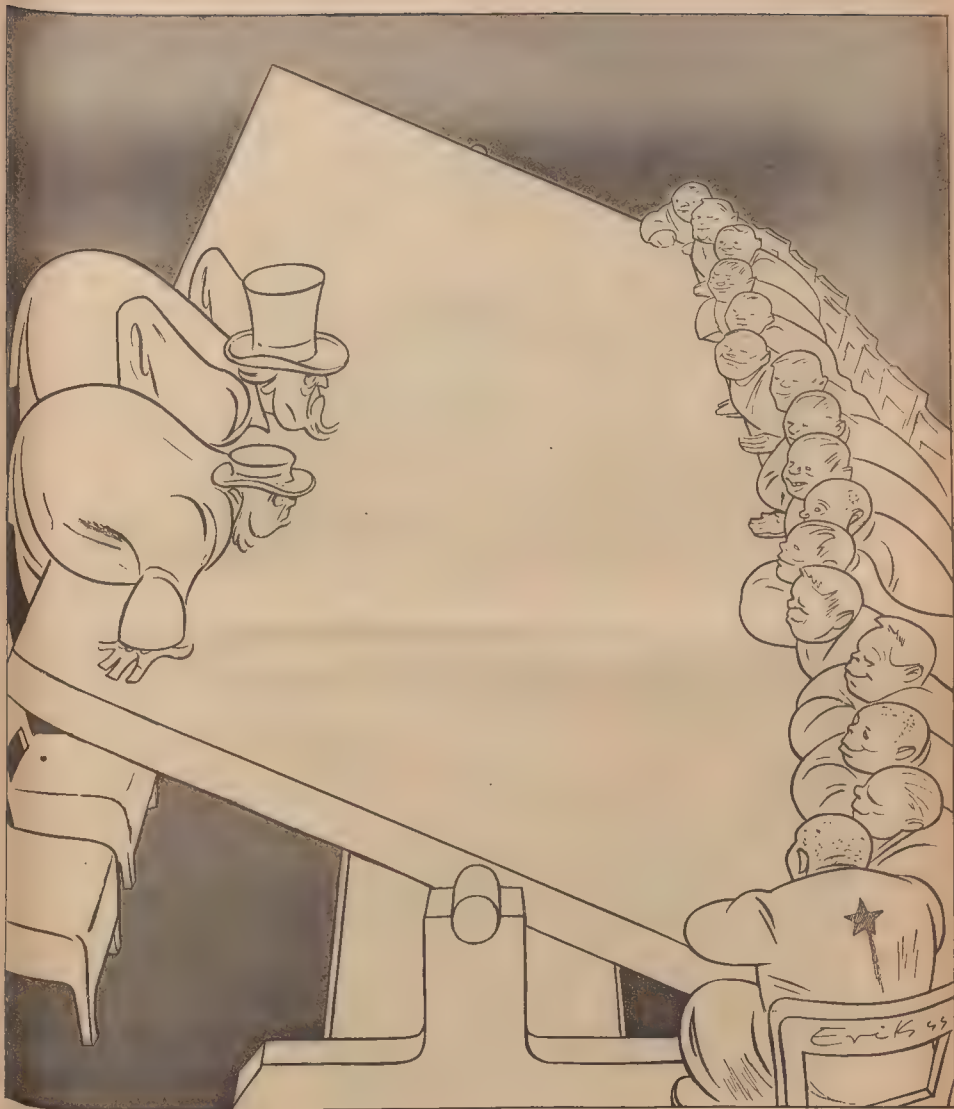
Der Onkel schnalzte hinreißend mit der Zunge und dann ging's los. Er schaukelte mich auf den Knien, vorerst im sanften Takt und dann im Galopp und tat mit den Händen so, als würde er seine leuchtigen Reppen zügeln. Im Großen und ganzen stellte ich mir eine Fahrt im Flaker weniger eingeweihterschüttend vor, ich war auch sehr erschöpft, als die „Fahrt“ zu Ende war und der Onkel Alois mir einen kräftigen, alkoholduftenden Kuß auf die Wangen gab. „Gell, dös war fein!“ rief er und begann dann in seiner Tasche zu kramen. „Mach deine Augen aus... ne, wird's bald?“ Ich erhoffte mir ein Zuckerl, schloß die Augen und streckte erwartungsvoll die Zunge heraus. Der Onkel lachte: „Tua dein! Schlecker wieder eini und halt' der Patzerl auf!“ Das tat ich. Ich spürte plötzlich etwas Kühles in meinem Handteller liegen. Ich riß die Augen auf — es war ein blitzblankes, nagelneues Silbergulden! Bevor ich noch losjubeln konnte, zog der Onkel die Stirne kraus und legte den imponierenden Zeigefinger an die Lippen: „Still sein, steck'n ein, kauf dir Zuckerl drum — aber der Takt' derzähl ja nix! Sie ist a wenig gelzig, was!... Also, bleibet unter uns, Hand drauf!“ „Hand drauf!“ sagte ich und ließ den Gulden verschwinden, denn eben kamen meine Eltern mit der Tante zurück.

Nun empfahl sich der Onkel, er wolle ein blühchen nach seinen Pferden schauen, sagte er. Als er weg war, nahm mich die Tante in ihre Arme und sagte: „Was wird denn aus dir noch alles werden? Mein Gott, wenn ich nur auch so schön spielen könnt! Selt' mein zweiter Mann tot ist, hat keiner mehr das Klavier an'gührt.“ Sie langte ächzend nach ihrer altmodischen Börse, die auf einem Tischchen lag, und sagte dann: „Weil du so brav bist, so gib ich dir was!“ Und zum zweitenmal spürte ich etwas Kühles in meinem Handteller liegen: ein blitzblankes, nagelneues Silbergulden. Meine Eltern protestierten, und ich war sehr verlegen. Als das steigerte aber nur den Overkill der Tante. „Nimm nur, Bub, kauf dir Zuckerl drum! Aber hörst: dem Onkel darst nix sagen! Versteht mich?“ Zu meinen Eltern gewendet, setzte sie hinzu: „Der Alois is ein weniger gelzig, er fürcht' sich gleich, es bleibt für ihn zu wenig.“

Als meine Eltern mit mir in der Straßenbahn nach Hause fuhren, war ich sehr still. Ich begann zu ahnen, was Philosophie ist. Da hatte ich im Sack zwei Silbergulden, um die sich meine heißes Hand schloß, damit sie nicht durch ein Klumpen ihrer Zweifelt versteinen sollten. Nur ich wußte ja, daß es zwei Gulden waren, die ich besaß. Vater, Mutter, Onkel und Tante wußten nur von einem.

Ich überlegte weiter: Richtiger wäre doch gewesen, der Onkel und die Tante hätten sich voreinander nicht gelüchelt und mir in Eintracht und gemeinsam einen Silbergulden überreicht. Das gegenseitige Mißtrauen hatte sie hingegen zwei Gulden gekostet. War es also immer gut, wenn die Linke nicht wußte, was die Rechte tat? Einige Male juckte es mich gewaltig, mich meinen Eltern anzuvertrauen. Ich wäre so gern wieder der Mittelpunkt des Erstaunens gewesen. Aber der Onkel Alois fiel mir ein, in meinen Augen das Urbild aller männlichen Tugenden, und daß ich ihm mit Handschlag gelobt hatte, die Sache würde ganz unter uns Männern bleiben. Meine Standhaftigkeit wurde belohnt. So oft ich in den Spitzloosenledern zu Onkel und Tante kam, erhielt ich von jedem Insehem einen Gulden zugesteckt. Zuletzt war er schon eine Belohnung für meine charakterfeste Verschwiegenheit. Als es zehn Gulden waren, die ich schon bekommen hatte, ergab das ein Zwanzigkronenstück in Gold.

War mein Schweigen bisher Silber gewesen, war es jetzt wirklich Gold geworden. Alles, weil die Tante nicht wußte, was der Onkel tat.



oder der künftige Konferenztisch der Alliierten (Patent Molotow)

2:16, oppure il futuro tappeto della Conferenza degli Alleati (brevetto Molotow)



„Allerhand Geld für so eine kleine Radierung!“ — „Du weißt ja nicht, was vorher drauf war!“

Nel Gabinetto Grafico: „Tanto danaro per una sì piccola incisione!.. — „Ma tu già non sai cosa ci sta stato sopra prima!..“



DER FLORENTINER GÜRTEL

VON HEINZ SCHARPF

Herr Dietrich von Detmold hielt durch Ehreiß, eilfertigste Burgmauern und scharfe Falkenaugen eine Junge Frau gefangen.

Zwei aus dem Türkenkrieg heimgekehrte invalide Männer waren als ständiger Schutz um sie, so sie sich lustwandelnd im Tal erging, scharfe Doggen wachten nachts vor ihrer Kamenate, galanten Minnesängern ward der Zutritt zur Burg von einem martialischen Vogt verwehrt, die schöne Frau sah sich eiseltis treue verpflichtet.

Ritter Dietrich war ein rauher Geselle, dennoch zitterte seine Eheliebste nicht vor ihm, sondern fügte sich minniglich allen seinen Wünschen, immer lag ein süßes, verstecktes Lächeln um ihren vollen, roten Mund, das Herrn Dietrichs Herz schneller schlagen und sein Blut siedeln machte. Tod und Hölle, seine Wolfszähne knirschten bei dem Gedanken, daß ein fremder Wind seinen Besitz streifen oder eine fremde Hand seinen trug behüteten Schatz entführen könnte, und war weiß, in welchem Ausmaß der ungeschlichte Goliath von seiner krankhaften Eifersucht noch ergötzt worden wäre, wenn ihm nicht plötzlich ein wilder Schrei der Christenheit aus seiner Verliebtheit aufgeschreckt hätte.

Papst Urban II. rief auf dem Konzil zu Piacenza die gesamte Ritterschaft gegen die heidnischen Seldschuken auf. Auch der Detmolder mußte seinen schweren Harnisch anlegen, um mit Gottfried von Bouillon die Wallfahrt nach Jerusalem anzutreten. Gott will es! sang es einmütig durch die deutschen und fränkischen Lande, was in Rom ein stichtisches Wohlgefallen auslöst.

„Der Teufel hole die verdamnten Seldschuken“, fluchte hingegen der aufgestörte Ehemann, ließ sich seinen Strohstengel Vistahs satteln, gab ihm die Sporen und legte zur Stadt, wo er bei einem Feinschmied eintrat und nach einem Keuschheitsgürtel verlangte. Es herrschte gerade eine lebhaft Nachfrage in diesem Damenartikel. Der Feinschmied legte ihm einen goldverzierten Florentiner, so genannt nach dem Ort seiner Herkunft, vor, schmiess es und biegsam, mit einem kunstvollen Schloß deren und einem noch kunstvolleren Schlüssel. Mit einem hellen Knack sprang die Feder ins Schloß, und mit zwei hellen Knack schloß der Schlüssel zweimal ab, drauf war der stierne Liebestöser von niemandem mehr zu stiften. Sechs glühende Dukaten warf der Ritter für das Kunstwerk hin, dann rief er zufrieden heim und trug damit vor sein Weib.

„Viellieble Frau mein“, sprach er, „bevor ich scheide, will ich euch erst mit einem An-

gebilde schmücken, das euer bestes Kleidn in den Tagen eures Alleinseins sein soll.“ Und er legte ihr ohne viel Umstände den Gürtel an. Knack, machte das Schloß, knick-knick, machte der Schlüssel. Oh, wie Frau Jutta da erblaßte, „Vieleider, Herr Gemahl“, begann sie wie ein gekränktes Kitzchen zu jammern, „was tut ihr mir für Schmach an! Ich, die ich reiner bin als der Kiesel im Bach, das Blatt auf dem Baum, die Wolke in der Luft, werde so gedemütigt. Womit habe ich das verdient? Wisst, daß tausendmal stärker als ein Eisenband das Band der Liebe hält. Meint ihr denn wirklich, daß Frauenlist so einen Florentiner nicht zu öffnen verstünde? Derselbe Feinschmied, der ihn anfertigte, hat vielleicht noch einen zweiten Schlüssel auf Lager?“

Verflucht, durchfuhr es den Ritter, wo sie Recht hat, hat sie Recht! Also nahm er ihr den Gürtel großmütig wieder ab. Frau Jutta lächelte wonnig. Aber sie löschte zu früh. Dann am Tage seines Auszugs gewann des Ritters Eifersucht abermals die Oberhand und er legte ihr gewaltsam den Florentiner wieder an. Und dazu grinst er satanisch, denn der Teufel hatte ihm im letzten Augenblick etwas eingeblasen, wovon sich die Hölle einen himmlischen Spaß erwartete.

Drauf bestieg Herr Dietrich sein Schlachtross, sprengte in einer Wolke von Staub dahin, rückte durch Ungarn, wo er sich den Grafen Hugo von Vermandois und Raimond von Toulouse anschloß, setzte bei gutem Wind über den Bosporus und erstürmte als erster die Mauern von Nicäas. Aber das Kriegsglück war wankelmütig. Schwebte die Heilige Lanze den Christen auf ihren Wegen auch leuchtend voran, so dürrte es doch beinahe drei Jahre, bis Gottfried von Bouillon am heiligen Grab in Jerusalem ohne Tasse seines Namens zu sich nehmen konnte.

Da war es nun aber auch die höchste Zeit für den tapferen Detmolder, heimzukehren und nach seinem Weib zu sehen. Der Rückweg stand der Fährhinfahrt an Fährnissen und Abenteuer in nichts nach, doch eines Tages tauchten dann im Frühnebel die Zinnen der heimatischen Burg vor ihm auf, der Wächter auf dem Söller stieß ins Horn und die Zugbrücke rasselte mit dumpfem Getöse herab. Frau Jutta empfing ihren Gatten mit einem schrillen Freudenschrei. Sie war inzwischen noch beghehrter geworden. Der Ritter stieß sich seinen langen morgenländischen Bart und sah ihr forschend in die Augen. „Viellieble Frau mein“, begann er leuernd, „ist euer Herz auch rein ge-

blieben gleich dem Kiesel im Bach, dem Blatt auf dem Baum, der Wolke in der Luft?“

„Für und für“, blickte sie ihn wonnig an. „Immer wellten meine Gedanken bei euch im Türkenlande. Vor Sehnsucht kam ich fast um.“ Da lechte nach drei langen schweren Leidensjahren Herr Dietrich von Detmold wieder sein drohnendes Männchen und holte seinen Schlüssel unter dem Wams hervor. Es war das einzige an ihm, was nicht Blut und Rost angeätzt hatte. Knick, machte der Schlüssel und nochmals knick, dann sprang mit einem befriedenden Knack das Schloß auf.

„Tod und Hölle!“ fuhr der Ritter empor. Wut-schnaubend faßte er sein Weib an. „Um Himmelswillen, mein Gemahl, was ficht euch an“, schrie Frau Jutta auf, „fandel ihr denn den Gürtel nicht unverehrt und wohlversperrt?“ „So ist es, du falsche Schlange“, lachte der Detmolder schaurig, „aber ich versperre das Schloß bei meinem Auszug gar nicht, jetzt hingegen finde ich es doppelt verschlossen vor.“ Ohne Erbarmen zerriß er die Untertreue hinaus auf den Söller und schleuderte sie in den Abgrund, den Reben zum Fröh.

Dann bestieg er von neuem seinen Streithengst Vistahs, um zur Stadt zu reiten und mit dem schurkischen Feinschmied abzurechnen.

Aber der verwies ihn achselzuckend auf die neueste Erfindung der Florentiner Künstler, die am laufenden Band Allerweltsschlüssel herstellen, welche wie zum Hohn auf des Ritters Namen Dietriche genannt wurden und einen begabten Handelsartikel darstellten.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Bobby ist in einem Uhrengeschäft und der Verkäufer meint beratend:

„Diese Uhr könnte ich Ihnen empfehlen! Jede Stunde springt ein kleiner Vogel aus dem Gehäuse und zwitschert!“

Meint Bobby bedauernd:

„Geht leider nicht, wir haben zu Hause eine Katze!“

F. H.



„Was meinst du, de Gaulle, schmecken nun Sowjetstiefel besser als britische oder amerikanische?“

Vita da cani dei traditori: „Che ti pare, de Gaulle, gli stivali sovietici non hanno dunque un sapore migliore di quelli britannici o statunitensi?..“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

John Bulls Oster-Eiertanz

(Erich Schelling)



La danza delle uova pasquali di John Bull



Il castello di Zwickledt, soggiorno del disegnatore A. Kubin

DER RUNDLAUF

VON WALTER FOITZICK

Als ich ihn traf, streckte Felix Nube. „Was hast du, Felix?“ fragte ich ihn. Felix erklärte: „Du weißt doch wohl, was ein Rundlauf ist?“ „Ja, ich erinnere mich, Rundlauf war so eine Sache in der Turnstunde. Da hing man zu mehreren dran und machte Engelliegen.“

Nube war empört. „Mach keine solchen destruktiven Witze. Rundlauf ist eine ernste Sache. Rundlauf gibt's in jedem besseren Büro. Rundlauf kommt von oben. Rundlauf ist ein mit der Schreibmaschine geschriebenes Papier, auf dem Anordnungen stehen, die verwirklicht werden sollen. Sehr praktisch! Man schreibt auf sie seinen Namen, wodurch man anzeigt, daß man die Sache zur Kenntnis genommen hat, und gibt's weiter.“ „Ja, und?“

„Dann müssen natürlich die Anordnungen befolgt werden und niemand kann sich damit ausreden, daß er von der Sache nichts wisse.“ „Wirklich großartig so ein Rundlauf“, gab ich zu; „und deshalb streichst du so?“

„Ach, Unsinn, aber ich habe den Rundlauf ins Familienleben eingeführt. Wir machen jetzt Rundlauf zu Hause.“

Felix erklärte: Hast du etwa keine Beanstandungen zu Hause? Na, siehst du Auch bei dir wird sicher das Badezimmerfenster nicht rechtzeitig geschlossen, oder der Kellerschloß hängt nicht an seinem Platz, oder die Kinder kommen mit ungewaschenen Fingern zu Tisch. Was tun man in solchem Fall? Nichts einfacher als das, man erlöst einen Rundlauf. So zum Beispiel: „Ich sehe

mich genötigt, wie schon zu wiederholten Malen aufs neue darauf hinzuweisen, daß das Badezimmer am Abend bei Dunkelheit zu schließen ist. Gezeichnet Nube.“

Darüber steht: An alle Familien- und Hausmitglieder. Nun kommt natürlich eine Liste. Erst Mutter Annemarie Nube, dann Hausmädchen Maria Klier, folgen: Kinder Paul Nube, Thea Nube und Säugling Wiesentraut-Irmelin Nube. In kleinerer Schrift steht darunter: Für die Nichtschulpflichtigen und daher des Lesens und Schreibens unkundigen Kleinkinder hat die Erziehungsbehörde Unterschrift zu leisten. Siehst du, alles sehr fein durchdacht. Natürlich haben alle Rundläufe eine laufende Nummer. Mama und Paulchen und Thea, sowie Marie unterschreiben einfach und für Wiesentraut-Irmelin macht's wieder die liebe Mama.

Na, wenn das nicht Organisation ist! Wenn ich jetzt nach Hause komme und rufe nur: „Nummer 334“, weiß jeder sofort, daß ich mich auf Rundlauf Nr. 334, betrifft unzulässige Verschleppung meiner Zeitung, beziehe. Nube war selig. Er hatte zur Zeit mehrere Rundläufe im Umlauf.

Wir unterhielten uns über den Wert eines Buches. Johannes hatte keinen rechten Gefallen an ihm gefunden und gab dem auch Ausdruck. „Sonderbar“, warf Martin ein. „Fast genau das, was du da oben äußerst, habe ich ihm gestern auch gesagt.“

„Jhm!“ — das war ich, und ich konnte Martins Beachtung nur bestärken.

Nachdenklich schaute Johannes uns an. „Sollte ich es so flüchtig gelesen haben?“ sagte er.

Der geheilte Milanthrop

Ist er mir früher sonst begegnet, reich er mir aus in großem Bogen. Jetzt, da 's von oben Bomben regnet, fühlt er sich zu mir hingezogen.

Ich habe nämlich einen Keller mit einer dicken Betondecke. Der Sinn wird unmühsam heller, weiß man, wohin man sich versteckt.

Und mit der Helle kommt die Wandlung. Der Atrilemus rührt die Beine, was ich aus der und jener Handlung erlief'n zu dürfen froh vermerke.

Zutraulich fängt er an zu plaudern und fügt geprächig Mach' an Mach'e. Ja, neulich zog er ohne Zaudern zwei Keho — für mich! — aus feiner Tasche.

Der Milanthrop wird sichtlich heiter. Wozu auch mit der Menschheit trauen? — Geht das in diesem Tempo weiter, kommt's noch dazu, daß wir uns duzen.

Ratatschr

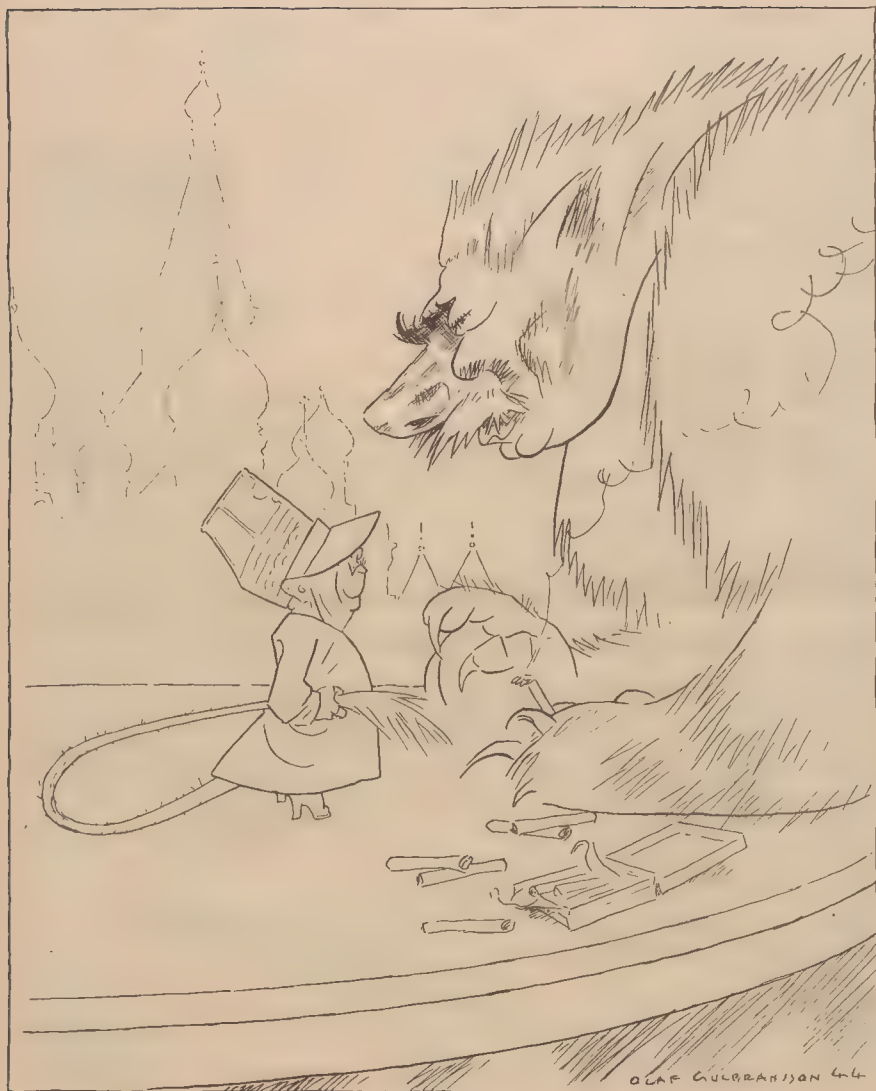


Wer zu Ostern geht spazieren,
So die linden Lüfte weh'n,

Hört die Vögel musizieren,
Sieht die ersten Blumen steh'n.

Hoffnungsfroh und voller Glück
Läßt den Winter er zurück.

WILHELM SCHULZ



„Wenn du hübsch brav bist, Genosse Viktor Emanuel, mache Ich dich vielleicht zum Politruck!“

il nuovo „Signor cugino„: „Se tu, compagno Vittorio Emanuele, sarai proprio buono, forse ti faccio anche Politruck!..

DIE LEOPARDIN

VON ROLAND MARWITZ

Die Löwen waren noch im Freigelande, aber die Panther, die Jagdare und Leoparden mußten im Raubtierhaus sein. Ihre großen Außenkuffige waren leer. Ich las ihre Namen, die deutschen und die lateinischen, die auf den Tafeln standen. Irgendwo fegte ein Wüter herbstliche Blätter zusammen. Vorhin hatte er mir zugesaut, wie ich an der Löwenkluft ein paar Seltenes meines Skizzenblocks mit hastigen Fingern bedeckte. Jetzt unterbrach er seine Tätigkeit für einen Augenblick und deutete in die Richtung, in der sich der Eingang zum Raubtierhaus befand.

Ich nickte ihm zu. Ich hatte verstanden. Aber ich blieb doch vor den leeren Kuffigen stehen, die sauber waren, bis auf ein paar Blätter von der gleichen rostbraunen Farbe, wie sie dort der Mann zusammenkehrte.

Unmöglich sagen zu können, warum ich hier vor den leeren Kuffigen stehen blieb. Ich dachte, daß man jetzt die Hand zwischen die Stäbe stecken konnte, ohne Gefahr. Ich dachte allerlei törichte Gedanken, und daß es vielleicht nur Faulheit war, wenn ich nicht die paar Schritte zum Eingang machte, den mir der Mann mit dem Besen gegeben hatte.

Der Mann war jetzt fort, aber ich fühlte, daß ich nicht allein war. Ich wendete mich um, als hätte mich jemand angesprochen, aber der Herr im schwarzen Mantel, der zwei Schritte von mir entfernt stand, hatte nichts gesagt. Dennoch lächelte er höflich, mit einer etwas altmodischen Höflichkeit, den gleichfalls etwas altmodischen Hut und trat noch näher.

„Es ist das Parfüm. Das bleibt!“, sagte er, und sein Blick ging von mir fort zu dem leeren Kuffig. Ich nickte zustimmend. Seine Art hatte etwas, das keinen Widerspruch zu dulden schien.

Alter Militär, dachte ich, aber die kleine Schleife am Samtrevier des schwarzen Mantels deutete auf keinen Kriegsdienst. Es war ein vergessener Orden, den kein Mensch mehr kannte und wertete. Mit seinem Kissen, etwas weitsichtigen Kuffig streifte der alte Herr das Namensschild. „Leopard“, stand da, falls Leopardus. Ost-Afrika: Er nickte und dann sagte er noch einmal: „Das Parfüm bleibt.“

Plötzlich war es mir, als ob dieser leere Kuffig, auf dessen Boden langsam ein paar rötliche Blätter kreisten, noch immer den starken Geruch der Raubkatzen ausströmte.

Das mußte es wohl sein, was der alte Herr mit dem Parfüm gemeint hatte.

„Sie zeichnen?“, fragte er dann mit einem Blick auf den Skizzenblock, der aus meiner Manteltasche hervorragte. Ich bejahte.

„Zeichnen ist besser als fotografieren“, sagte er. „Je nachdem. Ein gutes Foto ist mir lieber als eine schwache Zeichnung.“

„Vielleicht. Jedenfalls ist Zeichnen ungefährlicher.“ Wieder schienen mir seine Worte unklar, und so nickte ich nur.

„Wollen wir ein wenig in die Sonne gehen? Man soll die letzte Sonne genießen“, sagte er. Ich warf einen Blick zur Tür des Raubtierhauses. Dort war es wärmer als in der Sonne.

Der alte Herr lächelte, als sollte mich dies Lächeln beschwichtigen.

„Sie ist nicht darin“, sagte er, „sie ist ja tot.“ „Wer ist tot?“ fragte ich und ging nun schon an seiner Seite der Sonne und den Kasianen zu, die langsam ihre letzten Blätter fallen ließen.

„Die Leopardin. Falls Leopardus. Oder sagt man die Leopard? Ich bin immer ein schwacher Lateiner gewesen.“

„Ich auch“, erwiderte ich, und der alte Herr mit dem vergessenen Ordensbändchen im Knopfloch lächelte geschmeichelt, als hätte ich ihm ein Kompliment gesagt.

„Es hat sogar in der Zeitung gestanden, daß sie tot ist, ob das bei uns der Fall sein wird, ist

zweifelhaft“, sagte er, und das Lächeln blieb, aber es schien plötzlich ein wenig beschattet zu sein.

Ich dachte, daß wohl jeder, der mit einem Skizzenblock durch die Welt schlendert, hofft, daß wenigstens sein Tod Anlaß wird, um in der Zeitung genannt zu werden, aber ich sagte es nicht. Ich blickte hinüber zur Löwenkluft. Vier Löwen standen dicht nebeneinander. Es schien, als seien sie vor einen unsichtbaren Wagen gespannt, einen Wagen, wie ihn die Cäsaren führen oder alte, längst verstorbene Götter.

Auch der alte Herr blickte auf die schöne, gestraffte Quadriga.

„Mit diesen da“, sagte er, „kann ein Mann hoffen, fertig zu werden. Mit Genes aber, die sie dort im Kuffig erschließen müßten, nie.“

Wir gingen schweigend weiter. Es war jetzt windstill, und die Sonne schien. Im Restaurant nahe dem Musikpavillon standen noch ein paar gedeckte Tische.

Wir setzten uns. Die Kellnerin brachte Kaffee. Als sie fort war, glaubte ich, daß es an der Zeit sei, mich vorzustellen, aber der alte Herr schien meinen Gedanken erraten zu haben, er hob abweichend die Hand.

„Bitte, keine Namen!“, sagte er, und nach einer kleinen Pause: „Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen. Ich erzähle selten Geschichten, ich gehe nicht zu den geschätzten Geistes, aber da wir uns nun einmal vor ihrem Kuffig getroffen haben...“

„Eine Tiergeschichte?“ fragte ich.

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Ich kenne mich da nicht aus. Ich glaube, daß die Grenzen zwischen Tier und Mensch weniger bestimmt liegen, als wir meinen. Übrigens ist es die Geschichte einer Frau.“

Er hatte die Handschuhe abgestreift und rührte mit dem Löffel in der Tasse, obwohl er weder Milch noch Zucker genommen hatte. Ich sah, daß er schöne und kräftige Hände hatte, und ich sah auch, daß der Ring an seiner Rechten ein Wappenstein war. Er schenkte meinen Blick zu fühlen.

„Bitte, keine Namen“, sagte er noch einmal, und er drehte den Ring so, daß der blaue Stein, in den das Wappen geschnitten war, verschwand. „Der Frau aber“, fuhr er fort, „muß ich natürlich einen Namen geben, einen Vornamen. Nur die Vornamen zählen bei den Frauen, finden Sie nicht auch?“

„Wie bei den Königen“, sagte ich.

„Ja“, sagte er, „damals, als Isotta in mein Leben kam, gab es noch Könige. Es ist also sehr lange her, und es interessiert Sie vielleicht gar nicht.“

SCHICKSAL

Ein Käfer watschelt unter meinem Fuß –

Ein Tritt von mir: er wäre Apfelmus!

Ich tu' es nicht. Ich würde mit ihm leiden.

Und außerdem: ich fühle in uns beiden

Das gleiche Urgesetz der Parzen:

Vielleicht erhebt sich irgendwo im schwarzen Dunkel des Schicksals schon ein Fuß,

Der mich zerträte – und ich wäre Apfelmus.

Wie nett indessen, wenn er mich verschonte.

Sei's dieserhalb, sei's weil's nicht lohnte...

WENDELIN UBERZWECH

„Doch. Was Sie sagen, klingt wie der Anfang eines Märchens. Ich liebe Märchen.“

„Allmählich wird alles zum Märchen. Das eigene Leben und das der anderen. Das aber würde ich damals noch nicht. Es ist über dreißig Jahre her. Ich war jung, aber trotzdem Jugend war ich schon Kammerherr an einem jener kleinen Höfe, die als ein bizarres Rest des achtzehnten Jahrhunderts bis in den Beginn unserer Zeit hinein-spielen. Damals empfand ich das natürlich nicht so. Die Feste, die Empfänge, die Défilécour, den Ordensessen – ich nahm das alles furchtbar ernst. Einster als mein Freund und gnädiger Herr, der Herzog. Da lernte ich Isotta kennen. Sie stammte nicht aus unserm Ländchen. Die Herzogin hatte sie auf einer Reise ins Süden kennengelernt und an den Hof gebracht. Sie galt als Hofdame und Vorleserin, obschon sie sich nie um die Pflichten einer Hofdame kümmerte, und ich auch nie ein Buch in ihrer Hand gesehen habe. Es gab böse Stimmen, die sogar ihren Adel bezweifeln und etwas von Adoption murmelten. Die Leute lachten. Wenn nicht die kleine Silbe zwischen Vor- und Nachnamen, sondern das Blut entschied, so war Isotta eine der edelsten Frauen. Die, die über diese Erde geschritten sind. Von der ersten Stunde an war ich ihr verfallen. Und wie mir, schien es allen zu gehen. Männern und Frauen. Niemand konnte besondere Vorzüge von ihr aufzählen, vielleicht war sie nach den Gesetzen der Norm nicht einmal schön, aber sie war viel mehr als schön, sie war – ganz Verstanden Sie das?“

„Ich glaube schon.“

„So ganz, wie Sie jetzt ganz und eins ist. Ungebrochen in ihrem Wesen und in ihren Instinkten. Ihrer Herkunft und Heimat nach hätte sie dunkel sein müssen, aber sie war es nicht. Sie war rotblond. So etwa, wie die Farbe der Blätter war, die dort im Kuffig lagen, oder besser noch, wie das Fell der Leopardin, die sie neulich erschrieben mußten, als sie den Wüter ansprang.“

„Wurde er gerettet?“ fragte ich. Ich hatte die Zeitung nicht gelesen. Ich war zum erstenmal in dieser Stadt und wußte nichts von dem ganzen Vorgang. Dennoch erschien mir meine Frage töricht.

„Natürlich nicht. Um aber weiter von Isotta zu erzählen, so weiß ich nicht, was mich am meisten an ihr verzauberte. Ihr Haar war wundervoll, aber ihr Mund war es, mit den feinen, weißen Zähnen, und der leichte und doch federnde Gang. Und die Augen, die grünlich schimmerten und die doch zuweilen einen Ton bekamen, der an sehr edles Gold erinnerte. Alles Gold, aus einer Zeit, da man es noch mit Kupfer legierte. Aber kann man die Schönheit und Art einer Frau beschreiben? Man kann es nicht. Anfangs glaubte ich, daß sie ein exotisches Parfüm auf sich zu haben, das gebrauchte Überhaupt kein Parfüm. Es war der Duft ihres Körpers, der so fremd und betörend war. Schon sehr kurze Zeit nach unserm Kennenlernen bat ich Isotta, meine Frau zu werden. Sie zögerte ein paar Sekunden, Sekunden, die mir endlos erschienen, denn aber stimmte sie zu. Sie antwortete nicht mit einem Ja, sie sagte es mir nur durch einen Wimpernschlag. Aber dieses zweimalige Senken und Heben der Lider war mir mehr als alle Worte. Ich küßte sie, und sie erwiderte meinen Kuß. Ich war sehr glücklich, obwohl es zahlreiche Schwierigkeiten zu haben gab. Ihre Herkunft, ihr Adoptivadel, ihre Milgilt, die sehr gering war, das alles zählte damals, aber mein gnädiger Herr und Freund, der Herzog, regelte diese Dinge in der großzügigsten Weise. Er schien zu fühlen, daß ich diese Frau besitzen und zugrunde gehen müßte.

Wir heirateten bald. Trauzeugen waren der Herzog und Alexander. Ich sprach noch nicht von Alexander? Wir nannten ihn Axel, und er war mein bester Freund. Mein einziger Freund, eigentlich. Er war Rittmeister. Dragoner. Im selben Regiment, in dem ich gedient hatte. Als ich Axel von meiner Verlobung erzählte und ihn bat, Trauzeuge zu sein, wurde er wider seine Gewohnheit sehr ernst. „Du bist mir vorausgekommen“, sagte er. Ich

stammelte irgend etwas in meiner Ahnungslosigkeit, aber da lächelte er schon wieder.

„Vielleicht ist es besser so“, sagte er. „Vielleicht hätte ich einen Korb bekommen. Vielleicht werden ihr glücklich. Vielleicht bist du der rechte Mann für Isotta.“

„Lauter ‚Vielleicht‘, und zum Schluß sagte er: Ich wäre Ihre: nie sicher gewesen. Das ist nicht gut. Man muß seiner Frau sicher sein.“

Wir reichten uns die Hände, er wünschte mir alles Glück, und bei der Hochzeit konnte ihm niemand anmerken, daß er selbst einmal die Absicht gehabt hatte, Isotta zu heiraten. Dann reisten wir ab. Isotta und ich.“

Der alte Herr mit dem vergessenen Ordensband im Knopfloch drehte wieder den Löffel in der Tasse, aus der er noch keinen Schluck genommen hatte.

„Sie reisten nach Italien?“ fragte ich. Ich fragte es nur, weil ich das Schweigen überbrücken wollte, und weil ich mich entsann, daß damals alle Hochzeitspaare nach Italien fuhren.

„Nein.“

„Nach Paris?“

„Auch nicht. Ich hatte zwar Italien vorgeschlagen, aber Isotta hatte darüber gelacht wie über einen Scherz. Sie wollte weiter. Sie wollte nach Afrika, und nach einigen Zögern willigte ich ein. Ich mußte deshalb einen längeren Urlaub erbitten und mehr Geld begehren, aber ich hätte ihr wohl jeden Wunsch erfüllt. Ich fragte sie, ob ihr Deutsch-Öst recht sei, und sie stimmte zu. „Wenn nur Raubtiere da sind!“, sagte sie. Ich fragte sie, ob sie Raubtiere schaden wollte. Sie lachte. „Nein, nicht schaden!“ war ihre Antwort.“

Nun, es gab damals noch genug Raubtiere in Deutsch-Öst. Löwen in ganzen Rudeln, Jaguare und Leoparden. Ich hatte gute Empfehlungen, und wir wurden überall sehr gastlich aufgenommen. Ich schoß Antilopen und Springböcke und kurz hintereinander zwei Löwen. Isotta begleitete mich, aber sie trug keine Büchse. Sie ließ sich von ihrem Boy ihren Fotoapparat mit dem Stativ nachtragen. Sie fotografierte leidenschaftlich, aber das Seltsame war, daß sie es nie duldete, daß man sie aufnahm. Ich besaß kein Bild von ihr, und ich sagte ihr einmal scherzhaft, daß sie wie ein anscheinender Wilde daher fürchte, fotografiert zu werden.

„Vielleicht bin ich eine Wilde.“ Ihre Worte klangen sehr nachdenklich. Mich aber, meine Nigger und die Jagdbeute hielt sie in unzähligen Bildern fest, daß wir Fotoapparate damals nicht so bequem wie heute. Nur als ich sie bat, mich mit den beiden Löwen aufzunehmen, lehnte sie ab. „Eine harmlose Beute!“ lachte sie, und wieder war es das Lachen, das mich bezauberte und das ich nie ganz verstand. Eines Nachts aber sollte es auf Leoparden gehen. Eine Leopardin hatte Tag über Ihre Beute aus den Viehherden der Nachbarn weggerissen, und der Hsüptling bat um unsere Hilfe.

Ich bat Isotta, nicht mitzugehen, aber sie sah mich nur erstaunt an. So, als hätte ich ihr zugemutet, bei einem Fest daheim zu bleiben. Da gab ich nach. Wir gingen mit starkem Schutz und vielen Trägern. Auch ein paar Herren von der Militärstation waren dabei, und langsam wurde die Leopardin eingekreist. Aber wir waren alle etwas nervös. Nur Isotta war ganz ruhig. Die letzte Strecke, kurz vor der Lichtung, wo ich zu Schuß kommen sollte, trug sie ihren Apparat selbst. Ich konnte nicht sehr auf sie achten. Wir standen still und wagten kaum zu atmen. Plötzlich berührte mich mein Büchsenrührer am Arm. „deute auf einen Baumhügel. Es war Mondschein, aber die grünen Augen hätte ich vielleicht auch im völligen Dunkel leuchten sehen. Das Tier sah sich umstellt. Ich hörte einen leisen, tauchenden Laut, und wie ein Echo schien der gleiche Laut von Isottas Lippen zu kommen. Im selben Augenblick zuckte die grelle Flamme des Blitzlichts auf die Leopardin setzte zum Sprung an, und ich riß den Abzugsbügel. Die Büchse versagte. Ich drückte wie verzweifelt, da fielen neben mir ein paar Schüsse. Meine Jagdgefährten hatten wohl ge-

markiert, daß ich eine Ladehemmung haben müsse, und hatten ihrerseits geschossen, aber ihre Kugeln kamen zu spät. Die Katze war gesprungen. Nicht auf uns zu, wie es zuerst schien, sondern seitwärts. Vielleicht hatte das grelle Licht sie geblendet.“

Isotta brach in einen kleinen, fremdartigen Schrei aus, ein paar versuchten das Tier zu verfolgen, ich fluchte auf meinen Träger und untersuchte das Gewehr. Es war keine Ladehemmung. Der Patronenrahmen war leer. Da trat Isotta zu mir, legte ihre Hand auf meinen Arm und unter dem Druck ihrer Hand wurde ich, wie immer, ganz ruhig.

„Es ist gut so“, sagte sie, „es wäre ein Mord gewesen.“

Ich sah sie verwirrt an Was sollte das heißen?

Jetzt lächelte sie wieder.

Ich hoffe, die Aufnahme ist gelungen“, sagte sie. Sie hatte recht. Die Aufnahme war sehr gut gelungen. Ein paar Tage später zeigte mir Isotta einen Abzug. Auf die Rückseite hatte sie das Datum unseres Hochzeitstages geschrieben und darunter: Isis.

Isis nannte ich sie sehr selten. Nur in den Stunden, da ich glaubte, daß wir uns ganz nahe wären.

„Es gehört dir allein“, sagte sie. „Ich habe die Platte vernichtet. Bist du nun versöhnt?“

Natürlich war ich versöhnt, und nur, daß sie das Datum unserer Hochzeit und nicht das der Jagd gewählt hätte, schien mir verwunderlich. „Du wolltest immer ein Bild von mir. Dies bin ich“, sagte sie und deutete auf die Leopardin. Sie lächelte wieder ihr rätselhaftes Lächeln, aber ihre Worte klangen zu ernsthaft für einen Scherz.

Übrigens erfuhr ich nun, daß den Büchsenrührer keine Schuld traf. Isotta sagte es mir. Sie war es, die den Patronenrahmen entfernt hatte.

Zwei Wochen später fuhren wir heim. Ich schmückte mein Arbeitszimmer mit ein paar Speeren, Gewehren und den Löwenfellern. Ich wollte auch Isottas Aufnahme vergrößern und rahmen lassen, aber sie bat mich, es nicht zu tun.

„Sie gehört nur dir allein“, sagte sie wieder, und seitdem trug ich das Bild in der Briefschloß, in einem Fach, das man besonders öffnen mußte. Selten zog ich das Bild hervor, dann aber betrachtete ich es lange, bis mich eine Unruhe ergriff, die erst schwand, wenn ich Isotta wieder sah.

Daheim erwartete mich der Dienst bei Hofe, der mir nun nach der Weite und Einsamkeit Afrikas etwas eng und langweilig erschien. Ich gab um Isottas willen mehr Gesellschaften, als ich es

sonst getan hätte, aber ich begrüßte es doch als Abwechslung, wenn ich zuweilen dienstlich nach Berlin mußte, wo wir eine Gesundheitsunterhaltung. Isotta begleitete mich nie auf diese Reisen, obschon ich sie darum bat.

„In jeder Dachecke“, sagte sie, „aber nicht dorthin. Nun, ich würde sie ja auch während meiner Abwesenheit nicht allein. Wir hatten viele Bekannte auch Axel kam anfangs oft zu uns, aber von dem Tage an, da ich Isotta erzählt hatte, daß Axel die Absicht gehabt hatte, um sie zu werben, be handelte sie ihn mit einer grausamen Kälte und einem vernichtenden Hohn. Axel war ein guter Reiter, aber wenn man Isotta hörte, so mußte sein jüngerer Rekrut ihm überlegen sein. Sie spottete über ihn, und es schien ihr gleichgültig zu sein, ob er dabei war oder nicht. Axel selbst lächelte nur zu ihren Worten, und dies schien Isotta noch mehr herauszufordern.“

Schließlich bat sie mich, ihn zu ersuchen, seine Besuche einzustellen.

Ich tat es, aber es wurde mir schwer genug. Er war mein einziger Freund.“

Der alte Herr schweig. Es schien, als habe er seine Erzählung beendet. Die Sonne war jetzt fort. Wir trösteten. Die Kellnerin kam und kassierte. Wir standen auf. Wir gingen dem Ausgang zu. Vor uns kreisten wieder jene rostbraunen Blätter auf den Wegen, von denen der alte Herr gesagt hatte, daß Isottas Haar von ähnlicher Farbe war.

Kurz vor dem Ausgang drehte mein Begleiter um. Wir gingen jetzt wieder den Weg zurück. Aus der Lüftung schlich kam ein einsamer und gewaltiger Schrei.

Vielleicht war es dieser Schrei, der dem alten Herrn, der im schwarzen Mantel und almodischen Hut an meiner Seite ging, die Stimme läste. Die ganze Zeit hatte er geschwiegen. Jetzt fuhr er, noch ein wenig leiser als zuvor, fort.

„Wissen Sie, wie ein Geräusch entsteht? Ich weiß es nicht. Ich habe oft darüber nachgedacht, aber ich habe keine Lösung gefunden. Übrigens war es das törlteste Geräusch von der Welt. Es hieß, daß Isotta mich betrog, und daß Axel ihr Geliebter sei. Es war so sinnlos, daß ich nicht einmal darüber nachdenken konnte. Gerade Axel sollte es sein. Der Mann, für den sie nur Spott und Kälte übrig hatte, und dessen Freundschaft ich aufgeben mußte um ihretwillen, der nie mehr in unser Haus kam. Es gab die berühmten Briefe ohne Unterschrift. Ich zerriß sie, ohne sie Isotta zu zeigen. Es gab Diebstahlsentgeflüster, das verstand, wann ich nähertrat. Eines Tages kam der Leiter einer Detektei zu mir und bot mir seine Dienste an. Er sagte, man habe ihn telefonisch bestellt. Ich warf den Kerl hinaus. Aber als der Herzog eine Andeutung machte, sehr tekvoll sehr vorsichtig, da wurde ich stutzig. Ich beschloß, zu Axel zu gehen und mit ihm zu sprechen. Nicht wie mit einem Rivale, sondern wie mit einem alten Freund, der am besten das Seine dazu tun würde, dem Gerade ein Ende zu machen. Ich traf ihn nicht an. Es hieß, er sei auf einem Spazierritt. Ich wartete. Nach einer Stunde wurde es Zeit für mich, zu gehen. Auch Isotta hatte den Nachmittag zu einem Spazierritt benützt. Zum Tee wollte sie zurücksein.

Ich klingelte Axels Büschen und bat ihn um ein Blatt Papier, ich wollte ein paar Zeilen für seinen Herrn hinterlassen.

Der Bursche deutete auf die große Schreibmappe, die auf dem Arbeitstisch lag, und bat mich, mich zu bedienen, dann ging er.

Ich setzte mich, zog die Mappe näher und wollte sie öffnen, als sie mir entfiel. Sie glitt über meine Knie, dann auf den Teppich, und eine Fülle von Papieren fiel heraus.

Ich bückte mich, und plötzlich sah ich das Bild der sprungbereiten Leopardin. Es lag zwischen den Kuverts, Kartons und Briefbögen. Ich hob es auf und ließ die Mappe mit ihrem herausgequollenen Inhalt liegen. Ich legte es auf den Schreibtisch. Meine Hand zitterte nicht. Auch nicht, als ich dann die eigene Brieftasche hervormah und das kleine Geheimfach öffnete. Das Bild war da,





„Weißt du, Mizzi, wenn ich erst verheiratet bin, kommt mir diese Verdunkelung tagelang nicht mehr weg!“

Piani d'avvenire: Sai Mizzi, quando sarò sposata, questo oscuramento non scomparirà per molti giorni!,,



„Lassen Sie das Paket nicht fallen, lieber Mann, es enthält Glaswaren!“
 „Ach was, denn machen Sie eben Rührer draus!“

“Guardate, caro uomo, che non vi cada il pecco in terra! Esso contiene oggetti di vetro!”, — “Ah che! In ogni caso ne fate delle uova stropazzate!”

und was hier vor mir lag, war ein zweiter Abzug. Ich betrachtete ihn lange, und ich zögerte lange, ehe ich ihn umwandte.

Da stand ein Datum. Es war das Datum vom Tage unserer Rückkehr. Es war nicht Isotta's, es war Axels Schrift, und auch der Name, der da stand, stammte von seiner Hand. Es war der gleiche, mit dem ich Isotta tief in den seltenen und berauschenden Stunden, da ich glaubte, daß wir uns ganz nahe seien.

„Isotta bin ich für so viele. Nenne mich Isis. Isis bin ich für dich allein.“ Ich glaubte wieder ihre Worte zu hören. Sehr lange muß ich so gegessen haben. Als der Bursche eintrat, war er erstauet, mich noch zu sehen. Er bückte sich und hob die Schreibmappe auf, dann fragte er mich, ob

ich krank sei. Ich glaube, ich verneinte. Aber er öffnete doch ein Fach und holte eine Flasche Kognak hervor. Dabei sah ich, daß in dem gleichen Fach ein Revolver lag. Ich lehnte den Kognak ab und auch einen Wagon, den mir der Bursche besorgen wollte. Ich sagte, daß ich warten wollte. Als Axel eintrat, deutete ich auf das Bild und ließ ihm noch Zeit, es zu betrachten. Ich sah, wie er erblaßte. Dann schoß ich, ich hatte gut geschossen, und jetzt, wie er zusammankam, an der gleichen Stelle, an der ich zuvor Isotta's Bild vom Teppich aufgehoben hatte, fühlte ich keinen Haß mehr gegen ihn. Ich beugte mich über ihn, er öffnete noch einmal die Augen, und seine Lippen flüsterten dreimal ein Wort, das ich erst später verstand.

„Dank!“ hieß das Wort, und es schien, als fühlte er sich von einer schweren Last befreit.

Der Bursche kam, ich ließ ihm einen Arzt rufen, obschon hier jeder Arzt zu spät kommen mußte, denn ging ich, die Waffe in der Hand haltend, heim. Man hielt mich nicht an. Es war schon dunkel. In meinem Hause hörte ich, daß Isotta zurückgekommen, aber vor etwa zwanzig Minuten plötzlich aufgesprungen und ohne Hut und Mantel davongelaufen war. Zwanzig Minuten mochten es her sein, daß ich auf Axel gefeuert hatte. Es gab ein paar Häuser, in denen ich sie hätte suchen können, aber als ich unterwegs an einer Polizeiwache vorbeikam, gab ich es auf und stellte mich.“

Wir hatten jetzt wieder die Höhe der Löwenschlucht erreicht, aber die große, steinerne Mulde war leer. Auf dem dunkelnden Wasser des Sprunggrabens trieben ein paar Blätter. Sie leuchteten nicht mehr, sie schienen schwarz zu sein, als wären sie verbrannt.

„Damals stand mein Name auf der ersten Seite in den Zeitungen. Ein Oppositionsblatt behauptete, daß der Herzog sich weigern würde, ein Todesurteil zu unterschreiben, aber die Anklage lautete nicht auf Mord, und die Welt sagte, daß das Urteil sehr milde sei. Wahrscheinlich hatte die Welt recht. Auch damit wohl, daß sie nicht verstand, daß ich Axel nicht gefordert, sondern ihn wirklich niedergeschossen hatte. Ich verstand es selbst nicht. Ich sah Isotta noch einmal im Schwurgerichtssaal. Sie hätte eine Verurteilung ablehnen können, aber sie tat es nicht. Sie sagte aus, daß nicht die geringsten Beziehungen zwischen ihr und Axel bestanden hätten. Um das Bild befragt, erklärte sie dem Vorsitzenden, daß es Axel wahrscheinlich bei einem Besuch an sich genommen habe. Die Schrift sei ja auch nicht die ihre, und ihr Name wäre Isotta. Von Isis wisse sie nur, daß sie eine ägyptische Göttin sei.

„Eine die Menschen beglückende Göttin!“, sagte sie, und hier sah sie mich zum ersten Male an. Ihr Blick war ohne Haß und ohne Liebe, gleichgültig wie der Blick eines Tieres, das etwas streift, zu dem es keine Beziehung hat.

„Ja“, sagte der Vorsitzende, „und außerdem ist Isis die Hüterin des Schattensreiches. Das aber gehört wohl nicht mehr hierher.“

Vom Eingang ertönte das Glockenzeichen, das die Besucher daran erinnerte, daß in wenigen Minuten geschlossen würde. Ich wollte mich zurückwenden, aber der alte Herr zog mich leise die paar Schritte hinaus zu den leeren Käfigen. „Ich bekam Gefängnis. „Nur Gefängnis“, wie die Leute feststellten, und nach Jahren, die mir endlos schienen, wurde ich begnadigt. Als man mich entließ, gab es keine Könige und Harzige mehr. Mein früheres Leben erschien mir wie ein ferner und unwirklicher Traum. Isotta hatte sich schon gleich nach dem Urteil von mir scheiden lassen und war abgereist. Ich bemühte nun doch den Herrn von der Detektei und erfuhr, daß sie zuerst in ihre Heimat gefahren und dann nach Afrika gereist sei. Das letztere aber war nur ein Gerücht und Sie wissen ja, was man von Gerüchten zu halten hat.“

„Ja, ich weiß“, sagte ich.

Der alte Herr mit dem vergessenen Ordensband im Knopfloch des schwarzen Überziehers stand jetzt vor dem Käfig, und er umklebte die Eisenstangen, als suche er einen Halt.

„Diesmal ging ich dem Gerücht nach“, sagte er nach einer Minute des Schweigens, die mir sehr lang erschien. „Ich fuhr hinunter, und ich habe sehr lange dort gelebt. Wahrscheinlich zu lange. Isotta bin ich nicht mehr begegnet. Auch keiner Spur von ihr. Raubkatzen wisten ihre Spur gut zu verwischen. Dennoch schoß ich viele von ihnen. Die Löwen ließ ich den anderen, aber ich hatte den Ruf, daß kein Leopard vor mir sicher sei. Aber nach jedem Schuß hatte ich das Gefühl: Isis war es nicht. Sie nicht. Dann kehrte ich zurück und glaubte, sie gefunden zu haben. Hier, hinter diesen Stäben. Ich kam jeden Monat einmal. Vielleicht, weil ich im Gefängnis einmal im Monat Besuche empfangen durfte. Ich blieb stets eine ganze Stunde und glaubte wirklich, daß die Leopardin, die hier im Käfig lag oder mit schnellen, weichen Schritten den kleinen Raum entlangschweifelte, Isis sei. Langsam wurde mein Haß zum Mitleid. Ich sprach mit dem schönen Tier, wie ich mit Isis gesprochen hatte. Ich durfte es ungestrraft wegen, meine Hand durch die Stäbe zu strecken. Das ist nun vorbei. Man hat sie erschließen müssen, weil sie ihren Wärter anfiel. Aber das stand ja in der Zeitung, wenn auch nicht auf der ersten Seite. Mir aber ist, als sei Irgendwo in der Fremde am gleichen Tage Isis gestorben. Vielleicht irr ich mich, aber ich glaube nicht. Möge ihr Tod so schnell und schmerzlos gewesen sein wie der des Tieres und möge sie in Frieden ruhen.“

Eine Minute noch standen wir schweigend, dann lötfete der alte Herr in seiner etwas altmodischen Höflichkeit den gleichfalls etwas altmodischen Hut und ging. Er ging sehr schnell, schneller, als man es gemeinhin in seinen Jahren tut, und ich folgte langsam.



„Das muß alles, alles anders werden!“

„E' regno che tutto si muò ... tutto!“

BRATKARTOFFELN

Wer hat nun das bessere Herz? Ein Mann oder eine Frau? Hinweg mit dem Sprachgebilde von den robusten Männern und den sanften Frauen! Sanft wie ein Täubchen? Zärtlich wie ein Fädchen? Ein Lamm Gottes? Ein Taubeneuge? Ein Sanfter Heinrich? Ach, von mir aus können sie heute noch so mild auf dem Madonnensockel stehen, unsere lieben Frauen — Ich glaube nicht mehr an ihr gutes Herz, an ihr Mitgefühl, an ihr Mitleiden mit unseren Schmerzen! Denn was mir heute widerfuhr — doch vernehmet lieber die Geschichte und urteilt selbst: Ich bot Bratkartoffeln. Zugegeben, es ist nicht meine Aufgabe, mir knusprige Kartoffeln zu braten. Aber ich wollte gern einmal wieder richtige saftige, leckere, goldbraune Bratkartoffeln essen und nicht die meines Weibes, die mit angebrannten Salzkartoffeln verdammt Ähnlichkeit haben. Ich benutzte also fink einen Ausgang meiner Frau, bräte in den Keller, klabauerte aus der Kartoffelkiste die kleinsten und festen Knollen, kochte und schälte sie, schnitt sie in feine hauchdünne Scheiben, salzte sie mäßig, gab ein wenig Zwiebel, ein wenig Kümmel dazu, zum Schluß noch etwas Pfeffer und trat wohlgenut zum Herd. Ein kleiner Tiegel war bald gefunden, das Schmelztöpflein aus dem Versteck gezerrt und schon prasselte und pritzelte es in dem Tiegel, daß es eine Art hatte. Ein gar köstlicher

Duft, ein wenig scharf mit der Zeit, verbreitete sich in der engen Küche, der Kochdampf drang mir in die Augen, biß und zwickte mich, daß ich es nicht mehr aushielt, mit geschlossenen Augen zum Fenster tappte, es zu öffnen, da stieß ich an den Pfannenstiel und, wie es mein Mißgeschick mit meinem Ungeschick will, fällt mir doch meine ganze Kochkunst auf den Fuß.

Ich schrie: „Aui — Herbel, Leutel Herbel Helft!“ Die Leute eilten herbei. Ich hatte ja lange und laut genug geschrien, hatte verzweifelt bei allen Nachbarn Sturm gelüdet. Es war auch ein höllischer Schmerz, das brennheiße Fett, das mir vom nackten Knie über das Schienbein bis zum Fuß gelaufen war. Ich hatte barfuß gekocht, nur ein Paar Pantoffeln an den Füßen, denn ich hatte dem spritzenden Fett wohlweislich miträut und verbanden meine Hose nicht der Gefahr von verräterischen Fettflecken aussetzen.

Mitleidig, mit Wehklagen und mit echtem Mitgefühl kamen die Nachbarn von nah und fern. Sie brachten aus ihren Hausapotheken, was sie zur Linderung meines Schmerzes nur bringen konnten. Sie salbten und öltten, puderten und verbanden mich, gaben mir schmerzstillende Pillen, sie rieben meine Stirn mit belobenden Wassern, lobten mich mit Kognak und Rietsalzen — ach, sie taten in ihrer Barmherzigkeit viel zu viel für meine kleinen Brandwunden, die nur im ersten Schmerz und Schreck mir so gefährlich erschienen waren. Vor allem die Männer ließen es sich nicht nehmen, mir gut zuzureden, mich zu trösten, sie bel-

teten mich sanft und versuchten, mit lustigen Worten mich aufzuheitern. Ja, dachte ich gerührt bei mir, in der Not erkennt man seine Freunde, wie lieb und gut sind sie doch alle zu mir, die eigentlich meinem Herzen fern stehen, wie doppelt lieb und erschrocken und zärtlich wird erst meine gute Frau sein, wenn sie heimkommt — wie wird sie sich sorgen und ängstigen und mich verwöhnen und wie werden ihr die Tränen fließen, wenn sie von meinem Mißgeschick erfährt. Meine Frau kam heim. Sie kam sehr schnell. An der Straße schon hatte man ihr vom Hergang meines Unfalls erzählt.

„Kittyl!“ rief ich selig und breitete die Arme nach ihr aus.

„Moment, Johannes!“ Sie trat nicht an mein Bett. Ihr erster Wer war in die Küche. Ich sah es ein. Sie wird mir einen Leckerbissen holen, die Gute, die Besorgte, dachte ich und, da wir Männer uns so gern bemitleiden lassen, wickelte ich schnell den Verband vom Fuß, ihr meine Not zu zeigen.

„Kittyl! Komm doch!“

Sie kam. In der Hand hielt sie etwas.

Es war kein Leckerbissen, es war der Schmelztopf. „Kittyl! Schau!“ Ich streckte ihr mein Bein hin. Sah gebannt in ihr Gesicht.

Kitty schaute. Sie schaute auf mein Bein. Sie schaute in ihren Topf. Dann öffnete sie den geliebten Mund und sagte ganz schlich:

„Johann! Ja, wieviel Fett hast du denn eigentlich genommen?“ Jo Hanns Rösler

Dilemma

(K. Heiligensiedt)



„Ausgerechnet jetzt ruft der Kellner an, daß es in der Halle noch einen roten Schoppen für Hotelgäste gibt!“

Dilemma: "Proprio adesso il cameriere telefona che in sala c'è ancora un quarto di vino rosso per gli ospiti!.."



„Singen kann das Mädchen nicht — also alles Licht auf die Beine!“

DER LEBENDE LEICHNAM

Knorz wurde geboren, wuchs auf und schrieb. Knorz hatte ein wohlsortiertes Lager von Geschichten, das in vielen Mappen in einem großen Schrank untergebracht war. Auf einigen Mappen stand „Reisegeschichten“ — nach Jahreszeiten geordnet — auf anderen „Liebesgeschichten“ — wieder auf anderen „Geschichten für Frauenzeitschriften“ oder „Abenteuergeschichten“ oder sonst irgend etwas. Es waren jedenfalls viele hundert Geschichten.

Ob Knorz auch sogenannte bessere Sachen hätte schreiben können, blieb unentschieden. Auf alle Fälle wäre das ein Luxus gewesen, und Knorz erlaubte sich keinen Luxus, außer den, seine Geschichten nie wieder selbst zu lesen. Leider nutzte ihm auch das nichts, infolge seines guten Gedächtnisses, wie die Sache selbst erweisen wird.

Die Sache selbst begann an einem Abend, an dem sich Knorz von einem Mädchen, das ihm gefiel, vor dessen Heutür verabschiedete. Das sollte sich — der Teufel weiß warum — vor einem inneren Auge plötzlich die illustrierte Unterhaltungsbeilage einer Zeitung auf, in der die selbe Szene abgezeichnet war, als Illustration zu einem Artikel über die Bedeutung der Liebe. „Sie drückte Benno sanft und bedeutungsvoll die Hand und schlopfte hinein. Benno sah durch die Glasscheiben, wie die Treppenbeleuchtung aufblannte und die Gestalt der Geliebten zierlich die eine Eideschale die Stufen hinaufschreute ...“ — während sich das alles genau so abspielte, dachte er verwirrt: „Das hat doch von mir, das ist doch ...“

Zu Hause wollte er mit Emphase sagen: „Ich liebe!“ aber er starnte nur lange den Schrank mit den Manuskripten an. Dann ging er ratlos zu Bett. Nächsten Tags beim Stelldichein schlug er nach-einander einen gediegenen bürgerlichen, einen kalt besierten und einen stürmisch erotischen Ton an. „Sehr gut“, sagte sein Gedächtnis, „genau wie in ‚Heimgesucht‘ und in ‚Der Lebemann von Monte Carlo‘ und in ‚Die erste Nacht mit Ophelia‘.“ Knorz verstummte und begann zu

frösteln wie ein alter Mann. Das Mädchen betrachtete ihn von der Seite, sagte, es habe etwas vor und verließ ihn.

In den folgenden Monaten erlebte sie Welt — die Welt der Knorze wohlverstanden — das Schauspiel, Knorz auf dem Kriegsfelde des Lebens zu sehen. Es war furchtbar spießhaft, wie er es abwechselnd mit dem Abenteuer und der Bravheit, mit der Niedertracht und der Anständigkeit, mit der Unwissenheit und der Allwissenheit suchte. Die Welt der Knorze schätzte sie habicht, aber Knorz selbst fand das durchaus nicht lächerlich. Knorz geriet in Verzweiflung, weil es ihm durchaus nicht gelingen wollte, sich zum Leben zu bringen. An keiner Sache hatte er Spaß, immer fühlte er sich wie ein alter Rodeo, immer war er satt, ohne doch eigentlich je gegessen zu haben. Es gibt eine Welt, so sein Zustand und so sein Leben, die Knorze nicht wollte. Knorz wünschte ihnen voll Haß, daß sie ihr Ziel erreichen möchten, wenigstens was sie selbst anbetrifft.

Schließlich schloß er sich bei seinen Manuskripten ein und grübelte. Und da fand er's. Natürlich konnte er nicht leben, weil er längst tot war. Sein ganzes Leben lag ja bereits gedruckt oder doch zum mindesten aufgeschrieben vor, von der Wiege bis zum Grabe, in allen möglichen Variationen. Er hatte ja schon alles erlebt, alles mitgemacht, er war ja schon dagewesen und veröffentlicht und in der Mappe mit der

Aufschrift „Zweitdrucke“ untergebracht. Keine Macht der Welt kann einen Zweitdruck wieder zum Erstdruck machen. Als Knorz das begriffen hatte, schloß er die Tür seines Arbeitszimmers wieder auf, ging hinaus und verlobte sich. Es war ja nun doch alles egal. Die Verlobung ging nach dem Erstdruck „Marlo und Lilli“ vor sich. Sie hätte auch nach einem andern Modell vor sich gehen können, Knorz

Knorz heiratete, er machte sogar eine Hochzeitsreise. In Rom, wo er in „Die singende Seele“ und „Sehnsucht nach dem Süden“ und zehn anderen Geschichten schon gewesen war, dachte er

daran, davonzulaufen, egal was daraus entstehen würde. Aber wo sollte er hinlaufen, er, der alles schon kannte, der die Schönheit der Welt längst ausgewälzt und in kleinen Portionen auf seine Kurzgeschichten (aus dem Atlas und dem Lexikon) verteilt hatte?

Auf der Rührleise — wahrscheinlich war die Müdigkeit schuld daran und der Mangel eines ordentlichen Abendessens, denn der Speisewagen war abgehangen — überkam Knorz eine unheimliche Kraft. Er dachte sich: „Ich habe ein Wortes, das die Dinge auflöst und negiert.“ Und es spricht. Eine Sekunde lang hatte er fast eine Vision: er sah den Teufel, wie er als letztes und sicherstes Mittel zur Zerstörung des verhassten Kosmos das Wort erfand, das gleichsam die Welt aus dem Gleichgewicht brachte. „Idioten glauben, daß das Wort die Dinge zerstört“, rief Knorz, „es hält nur die Schlaube der Dinge fest, nachdem es den Inhalt ausgesogen hat. Dinge und Worte sind Tödtende.“ Und er dachte: „Nur das Tier wäre Bürge der Ewigkeit ...“, aber was ist für mich diesen Ideen? Man könnte sie nicht in Kurzgeschichten verwerten und also waren sie allein.

— Knorz reit heim. Knorz schrieb weiter, denn dazu war Knorz ja schließlich da. Einiges Tages bekam er die unüberwindliche Lust, die Pistole aus dem Schreibtisch zu nehmen und die in das Titillatent ausgeleierte Schulaube seines in der Fäulnis einem kleinen Loch zu versehen. Er dachte, er faßte sich an die Arbeit, um die Illusion, daß es ihm auf diese Weise doch noch gelingen werde, einen lebendigen Estrich zu erzielen. Aber dann fielen ihm die rund dreißig seiner Geschichten ein, die vom Selbstmord handelten — Selbstmord in allen Variationen der Ausführung und der Gründe — nein, auch die, die er nicht selbst geschrieben, sondern nur abgedruckt, erledigt, tot. Welche Narheit, einen Leichnam zu erschließen.

— Immerhin war noch ein ganz, ganz winziger Rest Leben in ihm, der noch nicht ins Tintenfaß ausgelaufen war. Als dieser Rest sich eines Tages auch anschickte, die Schlaube zu verlassen, sah Knorz in das Gesicht seines Sohnes, das felerlich auf ihn niederstarrte.

„Was wird aus ihm werden?“ dachte Krotz. „Ach, hätte er nie schreiben gelernt! Hätte ich ihn auf einer öden Insel ausgesetzt —“ und er öffnete eine Mund zu einem letzten wendenden Wort, aber der Sohn kam ihm zuvor.

„Quäse dich nicht, Papa“, sagte der Sohn, „ich weiß, was du sagen willst. Ich werde das Werk meines Lebens fortsetzen, ich gelobe es dir!“

Entsetzt öffnete Krotz noch einmal den Mund, aber die Worte kamen nicht mehr. Während er sich aufrichtete, um seinen Geschichtsunterricht in der such von einem Mißverständniß auf dem Sterbebett die Rede war, schlich sich der winzige Rest seines Lebens gelangweilt und schuldbeußt aus dem Zimmer.

E. G. Stahl

E. G. Stahl

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nücker)



Dieser Tage war ich bei einer Führung durch das Anatomische Institut.

„Und hier!“, sagte der mit der Führung betraute junge Mediziner, „hier sind Herz, Leber und Nierenpräparate.“

„Und das halt sich?“ fragte ein Dicker, der sich neugierig vordrängte. — „Unbegrenzt.“

„Hörn S' auf“, wunderte sich der Dicke. „Und in was san's denn einmariniert, die Inneren?“

„In reinen Alkohol!“, antwortete der junge Mediziner geduldig.

„Na so was!“ Der Dicke schüttelte den Kopf und sagte zu seiner besseren Hälfte: „Slegst es, Alte, i hab’s ja allerweil scho g’sagt, daß unser Doktor an Schmarkn versteht... Mir hat er den Alkohol verboten.“
H. K. B.

Н. К. В.



„Das sind also die Bringer der Kultur, von denen Roosevelt immer spricht!“

Nella Bassa Italia: „Questi dunque sono i messaggeri della cultura, di cui parla sempre Roosevelt!..“

München, 19. April 1944
49. Jahrgang / Nummer 16

30 Pfennig

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

SEIN KRIEGSZIEL



„Ich erwarte, daß jeder Amerikaner für unsere Ziele gerne Gut und Blut hergibt!“

La sua mèta di guerra: "Io attendo che ogni americano dia volentieri beni e sangue per i nostri ideali."



BÜROPFLANZEN

VON WALTER FOITZICK

Man verstehe mich recht: Büropflanzen, das ist nicht im übertragenden Sinne gemeint wie Großstadtplanzen oder Mauerpflanzen oder Asphaltgewächse, nein, ich meine Büropflanzen im eigentlichen Sinne, Pflanzen, die im Büro gedeihen mit richtigen Blumenöpfen und Blättern und womöglich sogar Blüten.

Manchmal findet man diese Pflanzen sogar in ganz modernen, pikfeinen Büros, wo alles poliert und vernickelt ist, außer den Sekretärinnen und teilweise sogar diese auch. Aber dorthin gehören die richtigen Büropflanzen ursprünglich nicht. Wo hinein sie am besten passen, das sind die altertümlichen Schreibzimmer mit Urväter-Möbeln, hohen Aktenschränken und Pfeiferauchenden älteren Herren, die gelegentlich frühstücken, manchmal gewichtig zum Abentschlüssel greifen und voll unverweckter Menschlichkeit sind.

Da gedeihen die echten Büropflanzen, die kommen sie zur Blüte. Sie stehen am Fenster, füllen das ganze Fensterbrett, überwuchern den Aktenschrank, und einige Stecklinge gedeihen neben dem Tintenfaß, auf daß ihr Anwachsen und Fortkommen gut kontrolliert werden kann. Es sind mei-

stens Pflanzen mit fleischigen Blättern, Clivien und Calles und große Blattbegonien. Man hat den Eindruck, sie fühlen sich hier wie zu Hause. Vielleicht erinnert sie der Aktenstaub an Sandstürme ihrer Heimat oder der leichte Mief an den Brodem der Dachstuhlwälder am tropischen Fluß, denn man friert nicht gern in solch altväterlichen Schreibstuben, und oft riecht recht dachungehalt.

Selbstverständlich steht auch eine Zimmerlinde hier. Akten und Zimmerlinden sind eine Lebensgemeinschaft eingegangen, die den Botanikern anscheinend bisher entgangen ist. Hier blühen sie üppig und „denken durch reichen Flor der sachgemäßen Pflege“, wie es in den Anleitungen zur Zimmerpflanzenpflege heißt.

So muß es an den Ufern des Orinoko sein, an denen man mit dem Dampfer langsam vorüberfährt, oder an einem Nebenfluß des Amazonas, denke ich mir, wenn ich an solchen Bürofenstern im Erdgeschoß vorbeigehe. Ach, wer da mal hinkommt! Aber in diese Büros kommt man leicht.

Falls ich mal ein Treibhaus haben sollte mit selten exotischen Pflanzen, würde ich darin ein Aktengestell aufbauen mit vielen schönen und edeligen Akten, und ein Bürovorsteher müßte da erledigen. Ich bin überzeugt, meine Pflanzen würden es mir durch besonders reichlichen Flor lohnen. Man muß ihnen eben nur die natürlichen Lebensbedingungen schaffen.

ketten, die so wundervoll kontrastierend auf der weißen Haut liegt.“

Dem Fräulein blieb das Nee in der Kehle stecken. Es machte förmliche Teilerlagen.

Der junge Mann betrachtete es mit dem Blick des schweigenden Kunstkenners.

„Man müßte Ihnen eigentlich eine goldgeschnittene Umarmung geben“, schwärmte er, „das stillose Umwelt ausschalten, um Sie in Ihrer ganzen Kostlichkeit genießen zu können.“

Das Fräuleins Pupillen verschlangen belnahe die Iris. „Nee“, billes es dem verzückten Betrachter den Rauch seiner Zigarette ins Gesicht.

„Und wissen Sie“, hob der Enthusiastische die Stimme, um auf etwas ganz Besonderes vorzubereiten, „was für dieses schöne Mädchen des Ghirlendalo kürzlich bei einer Auktion bezahlt wurde? Eine Million Mark in bar.“

„Nee“, fuhr das Fräulein auf, „eine Million bar für das tote Bild? ... Verückt! ... Und das lebende Modell möchte jeder umsonst haben ... Nee!“

Metrisches Training

(u u -)

»Wahrlich leicht tuft du dir«, sprach ein älterer Herr, »mit dem Jamben«, Trochäen-, Daktylen-Geplärr! Jeder weiß, wie bequem sich das handhaben läßt. Raff' dich auf zu dem heilölichen Maß Anapäst!

Denke dran, rote Tyrtaus die Seelen bezwang, wie befeuernd er Hymnen und Kampflieder sang! Riß er nicht auch den Feigsten noch mit durch sein Wort: dābādā, dābādā, dābādā und fo tōrt!»

... Nun, ich hab' es mit Äden und Krachen verflucht. Wer? Ich jetzt als ein zweiter Tyrtaus gebucht? Ach, mir khranz, daß man khrnöbe mich durchraffen läßt. Nur mein Name, vielleicht, schlupft als Not-Anapäst.

Ratatoehr

LIEBHABERWERTE

VON HEINZ SCHARPF

„Wissen Sie, Fräulein“, sagte der junge Mann, „Sie gleichen sehr dem berühmten Porträt einer jungen Florentinerin von Domenico Ghirlandajo.“

„Nee“, steunte das Fräulein.

„Sie sehen mit demselben wunderbar ruhigen Ausdruck über alle Welt hinweg, insonderheit über die Blicke der Männer.“

„Nee?“ machte das Fräulein noch größere Augen.

„Sie haben dasselbe süße, herbe Antlitz, von dem man sich nicht losreißen kann. Es ist, als blendete soviel Reiz die empfindsame Netzhaut der Seele, daß man jedes Detail noch immer vor sich flirren sieht, auch wenn der Blick nicht mehr darauf ruht.“

„Nee!“ Dem Fräulein stand der Mund offen.

„Dabei berührt es besonders apert, daß Sie denselben Schmuck wie die Schöne auf dem Bild tragen, die nun wiederum moderne rote Hals-



„Schrecklich, wie schlecht die Drehorgel des alten Kriegsinvaliden kling!! Wir werden ihnen diesmal Drehorgeln in etwas besserer Ausführung zur Verfügung stellen!“

La riconoscenza dell' Empire: „Che suono orribile ha l'organetto del vecchio invalido! Questa volta metteremo loro a disposizione organetti d'una costruzione un po' migliore!„

Kanarienvogel gegen Sitzbadewanne

VON ELL WENDT

Der Sonntag, schon in biblischen Zeiten von der himmlischen Behörde als Ruhetag eingesetzt, und seither als solcher von den irdischen Behörden genehmigt und bestätigt, wird sinngemäß ausgenutzt, wenn er der Muße, der Entspannung und der Freizeitgestaltung dient. Man sollte annehmen, Freizeitgestaltung sei ein Leichtes und Vergnügliches, aber daß auch hierüber die Meinungen auseinandergehen, beweist die Wendelinische Ehe. Franz Wendelin, Finanzbeamter in mittleren Jahren, faßt seine Freizeitwünsche in den kernbezieherischen Aussatz: „Mal Ruck will ich haben!“ zusammen. Anna Wendelin hingegen stellt Ansprüche an das Leben, Ansprüche, die sich nur am Sonntag verwirklichen lassen, denn wie käme eine Frau, die ihr Hauswesen in Ordnung halten, Schlange stehen und die Geschäfte nach Mangelware abfragen muß, dazu, alltags ins Kino zu gehen oder gar einen Ausflug zu machen? Derlei Wünsche bleiben dem Sonntag und der Freizeitgestaltung vorbehalten, und so eröffnet Frau Anna die ehelichen Feindseligkeiten beim Frühstück mit einem Hinweis auf das schöne Wetter und den Worten: „Man könnte... Man könnte zum Beispiel mit der Trambahin ins Isartal hinausfahren und irgendwo im Grünen...“

„Ich bin doch nicht verrückt“, unterbricht Herr Wendelin unfreudlich. „Mir langts, wenn ich zweimal täglich ins Amt und retour fahren muß.“ „Ein Spaziergang im Englischen Garten wäre auch nicht schlecht“, räumt Frau Anna friedfertig ein, worauf Franz knurrig erwidert, er habe keine Lust, sich die Haxen krumm zu treten.

Anna seufzt. Eine Weile herrscht müßiggedrängtes Schweigen. Die Sonne spiegelt sich im goldgeränderten Sonntagsgeschirr, der Malzkaffee duftet. Frau Wendelin, weit entfernt, das Rennen auszuheben, hat einen neuen Einfall. „Weißt du was? Wir laden Kunstswad zum Kaffee ein. Ich habe einen Zopf gebacken.“

„Damit morgen nichts mehr da ist vom Zopf“, grunzelt Herr Wendelin. „Die haben auch kein Zopf vorgestelt, als wir bei ihnen waren.“ „Das stimmt“, gibt Frau Wendelin zu. „Aber man darf nicht so sein, Franz. Gemeinnutz geht vor Eigennutz.“

Frau Wendelin braut auf, ihm brauche niemand zu sagen, was Gemeinnutz sei. Wenn jedoch so gemeinnützig wäre wie er, da stand stünde es besser mit der Welt. Am letzten Opernsong hat er ein Fußgänger in die Sammelbüchse gespendet, und überheupt —

„Reg dich nicht auf, Franz!“ beschwört Frau Wendelin. Langjährige Erfahrung hat sie belehrt, daß Franz, einmal auf der Bahn des Zorns, nicht zu bremsen ist. „Der Klügere gibt nach“, sagt sie, um das letzte Wort zu behalten, und begibt sich mit dem Frühstücksgeschirr in die Küche.

Herr Wendelin bleibt mit der Sonntagsgestaltung allein. Seiner Gewohnheit gemäß beginnt er mit den Todesanzeigen und Stadtnachrichten, aber untermittelt er einen kurzen Streitzug durch die Politik, um schließlich endgültig bei den Klufen, Verkäufen und Tauschangeboten zu landen.

„Radioapparat, fast neu, gegen Fahrrad“, liest Herr Wendelin. „Opusdruck gegen guterhaltene Schuhe (Gr. 39), Kanarienvogel, echter Harzer Roller, gegen Sitzbadewanne.“ „So ein Schmeerm!“ schimpft Franz Wendelin laut. Anna steckt den Kopf zur Tür hinein. „Du solltest lieber ein gutes Buch lesen“, sagt sie vorwurfsvoll. „Immer die Politik!“

„Ich bin ja gar nicht bei der Politik“, widerspricht Franz. „Mir nur, was die Leute tauschen wollen: Radio gegen Fahrrad, na, das geht noch. Aber hier: Kanarienvogel gegen Sitzbadewanne. Ja, gibst du denn sowas...?“

Frau Anna tritt näher und sieht Franz

über die Schulter. „Eine Sitzbadewanne hätten wir“, sagt sie vernonnen.

„Bist du narisch?“ erkundigt sich Herr Wendelin entrüstet.

„Einen Kanari! Tst! Ich mir schon lang wünschen“, führt Frau Wendelin unbefriedigt fort. „Wo wir doch den schönen Käfig geerbt haben von der Tante Gusti.“

„Ich mag keine stinkenden Viecher in meiner Wohnung“, steifert sich Franz.

„Ein Kanari stinkt nicht. Sowas Liebes und Herzfreundendes mit seinem Gesang!“

„Du weißt ja gar nicht, ob er singt.“

„Da steht doch: echter Harzer Roller!“

„In der Zeitung steht viel“, behauptet Herr Wendelin.

Eine Erwiderung hinaus bleibt Herrn Wendelin erspart, denn seine Frau sieht sich genötigt, in die Küche zu eilen, aus der es brenzlich riecht. Beim Mittagessen wird die Debatte über Freizeitgestaltung wieder aufgenommen. Diesmal schlägt Frau Anna mit ungebrochenem Kampfeifer einen Kinobesuch vor. Im Universumpalast wird der „Schrei nach Liebe“ gegeben. Rasi Kunstswad hatte gesagt, man müsse sich den Film unbedingt ansehen.

Herr Wendelin aber erklärt eiseren, er müsse überhaupt nichts und ins Kino gehen schon gar nicht. Im Übrigen würde es ihn interessieren zu erfahren, was Anna und Frau Kunstswad in ihrem Alter noch vom „Schrei nach Liebe“ erwarteten. Hier reißt Frau Wendelins Geduld faden. Sie übergeht den unartigen Hinweis auf ihr Alter und behauptet weinend, nicht genug damit, daß Franz ihr niemals etwas biete, er gönne ihr auch nicht das kleinste Vergnügen. Ob er etwa glaube, sie rackere sich die ganze Woche ab, um sonntags die Wände anzustreuen? Da diese Frage unbeantwortet bleibt, setzt Anna Wendelin nach dem Mittagessen den Hut auf und geht in einem Anfall von trotziger Selbstbeheugung allein ins Kino. Während sie die Treppen heruntersteigt, fragt sie sich nicht zum erstenmal, ob der Mann, der sich jetzt droben in der Wohnung das Sofa küssen unter Ohr schaut, wirklich derselbe ist, der ihr in ihrer Brautzeit Aufmerksamkeit in Gestalt von Prelinen und Veilchensträußen erwiesen hat. Viel hat er es sich ja nie kosten lassen, wenn man es recht bedenkt, aber die Vergangenheit erscheint ihr golden, verglichen mit einer Gegenwart, in der Franz weder Geld, noch Zeit, noch Liebenswürdigkeit an sie wendet. Darüber auf dem Sofa hütete Herr Wendelin sich nun im Vollbesitz seiner heißerstrittenen Ruhe sonnen können. Aber Irgendwem stört ihn. Annas Vorwurf, er blase ihr nie etwas, wirft einen Schatten in seine Seele. Zwar begehrt er heftig auf. Bietet er Anna nicht eine gesicherte Ex-

stanz, und ein behagliches Heim? Es scheint wahrhaftig, als genüge das nicht, als wolle der Mensch im allgemeinen und die Frau im besonderen darüber hinaus noch etwas haben, eine Sonderzulage gewissermaßen.

Nachdenklich greift Herr Wendelin wieder zur Zeitung. Dieses elberne Tauschangebot will ihm nicht aus dem Kopf. Er hat gar nicht gewußt, daß Anna sich schon so lange einen Kanari gewünscht hat. Wer kennt sich überhaupt mit Frauen aus! Während er nachträglich mit dem Zeigelfing die Zeilen entlangführt, grunzelt er in sich hinein. Eine Sitzbadewanne, im Wege oder nicht, ist immerhin ein wertbeständiger Gegenstand, was man von einem Vogel durchaus nicht behaupten kann. Aber die lästige Empfindung, Anna etwas schuldig zu sein, bewirkt, daß er sich seufzend vom Sofa erhebt und zum Telefon eilt. Nun fehlte es nur noch, daß der Kanariensammler nicht zu Hause ist, dankt Herr Wendelin erbot, indem er die angegebene Nummer wählt. Die ganze Sache hängt ihm schon zum Hals hinauf.

Eine weibliche Stimme meldet sich. Der Kanariensammler ist eine Besitzerin. Herr Wendelin hätte es sich denken können. Welches einigermäßen vernünftige Männlein gibt sich mit Kanarienvögeln ab! Die Stimme scheint einer älteren Vertreterin des weiblichen Geschlechts zu gehören, sie grunzt und wehlt, über das böse Bösen einerseits, gegen das der Arzt ihr Sitzbänder verordnet habe, und über die Trennung vom Kanari! Anna andererseits, die halt gar so hart und bitter sei. Auf's Geld solle es ihr ja nicht ankommen, aber die Leute wollten Scherworte und sie sei alt und arm an Schwertern. Darum habe sie gedacht — „Mei, der Hanni! So a Hebs! Scherchell und singen tut der wie a Paradiesvögel! Wissen! Wenn ma so ganz allon! dasteh! in der Welt!“ Die grunde Stimme bricht ab. Im Telefon ist nur noch ein beunruhigendes Schnauben und Schneuzen zu hören.

In Franz Wendelin reißt ein großer Entschluß. „Behalten Sie ihren Vogel!“ sagt er mit der Unliebenswürdigkeit, hinter der sich welche Herzen tarnen. „Aber — aber die Sitzbänder“, stammelt die Alte und wiederholt, aus Zählen solle es ihr nicht ankommen.

„Darüber läßt sich reden“, sagt Herr Wendelin streng. „Kommen Sie morgen bei mir vorbei.“ — Sehr befriedigt kehrt er auf sein Sofa zurück. Die Freudenkundgebungen des alten Früblers waren wie ein warmes Brausebad über ihn hingerieselt. Er hat gar nicht gewußt, daß es ein so angenehmes Gefühl sei, Menschen glücklich zu machen. Und gleich zwei auf einmal! Denn das alte Früblin soll seinen Vogel behalten, und er wird Anna einen anderen küssen. Soviel er weiß, gehören Kanarienvögel nicht zur Mangelware, sie sind weder rationell, noch bezugschneidungsfähig. Es dürfte nicht allzu schwierig sein, so ein kleines, gelbes Ding aufzutreiben, und vielleicht bringt sein Gesang wirklich eine freundliche Note in den grauen Alltag eines Finanzbeamten.

Als Anna aus dem Kino zurückkehrt, sitzt Franz, umhüllt von Pfeifenrauch, auf dem Sofa und lächelt ihr geheimnisvoll entgegen. Anna, die gutmütige Seele, hat den Streit vom Mittag längst vergessen. Ganz erfüllt vom „Schrei nach Liebe“, schickt sie sich an, den Gang der Handlung chronologisch und mit allen Einzelheiten vor Herrn Wendelin aufzubauen, da sagt er mitten in eine Schilderung der Hauptdarstellerin hinein: „Du bekommst deinen Vogel.“ „Wie bitte?“ fragt Frau Anna verständnislos.

Herr Wendelin schlägt auf die Zeitung. „Kanarienvogel, echter Harzer Roller, weißt du nicht mehr?“

Nun entsinkt sich Frau Anna. „Ach

Fortsetzung Seite 188

Spitzenleistung



Flestone stupefacente



Der Britenleu hört Churchillreden

La voce del suo padrone: Il leone britannico ascolta i discorsi di Churchill

MEIN FREUND JOHANNES

Ein ehemaliger Mitschüler war aufgetaucht. Er befand sich auf einer Geschäftsreise, die ihn für etwa 14 Tage in unserer Stadt festhielt.

Anfangs war es uns ganz lieb, mal wieder ein neues und doch nicht ganz fremdes Gesicht in unserem Kreise zu sehen, aber als er dann Abend für Abend wie selbstverständlich unsere Zeit mit Beschlag belegte, begann uns das langsam lästig zu werden. Um so mehr, als wir immer deutlicher erkannten, daß er eigentlich ziemlich hohl und eingebildet war.

„Was tun wir denn heute mal?“ fragte er, als wir uns eines Morgens in der Bahn trafen.

„Ich denke, wir machen uns mal einen richtig netten Abend“, meinte ich.

„Sehr einverstanden!“ rief der Freund. „Bei wem?“

„Wenn es ein richtig netter Abend werden soll, wohl am besten jeder bei sich“, sagte Johannes.

✱

Johannes war sehr niedergeschlagen.

„Ich habe mich mit meiner Frau gestritten“, berichtete er.

„Versuche doch einfach, die Sache zu klären“, schlug ich vor.

„Dann gibt es gleich wieder Streit!“, lehnte er ab. „Bist du so rechthaberisch, Johannes? Sage doch einfach, du hättest dich geirrt, und sie hätte recht gehabt“, redete ich ihm zu.

„So ist es ja tatsächlich“, klagte er.

„Dann ist die Sache doch ganz klar. Du brauchst deinen Fehler doch nur einzugestehen“, äußerte ich überrascht.

„Was du denkst! Wenn ich das mache, wird sie, von meinem Großmut gerührt, behaupten, nein, ich hätte doch eigentlich das richtige gemeint. — Und schon ist der Streit wieder im Gange“, sagte Johannes.

J. Bieger

ja" — sagt sie gedehnt. Sie braucht ein wenig Zeit, um aus der Welt der großen Gefühle und Illusionen in die der Sitzbadewannen und Kanarienvögel zurückzufinden.

„Freust du dich denn gar nicht?“ fragt Herr Wendelin enttäuscht. Eine gute Tat trägt zwar ihren Lohn in sich, so hat man es schon in der Schule gelernt, aber ein blöcher äußere Anerkennung kann trotzdem nicht schaden. Gewissenhaft und langatmig setzt er Anna auseinander, was sich seit ihrem jähen Aufbruch am Mittag zugetragen hat, nicht ohne dabei seinen Edelsinn in aller Bescheidenheit erstrahlen zu lassen.

„Franz!“ ruft Frau Wendelin gerührt. Jetzt freut sie sich wirklich, und nicht nur auf den Kanarienvogel. Das beste ist die Entdeckung, daß in dem grantigen älteren Herrn auf dem Sofa der alte Franz noch lebt, der Franz der Pralinen und Veilchensträußen, der Franz, bei dessen Anblick vor mehr als zwanzig Jahren ihr Herz höher geschlagen hat.

Sie kocht Kaffee und tut zur Feier des Tages ein paar Bohnen hinein. Gemeinsam auf dem Sofa sitzend, melen sie sich die Freuden an dem Kanariengesang ab. Sie aus, und unversehens wird ihnen der Sonntag doch noch zu dem Tag sinnvoller Freizeitgestaltung, als der er sowohl von der himmlischen, als auch von der irdischen Behörde vorgesehen ist.

DER HOCHZEITSSTRAUSS

VON JO HANNS RÖSLER

„Aber das ist doch absonderlich!“

„Bei einer Frau, die man liebt, ist nichts absonderlich, Johannes! Hast du nun Blumen oder nicht?“

„Ich habe keine Blumen, Eve.“

„Denn verschaff dir, welcher! Ohne Blumen heirate ich nicht. Du kannst einem jungen Mädchen von neunzehn Lenzen nicht zumuten, ohne Blumen vor den Altar zu treten. Ich will Malglockchen und Myrthe, wie es der Brauch ist.“

„Tausend Menschen heiraten heute ohne Blumen, Eve!“

„Meine Mutter hat Blumen gehabt, meine Großmutter hat Blumen gehabt, meine Urgroßmutter hat Blumen gehabt — und ich soll ohne Blumen zum Altar treten?“

„Aber es gibt doch keine Blumen, Eve!“

„Dann gibt es auch keine Hochzeit, Johannes!“

Was sollte ich dazu sagen? Ich wollte heiraten, unbedingt heiraten, Eve gefiel mir über die Massen. Sie hatte alles in höchster Vollendung und reichster Verschwendung, was das Herz begehrt. Ich stellte mir das Verheiraten mit ihr als das Paradies auf Erden vor. Ich hatte eine

Woche lang jede Nacht davon geträumt und es waren die sieben schönsten Träume meines Lebens! Ich hatte ihre Liebe errungen, das Jawort der Eltern erhalten, sogar eine süße kleine Wohnung war uns vom Himmel in den Schoß gefallen, in einer Stunde sollte die Hochzeit sein — und da kam Eve mit der verrückten Idee, ohne Blumen nicht heiraten zu wollen.

„Und Myrthe muß dabei sein, Johannes!“

„Wozu denn Myrthe?“

„Das ist ein Symbol!“

„Stimmst es denn?“

„Es stimmt, Johannes.“

Was emili mein Glück im Unglück, mein Unglück im Glück! Ich mußte Blumen bringen. Mühte ich? Ich sah Eve an, Eve sah in ihrem weißen Brautkleid wie ein Märchen aus, ihre großen blauen Augen, ihr blondes Haar, ihr roter Mund, die weißen Schultern unter dem Brautschleier — es war zum Verücktwerden, so schön war alles! Ich mußte mir Blumen verschaffen und gelte es Graß! Ich griff nach meinem Zylinder, den weißen Handschuhen, ich raste aus dem Haus und lief, was ich konnte, zum Standesamt.

„Ein Königreich für einen Hochzeitsstrauß!“

„Herri! Hier ist keine Gärtnerei!“

„Leidet! Leidet! Aber verrät mir um der Liebe willen, die dieses Amt schuf und erhält, den Namen des Peeres, das gestern hier geheiratet hat!“

Der Standesbeamte blätterte in den Akten.

„Hans und Grethe Frohjahr“, sagte er dann, „sie wohnen Himmelpfortgasse zehn...“

In der Himmelpfortgasse fand ich die Neuvormählten, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Wangen an Wangen saßen sie, Hand in Hand, zwei Herzen und ein Schlag. Das Glück leuchtete ihnen aus den Augen.

Das Ehemannes Haar waren zärtlich zerzaust, das jungen Weibes Mund glühte wie roter Rubin. Sie starrten erschrocken auf mich, der zur Tür hereingelockt kam und sich vor ihnen auf die Knie warf.

„Halt! Halt!“

„Ein Irrer!“

„Nein. Nur ein Verliebter!“

„Ein Verliebter?“

„Ein Bräutigam! Eine Stunde vor der Hochzeit!“

„Was wollen Sie denn?“

„Mein Glück retten!“, fluchte ich mit erhobenen Händen, „ich brauche Blumen, Blumen, Blumen! Ich liebe meine Braut! Ich bete sie an! Sie ist das schönste Mädchen der Welt! In einer Stunde ist die Hochzeit! Aber meine Braut tritt nicht ohne Blumen vor den Altar! Versteht meine Not! Ihr hattet Blumen, der Standesbeamte verleiht es mir! Borgt sie mir, schenkt sie mir, verkauft sie mir! Verlangt meine Seele, ich gebe sie euch dafür!“

Das junge Paar ging Auge in Auge, Hand in Hand ins Schlafzimmer. Sie kamen Auge in Auge, Hand in Hand zurück. Sie brachten ihr Brautbuket. Es waren Malglockchen mit Myrthe. Ich jubelte auf.

„Wie soll ich euch danken?“

Die junge Frau lächelte: „Machen Sie Ihre Braut so glücklich wie mich mein Mann...“

Küßte ich ihr den Saum des Kleides? Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nur noch, daß ich reicher als ein Krösus und stolzer als ein König das bereits einmal benutzte Brautbuket meiner geliebten, wunderschönen Eve in den Arm legte und es am nächsten Morgen in unserem Schlafzimmer auf unserem Nachtkasten stand. Aber eine Wille noch recht erwachen und uns den Schlaf aus den Augen küssen, wurde die Tür aufgerissen, ein Mann stürzte herein — in einem dunklen Anzug, mit weißen Handschuhen, den Zylinder auf dem Kopf — er warf sich vor unserem Bett auf die Knie und rang fliehend die Hände:

„Ich heirate! Ich habe keine Blumen! Borgt, schenkt, verkauft mir euer Brautbuket!“

Ich traute meinen Augen nicht. Der Mann, der fliehend im Hochzeitsgewand vor unserem Bett kniete, dessen Augen verzweifelt um die Blumen des bereits zweimal benutzten Brautbuket belagerten, das auch er wie kein anderer normaler Sterblicher Blumen zur Hochzeit aufzutreiben vermochte — war der Obergärtner der städtischen Gärtnerei. Und seht, das versöhnt!

Das Überbleibsel — Il rimasuglio

(O Herrmann)



„Aber Fritze, müßte denn immer schreien, wenn du nicht gleich zu essen bekommst?“

„Jawohl, Mutchen, das habe ich noch vom Säugling so an mir!“

„Ma Fritz, devi sempre gridare se non ti si dà subito da mangiare!“, — „Sì, mommine; l'ho fatto sin da quando ero lattante.“



„Nee, Ilse, nicht für 'ne Million liebe ich mich so nackt sehen, wie diese Tänzerin!“ — „Na, Tante, warte doch erst mal auf ein Angebot!“

Occasione propizia: „Ah no, Ilse, neanche per un milione mi farei vedere così nuda come questa ballerina!„ — „Eh, zia, aspetta prima che te ne venga l'offerta!„



DER AUSRUFRER

VON BRUNO WOLFGANG

Auf dem Georgmarkt in Hinterpözluckau war diesmal ein interessanter Mensch erschienen. Aus zwei Kisten und einem darüber gelegten Brett hatte er sich am äußersten linken Flügel der Verkaufsbuden einen Stand errichtet. Sein Rüstzeug bestand bloß aus zwei kleinen flachen Handkoffern und seinem Geist, der den strömenden Quell seiner Rede nährte. Er trug einen ehemals schönen, doch nun in der Farbe verbläuten und durch manchelei Fettflecke entstellten Überzieher. Sein Kopf mit dem reichen blonden Haar und dem feingeschnittenen, ein wenig sentimental lüchelnden Mund erinnerte an den eines bekannten Filmschauspielers. Ihm und seinem sympathischen Wesen überhaupt hatte er zweifellos diesen sonst wenig begehrten Beruf und manchen Erfolg zu danken.

Er hatte zwei Artikel anzupreisen: Rasierklingen und Flecksalbe. Man kann von einem Verkäufer nicht verlangen, daß er sich zur Probe ununterbrochen vor dem staunenden Publikum rasiere. Dazu hätte es der gleichzeitigen Anwendung des Haarwuchsmittels „Rapidollin“ bedurft, das er nicht führte. Aber niemand hätte mehr Zärtlichkeit und Vertrauenswürdigkeit für eine Rasierklinge aufbringen können als er. Mit unendlicher Behutsamkeit nahm er die Klinge zwischen die Fingerspitzen, sah sie voll Liebe an und sprach: „Sehen Sie, meine Herrschaften, ich spreche zu Ihnen als Ihr Freund und Berater. Ich übertreibe nicht. Ich sage nicht, diese Klinge ist so scharf, daß man

sie nur anzusehen braucht, um rasiert zu sein. Das wäre unreal. Aber wenn ich sage: meine Herren und Damen, es genügt, die Klinge an einem Seidenfaden aufzuhängen und ganz leise mit dem Gesicht daran entlangzustreifen, so daß diese wunderbare Klinge durch ihr Eigengewicht die Haare sozusagen vom Gesicht wegstreicht, wenn ich das sage, liebe Mitbürger, da komme ich der Wahrheit schon ganz nahe.“

Einige Kinder drängten sich in die erste Reihe vor. „Recht so, Kinder, die Jugend voran! Laßt Sonne herein! Auch Ihr werdet einmal groß sein und auch rasieren. Ihr habt Väter, die vorn und Mütter, die hinten rasiert werden müssen. Zum Vortag, zum Muttertag, was könnte ein Kind seinen lieben Eltern schöneres kaufen als diese herrliche, ideale, unübertroffene Damaszenerstahlklinge „Kleopatras“, die nur noch heute zu haben ist, die nie mehr wieder kommt, weil sie wegen der Devisensperre nicht mehr erzeugt werden kann und zur Hälfte des Selbstkostenpreises abgegeben werden muß.“

Ein hübsches, junges Mädchen blieb stehen und lächelte. Das gab dem Ausrufers noch mehr Schwung. Begeistert rief er:

„Auch du wirst dich einmal rasieren, auch du! Sehen Sie, reizendes Fräulein, ich nehme diese Klinge aus Primissima Ulire-Edelkronstahl. Wenn Ihre schönen Augen so scharf wären wie diese Klinge, könnten Sie jetzt sehen, wie in diesem lauen Frühlingswind die Klinge die Luftmoleküle lautlos zerschneidet. Doch das kann niemand sehen. Aber, meine Herrschaften, etwas anderes können Sie sehen. Ich bitte: ich nehme dieses Haar (er riß sich ein langes blondes Haar vom Kopf), ich halte es gegen diese wehnwitzig

scharfe Schneide, ich tue nichts, ich drücke nicht, ich presse nicht, ich ziehe nicht. Ich halte es ganz ruhig. Ich blasse nur ganz leise. . . . Sie sehen, zwei halbe Haare fallen ab wie die Kirschblüten, wenn Ihre Zeit gekommen ist. Kein Trick, kein Schwindel. Jeder kann es an seinem eigenen Haar versuchen.“

Zehn Buben rissen sich Haare aus und hielten sie dem Ausrufers hin. Er halbierte sie (die Haare). Zuletzt überreichte ihm das Mädchen etwas schamhaft eines ihrer feinen, braunen Haare. Er blies und die Teile sanken zu Boden. Er fing sie auf, steckte sie rasch in die Westentasche und sagte gelant: „Darf ich mir dieses zum Andenken behalten?“

Das Mädchen erröte. Die Buben kicherten, die Erwachsenen kauften Klingen zu einer Mark das Dutzend.

„Noch nicht genug“, fuhr der Ausrufers fort. „Wenn die Klinge nach oftmaligem Rasieren stumpf geworden ist, kann sie hier in diesen neu erfundenen Kartoffelschälapparat eingespannt werden. Die Kartoffel werden damit nicht geschält — nein, rasiert. Nur die oberste Schichte, dünn wie Seidenpapier, wird weggeschliffen. Alle Vitamine bleiben erhalten. Professor Altmann, der berühmte Nekrologe, hat wissenschaftlich nachgewiesen, daß eine mittlere Familie dadurch einen Meterzentner Kartoffeln im Jahr erspart. So bekämpft man die Verschwendung, so wird gespart, so können wir durchhalten, bis bessere Zeiten kommen. Fünftig Pfennig das Stück. In drei Wochen ist dieser Betrag herbeigebracht. Den Rest Ihres Lebens — hundert Jahre wäre es — schenken Sie uns sonst!“

Die Frauen kauften den Apparat. Auch das Mädchen kaufte einen. Er wickelte ihn in ein Papier ein. Zuvor aber schrieb er rasch einige Worte darauf und sah ihr bei der Übergabe tief in die Augen. Das Mädchen trat seitwärts und nickte dann unauffällig von ferne herüber. Auf dem Zettel stand: „Abends um acht Uhr im Stadtpark Ja?“ Der Verkäufer fuhr fort:

„Wenn es noch etwas Vollkommenes geben könnte als die Rasierklinge „Kleopatras“, könnte es nur diese Flecksalbe „Amella“ sein. Alle Flecke putzt sie weg, mit Ausnahme der Sonnenflecke, die zu weit sind, und der Leberflecken im Gesicht, die der ärztlichen Kunst vorbehalten sind. „Amella“ entfernt Flecke von Fett, Sauce, Braten-saft, Essig und Öl, „Amella“ entfernt Flecke von Tinte, Ölfarben, Wasserfarben, „Amella“ beseitigt Flecke von Wuscherschmure, Ruß, von Obst, Kaffee, Fixieratron und Himbeersaft. „Amella“ entfernt Flecke von. . .“

In diesem Augenblick bemerkte er ein vornehmes Auto, das geräuschlos vor seinem Stand gehalten hatte. Die Anwesenden gaben Raum und einzelne läuteten die Kappen. Im Innern des Wagens saß eine auffallend gekleidete Dame mit blutroten Lippen und großen, dämonisch-unheimlichen Augen. Sie sah ihn merkmallos an und lächelte, gleichfalls dämonisch.

Der Ausrufers fühlte sich von einem seltsamen Fluidum abenteuervoller Erwartung eingenommen, wie die Fliege im Spinnennetz. Er konnte den Blick nicht von ihrem Antlitz losreißen und halb gegen seinen Willen schloß er mit gedämpfter Stimme: „. . . Amella entfernt Flecke von. . . Blut!“ Im nächsten Augenblick trat auf einen Wind die Griffin der Wagenkette heran und sagte: „Sie sollen abends um acht Uhr ins Schloß kommen. Die Frau Griffin hat Arbeit für Sie.“ Dann ging er zurück und das Auto fuhr davon. Eine Lawine abenteuervoller Phantasien ergoß sich durch die Seele des Ausrufers. Es war ein Glück, daß sich sein Tagewerk dem Ende näherte. Denn er konnte nicht mehr den rechten überzeugenden Bruston aufbringen. Er sprach halb geistesabwesend und bemerkte gar nicht, daß ihm ein kecker Junge eine dicke Schneidewortstange hinstellte. Er erlebte im voraus schaurige Romane mit der Überschrift: „Die Bluthochzeit im Grafenschloß“, oder „Die Geheimnisse der roten Griffin“ oder „Das Belhause der Lady Macbeth.“ Als er endlich eingepackt hatte, erkundigte er

sch noch rasch über die Verhältnisse im Schloß. Er erfuhr, daß die Gräfin durch ihre exzentrischen Jansen bekannt und der Graf wegen seiner Gewalttätigkeit gefürchtet sei. Beide standen im Rufe außergewöhnlicher Sparsamkeit. Er düsterte seinen Überzieher ab, wusch sich die Hände, dann rasierte er sich tadellos, aber nicht mit der Klinge „Kleopatra“ und schlug klopfenden Herzens den Weg zum Schlosse ein.

Ein Diener führte ihn durch hallende Gänge, an deren Wänden zahlreiche Hirschgeweihe hingen, in eine finstere Rumpelkammer und ließ ihn warten. Nach einer Viertelstunde erschien er wieder und brachte einen lichtgrauen Herrenrock, deutete auf einige dunkle Flecke am oberen Kragenrand und brummte: „Ob Sie die ausputzen können“. Dann ging er. Der Ausrufer begann zu putzen. Es war ihm lieb, daß ihm niemand zusah. Denn er verwendete lieber Salmiak und Benzin, als er vornehmlicher mitgebracht hatte. Die Flecke führten zweifellos von Blut her. Wieder begann seine Phantasie zu arbeiten. Wessen Hals mochte wohl von einem haarscharfen Messer durchschnitten worden sein, ehe sein Leichnam in den finsternen Kellergrüften des Schlosses bei Fackelschein verscharrt wurde? Wer war der Mörder? Der Graf selbst? Oder die Gräfin, deren rätselhaftes Lächeln die Gier eines Vampirs verleierte?

„Nun, geh!“ fragte eine tiefe Frauenstimme. Erschrocken fuhr er auf. Die Gräfin war unhörbar eingetreten und stand dicht hinter ihm. Unwillkürlich zog er den Hals zwischen die Schultern und im Unterbewußtsein schoß ihm der ängstliche Wunsch durch die Seele: wenn es ihm schon an den Hals ginge, mögen sie sich wenigstens der Rasierklinge „Kleopatra“ bedienen, wodurch sein Leben wenigstens noch ein wenig verlängert werden wäre.

„Es geht langsam“ flüsterte er helser, „es sind alle Flecke“.

„Ja, sie sind vom vorigen Jahr“, erwiderte die Gräfin. „Der Graf hat irgendwo auf einem Jahrmarkt Rasierklingen von einem Schwindler gekauft. Beim ersten Versuch hat er mehr Blut vergossen als auf einer Ketschjagd. Der neue Anzug war total ruiniert. Sie sehen ja selbst. Er hat geschworen, diesen Kerl, wenn er ihn je wieder

trifft, mit einem Stock so zuzurichten, daß er erst in zehn Jahren wieder die Jahrmärkte unsicher machen kann. Vielleicht können Sie ihm dabei helfen, den Mann ausfindig zu machen.“

„Verzeihung, Frau Gräfin, wie ließ die Marke?“ stammelte der junge Mann.

„Kleopatra, Messalina oder irgend so eine Filmdiva aus dem Altertum“, lachte die Gräfin. „Nun, putzen Sie nur weiter. Mein Mann kommt in einer Stunde. Der Diener wird Ihnen etwas zu essen bringen. Adieu.“

Der romantische Zauber war fort. Es blieb nur die Vision eines zähnefletschenden Grafen und eines schmerzlichen Knotenstockes. So sehr das Nachtmahl und das Honorar lockte, er beschloß, es nicht abzuwarten. Das Fenster ließ sich leicht öffnen. Draußen lag ein kleiner verwildeter Garten, der Zaun war nur wenige Meter entfernt. Vorsichtig ließ er seine beiden Koffer hinaufgleiten, dann kroch er selbst behutsam hinaus, kletterte über den Zaun und lief, so schnell er konnte, zur Stadt zurück. Der letzte Zug war bereits fort. Es blieb ihm nichts übrig, als in einem Gasthof im billigsten Zimmer zu übernachten.

Am nächsten Morgen weckte ihn der Lärm zorniger Männerstimmen. Er spähte durch die Gardinen und sah etwa ein Dutzend Männer von fürchterlichem Aussehen. Alle hatten die Gesichter blutig zerkratzt, einer trug sogar einen Verband. Alle hielten Kleopatra-Klingen in der Hand. Sie fuchtelten mit deren Baumstücken und fragten den Wirt nach dem Ausrufer. Da gab es kein langes Besinnen. Während die schweren Tritte im Haufenflur sich näherten, sprang er durch das Gangeltüren in den Hof und gewann durch eine Hintertür den Weg zum Bahnhof. Der Zug fuhr ein, er sprang auf, stürzte ins WC und klappte den Riegel zu. Er war gerettet.

Der Zug fuhr weiter, dem nächsten Jahrmarkt zu. Allmählich legte sich seine Erregung. Und auch in der Stadt wurde es wieder ruhig. Einige Männer warfen Kleopatra auf den Mist, andere hoben sie auf, als Weihnachtsgeschenk für Freunde. Niemand gedachte in Liebe des Ausrufers, außer vielleicht ein Mädchen, das lange auf dem Marktplatz hin und her ging und unter den wüst verstreuten Papieren und Strohbündeln den unerfüllten Traum eines Frühlingsabends zu suchen schien.

WECKEN!

Ein schwäbisches Lazarettidyll

Sonntagmorgen. Im Speziallazarett träumen wohlgepflegt und sorglos die Verwundeten, viele Amputierte, sie schätzen den erlösenden Schlaf sehr. Dazu ist sonntags sowieso alles eine Viertelstunde später, das ist besonders schön. Und wie häßlich würde es klingen, wenn da einer käme und im Kommlöten „Aufsteh’n!“ durch den langen Flur brüllen würde —

Trotzdem ist es gut und Pflicht, daß Jeder sich früh erhebt und aufsteht, soweit der Genesungsschritt das erlaubt.

Fleißtätige Ruhe. Plötzlich braust eine stramme Stimme durch die Flucht des Korridors: „Aeilles, (etwas leiser) was do isch, (wieder lauter) aufstehndal!“ — Pause. — „Man hör, wie es rechts und links in den Stuben langsam lebendig wird. Die ersten Radioale schwingen durch das Stockwerk.“ —

„Ha wie, Herr Hauptmann, Sie brauchet doch nicht aufsteh’n!“ Eine gestreifte Krankenjoppe huschte überrascht an der offenen Tür des Offizierszimmers vorbei. Etwas entfernter die gleiche Stimme:

„Aeilles, was mußt, aufstehndal!“ — — — Von links: „I mußt net, I hann e Flasch, a Nachte.“ Von rechts: „I mußt, aber I derf net uffsteh; bring mir da große Granatwerfer!“ — Kleine Pause. — Neues Kommando: „Aeilles, was mußt ond derf, aufstehndal!“

Es erscheint die Stationschwester. Frohlockend naht sich ihr der Gestreifte und brüstet sich: „Geil, I hann älle aus em Bett rauskriegt, Schwester, ond dabei bin I net amol U.V.D.“

Ed. Eisele

Neben mir saß einer. Man konnte es einfach nicht neben ihm aushalten.

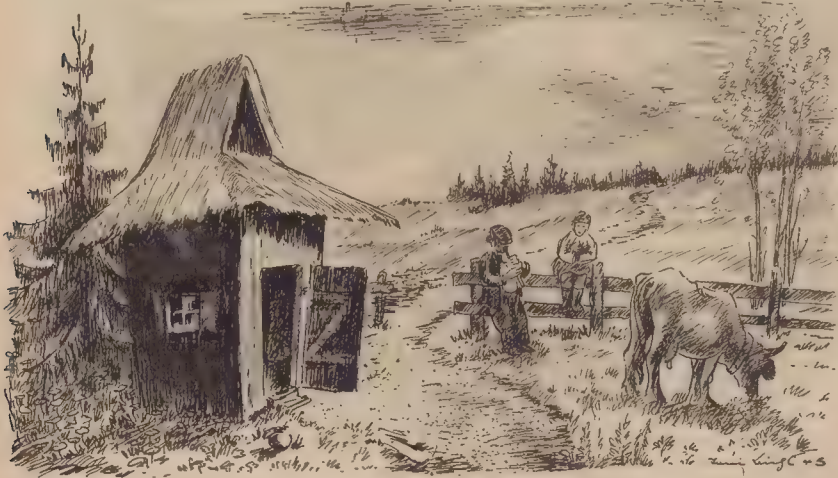
„Herri!“ schrie ich, „Sie riechen ja, als ob Sie im Gras gegessen hätten!“

„Im Gras?“

„Ja. Aber in einem Gras, das zuvor eine Kuh gegessen hat!“

J. H. R.

(Tonl. Bild)



Meine Villa im Osten

La mia villa all'est



„... dann hat der Chef mich als Jüngsten noch beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er Flirts im Büro nicht schätzt!“

Azienda tranquilla: „... poi il principale ha incaricato me, come la più giovane, di dirVi ch'egli in ufficio non apprezza il flirt!..“

Der Tuchmacher

Von Stefan Hollenthoner

Schwieriger Sport

Sport difficile

In Uftalu leben viele Tuchmacher. Es sind kleine Handwerker, die eine große Arbeit auf althergebrachte Art und mit ererbten Werkzeugen ihr solides Tuch herstellen. Seit einiger Zeit sind sie zu einer Organisation zusammengeschlossen, das gibt Zusammengehörigkeitsgefühl — aber auch viel Schreibernerei. So eine Organisation will wissen, was man ist, was man kann und was man hat; vor allem will sie fortwährend haben, daß man ihr schreibt. Da nun so ein schlichter Tuchmacher, der Zeit seines Lebens vielleicht zehn Briefe mühsam niedergemalt hat, nicht wüßte, was er seiner Organisation Liebes und Interessantes schreiben könnte, so enthebt sie ihn der Mühe des Grübelns und schickt ihm von Zeit zu Zeit ein Formular. Da gibt es viele Fragen und zu jeder Frage gehört eine geräumige Rubrik. Diese Fragebogen, wie sie auch heißen, kommen gewöhnlich mit der Post, und während der Abtender außen (am Kuvert) noch weiß, wie man heißt und wo man wohnt, hat er es innen schon vergessen, denn der Bogen beginnt mit der mißtrauischen Frage: „Wie heißen Sie? Wo wohnen Sie?“

Weniger widerspruchsvoll ist schon die — gewöhnlich auf der vierten Seite vorkommende — Frage: „Haben Sie Kleintiere (Hühner, Gänse, Enten oder Hasen)? Ja — Nein?“ Da jeder weiß, was Kleintiere sind, und keiner etwa einen Ochsen darunter verstehen würde, so kann die in Parenthese vorgenommene Aufzählung nur die läbliche Absicht verfolgen, Genauigkeitsfanatiker, die es immer gibt, davon abzuhalten, zum Beispiel auch die Wäzen unter die Kleintiere einzureihen. Wie man sieht, stärken solche Formulierungen die Selbstachtung und den Scharfblick. Das ist auch von dem der eigentlichen Frage nachgestellt: „Ja — Nein?“ zu sagen. Es nimmt jeder Weltanschaulichkeit den Atem, die ja doch für gewöhnlich nicht murren, sondern verbergen soll. Wer hat, der muß bekennen, mag sich auch die Seele krümmen, wer nicht hat, der darf mit einem schwungvollen Federstich verneinen.

Einer der Redaktionen von Uftalu ist der alte Tuchmacher Karay Tibor. Er werkt den ganzen Tag in seiner Werkstatt und gönnt sich nur Pausen, um zu essen oder seinen Kasperlenvogel zu füttern. Seine nussigen Finger sind von der jahrzehntelangen Arbeit krumm und fast unbeweglich, trotzdem weben sie ein Tuch, das sich sehen lassen kann und noch stets seine Käufer gefunden hat. Selt er aber, wie alle anderen auch, der Organisation angehört, soll er auch schreiben und das fällt ihm bitter schwer. Er schreibt es solange auf, bis er „von oben“ gemahnt wird oder er sich die Formulare schon zu häufen beginnen. Er könnte sich zwar an den Stabo Joska wenden, der ist so eine Art Winkel-schreiber und seit es Formulare gibt, blüht sein Weibchen; aber der alte Karay ist mißtrauisch und läßt sich nicht gerne in seine Verhältnisse blicken. Wenn schon die Organisation aus unersforschlichen Gründen neugierig ist und alles wissen will, so sollen wenigstens andere keinen Vorteil davon haben. So verkneift er sich denn, wenn es nicht mehr anders geht, einen Abendtrunk im Gemeindegasthof und setzt sich zu den Formularen.

Einmal, als seine Finger besonders klamm sind, die Feder Zicken macht und das Papier des Fragebogens besonders schlecht ist, wird er wütend und wirft seine Feder hin. Das gibt einen dicken Tintenleck. Der schwarze Binnensee macht Karay noch verdrießlicher und er hadert im Geiste mit seiner Organisation, die ihm solche Fragebogen schickt. Wie er in der Pust schreibt, so ist die Frage: „Womit verbingen Sie Ihre Freizeit?“ Da packt ihn der Ingrimm, denn diese Frage kommt ihm gerade recht. Er klemmt die Feder in die Faust und schreibt als Antwort hin: „Mit dem Ausfüllen von Formularen.“

Zwei Wochen später bekommt er eine Vorladung auf das Stuhlrichteramt. Er erforscht den Geizhals und findet keinen Grund zur Unruhe. In dieser Stimmung tritt er vor den Herrn Stuhlrichter. Der begrüßt ihn mit den Worten: „Sie, Herr Karay, was machen Sie denn da für Sachen? Ihre Organisation hat sich bei mir über Sie beschwert, und



„Nee, Poulchen, das esse sage ich dir: wenn hier nicht endlich mal Sand gestreut wird, gebe ich das Schiffahren auf!“

„Te lo dico proprio sul serio, Poulino: se qui finalmente non si sparge della sabbia, lo smetto di sciare!“

Ich muß schon sagen, derartiges zu schreiben, ist eine Keckheit... Da! Der Stuhlrichter breitet vor dem verdatterten Karay das Formular aus und sein Finger deutet unermüdlich auf Frage sechzehn betreffend Gestaltung der Freizeit und ihre bundige Beantwortung.

Der Tuchmacher kratzt sich den Kopf und es wird ihm klar, daß er ja tatsächlich dem zudringlichen Formularschreiber eins auswichen wollte. Eine schöne Geschichte das...!

„Sehr bedauerlich, daß Sie sich solche Scherze erlauben“, führt der Stuhlrichter fort und will schon nach der Feder greifen, um ein Protokoll mit dem Beschuldigten aufzunehmen. Karay hat sich aber inzwischen geföhrt und er geht in die Verteidigungsstellung. „Das ist ja gar kein Scherz, wie der Herr Stuhlrichter glauben! Wo würde ich mir erlauben, meine hohe Ständesbehörde zu foppen...! Das ist die reine Wahrheit. Wenn ich den ganzen Tag gearbeitet habe, dann soll ich mit meinen krummen Fingern schreiben. Hundertmal muß ich die Feder zwischen meinen steifen Fingern drehen, bis ich einen Buchstaben hervorbringe.“

Der Stuhlrichter hält inne und schaut sich die hingestreckten Hände des Tuchmachers an. Freilich, damit kann man keine feine Feder führen. Auch der üble Tintenleck auf dem Formular spricht Bände. Karay sieht, daß er Boden gewinnt und fährt fort: „Was denken Euer Wohlgebornen, ob ich jemals einen Feierabend habe? Ich bin ein gewissenhafter Mensch und bis ich so ein Formular ausgefüllt habe, vergeht eine Woche.“ Der Stuhlrichter blättert den Fragebogen in Gedanken versunken, um und um. Plötzlich bleibt sein Blick auf einer Stelle haften und ein rasches Lächeln huscht über sein Gesicht. „Also, Sie sagen, das da, was Sie da geschrieben haben, ihr voller Ernst ist und kein alberner Scherz? Die volle Wahrheit!“

„Die reine Wahrheit!“ ruft der Tuchmacher und

schaute so ehrlich drein, daß der Stuhlrichter leise grübelte.

„Ja — dann kann ich Ihnen nicht an! Denn hier steht, daß alle Fragen wahrheitsgemäß und nach bestem Wissen und Gewissen zu beantworten sind. Und die Wahrheit ist es ja — Ah, ich meine, von Ihrem Standpunkt aus betrachten!“ Als der Tuchmacher gegangen ist, räuselt sich der Stuhlrichter eine Zigarette an. Er wölzt, während er grübelt, einen Batten Rauch in seinem Mund. Wie er ihn ausbläst, sagt er sinnend: „Merkwürdig: Als Scherz ist es eine sträfliche Frechheit, als Wahrheit aber erschütternd!“

*

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Steht die Irgendwo in einer großen Bahnhofhalle ein Ueberzeug.

Die Landsr beugen sich aus den Fenstern, unterhalten sich, steigen aus, besorgen sich dies und jenes oder stehen in plaudernden Gruppen beisammen, als eine mehr denn üppige Brünette, die rundliche Fülle in einen Trainingsanzug gepreßt, die Peronsperrle verläßt und den Bahnhof entlang schreitet.

Schmunzelnde Blicke folgen ihr, da ruft plötzlich ein Landsr weit aus dem Abteilfenster gelehnt: „Sie — Fräul’n... Gehn S’, Fräul’n!“

„Was wünschen Sie?“ fragt die rundliche Brünette stehendbleibend.

„Gehn S’ Fräul’n“, sagt der Landsr höflich, „ich möchte Ihnen was fragen.“

„Nun!“ antwortet die Brünette. „Was denn?“ „Ja, Sie schau S’“, sagt der Landsr, „i und meine Kameraden, wir möchten halt gar so gern wissen, ob Sie, wenn S’ die Hosen anziehen, einen Schußlöcher brauchen?“

H. K. B.

Der Zauberlehrling

(Wilhelm Schütz)



„Wenn ich nur den Besen wieder in seiner Ecke hätte!“

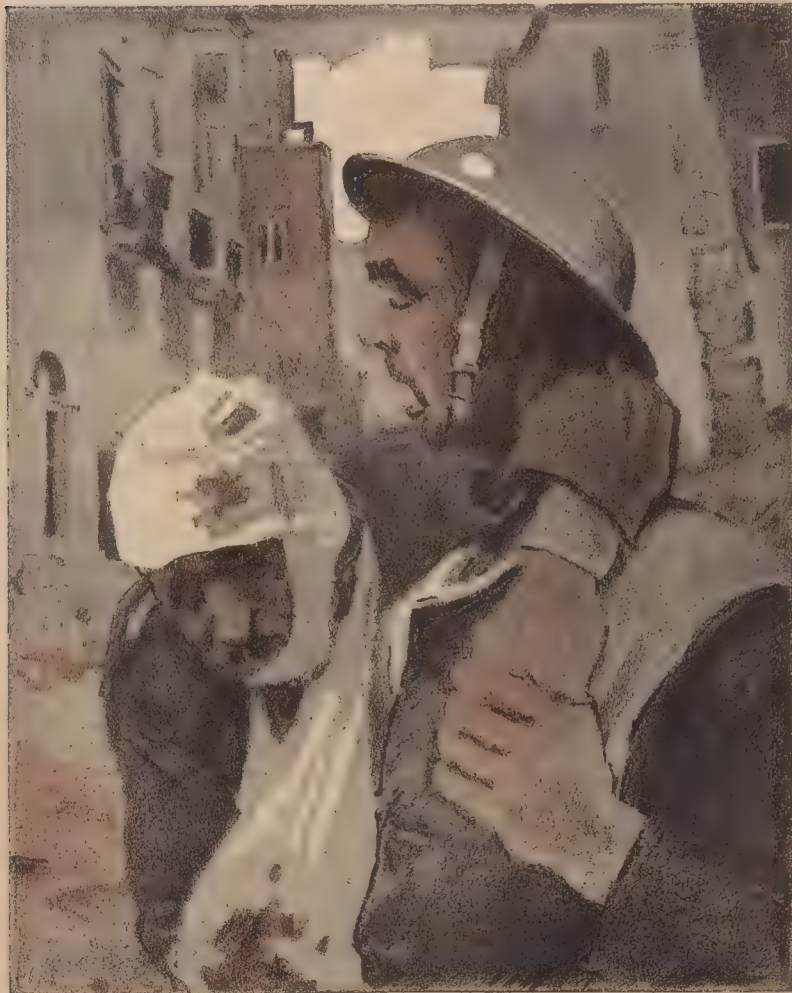
L'apprendista fattucchiere: "Oh se riuscissi a mettere di nuovo la scopa nel suo angolo!.."

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Die große Frage

(E. Tödey)



„Außerdem scheine ich das Gedächtnis verloren zu haben, ich weiß absolut nicht, wofür ich gekämpft habe!“

La grave domanda: "Inoltre mi pare d'aver perduto la memoria; non so davvero perché lo abbia combattuto!"



DER NEUE ANZUG

VON WALTER FOITZICK

Sie stehen vor dem Spiegel, und der Schneider macht an Ihnen herum. Er zeichnet Striche und Kreuze auf Sie, als seien Sie ein Notizblock. Das nimmt Ihnen jede Würde, das schüchtert Sie ein, und Sie wagen keine Wünsche mehr auszusprechen. Wenn Sie denken, jetzt sei alles fertig, macht der Schneider ritsch ratsch, und beide Ärmel sind abgetrennt. Man steht in einem der lächerlichsten Aufzüge vor dem Spiegel, im Jackett und doch in Hemdsärmeln. Man hätte eine viel würdevollere Anschauung von sich selbst. Vergeblich reckt man sich, zieht den Bauch ein, macht Standbein und Spielbein, versucht das gewinnende Lächeln der Schaufensterfiguren, es hilft gar nichts.

Der Schneider tröstet: „Der Anzug wird ausgezeichnet.“ Schneider sind nette Menschen, sie sagen nie: „Donnerwetter, sind Sie aber dick geworden!“ oder „Sind Sie aber abgemagert!“. Sie sprechen nur von ein paar harmlosen Zentimetern.

Eines Tages ist der Anzug fertig. „Ein feines Anzügerl!“, sagt der Schneider, als zerginge er ihm auf der Zunge. „Der Stoff ist angenehm im Tragen, Immer noch sehr dankbar, sitzt vorzüglich.“

Sie müssen sich wieder im Spiegel betrachten. Schade, daß es Spiegel gibt! Sie verderben einem das ganze Idealbild, das man von sich selbst hat. Es muß wohl am Inhalt liegen, denn der Anzug sitzt vorzüglich. Jeder Anzug sitzt zuerst vorzüglich.

Mit diesem neuen Anzug haben Sie am Anfang ein großes Getöse. Sie hängen ihn sorgfältig auf den Bügel und legen ihn in die vom Schneider gewollten Falten. Das wird eines Tages anders werden. Sie sind gewohnt, viel in den Taschen zu haben, Brieftasche, Heftbuch, Schlüsselbund, Taschentücher und andere Gegenstände des täglichen Bedarfs. Der Schneider hat es Ihnen streng verboten. Harter Wochen sind es, in denen Sie ihm gehorchen. Sie haben die Brieftasche ausgeleert und beschränken die Füllung ihrer Taschen auf ein Mindestmaß. Sie nehmen Umgruppierungen vor. Einmal kommt der erste Auftritt im neuen Anzug. Sie treten möglichst harmlos vor die Freunde, stecken die Hände in die Hosentaschen, benehmen sich ganz leger und tun so, als wenn gar nichts wäre. Es nutzt nichts, die Freunde merken es sofort und versuchen Ihnen den Anzug zu verleiden. Das alles muß man durchmachen, aber trösten Sie sich, er wird älter, und bald können Sie wieder ihre Taschen vollstopfen, und wenn er so recht gemütlich geworden ist, sagt Ihre Frau: „In diesem Anzug kannst du dich aber nicht mehr sehen lassen.“

Die Sonne lamentiert

»Da foll ich nun jeden Morgen aufgehen am Horizont.
Die Menschen wollen's so haben, sie sind das so gewohnt.
Nichts schöner, als sich zu fühlen im »lieben« Sonnenchein...
Ich möchte nicht immer bloß scheinen, ich möchte auch einmal sein.«

Und müßt ihr, was ich dann täte als souveränes Gestirn?
Ihr pfiffte auf eure Gefühle und euer bloßes Gehirn.
Euer Fiehn und Winkeln und Jammern, das ließe mich alles taub.
Mit Gluthanonaden schöff' ich euren Krempel zu Äfche und Staub.

Ihr treibt's ja neuerlich selber nicht anders, windige Brut!
Und ich foll weiter bekheinen, was sich da unten tut!
Sternhagelkreuzdonnermetter, ich habe den Schwindel fatt.
Könnt' ich nur, wie ich möchte - flugs wäre die Rechnung glatt!«

... »Gemach, Madamel« vermerht' ich von meinem Schreibtisch her.
»Ihr Grimm ist respektabel, doch menscheit er altzu sehr.
An nahe scheint es zu wollen; Erbarmen heint die heime.
Da heiß's: ich breugen und schweigen - für Sie rote für unfereins.«

Ratatosch

MEIN FREUND JOHANNES

Es war schon ziemlich spät, aber Johannes saß immer noch an seinem Schreibtisch. Er dachte.
Endlich war er fertig. Noch einmal überflog er das Geschriebene. Dabei ging ein Leuchten über seine Züge.
„Das ist das Beste, was ich je geschaffen habe“, sagte er glücklich.
Dann nahm er das Blatt, zerkrümelte es und warf es in den Ofen.
„Aber Johannes!“ rief ich entsetzt.
„Laß nur“, wehrte er ab. „Ich kenne das. Wenn ich es morgen wieder durchgelesen hätte, wäre ich vielleicht etwas enttäuscht gewesen. Das geht fast allen Menschen so. Mir jedenfalls immer. Und dazu ist mir dies Gedicht zu schade.“

J. Biege!

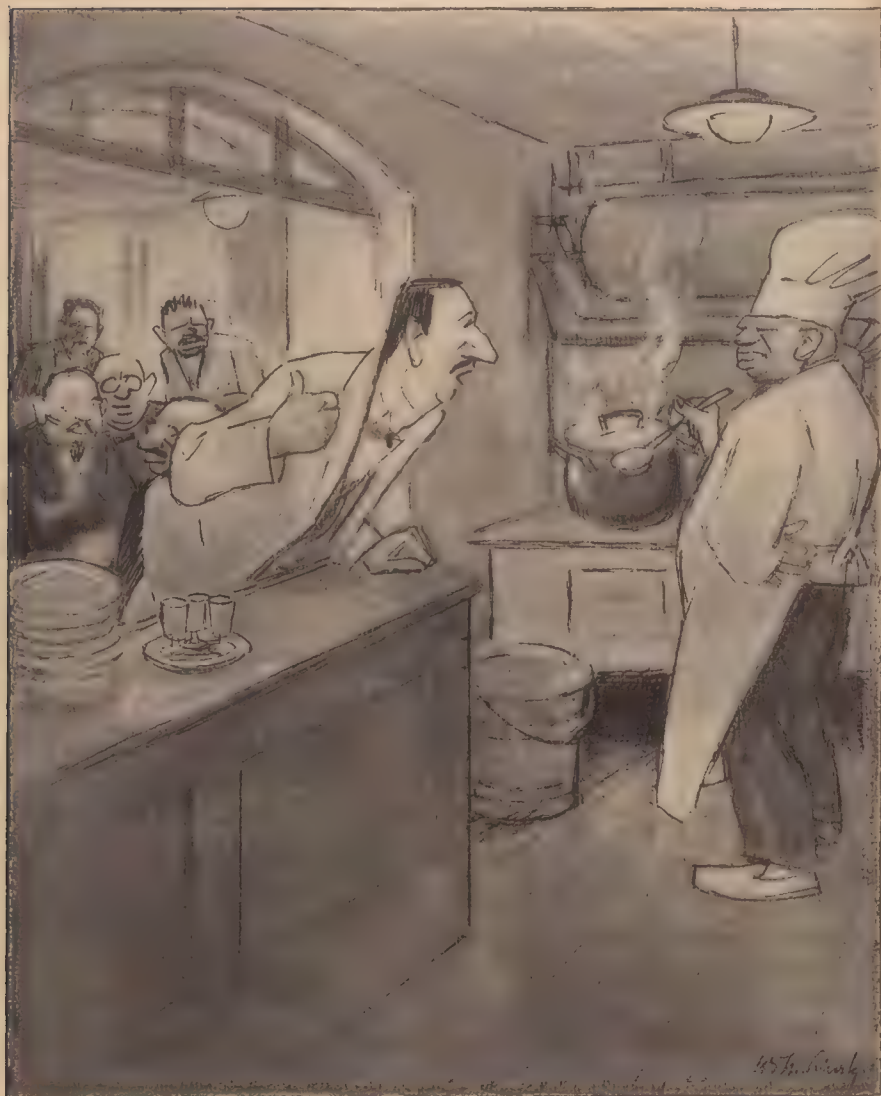


„Tragen Sie heute die Engelsflügel, Genosse Stalin, oder den Plutokratenfrack?“

„Keines von beiden. Die Kostüme können eingemottet werden, ich zeige mich von jetzt ab ohne Maske!“

Stalin senza maschera: „Compagno Stalin, portate oggi le ali d'angelo o il frack di plutocrate?..

„Nè questo nè quelle; i costumi possono esser messi al riparo dalle farme. D'ora in poi mi mostro senza maschera!..



„Noch einen Offizierskopf! Die Moskauer Gäste sind noch nicht satt!“

Il capocuoco de Gaulle: „Eh!, un'altra testa d'ufficiale! Gli ospiti moscoviti non sono ancora sazi!“

FEINE LOKALE

VON KONRAD SEIFFERT

Es gibt Lokale, die sind so vornehm, daß man in ihren Räumen nur zu flüstern wagt. Alles ist da gedämpft: die Musik, das Kommen, das Gehen, das Lachen, die Unterhaltung der Gäste, das Licht. Man schreitet über dicke Teppiche. Man sitzt in wundervollen Sesseln. Und man ist mit Andacht.

Es gibt nun Menschen, die lieben so etwas, die fühlen sich wohl in solchen Lokalen, denen würde einiges fehlen, wenn sie dort nicht ein und aus gehen könnten. Geld? Natürlich haben sie Geld. Feine Lokale pflegen teuer zu sein. Die Vornehmheit muß bezahlt werden. Von den Gästen.

Der Ramon und ich, wir waren in der Hauptstadt. Wir hatten beschlossen, einmal sollte ein feines Lokal zu besuchen. Die Figur hatten wir dazu, und die Kleidung kauften wir uns. Ja, man muß elegant gekleidet sein, wenn man ein feines Lokal besucht.

Ist man das nicht, dann kann es einem geschehen, daß man nur bis zur Eingangstür gelangt. Dort steht in der Regel eine imposante Gestalt in einer pompösen Phantasieuniform. Von diesem Herrn wird man gemustert. Füllt die Musterung nicht zu seiner Zufriedenheit aus, dann wird einem der Eintritt verweigert.

Die Musterung erstreckt sich nur auf das Äußere. Das Äußere ist entscheidend. Nein, ins Herz kann der Wachposten keinem Menschen schauen. Das ist gut so, das kann auch schlecht sein. Ganz wie Sie wollen, lieber Herr.

Wir, der Ramon und ich, wir kamen in das feine Lokal hinein. Der Wachposten an der Tür verbugelte sich tief, als er uns sah, er zog die Mütze vom Schilde und hauchte ein paar Begrüßungsworte, die Ramon mit einem Geldschein honorierte. Dafür wurde dann die Füßgitter weit vor uns aufgerissen. Und mir schien es, als beginne eine Kapelle einen gedämpften Einzugsmarsch für uns zu spielen.

Zwei sehr kühn berockte junge Mädchen mit entzückenden Beinen warfen sich auf uns und schmeichelten uns die Mäntel und die Hüte ab. Sie trugen sie ein paar Schritte zur Seite. Diese Schritte hätten wir ganz gut selber machen können.

Aber dazu war es nun zu spät. Unsere Sachen verschwanden und mit seelenvollem Wimperschlag und tiefem Knicks reichten uns die Mädchen zwei Papierzettel hin. Die Kinder hatten Finger, deren Nägel blutrot und goldig lackiert waren. Darüber staunten wir etwas. Wir honorierten. Wir taten das gern. Und wenn es nach Ramon gegangen wäre, dann hätten wir diese beiden braunen Mädchen, die rote Blumen im schwarzen Haar trugen, eingeladen, den Abend mit uns zu verbringen. Aber es ging nicht nach Ramon. Ramon hatte ungern seinen Mantel und seinen Hut abgegeben. Er hielt so etwas für albern. Und es war auch sonst gar nicht üblich, das zu tun. Doch wir befanden uns in einem wirklich feinen Lokal. Da ging das nicht anders. Ein Junge riß nun eine Tür vor uns auf. Es war ein netter Bursche mit Kinderkugelaugen. Wir honorierten. Der Junge verbugelte sich und schloß die Augen dabei.

Seine Verbugung war ein Schutz gegen das, was nun kam. Ein Herr, eine Art Herzog oder Fürst oder Graf, kam auf uns zu. Er wiegte sich ein wenig in den Hüften, legte den Kopf schief, machte eine einladende Handbewegung und flüsterte ein paar Worte, die wir nicht verstanden. Dabei verbugelte auch er sich. Aber das war etwas ganz anderes. Diese Verbugung war nur

angedeutet. Und sie war in Ihrer Unnachahmlichkeit wirkungsvoller als alles, was ich auf diesem Gebiet je kennengelernt habe.

Wir befanden uns nun in einem Raum, der matt erleuchtet war. Musik spielte zauberhaft leise. Die Gäste an den kleinen Tischen schienen stumm zu sein. Sie aßen. Kellner in feierlichem Schwarz huschten lautlos hin und her.

Wir wurden von dem Herzog zu einem Tisch mit zwei Sesseln geleitet. Und wir wagten es nicht, dieses Geleit zu honorieren. Ramon knurte verhalten.

Ein Kellner schoß herbei. Er reichte uns die Karte, zog einen goldenen Schreibblock hervor und lauschte andächtig in starker Schräge auf das, was wir ihm zu sagen hatten. Ramon meinte halblaut zu mir: „Bestelle irgend etwas. Ich bin schon so gut wie satt!“

Ich bestellte flüsternd. Und flüsternd wiederholte der Kellner, indem er schrieb. Dann entschwebte er. Wir hatten Zeit, uns umzusetzen. Es saßen da Herren, die mir genau so unbeholden zu sein schienen wie wir. Und das gab mir ein wenig Halt.

Es saßen aber auch Damen da. Und die verwirrten, den Ramon auch. Diese Frauen waren alle hübsch. Sie waren reichlich bemalt. Im Gesicht, jawohl. Das ist ja nun einmal so. Aber sie waren auch recht spärlich bekleidet. Sie hatten bis zu den Hüften nur wenig an und oben noch weniger. Gewiß: es war nicht kalt, nein, wirklich nicht. Ich finde jedoch, lieber Herr, daß so etwas einen Mann, der zum Essen in ein Lokal geht, mehr oder weniger stark beeindruckt. Ramon und ich, wir waren beeindruckt.

Doch wir aßen. Der Kellner brachte die Speisen. Er stellte sie vor uns hin mit dem gleichen Gesichtsausdruck, mit dem ein Briefmarkensammler die blaue Mauritius zeigt.

Das Essen schmeckte uns. Der Wein war auch nicht schlecht. Selbstverständlich: wir tranken. Wir tranken sogar reichlich. Und das fiel auf. Es gab da in diesem feinen Lokal Leute, Damen und Herren, die schauten zu uns hin. Ich weiß nicht genau, ob auch so etwas sehr fein ist.

Krach? Aber nein, lieber Herr! Krach machten wir

gar nicht! Wir tranken nur so still vor uns hin, kopierten mit der Schuhspitze den Takt der Musik mit, rauchten, sahen uns die Rücken der Damen und verschiedenen andere an. Ach, das war ganz nett. Und wenn eine von ihnen zu uns herüberblickte, dann lüchelten wir ihr zu. Es war nicht eine drunter, die das übel nahm.

Wir wollten zahlen. Der Kellner brachte uns die Rechnung auf einem goldenen Tablett. Ich nahm sie. Ich sah mir den Endbetrag an. Ich erschrak. Es war eine phantastische Summe. Und ich sagte leise zu Ramon: „Das ist eine Verrücktheit!“ Ramon griff nach der Rechnung, aber ich es verhindern konnte. Der Kellner stand mit unbewegtem Gesicht daneben. Ramon nahm ihm seinen Bleistift aus der Hand.

Und dann ging er einen Posten nach dem anderen durch. Er strich acht Flaschen Wein und ein paar teure Kleinigkeiten. Wir hätten weder diese acht Flaschen gestunken noch die Kleinigkeiten gegessen. Er strich auch die Telefonnummer des feinen Lokals, die mitteilt worden war. Diese Nummer war so raffiniert gedruckt, daß sie bei einiger Unachtsamkeit oder absichtlich glatt mit aufgerechnet werden konnte. Ramon stellte fest, daß außerdem die Addition falsch und ungünstig für uns war. Er erdachte nun die einzelnen Posten und rechnete einen recht niedrigen Betrag heraus.

„Sol“ sagte er zu dem Kellner, „jetzt stimmt die Sache. Da scheint ein kleines Mißverständnis vorgelegen zu haben!“

Der Kellner nahm die zusammengezeichnete Rechnung mit hochgezogenen Augenbrauen: „Verzeihung! Ich werde mit dem Geschäftsführer sprechen!“

Er tat es. Der Geschäftsführer, der Herzog, kam er war untröstlich. Er zerließ. Er war ganz Zerknirschung. Mir schien es, als wolle er sich uns zu Füßen werfen. Wir bliesen den Rauch unserer Zigaretten über ihn hin.

Er zerließ noch mehr und versicherte, so etwas sei in diesem feinen Lokal noch nie, noch niemals vorgekommen. Er beschwor uns, ihm zu glauben, daß wirklich nur ein Mißverständnis vorlag, und er wolle energisch durchgreifen, oh, er werde

die Sache genau untersuchen, er werde den Schuldigen — ach, er fassa es noch gar nicht, daß so etwas habe geschehen können.

Wir winkten ab. Die Leute in unserer Nähe wurden noch aufmerksamer, als sie es ohnehin schon waren. Man soll diese Aufmerksamkeit der Gäste in feinen Lokalen zu vermeiden suchen, lieber Herr!

Der Kellner nahm, als der Geschäftsführer völlig zerschmettert gegangen war, die Rechnung wieder vom Tisch, beugte sich zu uns herab und sagte so laut, daß alle Damen und Herren in unserer Nähe es hören konnten: „Ich vergaß noch, das Essen für den Chauffeur aufzuschreiben!“ Dabei schrieb er schon

„Genehmigt!“ meinte Ramon. Und ich zahlte. Auch das Abendessen und den Wein für den Chauffeur, obwohl wir weder ein Auto noch einen Chauffeur hatten. Aber wir empfanden bald, daß es nicht fein war, zu Fuß zu solch einem vornehmen Lokal zu kommen. Der Kellner verbugelte sich tief. Ich hatte ihm recht ansehnliches Trinkgeld gegeben. Jawohl, das gehört dazu. Sie können es glauben!

Wir gingen. Aber wir verließen das feine Lokal noch nicht. Eine Treppe höher wurde gespielt. Ich warnte Ramon. Doch er wollte nicht hören. Wir pokerten. Und ich war davon überzeugt, daß jeder Spieler jedes As, das er brauchte aus dem Ärmel zaubern konnte. Hier mußten wir kahlgeschoren werden. Ich lachte mich: wir gewannen ausnahmsweise einmal an diesem Abend

Pallas Athene

(K. Börsing)





... er mischt sich unerkannt unters Rudel

Il capoforestate ispeziona il suo distretto boschivo — e si mischia, non riconosciuto, fra il branco

Ramon vor allem gewann fast ohne Unterbrechung. Das verstand ich nicht. Wer das Lokal wirklich so fein, daß es hier keine Falschspieler gab? Ich achtete scharf auf Jede Bewegung der Spieler. Das war überflüssig Wir gewannen weiter

Ich stopfte mein Geld in die Taschen. Das tat auch Ramon Wir verschiedeten uns ziemlich spät von unseren Mitspielern. Es waren vornehme Herren darunter mit weißem Haar und untadeligem Benehmen.

Die Mädchen mit den goldroten Fingerringen brachten unsere Mäntel und Hüte. Wir honorierten aus der Westentasche heraus. Auch der Wachposten am Eingang wurde bedacht.

Er pfiff. Ein Herr, ein eleganter Herr, ließ ein Auto vorfahren. Wir hatten zu Fuß gehen wollen. Aber nun fuhren wir, nachdem auch dieser Herr honoriert worden war.

Als wir zu Haus ankamen, stellten wir fest, daß unsere Brieftaschen verschwunden waren. Ach, es befand sich nicht allzu viel Geld und kein wichtiges Papier darin. Und wir, der Ramon und ich,

wir sagten uns, daß es ganz richtig sein müsse, sein Geld nicht in Brief-, sondern in Hosen- und anderen Taschen unterzubringen, wenn man in einem feinen Lokal verkehrt. Vielleicht machen Sie es gelegentlich auch so, lieber Herr!

MEIN FREUND JOHANNES

Ich holte Johannes von einer Prüfung ab.

„Nun, mein Freund, wie hast du das Examen überstanden?“ fragte ich.

„Gut“, sagte Johannes lächelnd.

„Wir wollten es feiern“, schlug ich vor.

Wir feierten es. Mit allen guten Freunden beiderlei Geschlechts. Es wurde ein sehr netter Abend.

„Wenn es heute schon so nett war“, sagte Johannes zum Schluß, „wie nett wird es dann wohl erst werden, wenn ich es das nächste Mal mit Erfolg versuche.“

„Aber du sagtest mir doch, du hättest es gut überstanden“, rief ich entsetzt.

„Überstanden schon“, sagte Johannes, „aber nicht bestanden.“

J. Bieger

NACHT IST

Die Katzen streunen weit ins Feld.

Der alte Bauer zählt sein Geld.

Die Magd sagt: Bauer, gute Nacht!

Der Bauer fragt: hast zugemacht?!

Die Magd sagt: nein, die Haustür klemmt.

Weil einer sich dagegenstemmt!

Der Bauer nimmt vom Herd ein Scheit.

Das Mannsbild ist schön ziemlich weit.

Der Bauer lacht: Marie, komm her!

Wie, wenn ich jetzt ein Junger wär?!

Dann schließe sie die Haustür zu.

Der Hol hat kurz hernach sein Ruh.

Die Magd liegt freilich ohne Schlaf:

Ich Trampel, weint sie, ach, ich Schaff!

Peter Steinbach



„Der Schirm wird Ihrer Frau Gemahlin sicher große Freude machen!“
 „Donnerwetter! Sieht man mir die drei Tage Ehe schon an?“

Sbalordimento: „Quest' ombrello farà certo molto piacere alla vostra consorte!„
 „Per Dio! Si vedono già in me i tre giorni di matrimonio?„

DER HECHT

VON A. WISBECK

Das gräfliche Schloß lag unweit der Grenze, einem lehmfarbenen Fluß, der träge, in engen Schlingen, durch die weite Ebene torkelte. Manchmal kamen gelbbäutige Männer vom jenseitigen Ufer angedorrt. Vor ihren Büschen baumelten flache Kästen, und ihr öglicher Blick fluchte: Komm und besche dir einmal die Herrlichkeiten der großen Welt! Mit diesem zinnobernosen Hosenreißer wußt du dich in jedem besseren Dourcil beliebt machen, aber auch der gipserne Amor, dessen Kocher statt Pfeilen Zahntochter birgt, spricht für eisernen Geschmack. Oder wie wäre es mit diesen himmelblauen Straps? Die eingestickten Herzen werden dir manchen Kuß der Geliebten eintragen. Willst du aber als Lebemann gelten, so rate ich dir zu dieser strammen, elfenbeinernen Frauenwade, die als Pfeilfenstopfer unersetzliche Dienste leistet! — Sah man von diesen Besuch ab, so ließ sich mellenwelt kaum jemals ein Fremder blicken. Im Schloß freilich wimmelte es von Gesinde, und das gräfliche Paar hatte sich die Abgeschiedenheit seines Herrensitzes dadurch erleichtert, daß es jahres, jahres, eine große Zahl von Gästen in dem weltträumigen Haus beherbergte. Da wohnte in dem älternümlichen, holzgefärbten Zimmer die graue Baronin, die von der Meinung besessen war, jede seelische Erschütterung könne durch Bridge gebannt werden. Das luftige Turmzimmer bewohnte ein junger Baron, der sich stets in blütenweißen Shorts trug und als Amateur-Meister des Tisch-Tennis galt. Das blonde Fräulein von Siebenkrant aber lag am Pulsen auf der Terrasse und las mit fliegenden Blättern die sinnbetreffenden Liebesgeschichten des alten Marcel Prévost. Manchmal, wenn alles noch schlief, polterte eine heisere Jägerstimme durch das Haus: „Wo bleibt mein Rasierwasser?“ Es war die alte Exzellenz, die man niemals ohne Flinten sah, und die immer nach Hirschblut roch. „Wenn man weder Bridge noch Domino spielt, hat man irgendwie einen geistigen Defekt!“, behauptete die Baronin und sah mich durch ihr Lor-

gnon scharf an „Ganz recht!“ schillerte die hohe Stimme der Gräfin, „Ich habe den Kainz noch als Romeo spielen sehen.“ Dann die alte Dame war schwerhörig, und ihre zusammenhanglosen Reden wurden in höflicher Weise nur als Geräusche hingenommen. „Wie ich also so dasteh!“ und „Aug!“ ins Gehörs —“ hörte man aus dem Hintergrund die Stimme Seiner Exzellenz. — So gingen die Tage dahin. Fräulein von Siebenkrant liest nun Maupassant, und der junge Baron hat mangels eines ehebärtigen Gegners des Tisch-Tennis mit Patience vertauscht.

„Ich fürchte, Sie langweilen sich weidlich!“, sagt eines Tages mein Gastherr zu mir. „Wenn ein Mensch nicht einmal Billard spielt, was soll er denn treiben in dieser gottverlassenen Enklave? Vielleicht kann ich Ihnen aber doch eine kleine Unterhaltung bieten, die Ihrem Geschmack entspricht. Draußen, im Rohrsee, treibt sich ein Hecht herum, der größte, der mir im Leben unter die Augen gekommen ist. Seit langem bemühen wir uns mit aller List und Tücke, das alte Herrchen habhaft zu werden, aber er lecht uns nur aus. Seine zwanzig Pfund mag er gut und gerne wiegen. Vielleicht haben Sie Glück — Gott! Heil!“ Am nächsten Morgen ziehe ich mit Schnur und Blinker hinaus Auf flitzigen Boden, durch hohes Rohrlicht, stoße ich in ein Gewirr von Seen und Teichen. Wasser und Erde scheinen sich hier noch nicht getrennt zu haben, allüberall blitzt es aus Kesseln und Wannen durch die braunen Kolben der schilligen Wildnis. Ein Zug wilder Enten schwirrt darüber hin, es quakt und schnattert, schmatzt und piepst aus dem Rohr, der Geruch faulenden Wassers stockt im schühlen Dickicht Spinnen gleiten, behende wie Schlittschuhläufer, über die grüne Haut der Wasserlinsen, darunter schießen gelberandete Flügelschalen dahin. Jagen roßbüchlige Molche, Drachenkinder des Wassers, hinter flüchtigen Weibchen her. Ein Gewimmel von Stiehmücken, von Quappen und Maden, Schnecken und mitgelästeten Würmern beleben den Sumpf. Man fröstelt und paart sich, brüht, stirbt und versinkt. Blasen steigen aus dem schlammigen Grund, zerbersten und gebären neues Leben. Ein beklemmendes Gefühl der Verlassenheit, die Vorstellung, der einzige Mensch zu sein, will mich beschleichen, und Schweiß steht auf meiner Stirne, bis ich mich durch Schluf und Schlamm zu dem See gearbeitet habe, den mir der Graf beschrieben hatte. Hier liegt auch eingepflockt das alte Boot. Zu meinen Füßen glänzt ein Stein, ein rundlich abgeschuerter, blendend weißer Kiesel. Wie kam er hierher in diesen verflitzten Sumpf? Ich stelle mich vor ihn hin und starre ihn an wie ein Wunder dieser Welt. „Ja, steh mich nur an, Menschlein!“ sagt er, „und bestaune mich! Seit hunderttausend Jahren liege ich an dieser Stelle und rühre mich nicht. Unkraft hat mich aus feurigem Schlund gespielen und gebacken, Gletscherströme rissen mich zu Tal und schiffen mich, Mammut und Höhlenbär haben mich beschniffelt. Was willst du ertöseliges Mücken, daß du aufgetaucht bist für einen Atemzug aus der Ewigkeit? Du magst geschelt sein, weise aber bin ich, denn lange schon, ehe du warst, habe ich in die Gestirne gesehen.“

Nun rudere ich hinüber in die kleine Buche, in der sich der Hecht aufhalten soll. Eine Schnur, an deren Ende ein würdendes Stückchen Blech befestigt ist, zieht hinter mir her durch das stille Wasser, und eine Haspel ermöglicht es, die Leine nach Belieben zu verlängern und zu verkürzen. Laßt euch nun von den Fischen erzählen, wenn ihr nicht Beschied wißt! Die Forelle ist ein kühner, mutiger Räuber. Unbedenklich stürzt er sich in jede Gefahr, wo er nahnhaftes Loben wittert. Der Karpf ist der behäbige Bürger des Teiches. Er liebt von Renten und wartet es geduldig ab, daß ihm ein toter Käfer, ein Stückchen Entenot, ein Schuhriemen oder Glasscherben in das offene Maul geschleppt wird. Nerven kennt er nicht, das macht ihn fett und schmackhaft. Der Hecht aber ist ein Feigling, ein beifolles, in das Wasser verbanntes Krokodil. Mit einem gesunden Fisch bindet er nicht gerne an, ein kranker aber wird

Ihm jederzeit zum ungetrübten Genuß. Und steh, da kommt auch schon ein solch blitzendes Fischlein an der gräßlichen Schnauze vorüber gestolpert! Sein rüstig scheint es so zu sein, wie es im quirlenden Wasser dahinschlingert. Hier kann man getrost zupacken. Schnapp — Jetzt sitzt es schon im Schlund. Aber was ist das? Der Fisch verheddert sich im Gaumen, will nicht in den Magen schlüpfen. Ausspülen? Bitte, recht gerne, aber das verdammte Vieh haftet auch an der Zunge. Und jetzt wird man sogar fortgezogen aus dem schilligen Loch, in dem es sich so schön von Weißbischen und Bitterlingen träumen ließ. Sollte man sich geläuscht haben? War es vielleicht kein Fisch, den man geschnappt hatte, sondern nur ein elendes Stückchen Blech, an dem drei winzige Widerhaken saßen? — Lange geht die peinliche Reise durch das Wasser. Was hilft alle Kraft des Rückens und der Flossen gegen menschliche Tücke? Man müßte sich schon selber den Kopf abschneiden, wenn man der Qual entgehen wollte, daß die Hälkchen sitzen fest, und die Schnur ist gute Ware. So endet mein schließliche dort, wo man es nicht wollte — auf der Erde.

Meinmal fahre ich die Bucht ab, die geht ein gewaltiger Ruck durch die Schnur, und erndt führt sie von der Rolle. Der Hecht! Nein, mein Lieber, da hilft kein Reißen und Zerran mehr, geduldi sollst du werden, daß dir Hören und Sehen vergeht! Menschmal darfst du glauben, du könntest entweichen, aber dann wieder heran zu mir, immer näher heran, mein Güter! Könntest du schwitzen, du würdest es längst tun, denn deine Arbeit ist verteuert hart, und ich fühle schon, wie deine Kräfte erlahmen. Müde und abgekämpft folgst du mir nun schon wie ein Stück Holz. Ergib dich — du bist besegelt! — Da liegt nun der mächtige Fisch vor mir auf dem Land. Die Kiefer öffnen und schließen sich, der Leib zuckt und blümt sich auf. Ein wahrhaft häßliches Tier ist ein Hecht. Gott hat sich an ihm versucht, als er die Fische schuf. Ein krokodil-schnitziges Ungeheuer ist es, das der Versteinerung entging. Der rasche Übergang vom angefressenen Wanst zum Schwanz wirkt ekelhaft. Ich ergreife den weißen Stein und zertrümmere

Psalmodie von der Sommerfrische

Unter den Birnen
sitzen die Dienen
nähen und zwirnen
mit heißen Stichen.

Sonne brennt.
Auf der Wies'n drent
Hutetub sich halb decent,
wells Schäflein flennt

Da, auf dem grünen Plan
liegen die städt'schen Flaneurs
und Flaneurs.
Haben fast gar nichts an.

Recht und schlicht
dengelt Senses unser Knecht,
die er denen, die da dösen,
gerne in den Hintern stoßen möcht.

Über die weite Flur
kommen wie an einer Schnur
leinensteil und ein Stür
Damen, die gerad zur Kur.

Unter den Birnen
sitzen die Dienen
nähen und zwirnen
mit kuhernen Hirnen.

WALTER DREXEL

Brüderliche Klänge

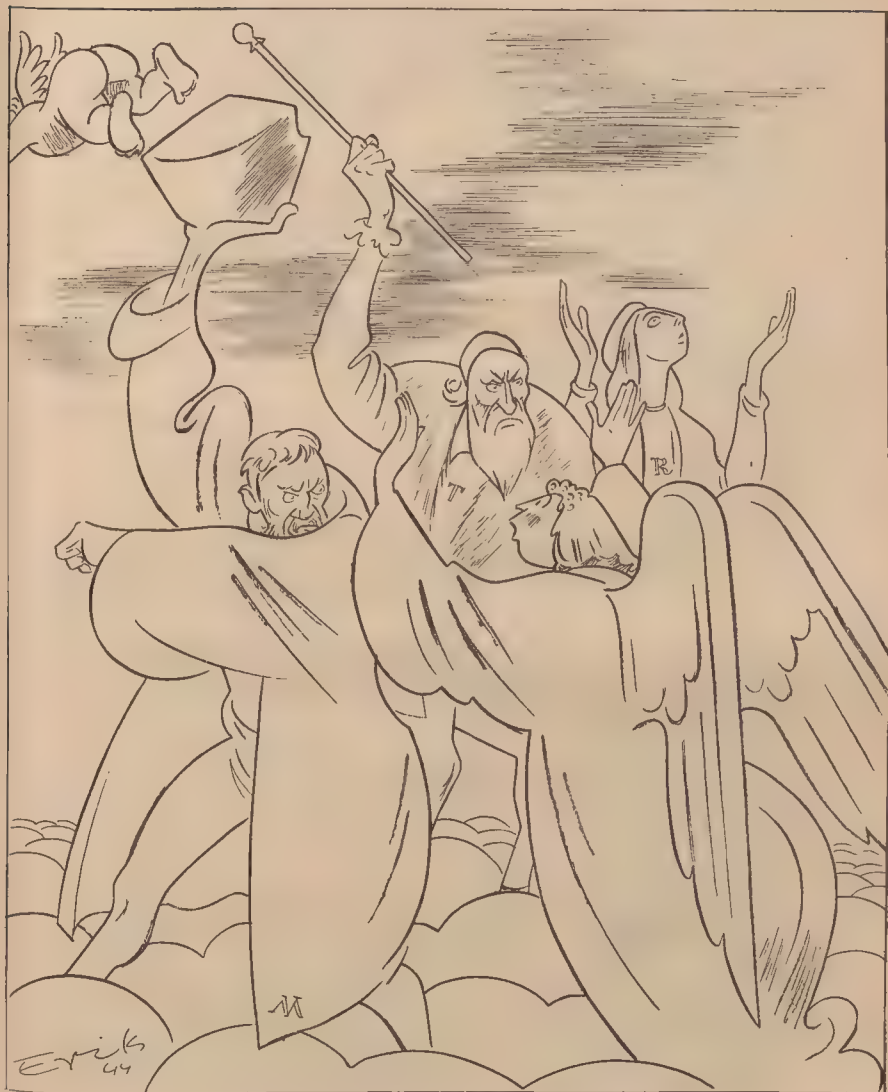
Du kleiner Stein am Wege,
Ich halt' dich in sinnender Hand,
Kantig bist du und weitergebrannt,
Blitzschnell und träge.

Sag mir, wo stand deine Winge,
Wer hat dich ins All verweht,
Bist du der Zellen schillernde Luige
Oder des Ewiges wahres Gebet?
Funke aus Feuer, Enkel aus Eis,
Der du aus Strömen bist, blutvoll.
Von denen keiner weiß.

Du kleiner Mensch am Wege,
Ich seh' dich im strahlenden Schein:
Des Alls wie einen verwehten Stein:
Blitzschnell und träge.

Sag mir, wo hast du begonnen,
Wer entließ dich in die Zeit,
Bist du dem funkelnden Stern entronnen
Oder der glühenden Tiefe im Leid?
Bruder der Steine, Wand'ner im Wind,
Der du gerufen bist: Klänge,
Die ums im Herzen sind.

LUDWIG EDUARD FLEISCHMANN



„Ruhe, bitte Ruhe, Messer Michelangelo und Messer Tizian — Signor Columbus kann doch wirklich nichts dafür, daß er Amerika entdeckt hat!“

Opere d'arte ai milionari di dentifrici: “Calma calma, Messer Michelangelo e Messer Tiziano! Il signor Colombo non ha davvero nessuna colpa se ha scoperto l'America!..



„Unter Liebe stelle ich mir auch etwas anderes vor: Zu mir sagt er, er wolle für meine Zukunft sorgen, und dem dressierten Pudel schenkt er eine Wurst!“

Delusione: „Per amore io m'immagino qualcosa altro: Egli mi disse di voler provvedere al mio avvenire e regalò una salsiccia al barbone ammaestrato!..“

das flache Schädeldach. Die Stimmen im Röhricht sind mit einem Male verstummt, es ist, als trauere die verborgene Tierwelt um einen der ihren. Drückende Schwüle brütet in dem Bläulichem, in dem ich neben dem toten Fisch sitze. Sein kleines Auge sieht mich böse an. Gerne würde ich mich von der Stelle entfernen, doch lastet bleierne Schwere in meinen Gliedern. Der Dämon der Urwelt unschmelzlich mit und speit mich an mit feurigem Atem: „Was hast du getan, armergierlicher! Deine Schläue hat mich in das Herz getroffen, doch nicht besiegt. Sei verflucht!“ Blutrot, ein schreckhafter Knäuel glühender Gase, hängt der Sonnenball am diesig gewordenen Himmel. Ich ergreife den Fisch und werfe ihn, zu weit, als es meine Kraft noch vermag, in das Wasser, und sein weißlicher Bauch leuchtet aus dem dunklen Schlamm.

„Nein, Herr Graf“, sagte ich das Abends, „es ist mir nicht gelungen, den Hecht zu fangen.“ „Wie, Sie haben bei der Kavallerie gedient?“ frägt die schwerhörige Gräfin und wehrt mit dem Hörrohr eine Fliege ab. „In welchem Dreck geht man zum

Fischen?“ will das Fräulein von Sienbraktau wissen. „Ich möchte morgen mein Glück versuchen“, kündigt der junge Baron an, ohne von seinen Patience-Karten aufzublicken. — Am nächsten Tag breitet er den toten Fisch auf dem Fliesen der Diele aus. Alle umstehen das Tier. „Es wurde mir nicht allzu schwer, den Hecht zu fangen“, witzelt der Baron, „denn er war bereits tot.“ „Rätselhaft — ganz rätselhaft“, staunt der Graf, während seine schmale Hand das zerschnittene Schädeldach betastet. „Zwischen Pergamentpapier in Butter mit etwas Petersilie geschmort, gespickt und leicht papriziert, hätte der Hecht ein leckeres Mahl abgegeben. Die meisten essen ihn zwar gesotten als „Grünen Hecht“, doch nennt dies schon das berühmte Kochbuch der Madame Michelet eine Barbarei und läßt bestenfalls eine Süße gelten. Wie dem auch sei, es entzieht sich leider unserer Kenntnis, wie lange das Tier schon tot ist, und mit Fischvergiftungen darf man nicht spielen. Den Schweinen aber wird der Hecht gut bekommen, und auf diese Weise soll er schließlich doch noch, wenn auch in veränderter Form, unserem Magen zur Freude gereichen!“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Karrenberg ist zum Tee bei Kellers. Man unterhält sich angeregt, später beginnt Frau Helga, die nicht mehr ganz junge, aber immer noch hübsche und vor allem bis in die Fingerspitzen ihrer Jugendlichkeit durchdrungene Blondine, in alten Photos zu kramen und zeigt ihm ein Bild, auf dem sie selbst als Mädchen von zwei Jahren auf Mutters Arm zu sehen ist:

„Schauen Sie — so hab ich vor dreißig Jahren ausgesehen...“

„Entzückend!“ sagt Karrenberg; und nach einer Pause schreien Karrenbergs:

„Wer ist denn das niedliche Kleinkind auf Ihrem Arm?“ ... F. F.

DER MEISTERDETEKTIV

VON EWALD LONGFORS

„Wie auffallend still und friedlich es hier ist!“ meinte Frank Alban, der berühmte Meisterdetektiv, zu seinem Gehilfen und Mitarbeiter Bob, als er die Tür zu der kleinen Mansardenwohnung mit einem Dietrich öffnete. „Man sollte es kaum glauben, daß sich hier vor zwei Stunden eine Mordtat begangen hat.“

Sie betraten das Innere der Wohnung, und Bob bestätigte: „Ja, es sieht hier alles sehr ordentlich und aufgeräumt aus.“

Frank Alban wies mit ausgestrecktem Zeigefinger auf den Teppich, der die Mitte des Fußbodens bedeckte: „Dort fanden sie ihn. Er ist stranguliert worden. Ganz deutlich erstreckt das Ganze vor mir. Der Mörder öffnete wie wir mit einem Dietrich die Wohnungstür, schlug sein Opfer im Bruchteil einer Sekunde zu Boden und erwürgte es.“

„Ja, er hat offenbar nicht viel Umstände gemacht“, nickte Bob zustimmend.

Der Meisterdetektiv fuhr fort: „Ja, der Kerl ging sehr vorsichtig zu Werke, er vermied jeglichen Lärm und löschte hinterher alle Spuren aus. Das ist kein gewöhnlicher Verbrecher, mit dem wir es hier zu tun haben, Bob, sondern einer, der sein Handwerk versteht.“

„Die Polizei vermutet aber, daß es sich dabei um eine Schlägerei gehandelt habe.“

„Ach was, die Polizei, deren Vermutungen könne ich, die ich einmal falsch.“ (An die Schriftleitung: Bitte, trotzdem weiterlesen!) Frank Alban wirkte verächtlich ab. „Du brauchst ja nur einen Blick

das Zimmer zu tun, um alle Zusammenhänge klar zu erkennen. Nein, ich sage dir, der Mörder fiel wie ein Blitz ebenso unerwartet wie unbarmherzig über sein Opfer her. Doch was ist das?“

Der Meisterdetektiv kniete am Boden und rufte ein Haar vom Teppich. Er hielt es triumphierend gegen das Licht und wandte sich dann seinem Mitarbeiter zu: „Es bestätigt sich wieder einmal die klassische Regel, daß selbst der gewiegteste Schurke sich durch eine Geringfügigkeit zu veranlassen pflegt. Sieh einmal her! Der Mörder ist rotbraun. Will sagen, eigentlich mehr rotbraun.“

„Nein, rotblond“, widersprach hier Bob seinem Herrn.

„Rotblond, auch gut“, entgegnete dieser und steckte das Haar sorgfältig in die Briefertasche. „Aber nun wollen wir zunächst einmal ganz systematisch vorgehen.“

Bob zückte einen Zollostack und schickte sich an, das Zimmer auszumessen. Unterdessen öffnete Frank Alban den Garderobenschrank und unterzog die Schubladen einer gründlichen Unter-

suchung. Garn- und Bandrollen, Knöpfe und Haken, Stoffe und dergleichen kamen zum Vorschein, und im Nachtschließ fand er die verschiedensten kosmetischen Artikel.

„Ein merkwürdiger Mensch das, der Ermordete. Muß ein Sonderling gewesen sein. Das wird uns vielleicht auf die richtige Spur bringen. Hättet du jemals geglaubt, Bob, so etwas in der Wohnung eines Mannes vorzufinden?“

„Der Ermordete war vermutlich sehr feminin“, meinte Bob.

„Ja, vielleicht. Frank Alban betrachtete nachdenklich den bunten Wirrwarr von Sachen, die er auf dem Tische aufgehäuft hatte, als ihm plötzlich ein Licht aufgehen sollte. „Unsin!“ rief er.

„Man soll die vorliegenden Schlüsse ziehen. Alles will erwogen und bis in die letzten Konsequenzen durchgedacht sein. Das hier ergibt eine ganz andere Lösung, die ebenso einfach wie menschlich ist: Der Ermordete hatte ein weibliches Wesen im Hause. Gewiß war er verheiratet.“

„Ja, das ist anzunehmen.“

„Dann handelt es sich also nicht um einen gewöhnlichen Mord, sondern um eine Eifersuchts-tat.“

„Drei Meter mal vier mißt die Stube“, unterbrach ihn Bob.

Indessen fuhr der Meister fort zu kombinieren: „Darum ist hier alles so unberührt gelassen worden. Des Mörders Absicht war es also nicht, zu rauben oder zu plündern, sondern ganz einfach Reche zu nehmen wegen verachteter Liebe...“

„Wahrscheinlich war sein... Peil!“

Dreuzehn wurden Schritte laut. Erwartungsvoll wandten sich die Detektive zu Korridortür und lauschten.

„Man sagt, daß es zuweilen den Mörder an die Stille seiner Untat zurücktreibt“, flüsterte Frank Alban erregt. „Jetzt gilt es zu handeln.“

Ein Schlüssel wurde ins Schlüsselloch gesteckt, und gleichzeitig bewegte sich die Klinke. Langsam ging die Tür auf.

„Hände hoch!“ rief Frank Alban und spreng mit dem Revolver in der Hand vor.

Ein gelender Schrei ertönte, und das dumpfe Poltern von Paketen, die zu Boden fielen, war zu hören.

In der Tür stand eine grobe, kräftige Frau mit üppig rotblondem Haar und einem Gesicht, das vor lauter Angst und Schrecken ganz verzerrt war. Ihre Augen waren starr auf Albans Revolver gerichtet.

Der Meisterdetektiv senkte langsam die Waffe

Diesen Herbst war der Segen des Waldes groß. Oft kamen die Kinder des Dorfes zu mir und boten mir ganze Handteschen voll Steinpilze an. Ich nahm sie gern. Nur eines Tages stutzte ich doch ein wenig, als der schätzvolle Raststiller zu mir ins Zimmer trat, mit sein Hütel voll Steinpilze hinhalt und fünf Mark dafür verlangte.

„Du bist ja ein richtiger Räuber, Bubli!“ sagte ich, „so ein Mordsgeld für die paar Pilze.“

„Dös is jetzt der Preis so“, sagte der kleine Mann unschlüsselt.

„Aber Bubli ich habe doch gestern nur halb so viel dafür bezahlt!“

Der Kleine schaute mich ein wenig schuldbehaftet an, ganz sicher schien er seiner Sache nicht mehr zu sein, aber er gab sich noch nicht geschlagen.

„So, von wem hast nachher die Schwammerln kriegt, Raststiller?“

„Von deiner Schwester, der Zenzi!“

Da war die Sicherheit des Kleinen mit einem Schlag wiederhergestellt. Er winkte nur verächtlich ab und sagte geringsschätzig:

„Ja mal — von an Medli!“

J. H. R.

und steckte sie in die Hosentasche. In den unteren Stockwerken wurden Türen aufgeworfen, die Leute schrien bestürzt durcheinander und kamen die Treppe heraufgelaufen.

„Wer soll Sie?“ fragte Frank Alban sichtlich benommen.

„Das frage ich Sie“, erwiderte die Frau stockend.

„Was tun Sie in meiner Wohnung?“

Der Detektiv schnarrte: „Polizei!“ und hielt ihr eine Erkennungsmarke unter die Nase.

Da stieß die Frau erneut einen Schrei aus und begann nun am ganzen Leibe zu zittern: „Polizei! Ich habe doch nichts verbrochen“, stöhnte sie.

Inzwischen hatten sich die Nachbarn eingefunden. Sie blickten drohend die beiden Männer an, aber das sie angeblich von der Polizei waren, verhielten sie sich zurückhaltend.

„Wissen Sie denn nicht, daß hier ein Mord geschehen ist?“ rief Frank Alban erregt.

„Hier auch?“ Die Frau sah ihn entsetzt an. Da trat einer der Nachbarn an den Detektiv heran.

„Glauben Sie nicht auch, mein Herr, daß Sie an die falsche Adresse geraten sind“, sagte er und grinst. „Es stimmt schon, daß ein Mord begangen wurde. Aber das war Nummer 117 und wir haben hier Nummer 17.“

Als die beiden Detektive im Hause Nummer 117 anlangten, war der Mörder schon längst von der Polizei gefaßt worden und hatte bereits gestanden.

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig.)



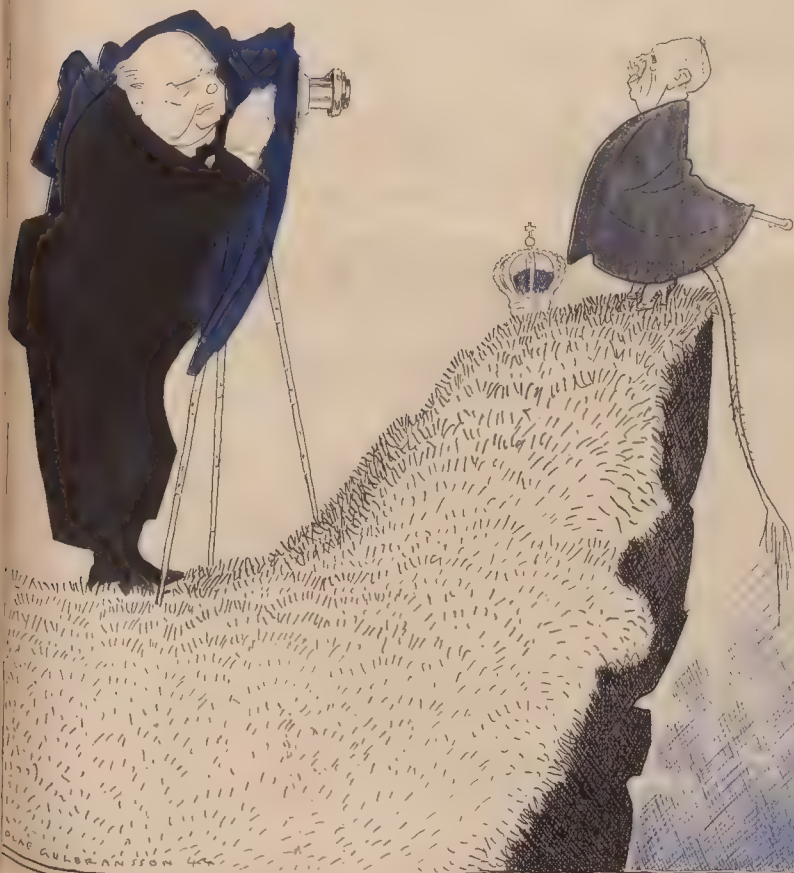
„Verdammt, der Sowjetkötter treibt den Gaul immer weiter nach links, wie soll ich mich da halten?“

Imbarazzati di Eden nel "Circo Britannia.": "Maledizione! Il botolo sovietico spinge sempre più il cavallo verso sinistra! Come posso tenermi in equilibrio!..

SIMPLICISSIMUS

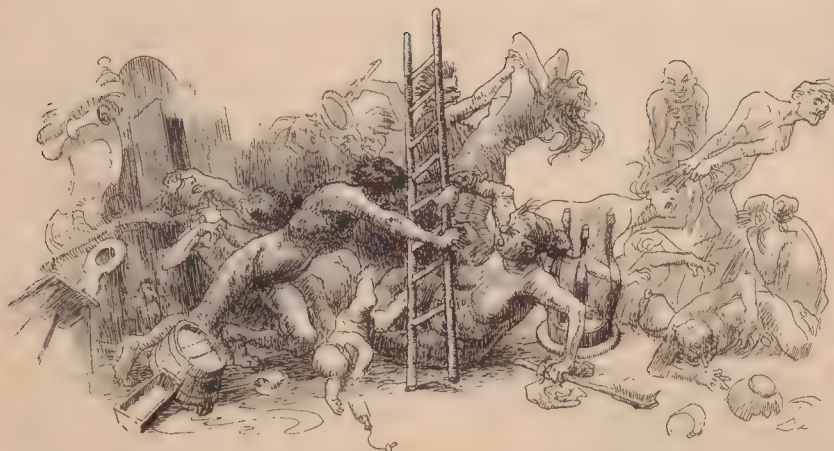
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

VICTOR · EMANUEL



„Sehen Sie, ohne Krone wird das Bildchen schon viel hübscher, Sie sollten nur noch weiter zurücktreten!“

Vittorio Emanuele: „Vedete, senza corona il quadretto riesce molto più grazioso. Solo dovrete andare ancor più indietro!“



Das Kleidungsstück

Von Walter Foltzick

Ich schaue mich, dieses Kleidungsstück mit Namen zu nennen, es ist der Verachtung der Frauen verfallen. Sie wenden sich voller Abscheu von dem Manne, der das trägt, zu mindesten aber von dem, der es öffentlich zur Schau trägt. Ich habe bei den Frauen meines Bekanntenkreises herumgefragt. Sie waren dagegen. Sie sagten, es sei höchstens für Grelse, und zwar für solche, die einen Bauch haben.

Aber endlich muß es doch gesagt sein, um was

es sich hier handelt. Ich nehme mir den Mut, ich spreche das Wort aus. Verzeihen Sie mir, meine Damen, hier stehe ich, es ist der Hosenträger. Ich weiß nicht, wie lange der Mann schon Hosenträger getragen hat, oder sich seine Hosen von ihnen hat tragen lassen. Ich vermute, schon sehr lange, denn meine Urgroßväter haben sie getragen und meine Großväter und der Vater. Es waren alles ehrgeachtete Leute, soweit ich gehört habe. Aber auf einmal liegt ein Hosenträger auf Ihrer Ehre, denn es heißt, der feine Mann, der Mann von Welt und ohne Bauch hat Gürtel zu tragen.

Warum?

Diese Frage an das Schicksal beantwortet man mir damit, daß der Hosenträger die Linie zerstört. Und wollen Sie sich etwa die Ihnen eigentümliche Linie zerstören lassen? — Ich wenigstens nicht. Wehe mir, meine Vorfahren sanken mit zerstörter Linie ins Grab. „Können Sie sich Altklischee in Hosenträgern vorstellen?“, rief man mir zu, und ich hatte nicht den Mut zu sagen, daß ich es könnte.

Wehmütig haben viele Männer Abschied genommen von dem Kleidungsstück, das so praktisch war. Niemand rutschten die Hosen. Ungefasselt durch den Gürtel schritt der Mann durchs Leben. Atmen und Bücken war eine Lust. Die edle Einfalt und stille Größe ihres Bauches schwankte frei im Äther. Vorbei, vorbei! Heimlich tragen wir noch manchmal den Hosenträger, wenn keine Frauen im Umkreis sind. Kürzlich hörte ich von zwei Männern, die waren zu Hause in Gürtel geschlagen, aber als sie einmal allein eine Reise unternahmen, legten sie Hosenträger an, um ihre Ungebundenheit zu zeigen, diese Wüstlinge! Nur ganz starke männliche Naturen wagen es noch, sich ihre Hosen tragen zu lassen, und sich sogar dessen zu rühmen; ja so mutige Männer gibt es unter den Zivilisten

Schau, wie's die Maulmürf schon treiben!

Oh, daß die Bäume sich wieder begrünen!
Die Veilchen feiern ihr blaues Fest.
Die Vögel beziehen ihr altes Nest,
Und ihren Korb umfliegen die Bienen,
Ob er auch noch zu gebrauchen ist.

Hebe den Arm, du! Strecke das Bein!
Winterlich sind sie dir fast eingefroren.
Schmedt die Luft nicht süßern wie Wein?
So einen haßt du schon lang nicht gehofft,
Wenn du ein erfahrener Trinker auch bist!

Schau in den Himmel! Dem Vogelflug zu flügellos, mußt dich befehlen!
Läßt dir dein unruhig Blut keine Ruh?
Will es die Vögel, die Bienen beneiden?
Halt'e mit den Veilchen, die bleiben!

Blieben am Platz, und du kannst doch gehn.
Den Feldweg, noch gestern bereist!
Alles im Frühling toll auferteihn!
Daß sich's dir auch hier im Talgrund beweist:
Schau, wie's die Maulmürf schon treiben!

Was moln'sie hier oben? Es treibt sie die Pflicht!
Sie moln'sie, die Vermegenen, magen,
Und wie ihre Herzen auch schlagen:
Solchem Befehl widerstehen sie nicht!
Sie moln'sie, die Vermegenen, magen,
Emporzuhlimmen ans schredliche Licht:
Sie können's nur blinzeln ertragen!

Georg Britting

Beleidener Vorschlag

Briefe... Briefe... ohne Ende!
Liebreich - wie ich gern geteilt'.
Aber, ringend meine Hände,
Nöhn' ich gleichwohl je und je.

Denn ich soll ja Antwort geben,
und das fällt allmählich schwer.
Das Papier seh' ich entweichen
und das letzte Briefkumzehr.

Zudem: der Gedankenreigen
rönd ein müdes Dachgetraul.
(Von dem Porto toll ich schneigen,
dieses treibt man schließlich auf.)

Holbe Dame, lieber Herre,
die ihr mich zu Rate zieht,
sagt: Wie wär's mit einer Sperre
auf postalltümern Gebiet?

Ratatzöhr



„Wenn Ihr über die Schweiz kommt, Boys, vergeßt nicht, nach den Spreng- und Brandbomben auch die Schecks abzuwerfen!“

Gli USA. Indennizzano: „Boys, se volate sulla Svizzera, dopo le bombe esplosive ed incendiarie, non dimenticate di gettar giù anche i cheques!..“



„Die Verhandlungen mit den polnischen Vertretern sind abgeschlossen, Kommissar!“
 „Gut, Genosse, laß die Leichen wegräumen!“

Trattative colla GPU.: „Commissario, le trattative coi rappresentanti polacchi sono terminate!., — „Bene, compagno! Fa portar via i cadaveri!.,

MEIN FREUND JOHANNES

Es war eine etwas schwierige Zeit. Johannes hatte keine rechte Freude am Schreiben. Das merkte man seinen Arbeiten an, und so kamen sie auch meistens wieder zurück.
 „Manchmal möchte ich, ich wäre ein Handwerker oder so etwas“, seufzte Johannes.
 „Dann müßtest du aber schwer arbeiten“, erklärte ich.
 „Dafür hätte ich meine Leute“, meinte Johannes.
 „Ach so, und du möchtest dann am liebsten nur

Rechnungen ausschreiben?“ fragte ich lächelnd.
 „Ausschreiben? — Quittieren!“ sagte Johannes.

*

Johannes trank gerne ein Gläschen Wein. Auch Süßwein oder Grog schätzte er sehr. Aber für Schnaps und andere scharfe Getränke hatte er wenig Verständnis.
 Martin kannte ihn doch weiß Gott lange genug, um das zu wissen. Ich war also ziemlich erstaunt, daß er ihm zum Geburtstag ausgerechnet eine große Flasche Kümmel schenkte.

Johannes aber nahm sie freundlich entgegen.
 „Ein netter Einfall von dir, Martin, mir gerade etwas zu schenken, was du so gerne trinkst“, sagte er.

*

Jemand klagte: „Neulich, im Halbschlaf, fiel mir so eine wundervolle Polke für eine Kurzgeschichte ein. Aber nachher, als ich wach war, war sie mir vollkommen entfallen, und alle Versuche, sie wieder einzufangen, schitterten.“
 „Vielleicht war sie zu schlüfrig“, sagte Johannes.
 J. Bieger

DAS WARTENDE MÄDCHEN

VON RAINER PREVOT

Die blutroten Vorhänge des humpelnden Postwagens flattern wie Fahren im sausen, staubwirbelnden Frühwind der Provence. Weithin der Mistral in wilden Sprüngen durch das Land gefegt und bläst die schwanken Pappeln wie Schilfroste. Das Wort bläst er im Munde aus wie ein Korzenloch. Deshalb wußt bemühen sich die Leute hierzulande, gar so laut und so flammend zu sprechen. Deshalb schreit der Kutscher so aufgeregt mit seinen klepperdürren Gülen. Und deshalb ist die Unterhaltung der beiden Fremdgäste, die hoch auf dem Rumpelkasten thronen, so lebhaft und gebärdreich. Sie gilt dem Lob dieses Landes.

Dem einen der beiden, einem ländlichen Kavaller von phänomenaler Beileibtheit, merkt man von weitem an, daß er hier heimlich ist; schon an der selbstverständlichen Art, wie er vier Fünftel des nicht sehr geräumigen Doppelzimmers mit seiner Fülle belegt. Der andere, der mit übergeschlagenen Beinen halb in der Luft sitzt und sich kramphast an der eisernen Rückenlehne festhalten muß, ist offenbar ein landfremder junger Mann, und seinem hellgrauen Reiseanzug sieht man nicht gleich an, in welcher Stadt Europas er gekauft wurde. Doch soll's verreten: dieser andere war einst ich, — damals...

Ich also muste den gesprächlichen Nebenmann und denke dabei an die klassischen Vorbilder dieses unaussprechlichen Menschentyps: Dieser Beuch könnte Falstaff heißen, oder noch besser, bodenständiger und resseverwandter, Gargantua. — Dieser kacke aufgedrehte Schnurbart aber, dieser verwegene aufs Ohr geschobene Schlapphut, das kann nur Porthos sein, dieser knoigtige von den „Drei Musketieren“ des alten Dumas. Porthos also sagt eben: „Ja, die Frauen!“ und schnalzt mit der Zunge, daß die Güle einen Gelpopsprung machen: „Sie sollen heute noch unsere herrlichen Frauen kennen lernen!“

Abgemacht: Abends acht Uhr auf der Terrasse des elbkannten Forumkaffees, am ersten Ecklich rechts, das ist sein Stammplatz. Ich weiß auch schon, daß „sie“ Julia heißt und die ganz junge Schwester einer anderen ist, von der Porthos-Gargantua nur mit seligem Lächeln und feuchtglitzenden Augen schwärmt. Er hat seine Geschäfte in der Stadt. Ich habe meine Neugier und meinen Kodak. Wiedersehen, Porthos! Ich werde pünktlich sein, so wahr ich zwanzig Jahre zähle...

■

Schon geht's zum Abend. Ich schlendere seit Stunden. Das wimmelnde Leben dieser südlichen Stadt hat mich mit unaussprechlichen Armen gepackt. Die bunten Vorhangsetzen, die als Türen dienen, schlagen wie Flügel riesiger Fledermäuse im lauen Abendwind und lassen mich ins innerste Eingeweide tiefstirriger Behausungen schauen, wo fremden schon die ersten Lampen brennen.

Musik ist erwacht, irgendwo, überall. Aus allen Häusern, allen Höfen villitär und jubelt es. In offenen Knäulen sitzen Männer an langen Tischen vor, vollen Rotweinkrügen, und diese lachende, tanzende, schleichende Musik macht hier wie meine Sinne weich und verwirrt. Und aus allen Türen sind Frauen aufgetaucht, wie plötzlich ersprossene Blumen. Frauen gehen wiegend und gepuht in allen Straßen vor mir her und kommen auf mich zu, und von ihrem schweren, fremden Duft ist die ganze Stadt erfüllt. Ich gehe zielloos,

umschmeichelt und getragen vom sanften Wellenspiel der Nacht. Aus einem Tanslokliff klingt Gesang. Ich schaue durch die offene Tür. Ein Mädchen mit einer Pappelblume im Haar und zitternden Ohrringen singt einen Gassenhauer, dessen aufsteigender Kehrlaut aus allen Kehlen bricht wie plötzliches Schluchzen... Alles ist so seltsam unwirklich. Ich vergesse Zeit und Stunde. Die ganze Straße wird zum Zeuber; eines nie zuvor durchwachten Traums, und ich fühle den unbekannten Quell meines Blutes und die noch ungesprochene Sprache meiner Jugend aufrauschen, unbegreiflich und gewitterschön...

Da schlägt es zehn Uhr, und ich war nicht im Forumkaffee. Morgen früh schon reise ich weiter. Addio, Porthos! Leb' wohl, Julia!

■

Ich hatte mein kleines, verfehtes Abenteuer längst vergessen, da kam ich, nach genau zehn Jahren, wieder in dieselbe Stadt.

Und schau, da ist das Forumkaffee! Eine kleine Erfrischung läßt gut... Doch was ist das? Bin ich behext? Dort am ersten Eckstisch rechts, noch genau so rund wie einst, Schnurbart und Schlapphut kaum weniger verwegene, sitzt Porthos-Gargantua. Auch ich trage zufällig wieder einen hellgrauen Sportanzug, und mein bartloses Gesicht hat sich offenbar noch nicht so sehr verändert; dann schon streckt auch er mir grüßend die Hand entgegen:

„Endlich! Sie haben auf sich warten lassen, junger Freund, und die Geduld der schönen Julia auf eine harte Probe gestellt. Aber noch steht der Weinberg für Sie bereit. Es ist acht Uhr vorbei, und sie wohnt weit. Kommen Sie!“ ... Er hat eines der landesüblichen kleinen Korbgelchen herbeigepliffen, und wir sitzen wie

dar wie damals, ich halb in der Luft, am zugeklappten Riesensonnenschirm mich festhaltend, der die Fahrgäste tagsüber gegen die Hitze schützt. Ein drohiger Spaß... Wie wir so durch die belebten Gassen fahren, der fernen Vorstadt zu, taucht in mir rückweise die Erinnerung auf an jene einzige Nacht in dieser gar seltsamen Stadt, wo ein Mädchen, das ich nie gesehen, seit zehn Jahren auf mich warten soll... Doch da sind wir. Aussteigen. Kutscher bezahlen. Was nun? Es ist schon fast Nacht. Blau, sehnstuchsvolle Nacht. Durch ein Gartentürchen geht's, und denn zwischen Obstspallern auf Steinfliesen. Im Dunkel einer Weinlaube Frauensilber. Ich sehe nicht deutlich, erkenne nur die Landstracht, und höre Porthos' Stimme: „Julia, hier bring ich dich endlich den fremden jungen Herrn, der sich einstmals angesetzt hatte, und auf den du vergebens gewartet hast. Du siehst, er hat doch Wort gehalten. Er ist ein Kavaller! Gib ihm ein Glas und einen Kuß!“

Ist das ein Mummenschanz? Und ich der Narr dabei?... Die Mädchen kichern. Ich lache mit und bemühe mich, kein Phantast zu sein... Aber diese Nacht kommt mir mit einem Mal vor wie ein leuchtendes Gasthaus mit hundert Geheimwinkeln und Falltüren... Und wo sind plötzlich die anderen? Ihr Lachen hat sich entfernt... Ich bin allein mit einem Krug voll duftenden Süßweins und etwas Weißlichem an der Seite, das ich nicht recht sehe, aber bis in die Fingerspitzen spürt... Bin wohl richtig in ein Haus geraten, wo's für solche Gelegenheiten immer eine „Julia“ gibt... Da beugt es sich zu mir, und zwei Augen, die wie blasser Leuchtkristalle sind, belasten mein Gesicht:

„Ich sehe dich nicht... aber ich würde dich ja doch nicht erkennen.“

„Und hast zehn Jahre auf den Unbekannten gewartet!“ witzte ich.

„Freilich!“, lacht sie hell zurück, „wir Frauen warten immer auf Einen, der kommen soll... Meist kommt dann ein anderer... oder auch mehrere... und darüber vergeht unser Leben.“

Frauen, diese Zeuberinnen, sagen oft so einfache, entzaubernde Dinge. Und ich höre also Frauen dieses Liebesgartens zum Geste dieser Nacht unbefangenen sagen, all ihre Liebe habe auf ihn gewartet. Er aber lächelt und glaubt — wie ich an meine nie besessene Wiedergefundene.

Und wieder ist voll Musik die Nacht, und ich fühle, wie mich und erglühend, wie in anderen Lauben ringt: — „m, durch alle Häuser und Gärten der sinnentrunkenen Stadt ein Hauch Ewigkeit weht aus Weinrausch und Gassenhauern... Und ich selber bin nicht mehr einsam wie einst in meinem ehungsangenen Jugendtraum... Diese Nacht ist eine reife Frucht voll süßer Wirklichkeit...“

■

Ist das schon das Frühlück?... Ich gehe, es hat es Tag wird.

Und wie ich durch die erwachenden Gassen gehe, versinkt das letzte Dunkel, vom jungen Tag verweht, weit hinter der Stadt — jenseits der Welt.

*

Ihr aber möchtet wohl die Stadt kennen, wo mir dies geschah? Sie liegt im ewigen Jugendland. Doch ich nenne sie nicht. Denn ihr könntet heimlich, zur Dämmerstunde der Sehnsucht, ins Forumkaffee gehen und den Porthos nach meiner Julia fragen, die nun abermals zehn Jahre auf mich wartet!

SCHNECKE

Geschwindigkeit 0,09 cm/sk im Durchschnitt

Was macht inzwischen der Schall?

Er brüllt, ein rasender Teufel, bereits in 330 Meter Entfernung.

Sie aber verzweifelt an der gespaltenen Fährte des Rehs;

Denn der feuchte Boden behält die Eindrücke der Ammut.

Sie ist die Spur eine abgründige Tiefe,

Eine Schranke, von Riesen gesetzt,

Unüberkriechbar, eine Erdkatastrophe.

Auch der Stein hält sie auf,

Berg der Mühseligkeit, unbestiegender Gipfel!

Vorsichtig spielt sie daran mit dem Fühler.

Rolle sie gelassen ein

Und umgeht ihn, Schranke, vom Tiergott gewölzt.

Das Gras, vom Jäger am Morgen zertreten,

Sind große Wälder für sie,

Deren ewiges Dickicht sie geduldig durchzieht,

Stück für Stück, gemächlich, die wandelnde Zeitlupe...

So gekrochen werden alle Wege wunderbar!

Sie liest am gefallenen Blatt des Baumes das Lied der Vergänglichkeit,

Vor dem Vogeltritt schlüpft sie in das gesäumte Haus zurück;

Denn sie haßt die Erschütterungen,

Die kleinsten spürt sie wie Erdbeben.

Sie kennt keinen Schrei,

Auch nicht den Schrei der Freude,

Wenn sie nach tagelanger Bemühung hoch oben im Krautsummel hängt.

Sie stirbt stumm, wenn dein Fuß sie zertritt.

Leise, bedachtsam, zögernd, ein alter Herr.

Klebt sie die Silberspur ihres Wegs

Auf das Moos.

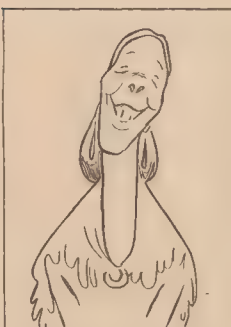
Nie wird sie ans Ende der Welt kommen!

ANTON SCHNACK



„Wir können nicht dulden, daß eine kleine Insel vor unserer Tür feindlichen Diplomaten Aufenthaltsrechte gewährt ...“

Non possiamo tollerare che un'isolaletta davanti alla nostra porta conceda diritti di soggiorno ai diplomatici nemici!



Ihre Ausweisung ist nur noch eine Frage von Tagen ...

La loro espulsione non è che questione di "giorni".



Wenn auch die Feindstaaten weiterhin Ihre Diplomaten dort belassen ...

Sebbene anche Paesi nemici continuano a lasciarsi i loro diplomatici.



So ist damit zu rechnen, daß im hohen Norden ...

Così, c'è anche da contare che nell'alto nord ...



Das Ausscheiden dieses Staates bedeutet eine empfindliche Schlappe für Deutschland ...

L'astacquo a questo Stato significa un sensibile scacco per la Germania ...



Nach Ablehnung der Kapitulationsbedingungen bietet sich uns ...

Dopo il rifiuto delle condizioni di capitolazione, ecco ...



Im Südosten ein Bild ...

Nel sud-est un quadro ...



Dessen umwälzende Veränderung ...

Il cui sconvolgente mutamento rafforza senza dubbio la posizione di Hitler ...



Allerdings: die Position Hitlers bedeutend verstärkt ..."



„Goddam — Gegen wen führt denn unsere Regierung eigentlich einen Nervenkrieg?“

„Goddam! in realtà contro chi fa il nostro Governo la guerra dei nervi?“



„Bin ich schon braun?“ — „Wenn du 'n Omelett wärst, würde ich sagen: ‚Jetzt auf den Tisch!‘“

Croccante: „Sono già bruna?„ — „Se tu fossi un' omeletta, io direi: 'Ora in tavola!„

DER MÖRDER

VON KURT GROOS

In der Frühe eines regnerischen Septembermorgens stellte sich ein gewisser Herr Pedrowinken in einem vollkommen gebrochenen Zustand der Polizei. Man richtete ihn durch Zuspätkommen, lag ihm ein Glas Wasser, klopfte leutselig seine Schulter und ermunterte ihn, seine Beichte in vollem Umfang abzugeben, nichts zu verschweigen, nichts hinzuzufügen.

Der glänzlich Erschütterte beachtigte sich, den Artisten Pedro während der geistigen Nachvollziehung ermordet zu haben. Das war auf absonderliche Art geschehen.

Vor dem Auftreten des Artisten, der die in der Welt einzigartige Sensation mit den Likörgläsern vorführte, tanzte eine junge, delikate gewachsene Dame mit schön rollenden grauen Puppenaugen, eine Dame, die nie nichts als mit goldnen Schuhen und mit drei mittelgroßen Blättern bekleidet war, vor das Publikum und bat mit süßer Stimme, während der nun folgenden unerleuchteten Darbietung absolute Ruhe zu bewahren.

Darauf zog die junge Dame einen Schmolldamm, tanzte ab, und Pedro kam mit zwei weiblichen Gehilfen, ebenfalls gut anzusehen, auf die Bühne. Der weltberühmte Artist stellte sich auf ein solides Likörglas und machte dann einen kleinen Hüpfen. In diesem Augenblick des Hüpfens schob eine der Damen ein zweites Likörglas auf das erste, und das wiederholte sich mit vierunddreißig Hüpfen, so daß Pedro schließlich eine Stange von vierunddreißig Likörgläsern erhobt hatte. War das zweifelhafte schon eine reiffe Leistung, so setzte buchstäblich jedem Varietébesucher das Atem bei dem aus, was jetzt geschah. Der Artist beugte sich einzeln langsam nach unten, umklammerte die Likörgläschenstange, hob den aufgesetzten Fuß unendlich vorsichtig ab und machte einen Kopfstand.

Doch das war noch immer nicht der Höhepunkt. Beim Höhepunkt prolatete eine Trommel; das Zeichen, daß Pedro nun zum freihändigen Kopfstand auf der Stangenspitze überging. Es kam die Stelle, bei der der Atem stockte. Etwas wankend, leicht bebend, zog der Artist beide Hände ab von der gläsernen Stange aus Gläsern, führte die Arme behutsam zur Seite und legte sie schließlich an die geschlossenen Beine, starr ragend wie eine auf den Kopf gestellte Kerze.

Zwanzig Jahre und eine Woche hatte der berühmte Pedro, der nicht mehr der Jüngste war, dazu gebraucht, um so kopflunter freihändig auf der Likörgläschenstange zu balancieren. Wäre In diesem unerhörten Augenblick eine Stecknadel ins Auge auf den Boden gefallen, so würde es sich angehört haben, als ob jemand eine Brechstange auf das Parkett schleuderte.

Und da, auf dem Gipfelpunkt, im Augenblick atomarer Spannung, beim Aussetzen aller Herzen, ereignete sich das Furchterliche. Herr Pedrowinken konnte einen mit gigantischer Willenskraft seit dem Einsetzen des Trommelgebordes unterdrückten Niesreiz nicht mehr länger zurückhalten — sein explosives Niesen wirkte In diesem Augenblick wie eine unerwartet hochgehende — Tremine. Da geschah es: Pedro zuckte zusammen auf dem Gipfel seiner Likörgläschenstange und stürzte ab.

Der Vorhang fiel; es entstand eine furchterliche Panik. In dem Durcheinander entkam Herr Pedrowinken. Er erfuhr aber durch die Morgenpresse, nachdem er die ganze Nacht in einem Flußufer herumirrt war, daß der Likörgläschen-Kopfstandbalancance-Weltmeister ausbalanciert hatte.

Das war der Inhalt der Pedrowinkenschen Beichte.

Gebrochene, „bitte, nehmen Sie mich fest!“ Der Polizeimeister schüttele den Kopf und bedauerte, nicht helfen zu können. Er akkreditierte, daß es sich hier um hiesige Gewalt gehandelt habe. Zur Festnahme sei keinerlei Anlaß vorhanden.

Von diesem Augenblick an hielt sich Pedrowinken für das Opfer eines Justizirruns. Die Polizei, später auch verschiedene Staatsanwälte, Advokaten und zahlreichere Justizpersonen, die er immer wieder in feierlichen Gesuchen bat, ihn der gerechten und verdienten Strafe zuzuführen, hatten viel Schererei und Ärger mit ihm. Herr Pedrowinken kam ans Trinken. Als er einmal in einer Bodega mit Selbstbedienung sechs Likörgläsern hatte, deren geleerte Gläser ihn nun anklagend anstarrten, stellte seine zitternde Hand sie wie spielerisch aufeinander — und da durchzuckte sein Hirn eine Idee, die ihn drei Nächte nicht schlafen ließ. Diese Idee führte er mit eiserner Energie durch, denn er wollte sich nun selbst richten; nein, sich richten lassen durch das Schicksal.

Er trainierte zwanzig Jahre und eine Woche. Genau nach dieser Zeit war auch er in der Lage, einen freihändigen Kopfstand auf der Spitze von vierunddreißig aufeinandergeräumten Likörgläsern auszuführen.

Herr Pedrowinken ließ die beiden letzten Silben seines Namens fort und nannte sich Pedro. Winken Pedro — das klang aus propagandistischen Gründen besser als Josef Pedrowinken, wird jetzt zugeben. Die ersten Varietéagenturen des Erdballs rissen sich um ihn. Wie ein Schlafwandler, so sicher, führte er seine Balance als Likörgläschen-Kopfstandbalancance-Weltmeister Nr. 11 aus, immer auf den erstehenden Augenblick wartend, an dem jemand im Varié'e niesen würde, um ihm das verdiente Schicksal zu bereiten; diese ungeheure, immer mehr drückende Schuldlast von seinen Schultern zu nehmen.

Zehn Jahre verging. Niemand nieste während der kritischen Sekunde, obgleich einmal ein hundertflämmiger Kronleuchter ins Parkett stürzte,

worauf Pedro aber nicht reagierte. Pedros Gemütsverfälschung sich mehr und mehr. Aber gerade das Finsere machte ihn bei Frauen so beliebt. Todunglücklich balancierte er durch das Dasein; niemand sah ihn, ihn jedoch oder ihn nicht. Ohne Absenderangelegenheiten überließ er der Witwe seines so tragisch zu Tode gekommenen Vorgängers — Jener Dame mit den Puppenaugen, die damals um äußerste Ruhe gebeten hatte — monatlich Mk. 84.12 (Mk. 84.12 für Steuern, soziale Abgaben und Krankenkasse). Die Witwe, die sich in die damalige Affäre mit Recht nicht mitverstrickt fühlte, nahm an, daß es sich um die anonyme Zuwendung eines gewissen Magneten Alai Peddawake handelte, mit dem sie ohne Wissen ihres Mannes in Budapest einmal Eie gegessen hatte.

Eines Tages kam Pedro wieder in die bisher ängstlich gemiedene Stadt, in der er den großen Artisten zu Tode geniest hatte. Und hier sollte sich auch sein Schicksal erfüllen. Als er das Direktionszimmer der Großvariété betrat, sah er noch finsterner, noch unglücklicher aus als sonst. Der Direktor verwachte ihn wegen dieses ästhetischen Aussehens sogar mit einem im gleichen Programm auf einem elektrisch angelegten Nagelbrett auftretenden Akt.

Das Haus war ausverkaufte wie immer, wenn der Name Pedro von den Variétéagenturen kam. Die Frau seines Vorgängers saß in einer Loge. Man erinnerte sich natürlich, daß vor einem Vierteljahrhundert ein Artist bei der gleichen Darbietung ums Leben gekommen war.

Vor dem Auftreten hatte der Theaterstar noch eine recht ernste Besprechung mit Pedro. Er redete ihm ins Gewissen und verwante ihm im guten, denn es hatte sich in der Welt des Varié'es längst herumgesprochen, daß der berühmte Artist in der letzten Zeit maßlos trank. Vor jedem Auftreten trank er und leerte Pedro die vierunddreißig Likörgläser, mit seinen verärrteten Nerven einmalmal fertig zu werden und zu vergessen. Wie ein wankender Schlafwandler arbeitete Pedro. An diesem Abend hatte er seine Schminke besonders dick aufgeschmalt, um seine vielen tiefen Kummerfalten zu verdecken. Auch die immerwährende Selbstzerfleischung in sein Antlitz gemalt hatte.

Alles ging den gewohnten Gang. Die Trommel brodelte, der Höhepunkt näherte sich. Pedro stand die grausame Sekunde kopflunter der Likörgläschenstange durch. Niemand nieste. Rauschender Beifall durchdras das Haus.

Nach der Vorstellung gab der Variétédirektor einen kleinen intimen Abend zu Ehren des großen Gastes. Auch die Witwe des damals zu Tode gekommenen Pedro war geladen. Pedro saß finster an der Tafel. Sobald er sein Glas hob — und er hob es oft — zitterte seine Hand.

Und plötzlich, als jemand den Namen des Günstigen auf den früheren Weltmeister im Likörgläschenkopfstand, Pedro, kreidebleich, sprang auf und schrie: „Ich bin sein Mörder, ich, ich!“ Man beruhigte ihn so gut es ging, und Pedro erzählte die Sache, die schon unzähligen Juristen vorgegetragen hatte. Der Theaterstar erhob sich. Er klopfte lächelnd die Schulter des Gastes. „Mein Lieber“, sagte er, „das sind alle Hingespinnel. Ihr Kollege ist eines ganz natürlichen Todes gestorben. Auch ich war damals in der Vorstellung. An ganz bestimmten Symptomen merkte ich schon beim Einsetzen der Trommel, daß jeden Augenblick ein schlimmer Herzanfall eintreten würde. Im Übrigen fingen ihn seine Gehilfen im Fall sogar auf — aber er war schon tot, als er unten ankam. Ihr Niesen hatte also gar nichts damit zu tun!“

Alles Finsere wies aus Pedros Gesicht. Eine dieser unheimlichen Überbesinnung bemächtigte sich seiner, daß ihn auf der Stelle der Schlag traf; leblos sank er dem Arzt in die Arme. — Das war der erste glücklichen Sekunde In Pedros Leben seit jenem dunklen Vorfall damals.

Sinnestäuschung - Allucinazione

(O Hermann)



„Finden Sie nicht auch, daß diese Sängerin eine entsetzliche Stimme hat?“ — „Stimme? — Ich habe mir gedacht, es sei Luftwarnung!“

„Non trovate anche Voi che questa cantante ha una voce orribile?“ „Vocal! ... Pensavo che fossi un allarm!“





„Wie, Sie sind von Köln bis München auf dem Fuß eines anderen gestanden?“
„Ach nee, von Frankfurt ab hat der andere auf dem meinen gestanden!“

Variazione: „Come? Da Colonia a Monaco siete stata sul piede d'un altro?..
“Ah no; a partire da Francoforte l'altro è stato sul mio piede!..

GALAVORSTELLUNG AM TIGRIS

VON JOSEF ROBERT HARRER

Wieder einmal waren wir mit unserem lieben Freunde Riccardo, dem Artisten, beisammen. Wir sprachen von seiner Vielseitigkeit. Er mußte erzählen, und er tat es gerne. „Obwohl ich als Schlangenschmied arbeite und stiepe und auch ein paar Darbietungen am Schwabebreck zeige, wäre das alles einmal bei uns zu wenig geworden! Ja, damals tief drinnen in der Türkei!“ sagte er lachend. „Was war das für ein Leben!“ fuhr er auf los. Und da erzählte Riccardo die Geschichte von der Galavorstellung am Tigris.

Vor ein paar Jahren war Riccardo bei einem Wanderschiff beschäftigt. Man zog durch Kleinasien und machte gute Geschäfte, aber da der Direktor seine Einnahmen am liebsten bei Wein und Kartenspiel umsetzte, stand es eines Tages ohne Artisten da. Sein Zirkus hatte sich sang- und klanglos aufgelöst. Riccardo tat sich mit einem jungen Italiener, namens Tito, zusammen. Sie kauften einen Esel, auf den sie ihre Koffer und die wenigen Gerätschaften aufuden. So wanderten sie durch die Türkei, bald da, bald dort eine kleine Schaustellung gebend. Sie gelangten weit nach Osten bis an den Oberlauf des Tigris. Meist ging das Geschäft mehr schlecht als recht. Da sagte eines Tages Tito, als sie in eine kleine Oase kamen, etwa 50 Kilometer von Bismil entfernt, gekommen waren, man müsse einen Großabend veranstalten. „Einen Großabend?“ fragte Riccardo. „Wir zwei allein!“

Ja, wir beidel Wir miesten einfach dort das Café! Es war fünf Minuten vom Bahnhof entfernt befand sich knapp neben dem Bahndamm das Café. Ein Café! Ja, aber nicht nach europäischen Begriffen! Es war ein unscheinbarer Holzbau mit einem länglichen Raum, der für ungefähr 100 Personen Platz bot. An den beiden Schmalseiten je eine Tür. Gestempelt: Lehmöden, sonst nichts! Riccardos Kenntnisse der Landessprache waren sehr bescheiden. Tito hingegen sprach recht gut türkisch. Und so verhandelte er mit dem Caféleiter, einem alten Türken, der froh war, seine Bude einmal einen Abend lang allein lassen zu dürfen und dafür noch ein paar Pfennig zu bekommen. Der Anfang klappte also. Dann malten sie große Plakate. Diese weltberühmte europäische Artisten geben sich die Ehre, ihr morgen Abend eine große Vorstellung im Sitten-Café anzugeben! Eintritt nur 20 Kerusch!

Der Abend kam. Alte und junge Türken, aber

kein einziges weibliches Wesen, drängten sich vor dem Café. Sie hatten kleine Teppiche mitgenommen, auf denen sie dann aneinander hockten. Die beiden Artisten hatten aus Kisten an der einen Schmalseite ein Podium gebaut; ein Leintuch mußte den Vorhang ersetzen.

Vor ausverkauftem „Hause“ begann Riccardo mit einer Steppnummer, zu der Tito die Musik machte. „Herr, Herr!“ Dann zeigte sich Tito als Clown, der Tiersternen nachschme. Diese Nummer gefiel so gut, daß er mehrere Zugaben spendete. Hierauf trat Riccardo als Schlangenschmied auf. Seine Nummer und die Musik auf der Mundharmonika mußten verlängert werden. Dann produzierte sich Riccardo am schwebenden Reck, das man mühsam angebracht hatte. Indem man zwei Ziegel aus dem Dache nahm und durch die Öffnungen die Seile herabließ. Als diese Nummer nach etlichen Wiederholungen beendet war, kam Tito als Zauberer. Er sagte zu einem in der ersten Reihe hockenden alten Türken: „Herr, Sie haben sich zu sehr Kerusch, ich eben den Herrschaften gezeigt habe, gestohlen!“ Der Türke fuhr auf. Er rief entrüstet, er habe bei Allah noch nie im Leben gestohlen. Da trat Tito auf ihn zu und faßte nach seinem Turban, ohne sich darum zu kümmern, daß er sich damit in großer Gefahr begab. Drohend blickte man ihn an. Aber er nahm dem Türken einfach den Turban vom Kopf und zog aus ihm zehn Kerusch heraus. Da brüllten alle. Der alte Türke aber untersuchte hastig seinen Turban, da er hoffte, daß noch weiter Geld herausfallen werde. Die Zaubernummer brach die wunderbarste Stimmung, die noch stieg, als Riccardo zur Abwechslung als komischer Schlangenschmied erschien. Zum Schluß machte Tito wieder einen Clown, und als Draufgabe tanzten beide. Es war inzwischen infolge der vielen Wiederholungen elf Uhr geworden.

„Das ist das Ende unserer GroßVorstellung!“ sagte Tito vorredend. „Wir danken für den Besuch und den Beifall!“ Die Türken aber blieben sitzen. Man verlangte, daß sie weiterspielen. Stöße wurden geschwungen, drohende Mienen richteten sich auf die zwei Artisten. „Aber wir geben wir noch eine Vorstellung!“ rief Tito. „Nichts da! Jetzt, jetzt wollen wir die ganze Vorstellung noch einmal sehen!“ Messer blitzten auf. Da blieb den beiden nichts übrig, als die Vorstellung nochmals zu beginnen. Vorher rief Tito noch in den Raum: „Wir fangen nochmals an! Aber jeder muß noch 20 Kerusch zahlen!“

„Nein, wir haben schon bezahlt! Wir zahlen nichts mehr! Anfangen!“ Müde und verdrossen begannen sie ihr Programm. Und da sie sich ihre Arbeit erleichtern wollten, zeigten sie leichte Dinge, sogenannte Lückenüberr. Nun hatte Riccardo während Tito meist nur auf der Mundharmonika spielte, den größeren Teil zu bestreuten. Und nun wußte er auch, warum er immer oft nur aus Laune oder Scherz die Arbeit anderer Artisten kopiert und versucht hatte. Das nützte ihm jetzt.

Endlich nach zwei Uhr früh gingen die Türken. „Am nächsten Tag heckten die beiden einen Plan aus, wie sie sich für die schwere Vorstellung schadlos halten konnten. Sie grübelten. Da sagte Riccardo: „Wir geben heute wieder eine Vorstellung, aber wir verlangen 50 Kerusch Eintritt! Und den!“

Ich habe es! Dann verschwanden wir einfach!... Ich habe mich zufällig nach den Zügen erkundigt. Wir haben fünfzehn Minuten nach acht Uhr einen Zug nach Bismil. Ich besorge die Fahrkarten, ich bringe heimlich unser Gepäck zum Zug. Du hältst die Besucher, die uns gestern zu zwei Vorstellungen gekommen haben, mit Worten hin. Ein paar Minuten nach acht Uhr verschwindet auch du, du eilst zum Bahnhof und — die betrogenen Betrüger sollen machen, was sie wollen! Übrigens haben die zwei Türken auch außen Riegel, die du für alle Fälle vorziehen kannst, damit sie nicht sofort nachlaufen können. So besprachen noch alles genau, sie mieteten zur Freude des alten Türken das Café auch für

diesem Abend, sie verkauften heimlich den Esel; dann malten sie große Plakate:

„Heute Galavorstellung mit ganz neuem Programm und vielen Überraschungen! Eintritt nur 50 Kerusch! Der Esel wird vor acht Uhr geschlossen! Pünktlich erscheinen!“

Es geschah, wie sie es geplant hatten. Der Raum war gesteckt voll. Es waren noch mehr Leute als am Vorabend gekommen. Noch immer drängten Neugierige hinein, sie zahlten gerne einige Pfennige und mehr. Während Riccardo die Fahrkarten besorgte und die Koffer wagschaffte, empfing Tito die Leute. Er steckte eine hübsche Summe ein. Und dann spielte er zur Einleitung auf seiner Mundharmonika; er blickte auf seine Armbanduhr. Es war drei Minuten nach acht Uhr. Da rief er in den Raum:

„Nun kommt gleich die erste Überraschung unserer Galavorstellung! Sie werden das Verschwinden lebender Menschen bestaunen! Ich bitte um ein wenig Geduld!“

Er zog das Leintuch vor. Eine Kerze hinter rotem Papier warf ein mystisches Licht auf den Vorhang. Leise schlich Tito hinaus, er schob den Riegel vor, dann eilte er zu anderen Türen, die er gleichfalls von außen verriegelte. Hierauf raste er zum Bahnhof. Schon war der Zug eingelehnt. Nun hinaus auf den Bahnsteig! Riccardo winkte ihn, auf dem Trittbrett stehend. Langsam setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Tito, nach der Hand Riccardos greifend, sprang auf. Riccardo und Tito lachten erleichtert auf. Es war gelungen. Und schon fuhr der Zug neben dem Café vorbei, eben als die Tür von innen eingedrückt wurde. Die Zuschauer stürzten schreiend, mit den Händen fuchelnd heraus, einer über den anderen. Diese Geschichte erzählte uns Riccardo; und er schloß:

„Ja, manchmal geht es nicht anders! Wenn ich zurückdenke, was ich in jener heißen Nacht, da wir zwei Vorstellungen geben mußten, alles versuchen, um die Zeit zu füllen, tut es mir nicht leid, daß wir die Leute am zweiten Abend mit der Galavorstellung zum besten gehalten haben! Denkt nur, ich mußte das schlafende Kamele machen, dann den singenden Esel, dann den müden Schlangenschmied, den stappenden Clown, was alles noch! Und doch wäre alles fast noch zu wenig gewesen! Bei unserer Galavorstellung dann hat uns ein einziger Trick genügt, und zwar nur deshalb, weil er gelungen ist! Aber obwohl er gelang, wage damals Tito doch erst dann eine Siegesmusik auf seiner Mundharmonika zu spielen, als unser Eisenbahzug das Café längst zurückgelassen hatte!“

Brief an die Freundin

Damals, als du losgefahren, wuschtest du dir guten Wind. Wo wir doch in so viel Jahren so gute Freunde gewesen sind.

Nun bist du wohl schon angekommen, da drüben im wilden Afrika. Dein Schiff hat ja damals so schnell geschwommen, vorüber am Strande von Altona.

Du mußt mir nun auch fleißig schreiben. Wie ist das Leben dort so im Busch? Kann man die Löwen so vertreiben, wie hier die Katzen? Einfach mit: „Kusch!“

Habt ihr ein richtiges Lagerfeuer? Und ein richtiges Negerzelt? Sind die Bananen da auch so teuer? Oder braucht ihr gar kein Geld?

Rochst du nun selber euer Essen? Oder haßt ihr einen Koch? Und — fast häßlich — du fragst vergessen: Liebst du mich noch?

Jürgen Bieger

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nuckel)



Der neue Jagdgehilfe hat seinen Dienst angetreten.

Der Förster durchstreift mit ihm des Revier und führt ihn in seine Obliegenheiten ein.

Da wechselt ein prächtiger Sechszehnder über von Weg.

„Und dieser Hirsch“, erklärte der Förster dem Jagdgehilfen, „darf nicht geschossen werden!“

Staut der Jagdgehilfe:

„Ja, warum denn nicht?“

„Weil der unsern Jagdpächter erhalten bleiben muß, auf den schießt er nämlich jeden Sonntag!“

F. H.



„Kann Ich nicht auch ein bißchen Platz nehmen?“ — „Bedaure, besetzt!“

Sul barile del petrolio: „Non posso avere un posticino anch' io?“, — „Mi rincresco; è occupato!“,

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

(O. Gulbransson)

DIE GYMNASTIKSTUNDE



„Es geht schon, es geht schon! Nur das Rückgrat muß noch weicher werden!“

L'ora della ginnastica: „Va bene, va bene! ... Soltanto la spina dorsale deve diventare ancor più molle!“



DAS SCHAF

VON WALTER FOITZICK

Einfleitung: Die Sonne schien, die Iser rauschte, kein Kuckuck rief, nicht einmal der echte. Ich stand am Zaun und sah einem Zwerghahn zu, der sich verlaufen hatte und von Gänsen, Puten und sogar von den Hennen, die doch sonst jeden in Hahnenuniform mit Respekt begrüßen, gejagt wurde.

Überleitung: Hinter mir weideten vier Schafe, eine Schafin und drei Junge, die man nicht mehr recht als Lämmchen ansprechen konnte, sondern es waren schon mehr Halbwüchsig. Sie schienen zu heißen: Milchgard, Dieter und Theobold.

Hauptteil: Ich achtete ihrer nicht, aber plötzlich fühlte ich, wie Dieter an meiner Tasche leckte. Ich ließ mir nun mal nicht gern an meiner Jackentasche lecken, deshalb tat ich etwas Unfeines, ich stieß mit dem Fuß nach Dieter. Ich beobachtete das Zwerghähnchen weiter. Da bemerkte ich, wie das Mutterschaf hinter mir stand, seitlich gedreht, als kreuze es die Arme und wollte sagen: „Wollen doch mal sehen, wer hier recht hat.“ Es zeigte mir die kalte Schulter, die kalte Hammelschulter.

Ich habe es nicht gern, wenn jemand mit gekreuzten Armen hinter mir steht, der etwas Derartiges sagen könnte. Ich tat, als ginge mich die ganze Schaffamilie nichts an und schlenderte, ohne hinzusehen, weiter. Da senkte das Oberschaf den Kopf, machte an den Hinterläufen irgendwelche Muskeln straff und ich lag im Dreck, genauer gesagt, im Kuhdruck. Man konnte es an

meiner Hose sehen. Es handelte sich um einen Stöß in die Hüftgegend, zehn Zentimeter höher und es wäre ein verbotswidriger Nierenschlag gewesen.

Ich hielt es für unzulässig, daß jemand ein Mitglied der Reichsschrifttumskammer mit dem Kopf gegen das Hüftbein stieß, zumal wenn dieses Mitglied sich ausschließlich der Naturbetrachtung hingegen hatte ohne einen Funken von Kritik zu äußern.

Dabei machte ich ein Gesicht, das dem Schaf ja aus Familienkreisen bekannt sein mußte. Das Schaf tat deshalb vielleicht nichts weiter, ich aber löste mich, wenn auch bemerkt, vom Feld und nahm neue Stellung bei einem Gatter ein.

Dort stand ich und war empört, richtig beleidigt, zumal das Schaf so aussah, als habe es den Vorgang für ganz selbstverständlich und folgerichtig gehalten. Ich schäumte innerlich vor Wut. Wenn ich sechs Jahre alt gewesen wäre, hätte ich nach den Schafen gespuckt, so aber tat ich, als ob ich schon dreizehn wäre, ich schmiß mit Steinen nach der Saubande, nach der Mutter, die ganz in Wolle war, mindestens ausreichend für drei Pullover, und nach den lieben Kleinen. Die spürten aber auch nichts. Am liebsten hätte ich die Kinder getroffen, um die Alte recht zu ärgern, aber sie empfanden meine Geschosse nur als angenehmes Kitzeln.

Ein reiferer Schriftsteller kann nicht dauernd mit Steinen nach Schafen schmeißen! Ich stellte also das Feuer ein, um mich zur Reinigung meiner Hose zu begeben.

Schluß: Meine Rachegedühle (niedrigste Sorte) sind bis zur Stunde noch nicht gestillt, ich habe beschlossen, bei der nächsten, sich bietenden

Gelegenheit möglichst viel Hammelkoteletts zu essen, vielleicht ist Dieter, der Pfundshammel dabei. Außerdem erinnerte ich mich an Goethe, der pflegte, wenn ihm ein Erlebnis stark berührte, sich dieses mit Hilfe eines Dramas vom Herzen zu schreiben, ich schrieb mir das Schaf hier von der Leber. Jetzt ist mir schon etwas wohler.

Frühlingsüberraldung

Stiefmütterchen blühen wieder,
violettblau und gelbe.
Dazu die Vogeleider ...

Es ist doch immer daselbst:
Singsang und Blumenflor.

Viola tricolor!

Da kletet's, und ein Bote
schiebt übere Gartenstahet
hulbreich in meine Ploie
ein längliches Pahet.
Wao mag es wohl enthalten?
Wir wullen's gleich entfalten.

Sieh da: ein Glaagemaße,
ein volles, notabene,
délicatesse française,
und stammt aus der Touraine ...
Froh sing' ich mit im Chor:
Päiola tricolor!

Ratatoöhr



Davanti al bagno di sangue



„Wie schnell das doch geht! Vor ein paar Jahren habe ich noch die Hauptrolle gespielt und jetzt spiele ich nur noch die komische Alte!“

Miß Britannia nel teatro mondiale: „Come va presto! ... Qualche anno fa rappresentavo ancora la parte di protagonista e ... adesso faccio soltanto quella della 'vecchia comica, h.“

MEIN FREUND JOHANNES

Wir waren bei Johannes.

Als wir uns ein Pfeilchen stopfen wollten, hatte Martin wie üblich seinen Tabak leider vergessen. Johannes ist mildherzig. Er bot ihm von dem seinen an.

Martin stopfte. Es ging allerhand hinein, in seine Pfeife. Als er sie endlich angezündet hatte, machte er ein wehmütiges Gesicht.

„Da muß ich doch an unsere Jugendzeit denken.

Mir ist, als wäre ich wieder ein kleiner Junge und rauchte mit euch trockenes Buchenlaub“, meinte er etwas anzüglich.

„Damals hast du aber soweit ich mich entsinnen kann, dir deinen Bedarf jedenfalls immer selber aufgesammelt“, sagte Johannes.

*

Martin und ich waren längere Zeit auf Reisen gewesen. Als wir heimkehrten, empfing uns Johannes am Bahnhof.

„Gut, daß ihr wieder da seid“, sagte er ehrlich

erfreut. „Da habe ich doch endlich wieder jemand, mit dem ich über alles, was mich bewegt, sprechen kann.“

„Kannst du das denn etwa nicht mit deiner Frau?“ fragte ich bestürzt.

„Nicht alles“, sagte Johannes. „Das schönste nicht.“

„Und das wäre?“ fragte ich, mit Bedauern und

liefsam Zorn einen Seitensprung argwöhnend.

„Kann ich vielleicht mit ihr über meine Frau schwärmen?“ fragte Johannes.

J. Bieger

BÜBCHEN

VON WILHELM FLEYER

Bübben ist ein an sich reizender Junge im Alter von sieben Jahren. Der erste Eindruck, den ich von ihm hatte — ich lerne ihn auf einer langen Bahnhofsreise kennen —, war der eines ganz entzückenden Kerlchens, von dem man sich gleich denken kann, daß er der Liebling seiner Mutter ist. Das war er denn auch. Und man konnte es ohne weiteres feststellen, da er mit seiner Mutter reiste. Diese war ebenfalls von gewinnendem Äußeren, was ich nicht meinestwegen, sondern meiner Geschlechts wegen bemerken möchte. Nun, „Geschichte“ ist vielleicht zuviel gesagt; ich habe eben nur einiges von Bübben zu erzählen.

Wir saßen da zu sechst im Abteil, als die Dame mit Bübben einstieg und den vierten und achten Platz einnahm. Bübben war aber nicht geneigt, sitzen zu bleiben, sondern streifte von dem einen Fenster, wo es ihm überraschend schnell langweilig geworden war, zum anderen draußen am Gang. Dabei schritt Bübben, der lange gebügelte Hüften und ein Paar derbe Tritte anhatte, über unsere Füße, als ob sie die Füße von Leuten wären. Bübben ging nicht über Leuten, dazu war er zu klein, sondern bloß über leichten Füßen, sozusagen. Aber auch das andere Fenster bot nur eine mittelmäßige Landschaft und wieder ein Puppenhändler noch ein Kino. Also machte Bübben den Weg sehr bald wieder zurück. Er griff sich einige Spielzeuge aus einer großen Handtasche, welche Spielzeuge alle die sichtlich geschätzte Eigenschaft hatten, daß sie Geräusche machten. Pferdchen galoppierten kleeplaudend auf einer blauen Matte, vier Hühner pickten auf einem grünen Bretchen, eine kleine Trompete hatte zwei Töne, einen höheren und einen tieferen. Bübben probierte sie alle beide, immer wieder. Dann wollte er essen und trinken, denn Bissen macht hungrig und durstig. Bübbens Mutter packte Stullen aus und öffnete die Thermosflasche. Mit der Stulle ging Bübben ans Gangfenster, wegen des Trinkens kam er wieder zurück. Auch jetzt ging er wieder über unsere Füße, und mit dem Butterbrotingem hielt er sich an unsere Knie an. „Bübben“, sagte seine Mutter, „kannst du nicht hierbleiben, bis du die gegessene hast?“ Bübben konnte nicht. Nach einer Weile wollte er etwas haben, was in der großen Handtasche ganz unten war. Dabei legte er die noch offene Flasche um, schüttete einigen Kaffee aus und zerbröckelte etwas, das wie eine Tüte voll Erbsen klang.

Und dann schlug er Krach, weil er die Sache doch nicht fand, — ich weiß nicht mehr, was es war — ich glaube eine Trillerpfeife. Mir wurde es langsam ungemütlich, weil ich nächst Bübben saß, und da ließ ich mich zu einer Äußerung hinreißen: „Bübben, nur eine halbe Stunde möchte ich dein Vati sein!“ Zuerst antwortete der Herr, der sich immer einmischte, wenn die Dame genügend hübsch ist, „Selen Sie doch froh, daß das Kind so lebenslustig ist!“ sagte er ich antwortete ihm kühl, „daß es hier nicht um Lebenslust, sondern um das Maß des Erträglichen geht; schließlich könnten die Menschen doch nicht von Lebenslust einander an den Köpfen herumtoben. Ein Weibchen war es nun still, abgesehen von Bübben, der irgendwas aus dem großen Koffer wollte, ich glaube eine Schnelleisenkanone. Dem Bübbens Mutter abwehrte, sagte sie mir mit einem freundlichen Blick auf den Herrn und die Dame gegenüber: „Manche Leute vergessen so leicht, daß sie auch einmal jung waren.“ Ich sagte: „Ich habe gar nichts vergessen, meine Dame, ich erinnere mich noch deutlich, eine Menge Prügel bekommen zu haben. Aber wie mir jetzt allmählich scheinen will, ganz zu Unrecht. Meine Mutter sagte immer „Lausbengel“ zu mir; sie hätte sollen „Bübben“ sagen.“ Die Dame schwieg, sie war so plumper Unterhaltung nicht geneigt; aber mir kam es vor, als sumimte und pünkte es in ihr, wie wenn man einen elektrischen Kocher angesteckt hat. Inzwischen hatte sich Bübben draußen beim Gangfenster auf die Heißeisung gestellt und hielt den Kopf hinaus, daß der Schopf wie ein helles Fächchen wehte. „Willst du hinuntergehen, Bübben?“ Nein. Das Immergefragte Bübben wollte auch diesmal nicht. Ich lachte ein leises, aber rohes Lachen, so nach der Art von Kasper Schick; leider ließen es die Umstände nicht zu, daß ich hätte dampfen und mich entfernen können. Da ließ sich Bübbens funkelneue Tante vernemen: „Man merkt doch gleich, wer keine Kinder hat.“ Während der Herr, der ganz danach aussah, lebhaft nickte, lachte ich mein schilchloses Lachen weiter und sagte: „Nee, gnädige Frau, man merkt viel eher, wer nur eins hat!“ Schnapp, das hatte gegessen. Es surzte und pünkte, wie wenn man auch noch einen zweiten elektrischen Kocher angesteckt hat. Der Herr, der sich dreingemischt hatte, erhob sich, so seinen Überrock an und langte sich sein Gepäck herunter, er stieg auf der nächsten Station aus, ihn freute wohl die ganze Fahrt nicht mehr. Hinter ihm drängte Bübbens Mutter auf den Gang hinaus, denn Bübben war verschwunden. Dem Ziemlich aus der Ferne hörte man die Fragen seiner Mutter und irgend etwas von Bübbens Stimme. Allmählich kamen die Fragen näher, und Bübben fand sich wieder ein. Inzwischen war der Platz des ersten Herrn von einem zweiten eingenommen worden, der dem hübschen Jungen zuhülfe, aber ebenfalls die hübsche Dame meinte; es war einfach abern, wie er sich gebärdete, als ihm die Frage nach dem Alter des reizenden und hoffnungsvollen Knaben beantwortet war. „Sieben Jahre! Noch so jung und schon einen so großen Sohn!“ Und was dergleichen Quatsch mehr ist. Bübben rächte sich — und hatte damit zum ersten Male meinen Beifall —, indem er den Aschenbehälter aushob und den reichen Inhalt auf die dunkle Hose des Onkels ausschüttete. „Bübben!“ rief die Mutter. Aber der Herr setzte ihr, daß Bübben sich ihm gegenüber allezeit leisten konnte, er erhob sich nur, um die Asche von seinem Bein zu tun und es nachlässig abzustreifen, und lachte, zwar nicht so frei wie ich, aber doch. „Der Herr hat Humor“,

sagte die Dame gegenüber mit feinem Lächeln. Obzwar sie mich dabei nicht ansah, fügte ich doch hinzu: „Und wird ihn noch brauchen können.“ Wobei ich bemüht war, um noch eine Nuance feiner zu lächeln. In der Dame surzte und pünkte es weiter. Aber sie sollte noch mehr abkriegen. Natürlich nicht von mir, denn wozu hatten wir denn Bübben mit Bübben hatte jetzt Lust, weiterzulesen, womit er vorhin zu früh aufgehört hatte. Auch wollte Bübben trinken, und seine Mutter schraubte bereits geschäftig die Thermosflasche auf. Und während Bübben — den Mund voll Butterbrot — trank, wollte er gerade etwas sagen, und da mußte er husten, und da sprudelte es das ganze Gemenge der Dame auf das taubengraue Kleid mit dem weißen Plisseé-Einsatz — „Bübben!“ schrie die Mutter, während der Entsetzensschrei der Dame stecken blieb, als ihr Blick auf mich fiel. Sie hatte sich nun mal festgelegt, und da konnte sie nur versichern, daß es nicht so schlimm sei, und daß das wohl mal vorkommen könne, und daß der jetzige Kaffee ja keine solchen Flecken mache. Besonders zu letzterem lachte ich ihn lachen von ausnehmender Breite, und da packte die Mutter Bübben und zerrte das widerstrebende, stempelnde, kratzende und beißende hinaus auf den Gang und heute es dort, indem sie die Wut ausließ, die sie eigentlich auf mich hatte.

„Na also, endlich“, sagte ich, „aber teilweise schon zu spät!“ Bübben heulte, seine Mutter kahnte keuchend zurück, der Herr mit der Asche auf dem Hosenbein barg sich hinter seinem Überrock, um dösend ruhige Zellen abzuwarten, die Dame in dem Taubengrauen redete Bübbens Mutter herolisch zu, und ich dachte daran, wie mir einmal der Kompanieleuch gesagt hatte, als ich ihn beim Kaffeefahnen fragte, wovon wohl der Kaffee so schwarz sei; da hatte er überallhin geschaut, und nachdem er sich vergewissert hatte, daß nirgendwo einer lauschte, hatte er mir ins Ohr geräuselt: „Von der Farbe!“

Als Bübben mit seiner Mutter ausstieg — auch das war schließlich der Fall —, da trat ich ans Gangfenster und ließ es hinunter, um diesen Blick hinterher recht lange zu genießen, immer und immer noch zu sehen, wie Bübben entwand. Indem nun Bübben unter meinem Fenster vorbeiging, spuckte er nach mir hinauf. Es war eine okavale Leistung, wie ich sie bisher nach meinen vagen literarischen Kenntnissen nur reiferen Seelen zugeschrieben hatte. Gezielt war gut, und es ging mir nur deshalb nicht ins Gesicht, weil Bübben noch zu klein war. Aber er wird schon größer werden.

MEIN FREUND JOHANNES

Martin hatte eine neue Freundin aufgetan, deren Schönheit er uns in glühenden Worten schilderte. „Das einzige, was mich manchmal etwas stört, sind ihre stark hervortretenden Beckenknochen“, erklärte er.

„Das kann doch nicht so schlimm sein“, meinte Johannes. „Legt ihr doch einfach ein Kissen unter, wenn du sie auf den Schoß nimmst.“

★

Johannes hatte eine Stellung angenommen. Gleich am ersten Tage kam er erst eine Viertelstunde nach Geschäftsbeginn. Die Bahn hatte sich verspätet, erklärte er. Da es die beiden nächsten Tage ähnlich ging, zog man Erkundigungen ein, die aber seine Aussagen vollumfänglich bestätigten. Am vierten Tage kam er gar 30 Minuten nach der Zeit. Als er eintraf, hatte man bereits nachgeforscht.

„Diesmal ist die Bahn aber pünktlich gefahren!“ hielt man ihm vor.

„Deshalb habe auch erst die nächste erreicht“, sagte Johannes.

1. Bieger

Ein Skipetare reitet

Sieht dem weißen Fasel Da naht der Skipetare
Seine Filzte auf dem Rücken macht ihm stolz.
Alt ist sein Esel, und der sonderbare
Sattel mit dem Bündel Hühner ist aus Holz.

Fest im Quersitz, trommelt er noch mit den Beinen
Unauffällig auf das müde graue Fell.
Doch der Esel zwischen Staub und Steinen
Geht dem Karrenweg nicht langsam und nicht schnell

Ruhig dreht der Reiter seine Zigarette,
Und die pralle Sonne gerbt ihm das Gesicht.
Hinterdrein, wie wenn er sie zu schützen hätte,
Trottet noch sein Weib im Staub und jammert nicht.

Barfuß folgt sie dem Gebieter in verzogenen
Weiten Pluderhosen, die sich blähen im Wind.
Seinen Esel treibt sie an mit leichten Schlägen,
Und auf ihrem Rücken schaukelt sanft das Kind.

Heinz Friedrich Kamecke

DIE TREPPE

VON SCHLEHDORN

„Du wartest wohl die zwei Minuten, bis ich oben mein Paketchen abgegeben habe“, rief Frau Dorette fröhlich ihrem Gatten zu, „und bestehst dir inzwischen die Treppe.“

Regierungsrat Julius hatte ja nun dreiviertel Stunden Zeit, und die alte Barocktreppe war wirklich sehenswert.

Sie stammte aus jener Epoche, wo es noch ein richtiges Treppenhaus im Hause gab und wo die Treppe noch eine Gasse war. Eine ausladende Gasse, — sie ging nämlich nach rechts und links in je einem geschwungenen Bogen mit allem geschlitztem Geländer auseinander. Eine einladende Gasse, — jeder Bogen sagte: seien Sie willkommen, entweder links beim Obersten oder rechts beim Präsidenten. Eine verschwenderische und feierliche Gasse, — dann das Treppenhaus war hoch und kühl und hielt den Abstand vom

Haustor zu den persönlichen Räumen, und die Stufen waren vom Alter glatt sehr breit und so niedrig, daß man gemessen darauf schreiten mußte. So war die Treppe.

Ein korrekter Charakter hätte angesichts der beiden Aufgänge vor der Frage gestanden, ob er sich beim Aufstieg zu der linken Wohnung entsprechend der Verkehrsordnung auf dem rechten Bogen zu halten habe oder zwecks Zeitersparnis lediglich auf der rechten Seite des linken. — Frau Dorette natürlich war auf diese Frage nicht gekommen, sondern war glaziös links hinaufgestiegen und hatte links bei der Wohnung des Obersten den kupfernen Klingelknopf gezogen, der Bursche hatte geöffnet und die hohe Tür hinter ihr geschlossen.

Als sich Regierungsrat Julius die Treppe besah, drängte sich ihm die bisher noch ungeklärte kulturgeschichtliche Frage auf: ob wohl die allererste Treppe aufwärts oder abwärts geführt hat?

Er sah das Bild vor sich wie in grauer Vorzeit (die sicher gar nicht so grau war) Uwu und Bowo

am Fuß eines Berghanges stehen. Uwu ist der weniger behaarte und fällt auch nicht ständig, wie Bowo, in den Gang auf vier Beinen zurück. Beide zügel den Abhang hinaus: oben sieht man ein Weib, eine Ziege und einen Kihkopf (die ihnen alle drei wichtiger erschienen, als die landschaftliche Aussicht selber).

„Hui!“ schauderte Bowo angesichts der unüberwindlichen Steigung. Uwu dachte scharf nach. „Hui!“ blitzte es in ihm auf. Er hatte einen Felsvorsprung gefunden, kletterte hinauf, Bowo zögerte ihm nach — hui! — und noch höher auf einen zweiten und so in Sprüngen bis zur Höhe, — „hui!“

Sieht du, Bowo, das bedeutete diesen triumphierenden Laut, so haben wir den Neigungswinkel von fast 90 Grad zeigend in abwechselnde überwindliche Steigungen von 1:1 und solche von 1:3. Das Weib und die Ziege waren allerdings inzwischen verschwunden, doch blieb ihnen der prähistorische Kih.

So entstand die Treppe. In den Jahrtausenden seither ist die Menschheit, aufsteigend auf den Stufen der Zivilisation, nicht viel weiter damit gekommen. Allerdings erfand sie eine Treppe, bei der man sich selbst auf den Kopf von vornhin steigt: die Wendeltreppe. Und die Treppe, die von selber geht: die Rolltreppe. Der Gipfel der Entwicklung wird die Rollwendeltreppe sein. Die einzige Treppe, die von Anfang an abwärts führte, war die Kellertreppe. Und die erste Erkenntnis in der Philosophie der Treppe ist die, daß man schneller herunterkommt als hinauf. Das gilt überall, man frage Schuldenmacher, Trinker und Schläufer. —

In diese Betrachtung hinein kamen Kinderstimmen und Kinderschritte, die die Treppe hinaufstiegen. Püppi, offenbar die Enkelin des Obersten, an der Hand der gedulden Karoline, und Fritz, der Enkel des Präsidenten, den seine Gouvernante, Fräulein Zwieback, aufforderte, ein paar freundliche Worte mit dem kleinen Mädchen zu wechseln.

Wenn ich ein Schriftsteller wäre, sagte sich Julius, der Mensch formt nach seinem Bilde oder nach dem Vorbilde anderer Romane, Menschen mit betriebsfertigen Schreckbuch oder mit ausgefransten Hosen, und sie zwischen Dachkammern und schloßartigen Villen, weißen Armen und schwarzem Verdacht nach Belieben hin- und herschickt, als ob er das Schicksal selber wäre, — wenn ich ein Schriftsteller wäre, so würde ich jetzt den Entwicklungsroman „Die Treppe“ schreiben. Als erste Szene: Püppi und Fritz. In Entwicklungsromanen lassen Erwachsene die Kinder das empfinden, was sie als Kinder empfunden hätten, wenn sie damals schon Erwachsene gewesen wären. Mit Vorgefühl künftiger Ahnungen durchschauern sie da in posthumer Pubertät die Kinderseele. In Wirklichkeit hat Fritz zu Püppi gesagt: „Nachher rutsch ich auf dem Geländer runter“ (dann wird Karoline aufschreien und Fräulein Zwieback ist starr). Eine spätere Szene könnte die beiden einige Jahre später zeigen, wo in breiter Diskretion ihr erstes trotz-zartes erotisches Erleben visuellisiert wird. Und wenn sie sich gehärrat haben — natürlich ist der Schriftsteller keineswegs verpflichtet, das zuzulassen — und wenn sie sich dann gezeckt haben, gehen sie traurig einsam auf verschiedenen Treppenhängen und treffen sich endlich oben wieder zum happy end. Solche poetischen Möglichkeiten bietet diese Treppe. —

Während die Kinder rechts und links in den Wohnungen verschwanden, glaubte Regierungsrat Julius zu sehen, wie die ganze beamtete Menschheit auf einer Treppe stieg. Schwerfällig oder leichtfüßig, ehrgelzig oder resigniert stiegen sie über Rangstufen, die einer erkämpften muß, und Gehaltsstufen, die man ersitzen kann — ein jeder rettungslos eingestuft. Und ziemlich weit oben auf der Treppe stand sein Mitschüler Franz, den

(J. Hegenbarth)

Überlegenheit

Superiorität



„Vor der Erhabenheit der Natur wird der Mensch ganz klein, Emmi!“

„So? Du vielleicht — ich nicht!“

„Emmi, al cospetto della maestà della natura l' uomo è piccino piccino!“

„Ah così? Forse tu ... ma io no!“



„Ah — wie würzig ist doch dieser Duft der Alpenblumen!“
„Glaub' ich, das Fläschchen hat mich auch sehr viel gekostet!“

Illusione: „Come è aromatico questo profumo di fiori alpestri!„
„Credo bene; la fiala mi ha costato anche molto!„

er unlängst als Chef einer bedeutenden Behörde in Gastein wieder getroffen hatte, und der sich — selbstverständlich ganz genau dunkel an demselben erinnerte.

Jetzt trat auf den Vorplatz vor seine Wohnung der alte Präsident und stieg ruhigen Schritts die Treppe hinauf. Offenbar war er es, denn man kommt nicht so aus einer fremden Wohnung. Sein Kopf zeigt, wie feine Geislenköpfe häufig, etwas von der klaren Stange der Büste Danies (der die bitteren Worte schrieb, wie schwer es sei, der Fremde Treppen zu steigen). Er war in langen Jahren scharfsichtig und nachsichtig geworden gegenüber Untergebenen und Vorgesetzten. Und stieg mit Haltung abwärts. —

Unterdessen unterhielten sich drei Treppentufen miteinander. Die untere Stufe sagte: „Seht mich an, Ich trage euch beide.“ Die mittlere meinte: „Ohne mich bräde der ganze Aufbau zusammen.“ Und beide stellten fest, daß jede Stufe an sich gleich hoch, gleich im Profil, kurz: gleich ist. „Gewiß“, sagte die oberste Stufe, „aber wenn ich nicht wäre, wäre oben eben etwas mehr unten, und wir erreichten das nächste Stockwerk nicht.“

Richtig ist übrigens: von unten wirken die höheren Stufen stets flacher als sie sind. Aus diesem Grunde der Perspektive fühlen sich Untergebene meist klüger als ihre Vorgesetzten. Die perspektivisch richtige Treppe hat jener Steuerbeamte gefunden, der die progressive Einkommenssteuer erfand; die nach oben immer höher werdenden Stufen wirken von unten wirklich gleich — Jetzt gab es oben wieder etwas zu sehen. Wo sich die beiden Treppenhöhen vereinigen, wie zu einer kleinen Bühne für höfliche Begegnungen,

traten gleichzeitig auf: von rechts die noch recht junge Galin des Präsidenten und von links der Oberst, begrüßten sich wie alte Freunde und saßen (er immer eine Stufe hinter ihr und mit einer halben Wendung zu ihr) gemeinsam die Treppe herunter.

„No kowas“, sagte die Hintertreppe, die beim Öffnen der Türen einen Blick hinausgeworfen hatte (und sie weiß meistens viel mehr, was auf der Vordertreppe vorgeht, als diese selbst). „Wenn das der Herr Präsident und die Frau Oberst wären... Der Präsident ist ausgegangen, und die Frau Oberst hat Damenbesuch. Aber neulich hat sich bei der auch ein Herr melden lassen, als ihr Mann im Dienst war. Er sagte, er wäre ihr Schwager. Vielleicht war er es auch. Vielleicht aber auch der Hausfreund oder der Gerichtsvollzieher. Na, ich will nichts gesagt haben, aber warum sollten diese Ehen nicht unglücklich sein?“

„Seltsam“, meinte die alte Barocktreppe, „ich weiß gar nicht, was auf der Hintertreppe vorgeht. Ich dachte gerade, wieviel Generationen hier schon gegangen sind. Damen in Reifböcken und Herren mit Ziergelen, Frauen in Empirekleid, denn mit Bageliten in schokoladenbraunem Frack, wieviel schmale Schuhe, die vom Tanzen kamen, und Stiefel mit singenden Sporen, — und die Jugend war immer wieder jung. Aber auch Herren, die sich fächerlich melden kamen oder Besuch machten im Helm oder Zylinder. Und mancher Treppenherr ist mit denen mitgegangen, der suchte beim Heruntersteigen erst einfüßt, genau ein paar Minuten zu spät. Und die Treppenherrin sind immer eure besten Bemerkungen... Ich will dir etwas verraten, Julius: Willst du die Gesundheit

eines Mannes wissen, so sieh ihn eine Treppe hinaufsteigen, willst du wissen, wie sicher eine Frau ist, so sieh, wie sie eine Treppe hinuntergeht...“

Aber da kam schon Frau Dorette voll Grazie die alte Treppe herunter. Ihr Lächeln ging vor ihr her und ihre schöne Stimme klang in dem hohen Treppenhaus. „Nicht wahr, ich habe mich doch sehr beeilt.“

Nun brauchte Regierungsrat Julius Betrachtungen über die Tonleiter und über die Himmelstleiter und die andere me,aphysischen Verwandten der Treppe nicht mehr anzustellen.

„Ist sie nicht interessant, die Treppe?“ fragte Frau Dorette.

„Ja“, erwiderte er, „wenn man Zeit für sie hat, ist sie, wie all die alten Dinge, voll Erfahrung und Weisheit.“

*

SCHÖNCHEN

Ich lernte ein Mädchen kennen. Elisabeth hieß sie. Alle guten Gaben können nicht gleichmäßig verteilt sein. Die eine ist schön, der andere ist klug. Elisabeth war sehr schön.

Wir saßen im Zoo. Bestellten eine halbe Flasche Wein.

Ich füllte die Gläser.

„Muß mal recht dumm fragen, Herr Hanna.“

„Fragen Sie nur, wie es Ihnen ums Herz ist!“

„Warum schenken Sie sich denn zuerst ein?“

„Das ist so Sitte.“

Das Mädchen zwischerte:

„Hahel! Ich kann mir schon denken, warum — damit Sie wenigstens genug haben, wenn's nicht reicht!“

J. H. R.

Der Dirigent - Il direttore d'orchestra

(G. Ventral)





„Ich möchte gerne etwas recht Lustiges haben!“ — „Da kann ich Ihnen nur die ‚Atlantik-Charta‘ empfehlen. Wenn Sie die lesen, werden Sie sich schief lachen, Mylord!“

Il più grande successo d'ilarità: „Vorrei avere qualcosa di veramente allegro!.. — „Allora non Vi posso raccomandare che la ‘Carta Atlantica’. Se Voi, Mylord, la leggete, scoppiarete dalle risa!..“



„Seit einer Stunde warte ich auf einen großen, blonden Herrn in grauem Anzug!“
„Sehn Se, und ich warte seit einem Jahr auf 'nen kleinen, schwarzen, der meistens in Blau geht!“

Affanno comune: “È un’ora che attendo un signore alto e biondo, vestito di grigio!.,
“Guardate un po’! ... Ed io è un anno che ne attendo uno di piccolo e bruno che di solito si veste in blu!.,

DIE ZIMMERLINDE

VON JO HANNES RÜSLER

Ach, wie friedlich, ach, wie lieblich ist doch das Leben eines Zauberkünstlers! Am frühen Morgen sitzt er auf dem Balkon, eine Primel am Tisch — ohne häusliche Sorgen verzehrt er sein Mittagessen, eine Rose am Tisch — und wenn er nachts von der Vorstellung heimkommt, sitzt er begnügt beim Nachtmahl, eine Zimmerlinde am Tisch, und wenn er Lust hat, kommen Freunde zum Skat bis weit nach Mitternacht. Ja, so gut hat es nur ein Zauberkünstler!

Eines Tages bekam der Zauberkünstler Besuch. Ein Freund aus Jugendentagen suchte ihn auf und war hochwillkommen. Man saß gemütlich bis weit nach Mitternacht.

„Eine Frage, lieber Freund“, sagte der Besucher zu dieser Stunde, „was ist eigentlich aus den blonden Inge geworden, in die du vor zehn Jahren so verliebt warst?“

„Ich habe sie geheiratet.“

„Geheiratet?“

Ja“, sagte der Zauberkünstler und seufzte ein wenig schwer.

„Hast du dich wieder von ihr scheiden lassen?“

Keineswegs.“

„Oder lebst ihr getrennt?“

Auch das nicht. Sie lebt mit mir hier in dieser Wohnung.“

Der Freund rückte ein wenig unruhig hin und her.

„Warum läßt sie sich denn nicht anschauen? Wir waren doch so innig befreundet. Sie muß mich doch gehört haben? Warum kommt sie nicht herbei? Warum ist sie nicht bei uns?“

„Sie ist bei uns. Sie ist hier im Zimmer.“

„Hier? Wo?“

Der Freund war aufgesprungen und starrte umher.

Da nahm der Hausherr die Zimmerlinde vom Tisch.

„Hier ist Inge!“ sagte er.

„Wo?“

„Diese Zimmerlinde!“

„Ein dummer Scherz!“

„Kein Scherz, alter Freund!“ sagte der Zauberkünstler und setzte den Blumenpfopf wieder vorsichtig nieder, „eine herrliche Nutzenanwendung

meines Konnens! Sieh, wir waren zehn Jahre verheiratet, da begann es. Wenn ich früh in Ruhe meine Zeitung lesen wollte, wollte Inge sich unterhalten — wenn ich mittags müde von den Proben heimkam, brachte Inge mir ihren ganzen Ärger — am Abend störte es sie, wenn ich Freunde mitbrachte. Erst schmolte sie nur, dann ward sie nervös, später begann sie zu schimpfen und mir das Leben zur Hölle zu machen. Da versuchte ich es das erste Mal!“

„Was? Um Gottes Willen!“

„Wie oft hatte ich auf der Bühne schon einen Menschen verwandelt! Ich dachte gerade sehnsüchtig daran, dann wir saßen beim Frühstück, die Zeitung enthielt eine wichtige Kritik, die ich lesen wollte, aber sie sprach und sprach, immer wieder störte sie mich, wurde heftig, zornig, schrie, riß mir die Zeitung weg — da sagte ich, mehr wie zum Spaß die Zauberkunst —

„Und?“

„Statt der kelfenden Frau stand vor mir auf dem Tisch eine liebevolle Zimmerlinde. Ich war begeistert. Ich setzte die Zimmerlinde in die Sonne, las meine Zeitung in Ruhe zu Ende. Bevor ich ging, verwandelte ich sie wieder zurück.“

„Und sie? Was sagte sie?“

„Sie kam nicht dazu etwas zu sagen“, lächelte der Zauberkünstler zufrieden, „dann als ich mittags heimkam und sie mir schon in der Tür mit Vorwürfen begegnete, verwandelte ich sie schnell in eine Rose, holte ein Glas und stellte sie neben mich auf den Tisch. So geht das nun schon seit Jahren. Heute abend verwandelte ich sie in eine Zimmerlinde, denn Zimmerlinde ist sie am liebsten — hier ist sie, meine Inge, meine angebotene Zimmerlinde —

Seht, so friedlich und lieblich ist das Leben eines Zauberkünstlers! Am frühen Morgen sitzt er auf dem Balkon, eine Primel am Tisch — ohne häusliche Sorgen verzehrt er sein Mittagessen, eine Rose am Tisch — wenn er nachts heimkommt, ist er begnügt sein Nachtmahl, eine Zimmerlinde am Tisch, und wenn er Lust hat, kommen Freunde zum Skat bis weit nach Mitternacht. Ja, so gut hat es eben nur ein Zauberkünstler!

Cyriel voran, daß dieser kaum mit dem vierten Gang zu folgen vermochte.

„Es stimmt also, daß eine Prinzessin hier gefangen gehalten wird?“ erkundigte er sich dann vor dem Eingangstor der Burg.

„Ja, und was für eine, da werden Sie Augen machen! Ich rufe sie Ihnen gleich.“

„Wie?“ staunte Cyriel, „Sie wollen sie freiwillig herausgeben? Ohne daß man Sie häßliche Echte erst lange im Drachenbühl wälzen lassen muß? Beim Barte meiner Großmutter, das ist ja ganz gegen die Fabel. Sie scheinen mir ein Unikum von einem Lindwurm zu sein.“

„Mägen Sie Ihre Bewunderung“, versuchte das Unikum eine plumpe Verbeugung, „ich bin bloß ein armer gehetzter Wurm.“

„Wieso das?“

„Bewachen Sie längere Zeit hindurch ein modernes junges Mädchen“, grollte der Gefragte und wischte sich den Schweiß von den Stirnbeinen, „ich habe Feuer genug gespielt vor Ärger, aber in letzter Zeit blieb mir einfach die Spucke weg.“

Indem trat schon die Prinzessin, äußerst schick gekleidet und von sehenswerter Reihenhaut durch das Tor der Drachenburg, betratete sich rasch noch einmal in ihrem Taschenspiegel, zog mit dem Lippenstift die einladenden Linien ihres Mundes nach und lächelte lächelnd heran.

„Na, endlich“, reichte sie mit einem stabilen Augenaufschlag Cyriels die Hand, im nächsten Augenblick schwang sie sich forsch auf den Rückstül seiner Maschine. „Nette Karre“, bemerkte sie anerkennend, „so filzig ich gem dahn. Servus, alter Giftwurm“, winkte sie kurz noch einmal ihrem gelangenen Kerkermeister zu, „du weißt ja, was du mich kannst!“

„Uah“, spie der Drache.

Dem karierten Cyriel gefielen die Abschiedsworte der Prinzessin ungemein. „Verdammt schneidige Kröte“, dachte er, „die paßt zu meinen Pferdekriben. Spätere Ehe nicht ausgeschlossen.“ Und er trat auf den Gesäßbel und böllerte mit der Jungfrau Dame los.

Der Lindwurm sah den beiden schweifwandelnd nach, zwei dicke Tränen rannen ihm die Backen hinab, gewidmet dem armen Cyriel, der in fulssem Tempo rettungslos in die Fata Morgana seines Jagsie glatte. Dann schüttelte er sich, daß die Schuppen stoben. „Nein, nein, und nochmals nein, ich habe es einfach satt“, seufzte er aus tiefstem Herzensgrunde. „Mir hängt mein Amt zum Halse heraus, ich beuge mich in den wohlverdienten Ruhestand.“ Und er übergab die Schlüssel zur Drachenburg der Wach- und Schließgesellschaft, suchte eine grüne Wiese auf, band sich eine Schnur um den Leib, drückte sich platt zusammen, wartete auf ein Lüftchen, ließ sich steigen und verschwand für immer in den Wolken. Es war der letzte Drache, der ein temperamentvolles modernes junges Mädchen zu bewachen versucht hatte.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Rudi übernachtet mit seinem Freund Bobby in einem Hotel.

Abends beim Schlafengehen meint ersterer: „Bobby, warum gehst du denn mit dem Monokel zu Bett?“

Erwidert Bobby:

„Ja weißt du, ich habe in letzter Zeit immer so unheimliche Träume!“

F. H.

DER ERLEDIGTE DRACHE

VON HEINZ SCHARFF

Es dürfte ungefähr ein Fünfteljahrhundert her sein, da erschien in einem vielgelesenen Blatt ein Inserat, in dem eine junge, von einem feuerpeinenden Drachen bewachte Prinzessin einen Befreier suchte. Spätere Ehe nicht ausgeschlossen. Adresse: Drachenburg a. D. —

„Der Kleinen kann geholfen werden“, beschlossen daraufhin fünfzig unternehmungslustige Benitzritter und wollten sofort zu diesem verlockenden Abenteuer starten. Aber ihrer neunundvierzig waren sich über das a. D. hinter Drachenburg nicht im klaren, sie hielten es für eine Chiffre, dies gestattete dem fünfzigsten, dem bekannnten Krimiesser Cyriel, in Sportkleidern der karierte Cyriel genannt, einen nennenswerten Vorsprung.

Er sauste mit seiner fast zur Gänze abgestotzten Rennmaschine die Donau hinab, daß die Ureinwohner des Landes käm Zelt fanden, zur Seite zu springen und ihn ob der hinterlassenen Aufspurrasse mit wenig herzlichen Nachrufen bedachten. Unverdorren fraß er sich durch den Staub der herrlichen Natur, bis sich der Tag zu Ende neigte, dann ließ er den Lichtkegel seines Motorrades aufleuchten, die Nacht gleißend vor sich herziehen.

Endlich fand sich an der Chaussee eine Warnungstafel mit der Aufschrift: „Achtung vor dem Drachen!“

„Aha“, dachte Cyriel mit ungewöhnlicher Verdrossenheit, „da dürfte die Burg auch nicht mehr weit sein, in der die junge Dame gefangen sitzt, und er stoppte seine Maschine, daß die Bremse wie am Reiß aufreichte. Dann begann er lang und andauernd zu hupen. Auf einmal vernahm er ein rasendes Schnauben. Er hielt es anfangs für einen des Weges kommenden Traktor, aber dann hörte er sich grunzend im Stabreim ansetzen. „Verwegener Fant, was lärmst du so laut?“

„Hören Sie mal“, legte Cyriel selbste zwei Finger an die Kappe, „sind Sie vielleicht mit dem feuerpeinenden Drachen identisch, der eine gefangene Prinzessin bewacht? Ich möchte nämlich, bezugnehmend auf das Inserat hier!“ — und er hielt dem geschwänzten Traktor die Zeitung unter die Schnauze — „besagte Dame befreien. Compris?“

„Uah“, riß das Ungetüm den Rachen auf, der eine geräumige Garage für einen schnittigen Kleinwagen abgeben hätte, „herzlich willkommen, ich habe schon voll Ungeduld auf Sie gewartet. Folgen Sie mir!“ Und er raselte dem karierten



„Auf! England will dich wieder brüllen hören!“ — „Gott sei Dank! Ich hatte schon Angst, ich solle beißen!“

John Bull diviene nervoso: „Orsù! L'Inghilterra vuol sentirsi ruggire di nuovo!“, — „Sia ringraziato Iddio! Temevo già di dover mordere!..“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

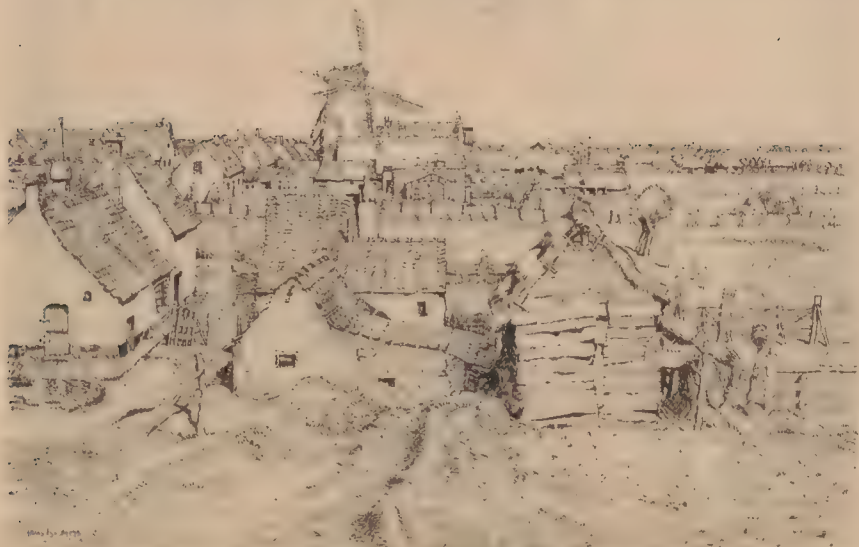
Anschauungsunterricht

(Erich Schilling)



„Sehen Sie, so stelle ich mir das Bild des zukünftigen Welterlösers vor!“

Insegnamento dimostrativo: „Vedete, così io mi figuro il ritratto del futuro riscattatore del mondo!“



DIE FALTE

VON WALTER FOITZICK

Über meinem Bett hängt ein Bild, und damit man weiß, was es darstellt, steht darunter geschrieben „Heimkehr des Landwehrmannes“. Ich glaube nicht, daß ich mich mit einem Bild schon einmal so eingehend beschäftigt habe wie mit diesem. Ich sehe es beim Einschlafen und beim Aufwachen, und manchmal stelle ich mich im Bett auf, um es ganz genau zu betrachten. Da kehrt also ein Landwehrmann heim, er kehrt nicht etwa heim vom Frühschoppen oder aus dem Manöver, nein, er kommt aus dem Krieg, die Ordensauszeichnung an der Brust zeigt es. Er kommt aus einem früheren Kriege, wie man an der Uniform erkennen kann. Oh, was erzählt das Bild alles, es ist nämlich ein Genrebild, wie man sie damals in den siebziger Jahren malte, wo noch nicht so viele nackte, stehende und sitzende Figuren modern waren. Man verlangte damals von einem Bild, daß es eine Geschichte erzählt, etwas Aufregendes oder lustiges oder Gemütvollles. Wenn man sich's überlegt, hatten die Leute ganz recht, sie wollten erzählt bekommen. Jahrhundertlang wurden Bilder so gemalt. Also mein Landsturmann kehrt heim, er kehrt stürmisch heim. Der Mantel flattert um ihn wie bei der Nike am Parthenon. Welt hat er die Arme geöffnet, um seine Familie zu begrüßen. Die Tür ist offen stehen geblieben, und ihm folgt jemand mit einem großen Koffer auf einer Treppe. Ich denke mir: die wohnen nicht im Erdgesch. Kommt er unerwartet? Ich bin im Zweifel. Die Frau ist vom Kaffeetisch aufgestanden, an dem noch eine ältere Dame sitzt, vermutlich die

Schwiegermutter. Man war also beim Kaffeetrinken, der Löffel steckt noch in der Tasse. Hätte die Frau gewußt, daß ihr Mann jetzt kommt, so hätte sie mit dem Kaffee sicher noch etwas erwartet, nicht wahr? Andererseits hat sie sich ein schönes, wie ich vermute, Atlaskleid, ein richtiges Sonntagskleid, angezogen. Sie wird halt ein bißl was geahnt haben, und der ältere von ihren beiden Buben, der sich an sie schmiegt, hat einen Helm aufgesetzt, einen Säbel umgeschwungen und eine Fahne in die Hand genommen. Ich kann mir nicht helfen, das deutet auch ein wenig auf Erwartung. Aber das alles beschäftigt mich nicht so sehr wie die Falte und die Schublade. Da ist nämlich die Schublade einer Kommode halb geöffnet, nicht zugeschoben. Es ist doch ein gut aufgekauertes bürgerliches Zimmer zur Kaffeestunde, was hat da eine Kommodenschublade offen zu stehen? Und dann die Falte im Teppich. Richtig schlampig sieht das aus. Wo doch zwei Frauen im Hause sind und in der damaligen Zeit sicher kein Dienstbotenmangel herrschte, kann ich mir diese Falte nicht erklären. Ich erkundigte mich bei Malern wegen der Schublade und der Falte. Die nahmen die Sache auf die leichte Schulter und meinten, da habe eben der Maler im Vordergrund rechts ein interessantes Motiv gebraucht und so habe er mir nichts drinichts die Schublade offen stehen lassen und den Teppich etwas zerknüllt. Sehen Sie, so sind die Maler, eines interessanten Motivs wegen bringen sie die ganze Welt in Unordnung und verblenden die Ordnungsliebe der Hausfrau, zerstören womöglich damit ein bageliches Familienleben. Das Bild macht mir richtig Sorge; ich bin nur froh, daß ich keinen Schulaufsatz darüber zu schreiben habe.

AUF POSTEN

In erlöckhenem Land,
Irgendwo. Die Augen ins Dunckle gerichte,
Blind vor so vieler Nacht,
Stehst du und dein Gewehr,
Um dich her
Hat Flammenmacht
Kümmerndes Leben vernichtet
An der Steppe Rand.

Nur dein Ohr
Sucht nach Geräuschen
Im Verhangenen drüben,
Und du beugst dich vor
Als könntest die Ode dich täuschen,
Wärest du aufrecht stehen geblieben.

Niemandeland
Ohne Baum, ohne Tier.
Die lebendige Welt
Welt, weit weg von dir.

Nichte? Oder doch?
Es ist nie vor des jüngsten Tages Gericht,
Da leibst die zirpende Grille sich zitternd verurteilt,
So totentill -- immer noch.

Werner Gerd



„Wenn Sie mich schon als große Nummer von Ihrem Programm gestrichen haben, können Sie mich doch wenigstens als Stallbursche engagieren, ich scheue mich vor keinem Dreck!“

Nel Circo degli Alleati: „Sebbene mi abbiate diggià radiato dal vostro programma come numero d'attrazione, pure potreste almeno ingaggiarmi come mozzo di stalla; io non ho schifo di qualsiasi sterco!“



„Wenn das Stroh auch leer ist, die Hauptsache bleibt, daß wir im gleichen Takt dreschen!“

Concordanza nell' aia delle frasi: "Sebbene la paglia sia vuota, pure l' importante si è che noi trebbiamo con eguale cadenza!",

DER Zauberturm

VON HORST IRLMER

Gabriele hatte sich schon daran gewöhnt, erst ganz leise, und dann mit lauter Stimme ihre Selbstgespräche mit folgenden Worten einzuleiten:

„Aber bei alledem... schließlich und endlich... wenn man bedenkt, wie allein ich immer bin...“

Das ist die richtige Ausdrucksweise, welche der Nüchternheit den Weg ebnet und dem Gewissen den Laufpfad gibt.

„Bei alledem“, sagte sie sich, „es ist ein tolles Ansehen, wenn ich aber Nein sage, wird er mir nicht einen einzigen Urlaubstag schenken, dieser Michael, — sondern störrisch werden und überdies eine ganz große Postsparte über mich verhängen; sage ich Ja, kann es sehr, sehr schön werden, aber — auch arg gefährlich. Ach, dieser Michael, — wie habe ich doch schon seine Taten und Vorzüge liebgewonnen!“

Jedenfalls will ich die Sache nicht so hitzig nehmen, und es bleibt mir noch von Fall zu Fall genug Zeit zu überlegen und zu sehen, ob ich nicht etwas Gutes dabei herausfinde und alles harmonisch in Einklang bringen kann.“

Trotzdem konnte sie einen Seufzer nicht unterdrücken, bealte sich aber dennoch die Koffer mit Wäsche und Kleidern, Schuhen und Strümpfen vollzustopfen, und als sie mit ihren Vorbereitungen zu Ende war, schritt sie zum Spiegel, warf einen prüfenden Blick hinein und verließ das Haus mit der festen Absicht, es nicht vor vierzehn Tagen wieder zu betreten.

Gabriele war kaum zwanzig Jahre, sie war ungemein schön und über ihrer Rede, wie über ihrem ganzen Auftreten lag ein süßer Liebreiz, — außerdem war sie verlobt und die Liebe ließ keine Vernunftgründe. Alles ist erlaubt. Deshalb ist ihre Haltung auch gerechtfertigt, wenn sie, ohne die gestrenge Frau Mama zu informieren, ganz plötzlich ihr Semester unterbricht, die große Stadt verläßt, und dorthin fährt, wo Michael sie brieflich aufgefordert hatte hinzukommen, um mit ihm vierzehn sommersonnenreiche Tage zu verbringen.

Michael war wiederum einer von den Freunden, denen man schon, willt man sie selbst im frühesten Leben und ist zudem noch ein Mädchen, alles sagen kann und alles — geben möchte!

Ja, ja, solche gibt es. — Bis zum Kriege hatten sie sich beide nur mit Kinderagen angesehen und beurteilt, aber dann kam die große Wende. Ganz sicher fühlten sie, wie übereinstimmend und beglückend das Verständnis war, das sie verband. Zwar geschah es im Wirbel des Krieges, daß man sie trennte, Michael Soldat wurde und Gabriele mit gebeugtem Köpfchen allein im Kolleg saß. Dort die Hefte doppelt eifrig mit ihrer kühnen Stellschrift bekratzte und einmal in der Woche die gesammelten Unterlagen in ein großes gelbes Kuvert steckte, unzählige Küsse hinzufügte, alles versiegelte und zu Michael an die Front weiterlieferte. Ja, bestimmt, diese klugen und schmerzhaften Feldpostbriefe hatte sie bald über manche bittere Stunde hinweggebracht und trotz der Trennung war ihre Verbindung nur noch inniger und gestärkter geworden.

Aber ach, über alle Innigkeit lag doch auch ein Schatten und besonders war das Mädchen niemals unglücklich gewesen, wie damals, als vor allen Dingen die Eltern ihre ganze Anteilnahme gemacht und verleiht hatten, mit der Heirat zu warten, bis der Krieg vorbei sei. Jedoch irgend eine Unruhe sagte besonders ihr, daß diese Maßnahme falsch sei und daß es gar keine Rolle spiele, wenn auch ihr Michael noch keine Existenz besitze. — — —

Am frühen Abend desselben Tages, da Gabriele die Stadt verlassen hatte, erreichte sie mit dem Zuge Zinzburg, das wohl den nächsten Bahnhof im Umkreis von tausend Kilometern besitzt. Michael erwartete sie. Er stand, braungebrannt

und verwegen aussehend, in seiner schmucken Uniform unter der Normaluhr. Und als er ihr mit strahlenden Augen einen duftenden Strauß Blumen gab, fühlte die mutige Gabriele plötzlich eine Beklemmung, und sie dachte in diesen folgenden Minuten mehr nach, als sie in ihrem ganzen Leben nachgedacht hatte:

Sie hatte nämlich eine Tante gehabt, die ihr Leben als Stiftsrätin beendet hatte, nachdem sie als junges Ding der Neigung nachgegeben hatte, der jetzt Gabriele selbst so kühn entgegenstellte, — — — und deren bedauerlichen, bitter-süßen Fall die Mutter ihr mehr als dreihundert- und zwanzigmal als abschreckendes Beispiel erwähnt hatte.

Kurz, — noch während Michael die Koffer einem schwerhörigen Gepäckträger übergab, tat sie den Schwur, daß trotz der großen Liste von Erörungen, die Michael sicherlich lesen, — mehr als fünf Küsse pro Tag ihr nicht geraubt werden sollten.

Kein Schwur ist jemals feierlicher geleistet worden. Endlich wandte sich Michael wieder Gabriele zu: „Wie schön, daß du gekommen bist“, sagte der junge Mann lächelnd, indem er die Hände seiner Freundin nahm und respektvoll an die Lippen führte, fuhr er fort: „In diese Hände lege ich meinen ganzen schwachen verdienten Urlaub. Wie gut ich es doch habe.“

Diese Worte und dieser Handkuß beruhigten Gabriele nur halb und sie erwiderte mit raschen Worten:

„Verzeih mir, der heutige Tag mag für dich ein Festtag sein, und ich bin selbstverständlich auch glücklich, dich nach 11 Monaten wiederzusehen, daß ich aller Welt wohl will, nur bleibst mir unverständlich, daß ich in diese verlassene Krautfelder- und Pflanzbegegend gelockt worden bin!“ „Aber allerliebste Gabriele, sicherlich habe ich einen Grund, gedulde dich, die große Überraschung kommt noch!“

Mit diesen Worten setzten sie ihren Weg fort, bis zum Fuchsbau, einen alten, traditionsreichen Gasthof, der in zehn Minuten zu erreichen war. Als sie angekommen waren, sagte er zu Gabriele: „Ich habe dir hier ein Zimmer reservieren lassen. Mach' dich bitte geschwind etwas frisch nach der langen Fahrt und laß uns dann zu Tisch gehen, ich habe einen Bärenhunger!“

Das Zusammenstehen in Tisch verließ gut. Das Essen war ausgezeichnet, und als man den Kaffee reichte, sagte sie plötzlich:

„Übrigens, Michael, hübsch ist das Zimmer, vielen Dank!“

Michael blickte erstaunt auf und antwortete: „Wie bitte, Gabriele, hier darfst du doch nicht wohnen. Ja, wie erkläre ich dir das nur, fink, das Beste wird sein, wir gehen ein bißchen bummeln, du mußt je eubardem noch das Städtchen kennenlernen, das voller Schönheit ist und das Altersschönste erwartet auch voller Sehnsucht dein Kommen!“

Er gab ihr das Hüthen und die Tasche und sie gingen durch enge Straßen, über eine bucklige, uralte Brücke und bald erreichten sie den Fluß, dessen Wasser gemächlich nach dem nahen Meere ströbte. Am Himmel senkte sich die liebe Sonne und warf noch einen warmen, goldenen Hauch den beiden entgegen. Endlich hatte Michael viel Mut, und er begann zu sprechen:

„Gabriele, du hast mir eines Tages die Freundschaft erwiesen, zu sagen, daß ich wie mein Vater, gesunden Verstand, einen praktischen Sinn und Verständnis für dein kleines Herz besäße, — daß ich aber auch von einem verkrachten Theaterdirektor väterlicherseits die Neigung geerbt hätte, romantisch zu sein. Gut denn, hat mich der Himmel mit dieser Gabo also gesegnet, so will ich aufpassen, daß in diese schwere Zeit auch etwas Romantik hineinkommt und eine dumme, törichte Welt dich und mich vierzehn Tage als Frau und Mann gelten lassen, trotzdem wir keinen Trauschein haben und nicht erst dankend lächelnd häßliche Hochzeitgeschenke empfangen müßen.“

Während er so sprach, wurde Gabriele über und über rot und erschrak dadurch nur noch annähernd als gewöhnlich. Sie hielt eine kleine Waile die Augen auf den Boden gerichtet, blickte dann schüchtern auf und sagte, nachdem sie ein wenig

INSEKTENFABELN

Von Wilhelm Bleyer

(Zeichnungen Fr. Bliak)



Vollendete Mimikry

Das mandelnde Blatt, ein wenig geförst, Regte sich nur ganz matt
Um flüchtete, völlig ungehörig:
„Ich dachte — Ich wäre — ein Blatt...“



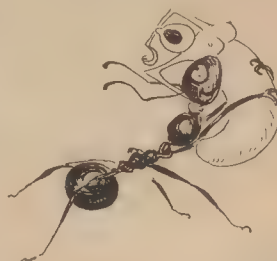
Launige Schöpfung

Schöpfungslohr im Sonnenchein
Nahm sich Gott den Heuchler vor:
„Jedem Männchen ichöne Beine,
Jedem Weibchen ein Tenor!“



Prinzip des Lebens

Die Grille an des Kampfes Ziel
Fraß eine andre mit Stumpf und Stiel:
„Ja, treffen oder getroffen werden,
Das ist die Lofung auch unter der Erden!“



Klaftliche Beispiele verderben gute Sitten

Blutrote-Raubameisen-Gruppen
Schleppen Raufbarbiepuppen.
Die Kerle lachten rauh: »Da drinnen
Sind unsere Sabinerinnen!«



„Ist das die große Liebe, Hermann?“ — „Weiß ich momentan nicht, aber wenn's die kleine ist, ist sie auch nicht von Pappe!“

Apprezzamento: „Ermanno, è questo il grande amore?.. — “Per il momento non lo so. Ma neanche fosse il piccolo, non è poi di cartapesta!..“

PRAKTISCHE UNTERRICHTSWEISE

VON FERDINAND SCHIEP

Früher einmal, so um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, hatten die Landlehrer, oft ihre liebe Not, sich durch ihre mühsamer recht mühsame Tätigkeit auch das zu sichern, was sie für ihren Lebensunterhalt benötigten; und dies gar, wenn sie verheiratet waren und auch Familie hatten. Und wer hatte von ihnen keine? Da gab es wohl manchmal Landgemeinden, die für die leiblichen Bedürfnisse der Schulmeister, die ihren Kindern das Lesen, Rechnen und Schreiben beizubringen hatten, genügend Verständnis aufbrachten. Dann floß den Lehrern auch aus reichlich spendenden Quellen allerhand Herzhaftes und Gutes an Nahrungsmitteln zu. Mancherorts gehörte zum Schulhaushalt auch ein ergiebiger Gemüse- und Obst-

garten, auch stand ein Stück Ackerland, das die Gemeinde besaß, und mitunter auch ein Schlag holzbarer Waldes dem Lehrer zur Nutzung. Doch gab es auch arme Gemeinden, weit im Gebirge drinnen, wo solche Lebensgrundlagen nicht waren, wo die Bauern dem kargen Boden nur geringe Erträge abringen konnten und selbst mit der Not zu kämpfen hatten. Da sah es dann mit der Entlohnung des Dorfschulmeisters oft recht windig aus und er hatte zu tun, um seinen und seiner Familie hungrigen Mäuler zu stopfen. So erging es auch dem biederen Heinrich Polemsky, der in einem kleinen Beskiden-Orte bei Teschen, nahe an der damals deutsch-polnischen Sprachgrenze im alten Österreich den Kindern

der deutschen Siedler an der einklassigen Volksschule die Kenntnisse des A-B-C, des Einmaleins und die Führung des Griffels als Grundlagen einer etwaigen späteren Bildung zu vermitteln hatte.

Aber, wie es schon der Sprachgrenzkampf als solcher mit sich brachte, daß er die Menschen wachsen hielt und sie treuen ließ, mit allen an sie herankommenden Dingen möglichst gut fertig zu werden, so war es auch gekommen, daß der Lehrer hier mehr als sonstwo frühzeitig gelernt hatte, dazu zu sehen, „wo er bleibe und nicht falle“. Immer aufs Neue mußte er ausfindig machen, wie er den Unterricht der ihm anvertrauten Kinder nicht nur für diese, sondern auch für sich richtig zu nutzen verstünde. Und darin hatte er allmählich Übung und Erfahrung bekommen.

Wieder einmal standen die Osterfeiertage vor der Tür und wieder einmal hatte ihm sein Weib eingeschärft, darauf zu achten, daß durch den „Anschauungsunterricht“ etwas ins Haus und in die Küche käme, weil sie sonst wirklich nicht wisse, wozu sie die österreichischen Kuchen backen und die sonstigen Festtagsspeisen bereiten sollte.

Bevor also Polemsky eines Nachmittags in der Vor-Oster-Woche seine A-B-C-Schützen und auch die Größeren — insgesamt zweihundvierzig an der Zahl — aus dem Unterrichte entließ, räusperte er sich, wie immer, wenn er seinen Schützlingen etwas Wichtiges zu verkünden hatte, und richtete folgende inhaltsschwere Worte an sie: „Also übermorgen, in Geschichte, wir werden kommen zum Christoph Columbus, der was chat ja Amerika entdeckt. Das war ein sehr berühmter Mann, wie kaum einer von euch wird jemals auch werden. Aber etwas ein jeder von euch kann auch treffen, was chat der Columbus gemacht: das ist die Sache mit dem Ei. Und damit ich euch kann allen zeigen, wie das der Columbus chat gemacht mit dem Ei, soll übermorgen ein jedes Kind in den Unterricht mitbringen ein Ei. Wer aber zu Hause chat kein Ei, der kann auch bringen Speck, Butter, Mehl, Käse oder Seichfleisch.“

*

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes gab mir etwas zu lesen, was er jüngst geschrieben hatte. Es war eine lustige kleine Sache, voller Humor, Zuversicht und Sonnenschein. „Johannes“, urteilte ich anerkennend, „das gefällt mir wirklich außerordentlich gut. Es muß eine sehr glückliche Stunde gewesen sein, in der du es schreibst.“

Nachdenklich schaute Johannes mich an.

„Ich schrieb es an einem grauen Regentag, als ich müde und enttäuscht von einer Gesellschaft zurückkam“, sagte er.

„Um so bewundernswerter, daß es dir dennoch so gelang. Wieviel besser noch wäre es wohl geworden, wäre auch deine Stimmung entsprechend gewesen“, meinte ich.

„Dann hätte ich es wohl nicht geschrieben“, sagte Johannes.

„Warum denn nicht?“ fragte ich erstaunt und über- rascht.

„Wenn ich fröhlich und zuversichtlich bin, warum soll ich dann noch Fröhliches und Zuversichtliches schreiben?“ sagte Johannes.

J. Bieger

Kunstbetrachtung - Riflessione estetica

(Macon)



„So 'ne Plastik wirkt doch viel stärker als Maserel — 'n richtiges Weib gehört nu mal dreidimensional!“

„Una scultura come questa fa sempre mollo più effetto che non una pittura ... Una vera femmina deve pur avere tre dimensioni!“



„Nee, Kinner, wenn ihr vielleicht jloobt, in der ‚Jungfrau von Orleans‘ jäbe es wat zum Lachen, denn täuscht ihr euch!“

„Eh ragazzi, Voi v'ingannate se forse credete che nella ‚Pulzella d'Orleans, ci sia da riderel,“

DER ROTE VAMP

VON HEINZ SCHARPF

Fünf felste Glatzköpfe sprachen von den Frauen. Nicht von den eigenen, sondern von jenen interessanten Geschöpfen, die an allen Stämmischen gleichermaßen lebhaft die Phantasie beschäftigen. Dabei kamen sie auf die Rothaarigen zu reden. Einer der totalen Scheitelträger hatte es wiederholt gelesen und sogar in einem alten deutschen Reim bestätigt gefunden:

„Zu des Mannes größten Gefahren
Zählen die Frauen mit roten Haaren.“

„Stimmt“, fiel der zweite ein, „aus ihrem grellen Reich kommen die großen Kurtisanen, die berühmten Messallinen, die raffiniertesten Liebeskünstlerinnen. Sie sind des Teufels gefährlichstes Lockfutter, womit er seit jeher den Männerfing betreibt,

die unerstlichsten Geschöpfe des Lasters, die geborene Sünde.“ Hier ging ihm die Puste aus. Darauf ließ der dritte seine Schweinsäuglein rollen und fuhr im Sinne der Ausführungen des Vordrängers fort: „Direkt aus dem feurigen Hexenkessel sind sie herausgeflücht, um uns gehörig einzuhetzen, diese Dienerinnen der fleischlichen Lust.“ Der vierte hingegen hielt sich schlicht an die gangbare Überlieferung. „Wie heißt es im Volksmund von den Roten? Ihre glatte Haut gleicht dem weißglühenden Eisen und riecht in Nächten, in denen die Hexen zum Blocksberg fahren, nach Pech und Schwefel. Wann man sie nackt und bloß den Winden preisgibt, sind sie wie brennende Fackeln anzusehen, die zu orgastischen Szenen leuchten. Ihre Liebe ist ein Rausch in Purpur, ihr Sex-Appeal macht toll, nur sie verstehen es, jene versengenden Küsse zu geben, die die Kehle austrocknen und im Genuß verdursten lassen. Sie sind es —“ Da aber hieß der fünfte in den Tisch hinein und rief: „Aufhörr! Alles Quatsch! Mumpstz! Ich

spreche aus Erfahrung. Auch in meinem Hinterhirn, wo die Erotik horstet, setzte sich einmal manisch der Wunsch nach einer Roten fest. Und eines Tages stieß ich auf eine Frau, die malte sich so schillernd kupfern von allen Hintergründen ab, wie sie kein Flitz jemals greller hingeleuchtet hat. Ich schaute vor keinem Mittel zurück, sie zu erobern. Aber mein roter Traum wollte sich nicht berauschend erfüllen. Nach kurzer Zeit war ich von ihm geheilt. Ich sage euch, alles nur fauler Zauber, das mit den Roten. Nichts wie Bluff. Ich möchte nur wissen, wer ihnen zu diesem unverdienten Ruf verholfen hat? Ich kann von meiner verflissenen rothaarigen Circe nur soviel sagen, es war kein Atom Vamp in ihr, ihre Küsse verzehrten nicht, sie glich keiner brennenden Fackel, die die Nacht zum Bacchanal erhellte, sie war ebensoviele die geborene Sünde wie die lasterhafte Dienerin irgendwelcher Lüste, sie war weder raffiniert, noch dämonisch, sie war, sch was, nicht mal rot wie die Hexe.“



„Wenn Männer gar nichts mehr zu sagen wissen, fangen sie an, zu küssen!“
„Jawohl, und meistens wissen sie gar nichts mehr zu sagen!“

Conferma: „Quando gli uomini non sanno più cosa dire, cominciano a baciarli!,
“Certo; e generalmente non sanno più cosa dire!.,

Ein Buch über Minnesänger

Von Josef Robert Harrer

Steigerung - Superiorita

(Hegenbarth)

Ein alter Herr betrat den Buchladen.
„Sie haben im Schaufenster ein Werk über süd-
französische Minnesänger ausgestellt, ein dickes
Buch. Ganz links steht es, seltsamerweise neben
einem Detektivroman! Kann ich dieses Buch sehen?“
„Selbstverständlich, mein Herr!“ sagte der Ver-
käufer dienstfertig.

Er holte das Buch aus dem Schaufenster.
„Es ist nur zufällig neben den Detektivroman
geraten! Es dürfte aber niemandem aufgefallen
sein; denn wer interessiert sich heute schon für
ein so abgegriffenes, unmodernes Buch?“
„Ja, zu meinem Glück!“ sagte der Alte. „Denn
ich bin glücklich, daß ich endlich dieses Buch,
das ich seit langer Zeit suche, gefunden habe!
Sie müssen nämlich wissen, daß ich selbst eine
Abhandlung über Minnesänger schreibe. Und
gerade dieses Buch ist eine gute Quelle für
meine Arbeit!“

Während dieser Worte blätterte er schon in dem
Buche. Er nickte.

„Ja, ich kaufe das Buch! Machen Sie mir ein
handliches Paket! Ich hole mir das Buch in einer
halben Stunde; ich habe noch eine andere Be-
sorgung... Daß Sie mir aber das Buch nur nicht
einem anderen verkaufen! Ich bezahle es lieber
Gleich, damit mir das Buch sicher ist! Was
kostet es?“ — „23 Franken, mein Herr!“

„Preiswert, das muß ich sagen! Preiswert für
mich, der ich das Buch dringend brauche!... Ich
hätte mich ja auch in den Lesesaal einer großen
Bibliothek setzen und dort das Werk studieren
können. Aber wissen Sie, ich arbeite daheim in
meinem Dachzimmer viel leichter... Hier sind
hundert Franken, ich habe leider kein kleines
Geld!... Und daß Sie mir das Buch nicht irrtüm-
lich verkaufen! Ich wäre trostlos!... Wie gesagt,
ich komme in einer knappen halben Stunde!“

Nur mit Mühe konnte die Verkäuferin ein Lächeln
über den verschobenen Gelehrten unterdrücken.
„Aber, mein Herr, wie können Sie nur glauben,
daß ich ein bereits verkauft Buch nochmals ver-
kaufe!... 23 Franken und 77 Franken gibt hundert
Franken. Hier, bitte, das Retourgeld!... Sie kön-
nen ruhig Ihre Besorgung machen! Das Buch haben
Sie gezahlt, das Buch gehört Ihnen und bleibt
Ihnen reserviert, auch wenn Sie später als in
einer halben Stunde kommen!“

„Recht so!“ sagte der Herr. „Ich verlasse mich
auf Sie! Auf Wiedersehen! In einer halben
Stunde... Daß ich nicht vergesse, vielleicht sehen
Sie in Ihren Beständen noch, ob noch andere
Werke über Minnesänger unter Ihren Beständen
zu finden sind!“

Er lächelte und schloß klinkisch die Türe hinter sich.
Eine halbe Stunde verging, zwei Stunden ver-
gingen. Der alte Herr kam nicht. So wurde es
Abend, ohne daß er das Buch abgeholt hätte.
„Ja, die alten Gelehrten!“ sagte der Verkäufer.
„Nun hat er ganz sein Buch vergessen! Ob er
wohl wird schlafen können?“
Da sagte plötzlich der Chef, der Kassa mechte:
„Jeen, wer hat denn heute mit einem Hundert-
frankenscheln gezahlt?“
„Mit einem Hundertfrankenscheln! Nur der alte
Gelehrte!“

„Der Schein ist falsch!“ sagte trocken der Chef.
Der Verkäufer war bleich geworden.
„Jetzt verstehe ich, warum der Gauner das Buch
nicht geholt hat! Aber er sah so harmlos aus, er
ließ außerdem das Buch da, er pleurierte so
rührend, daß ich das Geld gar nicht näher an-
sah und daß...“

„Ja, und daß Sie nun 77 Franken auf Ihr Passiv-
konto setzen und das Buch über Minnesänger
wieder in das Schaufenster stellen können, neben
den Detektivroman, dort paßt es hin!“



„Schau mal, Mutter, dieser Tigerbändiger kennt keine Furcht!“

„Ja, ja, dem Manne fehlt 'ne Frau, wie ich!“

„Vedi un po', mamma, questo domatore di tigri non conosce paura di sorta!..“

„Sì sì; a quest' uomo manca una moglie come me!..“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Permaneder war als Expedient in einem kleinen
Transportunternehmen nie über einen bescheidenen
Verdienst hinausgekommen, gerade genug,
um sorglos, aber beschränkt leben zu können.
Als er sich zur allgemeinen Überraschung schon
mit kaum fünfzig Jahren zur Ruhe setzte, ließ es
plötzlich, er habe die immerhin stattliche Summe
von rund 80.000 Mark auf der hohen Kante liegen.
Auf einem Abschiedessen, das er seinen Mit-
arbeitern gab, bat er ums Wort. Behaglich ließ
er sich die Hände und sprach:

„Es wird euch interessieren, liebe Freunde, wieso
ich es mir leisten kann, schon jetzt in den Ruhe-
stand zu gehen. Ich danke es zunächst einmal
meiner spartanisch einfachen Lebensweise. Nicht
wenig hat auch das sparsame, geschickte Wirt-
schaften meiner Frau dazu beigetragen. In erster
Linie aber!“ — und Permaneder blickte aus wasser-
blauen Äuglein trauernd in die Runde — „danke
ich es dem Umstand, daß vor vier Wochen meine
Tante gestorben ist und mir bare 79.500 Mark hin-
terlassen hat...“

F. F.

„Ich versteh dich nicht“, sagt die Mizzi zu ihrer
Freundin Lilly. „Ich versteh dich nicht, wie du
dich mit Kurt verloben konntest?“

„Und warum nicht?“ fragt Lilly.

„Berte, die er ja auch heiraten wollte, hat mir er-
zählt, was er für ein Kauz ist. Nicht ausgehalten
hat sie seine fixen Ideen — selbstsüchtig ist er
ohne jede Ursache — und er selbst hat sich bei
mir beklagt, daß er sich immer ärgern müß, weil
er nichts finden kann.“

„Nun, was das anbelangt“, sagt Lilly überlegen,
„wird er sich bei mir nicht zu ärgern brauchen!“

H. K. B.

Kleines Abendlied

An der Mauer ein gleitender Schatten.
Die Sonne steht tief.

Ach, es ist Abend. Wieder ein Abend
Mit Vogelchören, die fernher schallen
Und jenem blaßgrünen, adligen Stern.

Doch süßer als Heere von Nachtigallen
Zwitschert Mireille:
... die Hausschnecke für den gnädigen Herrn —?

Ach, es ist Abend.

Die Erde ruht aus vom Runderhunderdrehn.
Schlaf, Mireille. Hör, Mireille:

Morgen will ich ganz früh nach den Fischen seh'n...

PETER STEINBACH



„Im Schweiß deines Angesichts sollst du dir dein Öl verdienen!“

Espulsione dal Paradiso: „Col sudore della tua fronte devi guadagnare il tuo petrolio!„

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

NACH DER EMPIREKONFERENZ



„Das schöne Empire-Service hat schon starke Sprünge bekommen auf unserem intimen Familientage.
Vielleicht kann ich es aber noch mal kiffen!“

Dopo la Conferenza dell' Empire:

“Il bel servizio 'Empire, ha già avuto nel nostro intimo raduno di famiglia delle larghe fratture. Ma forse riesco ancora a racconciarlo!..”



„Sagen Sie, Herr Klapperstorch, könnte man nicht einen Buben bekommen?“
„Nee, den gebe ich nur mehr an langjährige Stammkundinnen ab!“

„Dile, signora cicogna, non si potrebbe avere un maschiello?„
„Eh no; ormai non lo do che alle mie vecchie fedeli clienti!„

KÜHE

VON WALTER FOITZICK

Ich sehe gern den Kühen auf der Weide zu, namentlich wenn sich ein Zaun zwischen ihnen und mir befindet. Manchmal gehe ich auch mitten durch eine waldende Rinderheide, besonders wenn Damen dabei sind, denen ich dann sage, daß Kühe zahme, ungeschürzte Tiere sind, die niemand etwas zuleide tun und nur darauf brennen, gemolken zu werden. So sage ich, erinnere mich aber der Zeitungsnotizen: „Von einer wilden Kuh angegriffen“. Nun, ich werde nicht gerne von Hörnern aufgespießt, und zum Stierbeziehungsweise Kuhkämpfer habe ich keine Anlagen, auch fehlt mir jede Technik und jedes Training in diesem Sportzweig. Vom Zaun aus sehe ich gern den Kühen zu, ich sehe sie fressen und höre sie verdauen. Wo steht man heute noch jemand, der sich den ganzen Tag über mit Nahrungsaufnahme beschäftigt? Außerdem enthalten die guten Kühe, ja die unabgerahmte Vollmilch, aus der nach beglaubigter Überlieferung die Butter hergestellt wird. Daran zu denken ist mir sehr sympathisch, ich denke gern an Butter. Da stehen nun die Kühe mitten auf ihrem grünen Eßfeld und fressen. Sie fressen behaglich und ohne Hast, lassen da ein Grasbüschel aus und kosten dort vom Löwenzahn, und wenn sie das genug getan haben, legen sie sich hin und fressen alles, was sie schon gefressen haben, noch

einmal. Ich erinnere mich, gelernt zu haben, daß sie eine ganze Reihe von Magen haben, in denen sie alles hübsch sortieren. Sie fressen ohne Pause, und es gibt bei ihnen keinen Unterschied zwischen erstem Frühstück, zweitem Frühstück, Mittagessen, Kaffeemealzeit, Fünftes, Abendessen und Beithupferl. Alle Mahlzeiten gehen ineinander über, ein vollgerüttelt und geschüttelt Tagwerk. Kann sein, daß sie sich, wenn sie so liegen und alles nochmal gehörig durchfressen, auch was denken. Vielleicht denken sie an Kälbererziehung und allerlei Kletsch auf der Weide und im Stall, vielleicht denken sie auch an den

jungen Stier und den alten Ochsen. Darüber aber äußern sie sich wenig, nur manchmal sagt eine, was in der Schriftsprache „Muh“ heißt, aber doch eigentlich so klingt, als käme es aus einem der vielen Magen. Zu den Zeitergebnissen nehmen sie keine Stellung, wenn man nicht die Beilästigung durch die Fliegen dazu rechnet. Die Fliegen stören sie wahrlich schon arg. Die Kühe schlagen nach ihnen mit dem Schwanz, drehen den Kopf um fast hundertachtzig Grad und wedeln sie mit der Zunge vom Rücken. Es ist nämlich eine Stelle mitten auf ihrem Rücken, da reicht kein Schwanz und keine Rinderzunge hin, und grad dort versammeln sich die Fliegen, halten ein Plauderstündchen und nehmen einen Aperitif oder einen Stehschoppen. Wenn aber jemand auf einem Stehschoppen nimmt, so kitzelt das zum mindesten, und deshalb schlagen die Kühe mit Schwanz und Zunge. Sie wissen nicht, daß auf den Fliegen wiederum Milben sitzen und auf den Milben Bakterien. Und so geht's weiter bis zu den Atomkernen. Es sitzt immer einer auf dem andern und beilästigt ihn. Vielleicht beilästigen wir durch Herumkabbeln auch die Erdkugel, und wenn sie bebzt und speit, ist es vielleicht dasselbe, wie wenn die Kuh mit dem Schwanz schlägt. Jeder hält sich halt für das Wichtigste, die Kühe und die Direktoren, die Fliegen und die Milben und die Hauswarte und die Spiralebel und die Atomkerne. Aber ich wollte ja nur von den braven Vollmilchkühen sprechen, und außerdem haben die Spiralebel nicht gern, wenn man die Atomkerne erwähnt.

TROST

Du klagst, du hörst nicht mehr gut.
So sei doch froh!
Was sich (pektakelnd) ringum tut,
Ist meist folo.

Den Rätig gleichen Taht im Blut,
den Innern Ton,
der schwebend in sich selber ruht,
den hörst du schon.

Und das genügt - vorausgesetzt:
du hältst ihn wert.
Braucht niemand mehr, der lärmt und schmäht,
und kein Konzert.

Ratstöhr



„Der Kerl wird immer größer, er wirft mich noch aus meinem eigenen Nest!“

Il cuculo americano nel nido inglese: „Questo figuro cresce sempre più ... alla fine mi butterà fuori dal mio nido!„



„Hoppla — nur hinüber, nimm deine alten Knochen zusammen!“

Il domatore: „Oplà ... Raccogli le tue vecchie ossa e salta di là!,

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes hatte eine Stellung angenommen. Jeden Morgen mußte er mit der Bahn fahren. Mit der gleichen Bahn fuhr auch sein Chef. Einmal war sie sehr voll. Johannes war nicht in der Stimmung, sich zu drängeln und wartete die nächste ab.

Als er sich bei seiner verspäteten Ankunft auf die überfüllte Bahn berief, knurrte der Chef: „Ich

bin aber noch hineingekommen!“

„Das sah ich“, sagte Johannes höflich, „und deshalb bin ich, um es Ihnen nicht noch enger zu machen, nicht auch noch eingestiegen.“

*

Auf einer kleinen Reise waren wir mit den anderen Insassen des Abteils in ein lebhaftes Gespräch geraten. Martin hatte den Anstoß dazu

gegeben und auch meistens das Wort geführt. „Das waren ja ungewöhnlich nette Leute“, urteilte er nun, nachdem wir den Zug verlassen hatten.

„Jedenfalls ungewöhnlich höfliche“, gab Johannes zu.

„Wie kommst du gerade auf höflich?“ wollte Martin wissen.

„Weil sie immer so herzlich über deine Witze lachten“, sagte Johannes.

J. Bieger

DAS MÄRCHEN VOM ROTKÄPPCHEN

VON WILHELM PLEYER

Unser kleiner Häwelmann hat Röteln und Langelwelle. Da bettelt er jeden, der in seine Nähe kommt, um ein Märchen an. Kein Wunder, daß die Märchen in unserem Hause immer kürzer werden. Die selbstverständliche Folge davon ist, daß der kleine Mann müßig wird, sicher gehen will und sich meist etwas Altes und Gedeigenes wünscht, etwas, was man schon kennt und wovon man weiß, was es wert ist. Also sagt er: „Vati, erzähl mir das Märchen vom Rotkäppchen!“ „Aber das hast du doch schon hundertmal gehört!“ — „Ich müßte's gerne noch einmal hören“, kommt es demselben leise heraus, daß es eine stärkere Wirkung hat als Donnergebrüll. Und der Vati kann auch diesmal nicht nein sagen. Anderseits steht ihm das Märchen vom Rotkäppchen

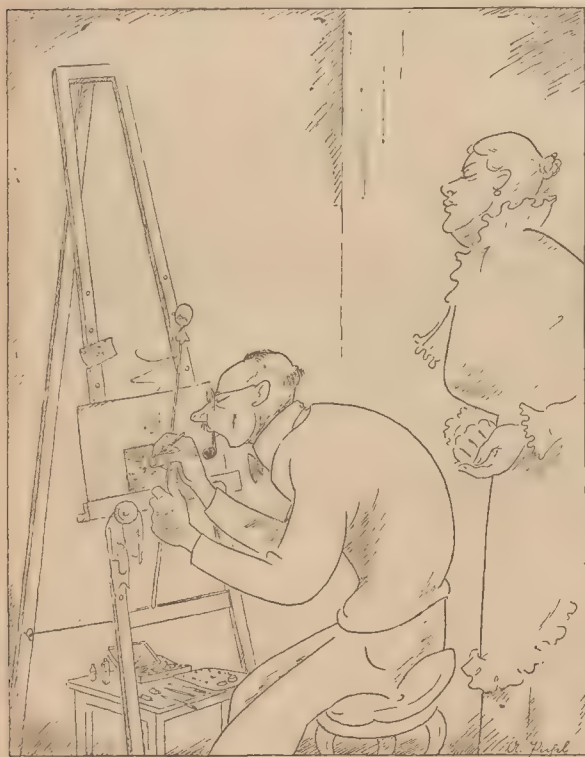
schon zum Halse hinaus. Also fragt der Vati: „Kann ich die Geschichte nicht ein wenig anders erzählen?“ Dagegen hat der Sohn vorläufig nichts einzuwenden, und so erzähle ich denn: „Es war einmal ein kleines Mädchen, das war so folgsam, daß es alle sehr lieb hatten. Am liebsten hatte es seine Großmutter. Die hatte ihm ein schönes rotes Käppchen geschenkt, das stand dem Mädchen so reizend, daß es gar nichts anderes mehr aussetzte. Und deshalb nannten es die Leute nur Rotkäppchen“. Eines Tages nun sagte die Mutter: „Rotkäppchen, hier hast du einen Korb mit einer Torte darin, mit Weintrauben, Schokolade und Vanilleeis, das bringst du zu der lieben kranken Großmutter, daß sie wieder gesund wird. Du darfst aber unterwegs nichts da-

von naschen, und wenn du durch den tiefen Wald gehst, darfst du keinen Schritt vom Weg abgehen! Sei mein liebes, gehorames Kind!“ Rotkäppchen versprach der Mutter, in allem schön brav zu sein, und machte sich auf den Weg. Unterwegs hob das Mädchen das Tüchlein vom Korb, da glänzten die Weintrauben darunter, es duftete nach Schokolade, man sah zwischen dem Papier die Zuckergläser von der herrlichen Torte, und das Vanilleeis lag schon an, ein wenig zu schmelzen, so daß es eigentlich das Geheißte gewesen wäre, man hätte es gleich gegessen. Rotkäppchen wußte auch, daß die Großmutter nie Eis essen mochte und daß sie immer die ganze Portion ihr gab. Da dachte Rotkäppchen: Eigentlich könnte ich das Vanilleeis jetzt schon essen; denn bis ich zur Großmutter komme, ist es bestimmt geschmolzen, und dann hat keines was davon. Aber da dachte Rotkäppchen daran, daß ihm die Mutter verboten hatte, etwas aus dem Korb zu naschen, und es flecte nicht einmal an dem Vanilleeis, wie gerne es auch wenigstens ein bißchen daran gelockt hätte. Dafür pflückte es immer einmal eine Erdbeere vom Wegrande, aber leider war nur hie und da eine zu sehen. Wie Rotkäppchen wieder einmal seinen Korb hingestellt hatte und zwischen den Kräutern am Weg nach den versteckten Beeren suchte, raschelte es in den kleinen Tännlingen unter den hohen, alten Tannen, und plötzlich stand der Wolf vor ihr. Rotkäppchen erschrak ein wenig, aber nicht viel, denn brave Kinder, die nichts angestellt haben, breuchen nicht zu erschrecken. Und der Wolf öffnete sein Maul, daß ihm Rotkäppchen bis in den Rachen hineinschauen konnte, und sagte mit seiner rauhen, aber freundlichen Stimme: „Ei, liebes Mädchen, schmecken dir die Erdbeeren?“ Rotkäppchen erwiderte: „Jawohl, Herr Wolf!“ — „Findest du auch viele?“ fragte der Wolf. Das brave Rotkäppchen wollte keine wahrheit sagen und gab zur Antwort: „Nein, Herr Wolf!“ — „Dann paß mal auf“, sagte der Wolf ganz freundlich. „Hier hinter den Tännlingen, nur zehn Schritte vom Wege, ist der Boden ganz rot von wunderbar süßen Erdbeeren, jede so groß wie eine Kirsche, wann nicht noch größer. Du kannst dir essen nach Herzenslust und brauchst nicht so viel Zeit mit Suchen zu vertun.“ Rotkäppchen mußte erst ein paarmal schlucken, weil ihm das Wasser im Munde zusammenfloss; dann sagte es: „Ich danke schön für Ihre große Freundlichkeit, Herr Wolf, aber meine Mutter hat mir verboten, daß ich im Wald vom Weg abgehe, und da können die Erdbeeren so groß und so rot und so süß sein, wie sie wollen, ich folge meiner Mutter!“ Da riß der Wolf mit einem fürchterlichen Geheul den Rachen auf, weit und immer weiter, so weit, daß in den Rachenwinkel die Haut zerfetzte, und mit einem Ton, wie wann hundert Hosen zerreißen, zerriß dem Wolf an beiden Seiten sein Fell, und wie es zu Boden sank, stand ein wunderschöner junger Prinz vor Rotkäppchen und sagte mit einer lieblichen Stimme: „Ich bin der Sohn des Königs von Bananienland. Eine böse Hexe hat mich in einen Wolf verzeubert, und ich mußte so lange warten, bis ich einem ganz braven und ganz folgsamen Kind begegnete. Weil du so folgsam gewesen bist, hast du mich erlöst! Ich heiße Fritz, und wenn du aus dem Arbeitsdienst zurückkommst, wird gleich die Hochzeit gefeiert!“ Und nun gingen sie beide zur Großmutter, die war vor Freude auf der Stelle wieder gesund, und da aßen sie die guten Sachen und waren alle froh und glücklich, und so leben sie heute noch, denn brave, folgsame Menschen werden sehr alt.“ Der kleine Mann war noch ein bißchen weise, denn wandelte sich etwas in seiner Miene, und er rief: „Pfui, Vati, das ist doch kein Märchen! Da hast du was zusammengeklögelt!“ Und er gab mir zu erkennen, wie unzufrieden er mit mir und meiner Geschichte war.

Da ging ich sehr in mich und dachte angestrengt nach, indem ich mir die Frage vorhielt: Wann erzähl man noch ein Märchen, und wo fängt man an, etwas zusammenzulügen? — Und soviel wurde mir jedenfalls klar: Man soll nichts übertreiben, auch das Märchen erzählen nicht!

Das Malmittel - Olio per pittura

(A. P. chel)



„Nun hast du schon wieder das Format vergrößert. Du weißt, ich kann dir von unserem Speiseöl nichts mehr abgeben!“

“E di nuovo hai ingrandito il formato! Sal bene che non posso più cederti nemmeno una goccia dal nostro olio da tavola.“



„Hätte ich in der Schule mehr gelernt, so wüßte ich jetzt, wo mein Paul steht!“
„Wer konnte auch wissen, daß die Geographie solche Bedeutung gewinnt?“

Sopra la carta geografica: „Se a scuola avessi imparato di più, adesso saprei dove si trova il mio Paolo!„ — „E chi mai poteva sapere che la geografia avrebbe un dì avuto tanta importanza?„

ABENTEUER MIT JULIA

VON BERNHARD BERG

„Kasimir, nimm Er Seine Dreckschalen von meiner Nase!“ schalt Herr von Mallinckrodt und schlug dem verdutzten Barbierlehrling, der ihm den Bart schabte, beinahe das Messer aus der Hand. Verwirrt lief der junge Mann den Arm hängen, über sein stupides Gesicht huschte eine brennende Rote. Der Baron sah es und grunzte begütigend. „Wenn Er mir die Nüstern zukneift, kann ich die Luft nur noch hinten hinaus lassen“, sagte er, während er der asthmatische Husten von neuem zu plagen begann. Es war ein beängstigender Anblick für den Lehrling Karl, denn das Gesicht des Herrn von Mallinckrodt glück plötzlich einer häßlichen Maske, deren obere Hälfte eine violette Färbung angenommen hatte, die drohend über dem kralenden Schaum der eingelassenen Kinnpartie flammte. „So“, meinte der Baron, nachdem dieser Anblick vorüber war, „nun fahre Er fort. Doch bitt ich, stets den Finger auf den Mund, wie welland Hamlet sagte. Weiß Er überhaupt, wer Hamlet war?“

„Nein, Herr Baron“, sagte der Lehrling Karl, und ein fettiger Seifentropfen glitt schwer und zitternd von dem erhobenen Messer, „diesen Herrn kenne ich nicht.“

Herr von Mallinckrodt lächelte verschlüsselt. „Natürlich, diesen Herrn kennt Er nicht. Aber den Herrn Klesewetter kennt Er, was? Oder diesen Untermenschen, den tollen Bomborg, von dem kapitielen Eber, meinem Ständegastessen Niklosch ganz zu schweigen. O, ich sage ihm, Kasimir: die schwarzen Fingernägel, mit denen Er mir vor die Visage herumzufächeln wagte, trauern um Seine finstere Seele. Und nun saße Er mir die Backen gefülligt wieder ein. Oder willt Er mir etwa die Totenmaske abnehmen? Ich habe das Gefühl, daß mein Gesicht in Gips liegt.“

Das schaumige Geklucke, das der hin und her huschende Pinsel erzeugte, entthob den Baron der weiteren Rede. Als der Lehrling Karl das Messer ansetzte, den Finger der linken Hand behutsam und mit einer sacht spannenden Bewegung auf die Oberlippe des Herrn von Mallinckrodt legend, schloß dieser die Augen, um, um mit dem anderen, als ziele er, in den nur mühsam gesammelten Blick des Jungen Mannes gleichsam hineinzu stoßen. Heftig schwindelnd ging der Lehrling Karl aus Werk. Das glotzende, von roten Äderchen durchzogene, lauwende Auge machte ihn völlig kopflos. Doch der Himmel meinte es gut mit ihm, die Rasur gelang prächtig, kein Tröpfchen Blut färbte den Seifenschnee unter der Nase. Aufatmend strich er die von Bartstopfeln geschwärtzte Seife von der Klinge und füllte den Napf mit frischem Wasser. Hier auf wusch er dem Baron das Gesicht, trocknete es sorgfältig und holte den Gummiball mit dem Puder herbei. Herr von Mallinckrodt sah es runtschleichen, die Stille, „Kasimir“, sagte er würdevoll, „solange ich auf dem Hals einen Kopf und keinen Kinderpopo trage, wünsche ich nicht, gepudert zu werden. Auch die Essenzen, an denen es hier kaum mangelt und deren Gestank mich auf eine fatale Art an einen Pariser Weiberstall erinnert, möge der Teufel holen. Darle Dinge sind gut für den Komödianten. Hat Er schon einmal ein Schauspiel gesehen?“

Der Lehrling Karl mußte einrücken, noch niemals in einem Theater gewesen zu sein. Herr von Mallinckrodt streifte das weiße Frisierut von den Schultern und betrachtete sich nachdenklich im Spiegel. Die Masse seines Körpers füllte die Glasfläche beinahe völlig aus. Auf der breit ausladenden Jägerjoppe lag wuchtig der Kopf mit den hellen, von zahlreichen Fältchen umgebenen Augen, den schlohweißen Brauen, dem etwas gewaltsamen Kinn und der kurzstieligen Nase über einem Mund, der schmal und von ironischer Prägung war. Einen seltsamen Kontrast zu dem roten, bürlichen Gesicht bildete das eldgraue Haar, das in der glatten Bänderung der

Frisur wie eine Perücke wirkte. Die fleischigen Ohren, sowie der kurzstielige, ein wenig umschleierte Blick vervollständigten den Eindruck von Vitalität und Empfindsamkeit. Der Chronist, der dem Baron die Urheberschaft zahlreicher sinniger Poesien nachrühmte, hatte sicher nicht gelogen, zumal der Baron nach einer Weile mühsigen Diszits mit seiner heiseren Stimme fortfuhr: „Kasimir, glaube Er mir: ein Mensch, den die Kunst vergeßlich ruft, ist ein Schwend. Die Kunst ist das Edle in der Welt, das Leihreiche. Schämte Er sich, daß dieser Ruf des Himmels noch nicht an Seine schmutzigen Ohren gedungen ist. Schämte Er sich weidlich und vor allem: zeige Er Reus. Ich will ihm Gelegenheit hierzu geben. Da...“ Langsam griff er in die Tasche und holte ein Geldstück hervor, das er dem Lehrling Karl mit einer Geste überreichte, die ebenso pathetisch war wie der Klang seiner Worte: „Dieser Taler, den Ich ihm schenke, wird weder versoffen, noch mit Weibern veriten. Er soll ihn zu der Kunst hinführen. Heute abend geben sie im Theater die Komödie eines jungen Dichters: Abenteuer mit Julia. Kasimir, Kasimir, Er wird ihn gehen, sage ich ihm, Er wird die Löffel aufspüren und die Seele dazu. Und morgen wird Er mir sagen, was Er gelernt hat. Lebe Er wohl.“

Hochaufgerichtet, den verblichenen Filzhut schief auf dem Kopf, verließ der Baron die Barbierstube, um den gewohnten Waldweg anzutreten. Die gongelichten Schritte seiner Jagdschleier schulten über das Pflaster. Es war ein prächtiger Tag. Durch ein paar Gassen ging Herr von Mallinckrodt, dann einen kleinen Feldweg entlang, und der Wald war erreicht. Köstliche Kühle umgab ihn, als, eine superbe, nach Nadeln, Laub und Moder duftende Kühle Wie ein Jagdhund schnobernd, so recht sich selber überlassen, spazierte der Baron gemächlich durch das herbstliche Revier. Vor einer schmalen Lichtung blieb er plötzlich stehen. In seine kurzstieligen Augen, die eben noch vertraut und nach innen gekehrt geliebt hatten, trat ein Ausdruck maßlosen Staunens. Wenige Schritte von ihm entfernt stand eine junge Dame, stand Julia, die Schauspielerin, in zierlicher Pose gegen einen Baum gelehnt und leise vor sich hinsprechend. Herr von Mallinckrodt verharrte reglos. Der liebliche Anblick, der sich ihm bot, zwang ihn, den Atem zu verhalten und jener unvergesslichen Szene zu gedenken, die Ophelia, von Wahnsinn umnachtet, in den Tod gegangen war. Schauerlich hatte Julias Stimme

geklungen, schauerlich und rührend zugleich, als sie ihren Stiebesang ertönen ließ. Ihre letzten Worte: „Gott sei mit Euch!“ verfolgten den Baron bis in die letzten Tiefen seiner Seele. „Märker“, hatte er nach diesem Abend auf dem gemeinsamen Nachhauseweg zu seinem Begleiter, dem buckligen Stillorganisten gesagt, „Märker, da hatte ich mal vor Jahren eine Hahn, die mit schlecht vor die Filinte lief, krank geschossen. Die klagte genau so wie dieses exzellente Frauenzimmer.“ Perlaue, die Erinnerung hienar überwältigte Herrn von Mallinckrodt, so daß er, jegliche Vorsicht außer acht lassend, einen Schritt näher kam. Erst jetzt bemerkte ihn Julia. Mit einem leisen Schrei fuhr sie hoch. „Oh, wie Sie mich erschreckt haben!“ flüsterte sie. Ihre schlanken Hände sanken zu den Hüften hinauf und zupfen verwirrt an der Seide des lichterfarbenen Kleides. Der Baron sah zwei dunkle Augen furchtbar auf sich gerichtet, sah einen blühenden Mund schmerzlich lächeln und vernahm eine tief. „Ich bedaure es aufrichtig, Sie inkommodiert zu haben, Madame“, begann er teilnahmsvoll, „glauben Sie mir bitte, daß es nicht in meiner Absicht lag, in Ihre innersten Geheimnisse einzudringen. Ja, Madame, widersprechen Sie nicht. Oder ist es nicht etwa die Kunst, welche die letzten Regungen unserer Seele heraufbeschwört und zum Erklingen bringt?“

„Ich präpariere mich für meine neue Rolle“, erwiderte Julia. Herr von Mallinckrodt nickte zustimmend. „Abenteuer mit Julia“, sagte er gelangt, um nach einer kleinen Pause fortzufahren: „Wenn Sie befehlen, Madame, gehört dieser Wald für die Dauer ihres Studiums niemandem außer Ihnen.“

Julia betrachtete den Sprecher mit huschenden Augen, und dem Baron war es, als dringe dieser sekundenschnelle Blick durch seinen ganzen Körper. „Sie sind der Baron von Mallinckrodt?“ fragte Julia. Der Baron bejahte, zutiefst verwundert über die seltsame Heteroklet, die sich auf einmal über dem Gesicht der jungen Dame auszubreiten begann. Etwas wie Spannung machte das Gesicht starr, als, als Herr von Mallinckrodt gewachte die plötzliche Veränderung in den Zügen Julias und war für die Dauer eines Atemzuges völlig verwirrt. Mächtig wallte das Blut in ihm hoch, seine Augen glänzten abenteuerlich, unklar spürte er, daß irgend etwas Großes, Entscheidendes durch die Pforte der Vernunft hineinschritt, mitten in sein heftig pochendes Herz hinein. Noch immer stand Julia so vor ihm: stumm und lächelnd, im Blick jenen anrührenden Schimmer wohlwollender Neugier, der voll von Verheißungen ist. „Leben Sie wohl, Madame“, murmelte der Baron. Es machte ihm Mühe, die vier sinnlosen, unehrlich gemeinten Worte zu einem verbindlichen Satz zu fügen. Wieder war es der kindlich rührende Ton in Julias Stimme, der Herrn von Mallinckrodt aufgewühlte Seele wie ein Schwänzengegend durchschaute. „Herr Baron“, sagte Julia leise und beschwörend, „ich bitte Sie, zu bleiben, Herr Baron.“

Langsam gingen sie durch den Wald. Das Rauschen der Bäume war fort, nur noch das seltsame helle Kleid und das betörende Lächeln Julias lebten in dem zarten Licht, das wie ein grüner Regen von oben her auf die Stille rieselte. Eine lange Zeit verging, und niemand sprach. Herr von Mallinckrodt schritt gesenkten Hauptes, als schämte er sich seiner feurigen Gefühle, über den weichen, federn Boden. Die Nähe der jungen Frau, die so gelassen mit ihm spielte und deren Wärme er zu spüren glaubte, zerschmolz ihm die Gedanken zu einem zähen Brei. Sub und verlockend klang seinen erregten Sinnen das zirkelnde Geknister der Seide; mit geblähten Nüstern trenk er den Duft eines beißenden Parfüms in sich hinein. Ein paar mal setzte er zum Reden an, kein Wort fiel über seine Lippen. Und als sie vor

Wiege unterm Apfelbaum

Einst saß im Herzen Traum,

Was heute wirklich ist: Du bist im Kriege.

Und in der Heimat unterm Apfelbaum

Steht eine Wiege.

Dein liegt dein erstes Kind

Und schlummert süß, vom Duft der Blüten lind

Umwohen. Eine weiße Wolke, schwebt

Die breitverzweigte Krone

Hell über deinem kleinen Sohne,

Der nun sein Leben lebt — —

Und blühend wandelt durch den Frühlingsgarten

Die junge Mutter, deine Frau, und sinnt:

Getrennt durch weiten, weiten Raum,

Brauchst du nun nimmermehr allein zu warten,

Daß einer heimkehrt aus dem Kriege;

Denn unterm Apfelbaum

Steht eine Wiege.

Dein liegt dein erstes, dein geliebtes Kind.

HEINZ FRIEDRICH KAMECKE

einer Birkenbank standen und wenig später schweigend nebeneinander saßen, der Baron vollkommen am Rande seiner sechzigjährigen Kraft, die vergessend ihrer neuen Sehnsüchte in den Brand der Minuten schürte; in diesem Augenblick, da Julia, den Blick nahe vor seinem Gesicht, ihn mit ihren sanften Augen lächelnd ansah, ließ Herr von Mallinckrodt plötzlich alle guten Vorsätze, die auf ein wenig gichtigen Beinen hinter seinen gelopplenden Wünschen hergelaufen waren. Tief atmend nahm er Julias Hand, die sie ihm willig ließ, hob sie langsam zu sich empor und küßte sie wortlos. Jegliche Seligkeiten und Düslen des Himmels wälzten sich auf ihn herab: süße, brennende Blicke, sein Herz entflammend, dieses Schmelzen, aus dem seine Seele wie aus einem tiefen Brunnen Mut und Ängste schöpfte, und dann das Lächeln und die weiche, zuckende Kühle der kleinen Hand, die auf eine so verwirrende Art zwischen seinen Fingern lebte! War es der Teufel, der den Baron mit einem Male hochfahren ließ und seine Arme zwang, sich leidenschaftlich um Julias Schultern zu pressen? Wahrsagt, Herr von Mallinckrodt kannte keine Gesetze außer denen seines heißen Blutes. Sinnlose Worte entströmten seinem Munde, es war, als habe sich sein Herz mit einem Schlage geöffnet, alles preisgebend, was seinem zitternden Körper an Gefühlen innewohnte.

Aber plötzlich erschrak er heftig. Wie durch einen roten Nebel sah er Julias Gesicht, das nicht mehr lächelte, sondern ernst und abweisend zu ihm hinausblickte. Die Arme sanken ihm, er räusperte sich, stieß die Luft schwer durch die Zähne und murmelte eine Entschuldigung. „Wie wundervoll die Tannen duften!“ sagte Julia. Sie hatte sich erhoben und ging nun wiegenden Schritts, der die Seide ihres Kleides im Licht des Tages aufleuchten ließ, dem Weg entgegen, der heim zur Stadt führte. Wo war der Zauber jener Stunde geblieben? Die Tannen, ja, die Tannen! dachte der Baron, und seine erketeten Gedanken ügten diesem sinnlosen Satz hinzu: und das Leben... und die Melancholie... ah, und überhaupt alles, was uns klüger macht, sei gesegnet!

Nur noch eine kurze Strecke spezialien als gemeinsam durch das Revier. Als sich der Wald zu lichten begann, reichte Julia Herrn von Mallinckrodt die Hand. „Leben Sie wohl, Herr Baron“, sagte sie. Der Baron verbeugte sich stumm. Ohne sich umzublicken ging er den Weg zurück, den er gekommen war, zu den Bäumen, die tröstend rauschten und in jenes grüne Licht, das rieselnd durch die Kronen sickerte.

Tagsdrauf sagte er zu dem Lehrling Karl, der ihm den Bart schabte: „Erzähle Er mir, was Er im Theater gesehen hat.“

Es war eine verworrene Geschichte, die er zu hören bekam, die Geschichte von einer jungen Dame und einem alten, verlebten Herrn. Und ein junger Mann kam darin vor, der in dem törichten Kampf den Sieg davontrug.

Der Baron schloß melancholisch die Augen. So versunken war der Ausdruck seines Gesichtes, daß der Lehrling Karl verwundert und offenen Mundes stand. Eine lange Zeit verging, von nichts anderem ausgefüllt, als von dem sanften Knistern der eintrocknenden Seide und den tiefen Atemzügen des grübelnden Herrn von Mallinckrodt. Also darum dachte der Baron. Seine Stimme war, die eines Schlafenden, als er nach einer endlosen Pause das eine Auge lauend öffnete und heiser und von Husten gequält die Frage in das Schweigen warf: „Und was hat Er aus dieser Komödie gelernt?“

„Ein alter Herr soll nicht mit einer jungen Dame schmarotzen“, erwiderte Karl, der Lehrling, stolz ob seiner Wissenschaft. Dann machte er sich von neuem über den Seifenapf her, schlug den Schaum und legte dem Baron einen weißen Kranz von flockigem Schnee wie einen Bart der Weisheit um das Kinn, bis nichts mehr in dem Gesicht war, als Schweigen, Zufriedenheit und jener sacht anfallende Schlaf, aus dessen Tiefe dem Alter die letzten Erkenntnisse reifen.

Goldregen - Laburni

(A. Kubin)



Er weiß, was sich schickt

Als Karrenberg die Straßenbahn bestieg, um ins Büro zu fahren, war in seinem Kopfe ein Getriebel wie von Ameisen und Käfern. Eine trinkfrohe Nacht lag hinter ihm, ein Heimweg, an den er sich nur dunkel erinnerte, und ein kurzer, bleierner Schlaf.

Der Schaffner sprach ihn an:

„Na, sind Sie denn heute nacht gut heimgekommen?“

„Natürlich. Wie kommen Sie zu der Frage?“

„Tja, sehen Sie“, lächelte der Mann, „ich... hatte so meine Gedanken. Als Sie nämlich ausstiegen und der Dame ihren Platz anboten, waren Sie beide die einzigen Gäste in meinem Nachtwagen...“

F. F.



„Sie sind Ärztin, Ich bin Arzt — das gäbe doch eine harmonische Ehe!“
 „Weiß noch nicht — wie denken Sie zum Beispiel über die Behandlung von Gallensteinkolik?“

Riflessione: „Voi siete mediche e io sono medico; ne dovrebbe uscire un matrimonio armonico!„
 „Non so ancora. Per esempio: che pensate Voi sulla cura della colica dei calcoli biliari?“

ALTES SCHWABING

VON A. WISBECK

Für den, der es noch nicht wissen sollte, sei vorausgeschickt: Schwabing ist ein Stadtviertel Münchens und erfreut sich des Rufes, eine Kolonie von Künstlern zu beherbergen. In der Tat wird hier mehr gemalt und gemalt als in anderen Teilen der lieben Isarstadt. Doch tritt der Fremdling, wenn er glaubt, damit das Wesen Schwabings erfassen zu können, dann mehr als Beruf, stempelnde Eignung und Erprobung zum wahren „Schwabinger“. Dieser echte Schwabinger ist freilich heute so selten geworden, wie das Okapi. Mondengang kennt du so einem alten Bullen in den Schwabinger Gründen nachspüren, ohne seine anschlag zu werden. Dann stößt du vielleicht durch Zufall auf ihn, wie er im letzten Büchsenlicht durch die Wemack- oder Hohenzollernstraße zur Tränke wechselt. Vorsichtig kragt und windet er nach allen Seiten, denn die zunehmende Belegung des Stadtfeldes hat ihn schau gemacht. Moos wächst bereits auf seinem ergrauten Haupt, und böseartig ist er geworden, wie jeder alte, einschichtig lebende Bulle. Treibt ihn die Not zur Tränke einer Weinkneipe, so wirt du kaum mehr denn ein Knurren über die fortschreitende Verwässerung des Alkohols aus seinem Munde vernommen. Schon zu Beginn der Jahrhundertwende lichtete sich die Herde rasserer Schwabinger, Rudeln von ihnen verschollen im bürgerlichen Dasein. Immerhin hatte sich noch ein kleiner Bestand erhalten, und in diesem Kreise geschah es auch, daß der Kunstmaler Toni Hüpf mit dem Bildhauer Rudi Blasius um die Günst der schönen Kunstgewerbetlerin Paula Köberl buhlte. Ja, wohl, buhlte. Denn so rasch, wie es sich die Phantasie des Fremdlings vorstellt, ging es nicht mit der Liebe in Schwabing. Tagelang währte oft das harte Ringen um eine Frauenseele, und manchmal war es trotzdem vergeblich. Daß sich Hüpf und Blasius nicht liebten — dürfte es ein Wunder nehmen, wenn dieses Weib mit den Formen einer Aphrodite und einem Haarschopf, der Tizian verrückt gemacht hätte, das zwischen stand? „Der Toni malt seinen Klitsch mit Entenmist“, behauptete der Bildhauer vom Maler. „Der Rudi wäre ein recht guter Fälscher geworden“, meinte der Maler vom Bildhauer. „Sie haben beide recht“, bestätigte ein dritter. Über diesen aber sagte wieder ein anderer —

— Das war das alte Schwabing. —
Eines Abends wurde es in der Kneipe bekannt, daß Hüpf an einer kurzen Krankheit verstorben sei. „So — so“, hieß es nur, „der Toni ist gestorben!“ Dann Menschen, die mit irdischen Gütern schlecht gesegnet sind, stehen dem Jenseits mit Fassung gegenüber. Daß man jedoch dem

Maler das letzte Geleite geben wollte, verstand sich, und eine Grabrede nicht umgangen werden konnte, wurde nach langer Debatte festgestellt. Wer aber sollte diese Rede halten? Denn es ließ sich zwar über die Malerei des Van Gogh stundenlang sprechen, in Leichenreden aber basierte man nur geringe Erfahrung. „Ich tu's“, sagte plötzlich der Bildhauer, und gab sich einen Ruck. Man überreichte ihm ein Stückchen Papier, darauf kritzelte er alle Daten und Begebenheiten, wie sie diesem und jenem aus dem Leben des Verstorbenen bekannt waren. —

In langem Zuge folgten die Schwabinger dem schlichten Sarg. Nun trat Blasius vor die Grube, zupfte verlegen an den entliehenen Trauerhandschuhen herum und sprach: „Da liegt er nun, unser Freund, der Entschlafene und ist tot. — Ganz tot ist er. — Geboren wurde er so um 1890 herum vermutlich in Inngolstadt — dann ist er gestorben am 15. Juli 1922 in München. — Ja, du kannst nix machen. Gott gebe ihm die ewige Ruhe!“ Das hört sich nun freilich drollig an. Wer aber die kurze Handbewegung des Redners sah, die ungewollt und doch mit letzter Ausdruckskraft die Vergänglichkeit alles Irdischen umschrieb, und wer des Tropfens gewahr wurde, der aus den Augen des Rivalen über die Krawatte kollerte, dem blieb dieses Leichenbegängnis unvergänglich. Auch das war das alte Schwabing.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

In Großholzhausen beim Alten Wirt saß eine Münchner Familie, der Vater, die Mutter, und acht Kinder. Das Jüngste war höchstens elf Monate alt. Trotzdem schob ihm der Vater wiederholt seinen Maßkrug hinüber.

„Da — sauf, Pampel, wanns du dürst!“ Und das Pampel nahm den Maßkrug und trank. Vom Nebentisch miente sich einer hörbar ein. „Ich finde es einfach unerhört, dem Kinde Bier zu geben! Ihm wäre Milch viel dienlicher!“ Der Münchner drehte kaum den Kopf und brummte über die Schulter hinüber:

„Ehna sieht ma's an, — Sö san künstlich ernährt worden!“

J. H. R.

(O. Muckel)



Zu einem Frankfurter Maler kam einst eine reiche, aber häßliche Frau, die sich von ihm porträtieren lassen wollte. Sie wurden auch einig und die Frau sagte beim Abschied: „Gut, ich werde mich von Ihnen malen lassen, aber Sie müssen mir versprechen, daß es sehr ähnlich wird!“ Da sagte der Maler: „Awwer gewiß, awwer Sie misse mer auch versprechen, daß Sie es dann auch nemme...“

H. K. St.

DER HUNDERTSTE BADEGAST

VON ANDRE BARON FOELCKERSAM

Tante Aline hatte Badeorte. „Badeorte“, erklärte sie, „sind der Sammelplatz aller menschlichen Eitelkeiten. Die Leute fahren bloß hin, um sich zu zeigen und sich ansetzen zu lassen.“ Nichts aber war Tante Aline so zuwider als in irgendeiner Hinsicht aufzufallen.

Eines Tages verschrieb ihr der Hausarzt eine Badekur gegen Rheumatismus. Meine gute Tante wollte nichts davon wissen. Sie versucht ein Hausmittel nach dem anderen — ohne Erfolg. Auch das Katzenfell hilft nicht. Endlich bereden wir sie zu einer Badekur. Tante Aline läßt sich hunderte von Kurort-Prospekten schicken. Keiner sagt ihr zu. Da hört sie durch Zufall von irgend-

einem gänzlich unbekannten Fischerdorf, das seit ein paar Wochen als Badeort eröffnet worden ist. Mit Kissen, Reisetaschen, Plaisir und Köstchen macht sich Tante Aline auf. Als der Zug im Fischerdorf ankommt, erblickt Tante Aline auf dem Bahnsteig eine festlich gekleidete Menschenmenge: ein Dutzend älterer Herren im Gehrock und Zylinder, Blumen, eine Musikkapelle. Das ganze Fischerdorf scheint sich versammelt zu haben. Sicher, denkt Tante Aline, ist es eine Hochzeit oder sonst irgendeine Festlichkeit. Gottlob, daß mich das nichts angeht.

Als einziger Reisender entsteht sie mit all ihren Kissen und Reisetaschen dem Zuge und sieht sich nach einem Gepäckträger um. Da stürzt einer der Herren im Gehrock auf sie zu und fragt: „Frau Geheimrat R.“ Tante Aline bspelt, verduzt. Der Herr überreicht ihr stahlend einen Blumenstrauß, gibt den Musikanten einen Wink und zerrt meine ganz verdorrte Tante beim Kinn eines Tuschs vor die Menschenmenge. Umsonst versucht Tante Aline sich loszureißen. Schon springt ein zweiter Herr in Zylinder und Gehrock hervor und begrüßt sie mit einer feierlichen Rede: „Im Namen unseres jungen Badeortes erlaube ich mir, Frau Geheimrat R. als unseren hundertsten Bade-gast zu be-

grüßen!“ — Tuscht. Tante Aline wird im Triumphzug ins Kurhaus geführt. Das ganze Fischerdorf trabt neben dem Wagen einher, zeigt auf sie mit dem Finger und ruft: „Der hundertste Bade-gast, der hundertste Bade-gast!“

Auch im Kurhaus mißfällt es Tante Aline zu entschlipfen. Ihr zu Ehren gibt es ein Festbankett mit den Honoratoren des neuen Kurorts. Reden werden gehalten, Toaste ausgetrauscht. Erst um Mitternacht liegt meine arme Tante im Bett mit Migräne und Essigkompressen. Unten, in den Gesellschaftsräumen läßt man noch lange walter, bis zum frühen Morgen. Ihr zu Ehren...

Am nächsten Morgen entflieht Tante Aline, um neuen Überraschungen zu entgehen, ins Dorf. Aber auf Schritt und Tritt sieht sie, wie die Leute sie neugierig begaffen, wie sie auf sie zeigen, und sie hört, wie sie einander zuflüstern: „Da kommt sie, der hundertste Bade-gast!“

Erglimmt zog sich Tante Aline ins Kurhaus zurück. Sie saß den ganzen Tag über in ihrem Zimmer und ging nicht einmal zu den Mahlzeiten hinunter. Nun — schließlich gewöhnt man sich an alles. Auch an den Ruhm. Selbst meine gute Tante unterlag ihm, doch er erwies sich als treulos und flüchtig. Mit leisem Befremden mußte sie nach kurzer Zeit feststellen, daß niemand auch nur den Kopf nach ihr umwandte, geschweige denn, daß das halbe Fischerdorf ihr nachgeholfen wäre, wie am ersten Tage.

Als vollende der tausendste Bade-gast mit noch größerem Aufwand an Blumen, Gehrocken und Festreden empfangen wurde, litt es sie nicht mehr an der Stille ihrer einstigen Triumphs. Sie reiste ab.

In einem Muschelröschchen steht auf ihrem Schreibtisch die Blitzlichtaufnahme jenes unvergesslichen Festabends. Neuerdings besucht Tante Aline alljährlich die mondänen Badeorte. „Aber nirgends“, sagt sie, „habe ich es so nett getroffen, wie bei jenen redlichen Fischern.“

SCHÖNER ABEND

Es ist eine richtige Frühlingsnacht,
So milde, duftend und lind,
Mit Mondenschein und Sternensprad
Und leife hobendem Wind.

Es ist so friedlich auf der Welt
Wie loht nur im Gedicht.

Und der Rundfunk hat auch noch nicht abgeteilt.
Da kommen sie heute wohl nicht.

Jürgen Bieger

Die Kaiser von Abessinien

(E. Thöny)



„Kannst du mir verzeihen, Halle? Dein kleiner Viktor Emanuel wird es auch ganz gewiß nicht wieder tun!“

Gi' Imperatori d' Abissinia: "Hallè, mi puoi perdonare? Il tuo piccolo Vittorio Emanuele non lo farà più, no davvero!,"

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Canterbury sammelt für die Sowjets

(Erich Schilling)



„Ich überreiche Ihnen als erste Rate eine Anweisung auf 110000 Pfund. Möge das Geld Segen bringen!“

„Wird es, wird es, Genosse Erzbischof. Jetzt können die Kinos, die wir aus den Kirchen machen, viel luxuriöser ausgestattet werden!“

Canterbury raccoglie per i Sovieti: „Vi consegno come prima rata un assegno di 110000 Lire Sterline. Che il danaro Vi porti benedizione!“,

„Certo certo, compagno arcivescovo: adesso i cinematografhi che noi apriamo nelle chiese, possono essere addobbati con più lusso!..“



DIE FEDER AM HÜTL

VON WALTER FOITZICK

Ich habe mir eine Feder ans Hüt! gesteckt. Hüt! ist zuviel gesagt. Es ist ein Vorkriegshut mit einem Vorkriegsband und einigen Vorkriegsflecken dran. Der Hut ist englischer Herkunft, die Flecken stammen aus Deutschland. Was mache ich da? Viele Redereien! Kurz gesagt, es ist halt ein alter Hut. Grün ist er, wie ich mich erinnere.

Die Feder, die ich mir an den Hut gesteckt habe, ist auch keine einfache Feder, sondern ein Arrangement aus drei Federn. Der Fachmann nennt so was ein Gesteck. Mein Gesteck besteht aus drei Federn, einer langen grauen, einer kurzen braungestreiften, und unten herum eine Art Bettfedern, wie ich sie auch in der Steppdecke habe. Am Hut aber nennt man so etwas, glaube ich, Adlerflaum. Es ist ein sehr diskretes Gesteck, wie mir der Mann im Laden sagte, denn ich habe den Adler und die anderen Tiere nicht selbst geschossen, sondern die Federn kurzerhand gekauft, ohne Marken und ohne Beziehung, einfach so. Der Händler hat die Tiere auch nicht an einer schroffen Felswand der Alpen erlegt, sondern hat sich die Federn aus Sachsen kommen lassen,

denn in Sachsen werden die schönsten Gestecke hergestellt und, wie ich selber annehme, auch die diskretesten.

Dies alles habe ich also jetzt am Hut, und mir ist so, als sei der Hut damit schöner geworden, er hat so was Jägerisches. Ich gestehe, daß ich ihn jetzt etwas schief aufsetze. Wie heißt's in den Liedern und Geschichten? Keck aufs Ohr gedrückt. Jawohl, keck, das ist das Wort. Keck sagt eigentlich kein Mensch, nur wenn einer ein Wanderlied dichtet oder was Naturverbundenes zu Papier bringt. Vom keck ist's nicht mehr weit zum Jägerlois und zum herztäusigen Bus.

So trage ich meinen Hut. Mit den Federn sind die Flecken legalisiert, sie künden von Wind und Wetter, taufrischen Morgenstunden und abendlichen Nebel im Unterholz. Wenn ich jetzt ins Büro gehe, müßte ich eigentlich eine Büchse über die Schulter werfen und einem überaus getreuen und klugen Hunde pfeifen. Aber da pfeift keiner, nur gelegentlich mal die Tramwagenschaffnerin, und die schmettert dazu: „Zurückbleiben, der Wagen ist besetzt.“

ZWEI WELTEN

Ein Knäblein übt am Wiesenfaum den sogenannten Purzelbaum, wird nachgerade damit fertig und steht nun da, des Lobs gewärtig vonseiten eines älteren Herrn.

Dem aber liegt das weltenfern. Im Gegenteil, er nennt es albern, so lächerlich herumzudalbern und höpflinge Späße zu entfalten. Der Kopf ist da, ihn hochzuhalten!

Was er denn feinerleite auch tut, indem er fortzugehn geruht...

War das kein Ernst? frag' ich mich bang-
Wie! Oder war's - Relangtimgang?
(Wer weniger höflich ist, der nennt's
ganz einfach Neid aus Impotenz.)

Das Knäblein, ungetrüb und helter,
übt jedenfalls zunächst noch netter
und übt, bis daß es ihm gelingt
und es den Kopfstand fertig bringt.

Ratatöhr



„How nice, colonel, man muß das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden!“

Concerto di beneficenza a Londra per gl' Indiani affamati: „How nice, colonnello! Si deve unire l'utile al dilettevole!„



„Dein Verlobter gefällt mir ja ganz gut, aber, wenn wir Frieden haben, verdient er doch nichts mehr!“
 „Aber, Daddy, du denkst auch immer gleich an das Schlimmste, wir hoffen doch auf einen dritten Weltkrieg!“

La speranza di Wallstreet: „Il tuo fidanzato mi piace assai; ma quando avremo la pace, egli non guadagnerà più nulla, „Ma, Daddy, tu pensi sempre al peggio; noi speriamo pure che ci sia una terza guerra mondiale!„

DAS WÖRTERBUCH

VON SCHLEHDORN

Waldemar war ein junger Gelehrter von jener Art, die sich als Ziel der Wissenschaft ein großes Wörterbuch erträumt, in dem man alles, was ist, nachschlagen kann, von den Anfängen und Arten bis zu den Zusammenhängen und der Zukunft. Er stellte fest, daß es schon eine Unzahl von Sach-, Fach- und Sprachlexika gäbe, unter letzteren so gar solche für Sueshah, Jäger und Gaunersprache, ferner Reimlexika, Wörterbücher für Synonyme und für Fremdwörter, bis auf ...

„Heureka, Herta, ich hab's!“ jubelte er seiner Frau entgegen. „Es gibt noch kein Lexikon der Schimpfwörter.“

„Aber, Waldemar, wer wird dann auch schimpfen.“

„Ich bitte dich, Herzchen, bedenke: welche kulturelle Bedeutung hatte das Schimpfen schon bei den homerischen Helden, die sich vor dem Kampf in die rechte troisch-mykenische Wut hinein-schimpften. Oder bei den großen Rednern der Antike, was haben sich zum Beispiel Demosthenes und Aeschines im Kranzprozess (330 v. Chr.) alles an Schimpfwörtern an den Kopf geworfen, übrigens ohne daß das Gericht mit Ordnungstrategen eingeschaltet wäre. Was haben die gelehrten Humanisten geschimpft, — und manchmal heute noch Wissenschaftler, die verschiedene Meinungen haben, und Nachbarn, die die dieselbe Waschküche haben... Alles Sprichgut ist aufgezzeichnet, sogar das der Botanikern, warum nicht das heimelste Schimpfwort? Ich sehe es schon vor mir, lieblich: zwei Lexikonbände, Hand- oder Taschenausgabe, mit dem Titel: „Deutsches Schimpfwörterbuch, das gemeindeutsche und gauländische Schimpfwort, gesammelt und erklärt von Waldemar.“

Und gewidmet seiner lieben Frau“, freute sich Frau Herta.

„Gewiß, mein Schützchen. Und das wird dann neben dem römischen Wörterbuch der Deutschen Sprache stehen und auf keinem Tisch eines Schöffenrichters, Pädagogen (früher hätte man noch hinzugefügt: Parlamentariats) fehlen.“

„Aber: woher willst du denn das Material nehmen, Waldemar? Kennst du jemand, der schimpft?“

„Gewiß nicht, Mädchen; aber aus Büchern kann man keine Schimpfwörter sammeln. Schakspeare bringt zahlreiche, aber die sind veraltet. Die Schriftsprache ersetzt manche durch Pünktchen, aber sie sind dann besonders bekannt. Ich muß im Lande sammeln gehen, wie einst die Brüder Grimm ihre Märchen sammelten.“

Und er ging auf eine Studienreise. —

Sie begann in einem rheinischen Ort, dessen Fischhändlerinnen wegen ihrer Südde im Schimpfen berühmt sind. Waldemar zupfte neckisch einige tote Fische am Schwanz und schon stemmte die betreffende Dame die Arme in die Hüften und aus ihrem Mund ergoß sich eine Flut der unverschämtesten Schimpfwörter, die hier zumal bei diesem vorüberauschenden Material, wie einem, der im D-Zug durchs Museum fährt.

„Halt!“ rief er freundlich und bestimme, „bitte, das ganze noch einmal. Aber bitte genau so.“

„Hät!“ sagte die Frau, und ihr Mund blieb offen stehen.

„Bitte, noch einmal. Sie tun der Wissenschaft einen Dienst.“ Aber es kam nichts mehr.

„Der ja knatschjäck“, hörte er nur noch hinter sich her. („Knatschjäck“ hatte er schon notiert.)

Der Berliner will geizig sein, sonst ist er der gutmütigste Mensch der Welt. Waldemar weckte also einen Taxichauffeur, der im Warten schlief. „Na, wo soll's denn hingehen?“ fragte der wackere Mann.

„Ich will ihr Auto gar nicht benutzen. Ich wollte nur fragen, ob Sie lieber vor- oder rückwärts fahren.“

Das glückte. „Mensch, du hast wohl 'ne kinderleichte Made in deiner weichen Birne?“ begann die Serie von Ausdrücken voll sprachschöpferischer Originalität.

„Bitte, langsam“, bat Waldemar und zückte sein Notizbuch.

Aber da schickte der Chauffeur sich an, von seinem Wagen herunterzusteigen, und die Situation erschien für wissenschaftliche Forschung nicht mehr geeignet. Waldemar zog sich zurück. Warum schimpfen die Menschen nicht langsam, fragte er sich, und mit Überlegung und Bedacht? —

In einer anderen Stadt fand er beim Mittagessen einen, der in Ausdrücken voll bodenständiger Kraft erst überrass schimpfte und dann auf den Wirt. Aber als Waldemar die wertvollen Worte mitschreiben wollte, sagte der Tischgenosse:

„Verehrt Herr! Erstens habe ich nichts gesagt. Zweitens haben Sie auch über das Essen geschimpft. Drittens waren keine Zeugen dabei. Viertens habe ich den Wirt gar nicht gemeint. Und fünftens bin ich hier Stammgast. Oder glauben Sie, ich wollte mich noch einmal wegen Beleidigung verurteilen lassen?“

Der Rest der Mahlzeit verlief ohne Konversation. —

In Wien begegnete es dem Gelehrten sogar, als er auf dem Stephansplatz einen Bürger nach dem Stephandom fragte, daß statt des erhofften Zorns nur die freundliche Antwort kam, der Herr möchte sich, bittschön, bellüßig ganz ein kleines bißel um seine eigene verehrte Achse drehen, dann hält' er die große Kirchen grad' vis-à-vis.

Nach München ist Waldemar gar nicht erst gefahren, dann man hatte ihm gesagt, in Bayern wurde überhaupt nicht geschimpft. —

Mit geringer Ausbeute kehrte er heim. „Ist unsere Schimpfkultur im Niedergang?“ fragte er sich. „Stirbt die Schimpfkunst aus? Um so mehr müßte

FRAU IM FRÜHLING

Aus dem chinesischen Roman „Die beiden Cousinen“

Nachdichtung von Gerhart Haug

Wenn die Weidenkätzchen springen.

Zieht man nicht die Jalousie empor.

Einer hübschen Frau geheime Sorgen

Malen sich in ihren Augen wie ein Flot

Bei der Frühlingswärme liebt sie nicht

Die Brauen sich zu schwärzen.

Und die goldne Nadel hoch zu stecken.

Hat sie kaum noch Lust.

Aber freuen würde sie sich tief von Herzen.

Könnte sie sich stürzen in der Blumen Blust.

Ach, vergangen sind die Tage,

Wo man auf den Rasen eilt' und Pflanzens setzt.

Plaudernd, lachend, spielend, hätte sie

Sich gern mit einem klugen Mann ergötzt.

Doch sie spielt nicht mit der goldnen Nadel

In den Haaren.

Nur der Faustkampf sagt ihr zu als Spiel.

Ihre Seele fühlt sie stets erböschen.

Ob sie siegreich war, ob sie besigt am Ziel.

Wenn sie ganz bedachtsam kämpft, so schnell

Der Gefährtinnen Gedanken bindet und kraus dahin.

Wenn sie ihre Seidenärmel hebt, so ist's

Wie Wolken Schatten, die vorüber ziehn.

Ihre feinen Finger lassen blaue Flecken

Auf der jadegleichen Haut zurück.

Sie sich küssen und sie treffen

An der Schaukel sich in heiterem Glück!

Und die starken und die leichten Schläge

Gehen ihnen niemals tiefer ins Gemüt.

So zum Abend geht es. Doch die Blüten

Jenes Birnbaums dort im Hofe sind schon längst verblüht!

man dann ihre Blüten sammeln, wie es An'lm und Brentano einst mit den Volksliedern getan.

Er wandte sich an seinen alten Wachtmeister, dessen Stimme ihm noch von der Reistunde her in den Ohren klang. „Aber Männchen“, sagte der, „Ich bitte Sie, Schimpfen im Dienst ist doch strengstens verboten.“

Er richtete Schimpfen ab, bei sich im eigenen Heim. Zutrotz hatte er reichlichen Zuspruch, und es machte allen Spaß. Aber schon am zweiten Abend nahmen einige läbel und andere wiederholten sich. Und beim dritten Male war es wie in jener Zeit, als befreundete Familien im Lesekränzchen mit verteilten Rollen Dramen lasen, gezwungen, unnatürlich und ohne Originalität. Als kurz darauf Frau Herta in dem Manuskript las, — sie war gerade bei „Akte IV“ und kurz vor den Stellen, die sie eigentlich nicht lesen sollte, — kam aufgeregt eine Nachbarin:

„Sehen Sie nur, meine Liebe, draußen Ihren Mann. Er verteilt Bonbons unter die Kinder.“

„Wie nett?“

„Nett? Für jeden Bonbon läßt er sich ein Schimpfwort sagen. Meine Ingrid hatte gestern drei schöne, neue Schimpfwörter aus der Schule mitgebracht für Onkel Waldemar. Und mein Dieter hat heute sogar sechs Bonbons, von Onkel Waldemar, ihr Mann ist ja schlimmer als der Ratenfänger von Hameln.“

Das war vielleicht ein neues Schimpfwort. Aber nun war auch diese Quelle verstopft. Waldemar sah ein, daß die wissenschaftliche Forschung voll Mühsal ist.

Endlich eines Abends fand er zwar, die Arm in Arm, mit schwerer Schlagselle, die schönsten Schimpfwörter tauschend, in der nächsten kleinen Kneipe verschwinden. Waldemar ging hinterher. Er fand in der „Guten Quelle“ eine Menge Material. Außerdem fand er, daß die Marie Sie war eine junge Verwandte der Wirtsleute, von handgreiflicher Schönheit, half beim Bedienen und hielt sich mit runden Armen und den schönsten Kraftausdrücken die Gäste vom Leibe (mit Ausnahmen); schlagfertig, höchst original und hinreißend ordentlich — Waldemar glaubte geradezu die Muse des Schimpfens entdeckt zu haben.

Er kam mit ihr ins Gespräch, notierte sich zahlreiche Ausdrücke auf die Speisekarte, und kam am nächsten Abend wieder. Am dritten Abend sagte die Marie:

„Sie sind wirklich ein geistreiches Luder (Luder hatte er schon), auf die Art hat es noch keiner bei mir versucht.“

Und ehe er zu später Stunde ging: „Kommt du morgen wieder, du komischer Schweinegell?“ — aber das klang gar nicht nach Schimpfwort... Zu Hause empfing ihn Frau Herta mit der gefahrenen Frage: „Waldemar, wo warst du?“

„In der guten Quelle... Sie ist wirklich eine gute Quelle.“

„Sol Da soll ein auffallendes Mädchen sein — Marie! Mit der Marie (wie sie: Marie! sagte!) bist du in sehr vertrautem Gespräch betroffen worden. Sag mal, hast du wirklich nur mit ihr geschimpft, Waldemar?“

Er schwieg. Und nun brach des Gewitters los: „Na, mein Lieber! Du bist mir ja ein Feinder! Du bist mir der Rechte! Ein würdiger Vertreter der Wissenschaft! Waldemar!“

Da merkte er, daß das alles ja geschimpft war. Sogar Waldemar war ein Schimpfwort (einzuordnen vor: Waldesal, wahnsinnig, und: Waldes). Er wurde irre an seinem Werk.

Das Ende der einseitigen Aussprache war der Entschluß, das „Deutsche Schimpfwörterbuch“ nicht zu schreiben.

„Soll ich es vielleicht mit einem Lexikon der Kosmoworte versuchen, mein Lieber?“

„Das könnte dir so passen! Unter Mitarbeit der Marie, und mit welchen guten Quellen sonst noch!“

Waldemar hat kein Wörterbuch herausgegeben. Wenn aber ein Gelehrter (vielleicht ein unverheirateter) das Schimpfwörterbuch fortsetzen will, so stellt er ihm gern sein Material zur Verfügung. Und auch die Adresse der Marie.



RÜBEZAHL HAT GEHOLFEN

VON HEINZ KASPER

Im Riesengebirge lebte ein armer Weber, der hatte sieben unmündige Kinder und dazu eine magere Ziege die ebenfalls dauernd nach Futter meckerte.

Als es eines Tages im Hause gar nichts mehr zu knabbern gab, machte er sich auf den Weg zu seiner reichen Base, die so geizig war, daß sie sich nur das Schwarze untam Nagel gönnte.

„Eine Schwalbe voll Saubohnen kennst du haben“, sagte sie hochmütig und holte einen Korb davon herbei. Sie waren alle schon schimmelig und von den Mäusen angeblissen.

Der Weber, der sich ingehemmt ein paar Eier oder eine Schwarte Speck erhofft hatte, sagte trotzdem danke schön und machte sich auf den Heimweg. Es dämmerte schon, als er durch den Wald kam. Rechr gehauer war ihm nicht zumute. Aber ein gutes Gewissen und ein leerer Beutel, lassen keine Furcht vor Räubern aufkommen, und gegen böse Geister trug er ein Amulett auf der Brust.

Ach, der brave Mann, jetzt war es so weit gelassen, nur um faule Bohnen helmzubringen, wie isten ihm seine Kinder leid, wie sollte er damit vor sein gutes Weib hinfreten? Traurig schritt er fürbald. Er mußte an Rubezahl denken, von dem so viele Segen berichteten, wie er armen Leuten geholfen hatte. Und in seiner Einfaht wünschte er, daß auch ihm geholfen werden möchte. Unwillkürlich formte sich sein Mund zu den Worten: „Rubezahl hilf!“

Aber nichts antwortete, nur der Wind blies dem einsamen Wanderer um die Ohren, und ein Kitzchen Schrie.

Wie der Weber auf eine Lichtung hinaustrat, verhielt er plötzlich den Schritt. Da saß auf einem umgestürzten Baumstamm, gestützt auf einen mächtigen Eichenstock, Rubezahl, wie er dem Volke im Ruckel vertraut ist.

Jetzt darfst du keine Angst zeigen, sagte sich der Weber, sonst dreht er dir das Gesicht ins Ge-

nick. Ohne Zaudern schritt er weiter, obwohl ihm die Beine fast den Dienst versagten. Geradewegs auf den Berggast ging er zu, „Ist es erlaubt?“ setzte er sich tapfer neben ihn, legte seinen Rucksack ab, zog ein Stück Brot aus der Tasche und begann es hinabzuwerfen.

Rubezahl warf ihm einen finsternen Blick zu, aus seinen Augen brannte es wie Kohlenfeuer, wenn er seinen Bart strich, knisterte es und ein Trill von seinen Siebenmeilenstiefeln hätte genügt, drei Weber über Berg und Tal zu befördern.

„Du scheinst mir ein recht armer Schlucker zu sein“, ließ er sich nach einer Weile mit einer Stimme, die wie tönendes Erz klang, vernehmen, „was hast du denn in deinem Rucksack?“

„Saubohnen“, sagte der Weber.

„Hast du denn Schweine?“

„Nein, Kinder.“

„Und die fütterst du mit elenden Bohnen? Davon werden sie nicht fett werden.“

„Ich habe nichts anderes“, klagte der Weber.

„Ach, wenn mir nur Rubezahl hülfte.“

Der Berggast lachte scheuig, und das Echo lachte noch schaueriger, daß des Webers Herz, das ohnehin bereits in die Hose gefallen war, noch tiefer rutschte. „Hehe, Rubezahl soll dir helfen? Nein, wenn du dir nicht selber hilfst, wirst du samt den deinen verhungern.“

„Vielleicht hilft er mir doch“, sah ihn der Weber flehentlich an.

Rubezahl strich sich den Bart und brumpte etwas in sich hinein. „Ne, dann geh deiner Wege, ehe es Nacht wird“, befahl er kurz, „und wenn du heimkommst, magst du recht große Freude an deinen Bohnen erleben.“

Der Weber nahm eilig seinen Rucksack auf, sagte: „Grüß Gott“, und stapfte davon.

Es war nun schon finster geworden und ein böses Wetter zog herauf. Ein Blitz zuckte, die alten Tennen begannen zu rauschen. Heulend brach der Sturm los. Der Weber lief, was er laufen konnte. Es war ihm, als ob jemand hinter ihm herfolge, hoch oben in den Lüften pfliff und jaulte es, der ganze Wald kichzte und stöhnte.

Schweißgebadet kam der Weber heim.

„Mann, warum kommst du so spät?“ empfing ihn sein Weib und die Kinder, die auf den Vater gewartet hatten, starrten ängstlich auf ihn.

Mit klappenden Zähnen stieß der Weber hervor: „Ich bin Rubezahl begegnet. Er saß auf einem Baumstamm, seine Augen brannten wie Kohlenfeuer, und wenn er sich den Bart strich, stoben die Funken.“

„Mann, aus dir spricht der Schnaps“, gebot ihm die Weibin Einhalt, „schreck! doch die Kinder nicht, was hast du denn heimgebracht?“

„Einen Rucksack voll Saubohnen“, berichtete der Weber niedergeschlagen.

„O je“, riefen die Kinder, „Saubohnen haben wir ja alle Tage.“

Indem hatte die Weberin schon den Rucksack geöffnet. Mit einmal stieß sie einen Schrei aus. „Mann“, rief sie, „das sind keine Saubohnen, sieh!“

Und als der Weber sah, waren es lauter große, wundervoll duftende Kaffeebohnen.

Da jubelten die Kinder, tanzten wie nährlich im Kreise herum und riefen: „Rubezahl hat geholfen! Rubezahl hat geholfen!“

Der Weber stand ganz verdattert. Nun hatten sie mindestens für ein Jahr herrlichen Bohnenkaffee. Ach, was war das für eine Freude in dem kleinen Weberhäuschen, sogar die Ziege im Stall meckerte voll Vergnügen. Und als dann die Kinder schlafen schliefen, saßen der Weber und seine Frau noch lange beisammen, und sie sträubte sich nicht gegen das Ansinnen, daß eigentlich auch noch ein scharfes Kind an dem Segen teilnehmen könnte.

Damit ist die Geschichte, die unentschieden zwischen Sage und Märchen pendelte, aus, wenn sie nicht nur zu Hälfte mit einem happy end schließt.

Denn Rubezahl saß zu Hause in seiner Baude, stierte vor sich hin und fluchte: „Höllsaktra, jetzt hat mir das Webermännchen meinen Rucksack mit dem Kaffee gegen seinen mit den Saubohnen vertauscht, ich Hadempp!“ Und aus seinen Augen stoben die Zornstrahlen.

Denn, daß das Männchen der Berggast Rubezahl hätte sein können, der ihn gerechterweise einmal für seinen schwunghaften Schmuggel bestraft hatte, der Gedanke kam dem Schwarzröt nicht. Dazu fehlte es ihm an der Einfaht des Gemütes.



„An der Türe rütteln, Egon, das soll schon was sein — wahre Leidenschaft bricht Türen auf!“

Disprezzo: „Scuoter la porta, Egon, non è gran cosa! ... La vera passione spacca le porte!,,

AUS DEM TAGEBUCH EINES TELEFONHÜTTLELS

VON STEFAN HOLLENTHONER

Ich bin ein öffentlicher Münzfarnsprecher, zu deutsch: ein Telefonsautomat, auf wienersich: Telefonhüttel. Meine Brust ist aus Eisen, mein Herz ist aus Stahl, und das ist gut so, denn kein Lebewesen würde das aushalten können, was ich auszuhalten habe. Schon meine Nahrung besteht aus beinhalten Münzen und mein Magen widerlegt die Regel, daß man Geld nicht essen kann. Gegen meine Brust wird bisawellen getrommelt, geballert und geboxt und Worte wie: „Verdammtes Krüppelspüll!“ oder: „Malerfischchen, bländiger!“ sind nicht gerade selten. Ich quittiere all das mit buchstäblich eiserner Ruhe, denn mir fehlt die Gabe der Sprache, um dem wütenden Kunden zu sagen: „Du hast bloß deinen Finger ins unrichtige Loch gesteckt, laß das Poltern, rufe nochmals, aber richtig an, denn meine Uhr rückt vorwärts!“ Ich bin eine Maschine und irre mich nie. Irren ist menschlich, aber nicht maschinlich. Ich versage nur, wenn der Mensch versagt oder wenn ich krank bin, wenn eine Schraube locker ist oder so. Menschen versagen auch, wenn sie

gesund sind. Bei ihnen ist immer eine Schraube locker, zumindest bei denen, mit denen ich zu tun habe. Bitte, ich bin nur geracht! Zum Beispiel: Da da, der jetzt die Tür aufreißt, mit seinen ungeschickten Füßen auf meiner elastisch schwingenden Fußplatte keinen Halt findet und Rüttelbahren spielt, den liebe Ich! Er kommt jeden zweiten Nachmittag und bestellt in den „Gloria“-Lichtspielen Karten für die Abendvorstellung. Wie er das macht, ist bemerkenswert. Eben stößt er mir das Geldstück hinein, nun hebt er ab und jetzt steckt er seinen dicken Finger in die Wehlscheibe. U-eins-drei- schon falsch! Ich wußte es ja. Es ist immer dasselbe. Wer wird es diesmal? Aha, der Reporter Fliegenschnee. Ich sehe förmlich, wie er, mit weitgeöffnetem Kragen auf der Ottomane liegend, faul nach dem Hörer greift. „Hallo! Hallo!“ schreit inzwischen mein Gast hektisch in meinen Nabel vulgo Sprechdose. „Sehr erfreut, lieber Hallo!“ kommt es vom andern Ende, „hier Fliegenschnee“

„Was, wie, wer?“ Ich bekomme einen Faustschlag, daß mein Mageninhalt klirrt. „Ist dort Gloria?“ „Allemaal: Gloria-Viktoriala Hollöder!“ „Sind Sie besoffen?“ „Allerdings. Glauben Sie, ich würde Ihnen sonst so lange zuhören?“ „Trottel!“ „Röstest Sie sich: Selbsterkenntnis ist der erste Weg zur —“ „Klicke! Ich klinge den Hörer in die Aufhängeklappe geschmettert, daß es kracht. Mein lieber Kunde schiebt sich den Hut aus der purpurroten Stirn und beginnt von neuem. Er geht auf Ganze und trifft es auch diesmal — belnahe richtig. Am Schluß nimmt er — es ist jedesmal dasselbe — statt einer Zwei eine Drei, sonst stimmt es. Es meldet sich also der Dentist Ritter, dessen Eingrimm über seine beharrliche Verwechslung mit den „Gloria“-Lichtspielen schon vorgestern benedikliche Formen angenommen hat. Heute dürfte es wohl die Kulmination geben. Hören wir: „Hallo! Dort Gloria?“ Ich halte meinen stählernen Atem an, denn ich fürchte, daß die Wut des Dentisten meine Drähte zum Schmelzen bringen wird. Doch, welch Wunder... „Ja, hier, Gloria-Lichtspiele“, ertönt es honigsüß, „wünschen Sie Karten?“ „Jawohl. Zwei gute Karten für die Abendvorstellung.“ „Bitte sehr, ist schon geschehen!“ „Aber Sie: Fußfreier!“ „Selbstverständlich. Mit einem gepolsterten Fußschamel... Ja, das ist ein Neues für unsere lieben Stammkunden. Vergessen Sie bitte nicht: Ab heute beginnt die Abendvorstellung statt um acht Uhr erst um acht Uhr dreißig!“ „So. Na schön. Was ich noch fragen wollte: Was spielen Sie denn heute überhaupt?“ „Vater und Mutter!“ „Vater und Mutter —? Ist das was Neues oder was Altes?“ „Etwas sehr altes. Aber gut!“ „Na hoffentlich... Ja, aber ich wollte Ihnen doch noch etwas sagen —“ „Klicke! Der Dentist hat eingehängt. Mein Kunde steht da und legt sich den Hörer an die geruntelte Stirn. Er dankt nach. Es dämmert ihm eine furchbare Erkenntnis. Pöblich faucht er: „Der Kerl hat sich ja gar nicht interessiert, auf welchen Namen er reservieren soll...! Vater und Mutter —? Na warte, dir werd' ich's geben!“ Neuerlich bohrt er mir seinen Finger in die Wehlscheibe und dreht, daß ich erbebe. In seinem Rechedurst wählt er sogar richtig eine weibliche Stimme meldet sich: „Hier, Gloria-Lichtspiele.“ Im nächsten Augenblick aber springt mein Zeigefinger in die Ruhstellung, die Sprechzeit ist abgelaufen. Ich bin korrekt und unbeschädigt. Mein Kunde nennt mich eine „Canaille“ und zerrt seine Geldbörse aus dem Hosensack. Er fängt nervös an einem Zehnplennigstück und findet keins. Goldscheine quellen heraus, Aufgebotscheine, Briefmarken, Kellerschlüssel — ein ganzer Haufen, nur kein Zehnplennigstück! Von draußen klopft der nächste Kunde an die Fansierscheibe: „Sie wollen Sie da drinnen baden? Beallen Sie sich!“

Mein so arg geplöppter Gast stoppt sich seinen Kram in die Tasche. Mit der Miene eines Mannes, der auf alle Telefone pfeift und seine unbeschreibliche Erbitterung an Ort und Stelle abladen wird, stößt er die Tür auf, bekommt die eilig Zurückschlagende auf den Bauch, und ist schließlich draußen.

Ein Hübscher, junger Mann steigt herein; während er sein Geldstück sucht, pfeift er sich ein Schließloch wirft er ein, hebt ab und bewegt die Wehlscheibe mit schlampigen Griffen. Grad auf

INSEKTENFABELN

VON WILHELM FLEYER

Zeichnungen Fr. Bittli



Mottenzitate

Ob Pelz, ob Wolle nah oder nicht,
Die Motte legt Eier, zweihundert, und spricht:
»Wachet und vermehret.
Semper aliquid haeret.«



Hinterherum

Der Keulenkäfer, emsig geast
Von Emfen, griffte feines Falles:
»Wae man hriegt, Iolt man treffen,
und wenn man plabt —
Und für Narhotika lriegt man doch allest«

Der Buchdrucker

»Es lautet dieser schwierige Text:
Wie hoch auch eine Fichte wächst,
Ein kleiner Käfer, kurz und gutt,
Macht sie ganz nebenbei kaputt.«



Vorgeburtliche Erziehung

Die Stierkäferfrau zur Roßkäferfrau:
»Ja, die Lärchen sind zart und das Leben ist rauh,
Drum gehört das Ei den Sand daneben —
Früh ferne die Larve, zum Mist zu treiben.«





„Die Folterwerkzeuge stammen aus dem sechzehnten Jahrhundert!“
„Sehr interessant, damals gab es anscheinend auch schon Neutrale!“

Nel Tower: „Gli strumenti della tortura provengono dal secolo decimosesto?..
“Molto interessante! A quanto pare c'erano già dei neutrali anche allora!“



„Sobald mein Mann im Bett liegt, schläft er augenblicklich ein!“
„Meiner nicht, der sagt noch rasch: ‚Angenehme Ruhe!‘“

Il migliore: „Appene mio marito giace in letto, s'addormenta immediatamente.“
„Il mio no; egli in fretta mi dice ancora: ‘Buon riposo. I.’“

ein Haar schnappt es jedesmal ein. Als der Summer ertönt, lehnt sich der junge Mann in die Ecke zurück, spreizt die Füße gegen die gegenüberliegende Wand und tastet in sonniger Zerstreuung seine Taschen nach der Zigaretten-dose ab. Sein Mund ist von der Sprechdose be-sorgnisserregend weit entfernt.

„Hier Schneiderhahn. Wer dort?“ Meldet sich das andere Ende.

„Ne, endlich!“ sagt mein Jüngling und meint da-mit die Zigaretten-dose, die er eben gefun-den hat.

„Wie, bitte? Ich verstehe nicht!“ Mein Kunde beugt sich erstunt ein wenig vor. „Ich verstehe aber sehr gut. Servus, hier Fritz. Du wolltest, daß ich dich anrufe. Hörst du mich?“ „Ich höre jetzt etwas besser. Servus! Hör zu, es handelt sich um folgendes —“

Fritz lehnt sich wieder zurück und läßt den Schneiderhahn reden. Er sucht jetzt in allen Tas-chen nach den Streichhölzern, findet sie endlich und soll nun das Problem lösen, in der einen Hand den Hörer zu halten und mit der anderen an der widerspenstigen Streichholzschachtel das Holzchen anzuzünden und dann die Zigarette an-zuzünden. Der Versuch, den Hörer zwischen Ohr und Schulter einzuklemmen, scheitert. Kurz ent-lassen legt er mir den Hörer auf den Scheitel und, während der andere bereits brüllt und sel-tenen Apparatschimpf und malträtiert, weil er von Fritz kein Sterbenswörtchen hört, zündet sich dieser ohne jede Hast seine Zigarette an. Als der Hörer, aus dem es ununterbrochen quetscht und quakt, bereits leicht zu hüpfen beginnt, er-innert sich Fritz seiner und nimmt ihn ans Ohr. Er ist über den Wirbel, der ihm da entgegen tönt, peinlich betroffen.

„Hallo! Was ist denn los, warum schreist du denn so fürchterlich?“ ruft er plöckert.

„Gott sei Dank! Daß du noch da bist! Ich habe davor von dir kein Wort gehört. Diese Hunds-telefon!“

„Schreckliches Glumpert“, sagt Fritz, runzelt die Augenbrauen und versetzt mir einen mißbilligen- den Stoß.

„Jetzt geht es ja wieder. Also hör zu, Fritz, ich fange noch einmal von vorne an —“

Fritz seufzt gekümmert, sein Blick schweift mir die Schuld zu, und dann lehnt er sich wieder sehr bequem zurück, schiebt sich den fischen, hell-grauen Hut in die Stirn, schließt die Augen und saugt ergeben an seiner Zigarette. Der arme Schneiderhahn rackert sich ab und flieht um Ge-

Vorsicht - Prudenza

(J. Hagenbarth)



„Schau mal, ich glaube, die Kaffeebohne, die wir gesät haben, keimt!“ „Still — still — sonst kommen wir unter die Selbstversorger!“

„Guarda un po': io credo che il chicco di caffè che abbiamo seminato, germogli!“

„Taci, taci... altrimenti veniamo nella lista degli autofornitori!“

hört. Manchmal hört er etwas, das wie ein fernes Ja oder Nein klingt, schließlich wird es ihm doch zu dumm, und mit dem Aufgebot seiner ganzen Lungenkraft schreit er: „Hörst du, ich bin doch keine Wurzel! Das nächste Mal suche dir ein bes- seres Telefon aus! Ich werde dir einen Brief schreiben! Servus!“ Aus.

Fritz öffnet die Augen, sie sind voll Kummer über die nutzlos vertane Zeit. Doch im Nu füllen sie sich mit Glanz und Freude. Er knipst den Hut zu- rück und springt wie ein Hecht zur Tür hinaus. Draußen heftet er sich an die Fersen einer kurz- berockten Schönen. Aus.

Als es Abend wird, kommt ein bescheidener, klei- ner Mann zu mir herein. Er ist nicht mehr der Jüngste, aber seine blauen, etwas vorspringen- den Augen glänzen wie die eines Jünglings. Wie er hereinsetzt, nimmt er den Hut ab, als wäre er in einer Kirche. Auf seinem stark gelicheten Scheitel fällt der Schimmer des Abendrotes. Mit Bedacht wählt er die Nummer, nimmt fädelich den Hörer auf und wartet, den Mund ganz an der Sprechdose, bis es losgeht.

„Wer ist dort?“ meldet sich eine weibliche Stimme, zaghaft wie die eines Vögelchens. „Ich bin“, flüstert mein Gast und muß sich vor Bewegung räuspern.

„Puppisklein —?“

„Ja, Mutterlemaus! Was tuselst du denn?“

„Dein Schnurkesele wird jetzt ein bissl essl und dann schlaf geh. Und du mach fahrl, weit fort fahrl, mein goldiges Kindlie!“

„Ich werd' aber immer an mein Putzli denken, und morgen bin ich wieder bal dirl!“

„Aber bestimmi kommarli!“

„Bestimmierrli!“

„Bussl —!“

„Bussli!“

Es folgen Kußgeräusche hüben und drüben.

„Also, Widerschneul! Geh jetzt schön schlief. Tu schön lieg — lei, lei!“

„Und ein bissl schnarch-pi-pel!“

„Und dann heid! — wuuuh!“

Bei anhaltenden Kußgeräuschen läuft meine Uhr ab. Mein Kunde setzt sich den Hut auf und testet sich, vor Glück und Liebe halb blind, zur Tür hinaus.

Eine Stunde später wird es stiller um mich. Mein weißes Auge mit dem stählernen Zeiger starrt in die Nacht hinaus.

Ich mache „heid! — wuuuh.“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nüchel)



Sie war so schön! So schön war sie! Ich konnte nicht an ihr vorbeigehen. Aber nach der Heirat stellte sich die Kehrsseite nach vorn: so schön sie war, so dumm war sie. Ich hatte es in der Balz nicht bemerkt. Eines Abends las sie im Bett ein dickes Buch. „Johannes!“

„Sternchen?“

„Was ist eigentlich Bigamie?“

„Wenn eine Frau zwei Männer hat!“

„Johannes, du nimmst mich nicht ernst! Das gibt es nicht!“

„Das kommt schon vor“, sagte ich.

Sie lächelte mich mildtätig an: „So? Und wo soll sie das dritte Nachtkastel hinstellen?“

J. H. R.

*

Die Zugkontrolle ist gegenwärtig sehr verschärft worden. Wer widerrechtlich in einer höheren Wagenklasse angeordnet wird, muß die Lokomotive bezahlen. Oder wenigstens beinahe. Ich fuhr von Wien nach München. Dritter Klasse. Als ich ein dringendes Bedürfnis kurz nach Salzburg verspürte und den Ort besetzt fand, ging ich schnell in den Waggon zweiter Klasse hinüber und vollendete dort, was mir zu vollenden bestimmt war. Als ich heraustrat, wartete der Schaffner vor der Tür.

„Ihre Fahrkarte!“

Ich gab sie ihm.

„Sie haben ja Dritter, Herr!“

„Freilich, ich sitze ja auch drüben —“

Ich deutete hinüber. Erklärte ihm des Genze. Aber ich fand kein Verständnis.

„Das wär ja noch schöner!“ schrie der Schaffner, „dritter sitzen und zweiter —“

J. H. R.

AUF DEM GIPFEL

Leicht mit dem letzten erfüllenden Schritte
Fähig schon vergessen die Mühal von mir.
Stolz als der Räume begreifende Mitte
Räume ich Weite in tiefer Begier.

Gipfel an Gipfel in strahlendem Scheine
Flutet es rings ins Unendliche fort.
Doch auch zu Füßen die glitzernden Steine
Raunen des Eng'en erchütterndes Wort'.

Nicht mehr vernehm ich der Schluchzhafter Töten,
Winzig verdümmern die Hütten im Tal.
Klein fühlt das Herz sich und groß doch im Großen,
Wie es sich röhrt nach der noch fehlenden Wahl. —

Größe und frage nicht, atme nur, khaue,
Freudig vertrauend dem Ganzen gefeilt!
Friedepoll über mir röhrt sich das blaue,
Allesumfassende Zeltbad der Welt.

Hermann Senkelbach



„Dieser Auftritt wird mein schwerster sein, aber hoffentlich ist dann Schluß mit der Vorstellung!“

Marte nel Teatro Mondiale: „Questa mia entrata in scena sarà la più difficile, ma spero che sia poi la fine della rappresentazione!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Georg und Eduard

(Wilhelm Schulz)



„Junge, Junge, du hast mich falsch verstanden, ich wollte unsere Feinde einkreisen, und du läßt dich von unseren Freunden einkreisen!“

Giorgio e Edoardo: "Ragazzo ragazzo, tu m'hai compreso male. Io volevo accerchiare i nostri nemici e tu invece ti lasci accerchiare dai nostri amici!!..



FRÜHKONZERT

VON WALTER FOITZICK

Mit ihm beginnt der Tag im Kurort. Wenn die Hähne krähen, schmettern schon die Musikanten. Man sieht ihnen die Bietwärme noch an, aus der sie ungefrühstückt aufs Podium gestiegen sind, obwohl das bei ihnen nicht zur Kur gehört. Der Kapellmeister rührt aus ihnen mit dem Takstock den Feustwalzer, manches aus dem Freischütz und den Morgenschloß heraus. Zur Kurkapelle gehört eine ganz bestimmte Musik. Schon die Großväter haben nach ihrem Takt an den Glasröhren gezupft. Man möchte sie nicht missen, wenn man im Trauerschritt die Wandelhalle entlangschreitet. Es ist wie ein offizielles Leichenbegängnis mit würdevoller Interessenlosigkeit; auf der einen Seite geht's hin, auf der anderen zurück, das rituelle Trinkglas in der Hand und eb und zu ein Schlückchen draus. Meine Mama hat mir immer gesagt, beim Essen und Trinken gehört sich's, bei Tisch sitzen zu bleiben, herumrennen ist unschicklich, merk dir's. Ich hab mir's

gemerkt und deshalb fiel es mir auf, wie die Leute beim Spazierengehen dem Trunk fröhnten. Wenn ich nun so ein Schlückchen nehme, entschuldige ich mich immer bei meiner Mama: Es ist im Preise mit inbegriffen und gehört zur Kur, genau so wie der Pilgerchor auf höchstem Magen. Vorschrift des Arztes, bitte sehr! Und da sie eben mit inbegriffen, nehmen viele Leute die Kurmusik zu sich, die sich sonst nicht ums Musikalische kümmern. Nur nichts auslassen! Meist sind es Herren, die sich in des Lebens Nachmittagskaffeezeit befinden, die hier ihrer Morgenerbeit obliegen. Sie sind gekleidet wie andere Europäer auch, nur auf dem Kopf haben sie gern ein Schirmmützchen, so eines wie früher die Radfahrer trugen. Ich glaube, das ist eine Art Tamkappe: „Achtung, ich bin ein ganz anderer Herr Meier als sie von zu Hause her vermuten, ich befinde mich augenblicklich im Erholungsurlaub. Sie können zu mir wie zu Ihresgleichen, ja fast wie zu einem Menschen sprechen.“ Deshalb tragen die würdigen wassertrinkenden Herren das Köppchen. Das Wasser ist ihnen aber auch nicht am Stämmlich gesungen worden.

Manche Männer tragen eine blaue Schirmmütze, wie sie Kapitäne von „Kaufahrteischiffen“ haben, oder sonst Leute, denen das Wasser näher ist als die Berge. Wenn man genauer hinhört sprechen die Herren so, als spielen sie in einer Seemannskurzgeschichte eine stimmungsbegabende Nebenrolle. Sie kommen vermutlich mehr aus dem Norden, nöch? Ihnen graust's auch erschauernd nicht so sehr vor dem Wasser wie jenem Herrn mit Hirschgrandin am Uhrgehänge, der sich nach jedem Schluck vermeintlichen Bierschaum mit dem Handrücken aus dem Schnaubert wischt.

Sechs Nummern hat das Konzert und dauert eine Stunde, denn können's die Musiker nicht mehr

aushalten, sie müssen einfach zum Frühstück. Man erkennt sie leicht daran, daß sie ganz schnell und unvorschriftsmäßig durch den Kurgarten eilen. Der Kurgarten aber achtet ihrer nicht, er prangt und ist nachdrücklich gepflegt, als käme er gerade vom Friseur, und das tut er auch.

MALHOR

Greift wer in feines Dufoes Talden,
um blümlings etwas zu erhaschen,
empfiehlt sich bringend eilige Flucht,
weil er dort meist Gedichte lacht.

Mein Freund, gottlob, ist da hulanter.
Zigarren find ihm intreflanter.
Er drückt mir eine in die Hand:
„Hier, nimm und rauch' sie mit Verfanb!“

Ich knippte und er reicht mir Feuer.
Doch scheint die Sache nicht geheuer:
zwar brennt der Stengel, aber ichlel,
und der Genuß wird negati

beziehungsmelle (nach zerstückelt...
Ist sie, bin ich jetzt schlecht gedickelt?
Mein Freund, der lächelt bloß mokant:
„Ich lagte dir doch: mit Verfanb!“

Da hält' ich wahrlich, ungelogen,
ein Häpchen Lyrik vorgezogen,
moss, wenn's auch steileicht verdröht,
doch kein Verfanb domönten ist.

Ratatöhr

Die große Laterne

Ein Frankfurter Weinändler hatte Freunde eingeladen und mit ihnen mancher Flasche den Hals gebrochen. Als es Zeit wurde aufzubrechen, war es schon sehr spät, und ein Gast bat den Weinändler, ihm die große Laterne zu leihen, die auf der Diele stand. Am andern Tag schickte der Gastgeber einen seiner Bedienten zu ihm mit dem folgenden Zettel: „Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du mir meinen Papagal mit dem klüg zurückschicken würdest, sobald Du ihn nicht mehr brauchst!“

H. K. St.



„Nur so weiter — nur nicht schlapp machen, mein Lieber, du säst und ich ernte!“

La Morte e Mercurio: „Avanti avanti così, caro mio! Non mollare! Tu semini e io raccolgo!..“

„PLATZNEHMEN ZUM MITTAGESSEN“

VON SCHLEHDORN

„Der Speisewagen ist geöffnet!“, verkündete der Mann in der weißen Jacke, der mit seinem Gong durch den Zug ging — nicht ohne einen bewunderten Blick in den Abteil der Dame zu werfen. „Donnerwetter!“, sagte er bei sich privat. „Donnerwetter!“ hätte auch Tizian gesagt. Denn die Dame hat es rotes Haar, zwischen Flämme und Kes anle, hellbraune Augen mit grünem Scheln und goldenen, klassische Züge von bewundernder Ruhe und einem Teint, der wie lebendiger Marsch aus Pims sich gestand. „Donnerwetter!“ Er hatte sich kurzentschieden gleich bei der Abfahrt in dasselbe Abteil gesetzt (er konnte ja notfalls zahlen). Jetzt fragte er: „Darf ich das Fenster schließen?“ „Das Fenster ist doch geschlossen“, staunte die schöne Frau, mit einer Stimme, die tief in der Lage — die Stimme fehlte noch, um Männer verrückt zu machen. „Nu ja“, meinte Herr Flitzsch fröhlich: „Ich sagte das auch nur, um sozusagen ins Gespräch zu kommen.“

Dann begann er ein Gespräch, erzählte, was er geleistet habe und was ersich jetzt leisten könne: „Jugendstil“ heiße sein Produkt, das Jugendstiller in der Tube, für Reise, Sport und Ermüdungszustände, zum Einreiben oder in warmer Milch zu nehmen, nur echt mit dem Namenszug des alleinigen Herstellers Franz Flitzsch — womit er sich gleich ergebenst vorgestellt habe —, ungenutzten unverlangten Anerkennungsschreiben, auch von Dänen vom Theater, Jawohl, ein Grosz von 82 Fühle sich nach zwei Tuben wie 60, und ein Herr von 32 aus Mittweide schrieb, „aber das kann ich nicht erzählen, nein, das kann ich wirklich nicht erzählen“, und dann erzählte er es doch. Die schöne Frau hörte nicht hin. Sie kannte den jungen Mann männlichen Stimmes, den sie nicht ha'ten, wenn sie mit anderen Dänen sprachen. Sogar die des Prälaten gestern am Tisch hatte s'a'k nach dem Hohenfeld Salomons geklungen. Herr Flitzsch ging nach der probanten Einleitung dazu über: er besuche in der Metropole ausschließlich die elegantesten Lokale und luxuriösesten Bars am Platze, und würde es ihm ein Vergnügen sein. „Hier schob ein Herr die Tür zum Abteil auf, der schon länger mit aufgereissenen Billenagen im Gang gesandten hat. Er trug einen mittleren Koffer und einen großen Geigenkasten und sah mit seinem runden Gesicht, seinen Barrikolekten und seinem Schulleimund wie ein infanter Scherub aus.“

„Verzehen Sie!“, wandte er sich ins Leere, „ist hier vielleicht noch ein Platz?“ Herr Flitzsch sah ihn an, als ob er ein reisender Konkurrent in Jugendstilklaren wäre. Die schöne Frau sagte: „Bittet!“ und der Musiker setzte sich beschreiben auf die Karte des Plätze. „Platznehmen zum ersten Mittagessen“ ging der Gong durch den Gang. „Ja, ich muß doch schließlich zum Essen gehen“, sagte Herr Flitzsch ärgertlich und verschwand. Nun bekam die schöne Frau die Gefühle eines Batsch an serviert. Der fing gleich allegro con brio an: „Dies ist das schönste Tag meines Lebens“, und schillerte dann mit einem rührenden Vibro in der S'Imme der schönen Frau ihre eigene Schönheit und sein Ves'ändnis für diese Schönheit. Es klang, als ob Schönheit etwas recht Trauriges wäre und man merkte, daß er gewohnt war, ein Begleitinstrument zu spielen. Plötzlich ging die Uhr aus der Tasche und sagte knirschlich und entschlossen: „Das erste Essen muß bei'd zu Ende sein. Bevor der Herr zurückkommt — werden Sie meine Frau! — Er sel Michael Zersenhuber vom Schrummquartett, einem der ersten Europas.“ „Freundlich“, „Herr Zargenhuber, sind Sie denn noch frei?“

„Gewissermaßen“, meinte der, und wischte sich die Stirn, „gewissermaßen habe ich in Linz... Aber das regeln wir schon in Güte.“ Jedenfalls, selbst sie gesehen, könne er ohne sie nicht mehr leben, ohne sie nicht mehr spielen, — „und gute Bratschisten sind doch so selten.“ „Aber lieber Herr Zargenhuber, wenn ich nun nicht mehr frei bin?“ Er foltelte die Hände: „Das ist doch unmöglich. Heute finde ich Sie erst und da sind Sie schon...“ Jetzt kam Herr Flitzsch zurück. Höhnisch musterte er den Künstler, dessen Kindergesicht nicht nach Erfolg aussah. „Mahlzeit!“, setzte er sich. „Platznehmen zum zweiten Mittagessen“ ging der Gong durch den Gang. Zargenhuber rüß sich los, er hatte doch einen Platz zum zweiten Essen vorbestellt, und hörte noch, wie Herr Flitzsch begann: „Um auf unser gehabtes Gespräch zurückzukommen: wären Sie beispielsweise heute Abend frei?“ Als der unselige Künstler vom einsamen Mahle imitten der Menschen zurückkehrte, fand er noch einen weiteren Herrn im Abteil, Flitzsch las im Wirtschaftsteil der „Neuesten Nachrichten“ der Erdingling las in Akten und sah über deren Rand zu der schönen Frau hinüber — „der denkt nun auch: „Donnerwetter!“, sagte sich Zargenhuber voll Bitterkeit... „Platznehmen zum dritten Mittagessen“ ging der Gong durch den Gang. Die schöne Frau rüß sich los, der Erdingling mit ihr. Er legte ihre Jacke über die Schultern. Sie dankte. Beide verließen das Abteil. „Sie geht mit ihm zum dritten Mittagessen“, sagte der Künstler mit tonloser Stimme. „Eine ganz gerissene Person“, stellte Flitzsch fest. „Mit einem wildfremden Mann“, empörte sich der Musiker.

„Oder sie waren schon verabredet“, meinte Herr Flitzsch verächtlich. Auf dem Boden ihrer Niederlage schlossen die beiden Frieden und zogen sich in des Nachbarabteils zurück: „Sollen wir am Ende noch zu zahlen, wenn der Schaffner kommt?“ Die schöne Frau und der Herr auf Dienstreise hatten denselben Tisch, reichten sich die Speisekarte: bittet — dankel — und kamen ins Gespräch. Sie unterhielten sich über die Strecke, die vorhin bei Weidenburg und jetzt in der Nähe von Schwarzburg vorüberführte, es gäbe auch Rothenburg, Grünberg, Blauenburg, Gelbensande, Graubünden, Braunlage — nur mit Uls oder Beige oder den anderen Modelarten fanden sie trotz aller Bemühung keine Stadt. Schade.

Albanischer Frühling

Als noch Schnee die fernen Berge trugen,
Sah ich bunte Blumen schon zu Hauf.
Immer neue fremde Blüten schlugen
Ihre Augen zu mir auf.
Trunken fast vom Duft, das ich durch das Land.
Plötzlich glaubte ich zu träumen,
Da ich unter Feigenbäumen
Weiße Margareten fand.

Viele fremde bunte Vögel sangen
Im Olivenhain.
Nie gehörte süße Laute drangen
In mein Zelt hinein.
Eines Abends aber, eh' ich schlief,
Glaubte ich zu träumen,
Als aus fremden Blütenbümen
Heimatlich ein Kuckuck tief.

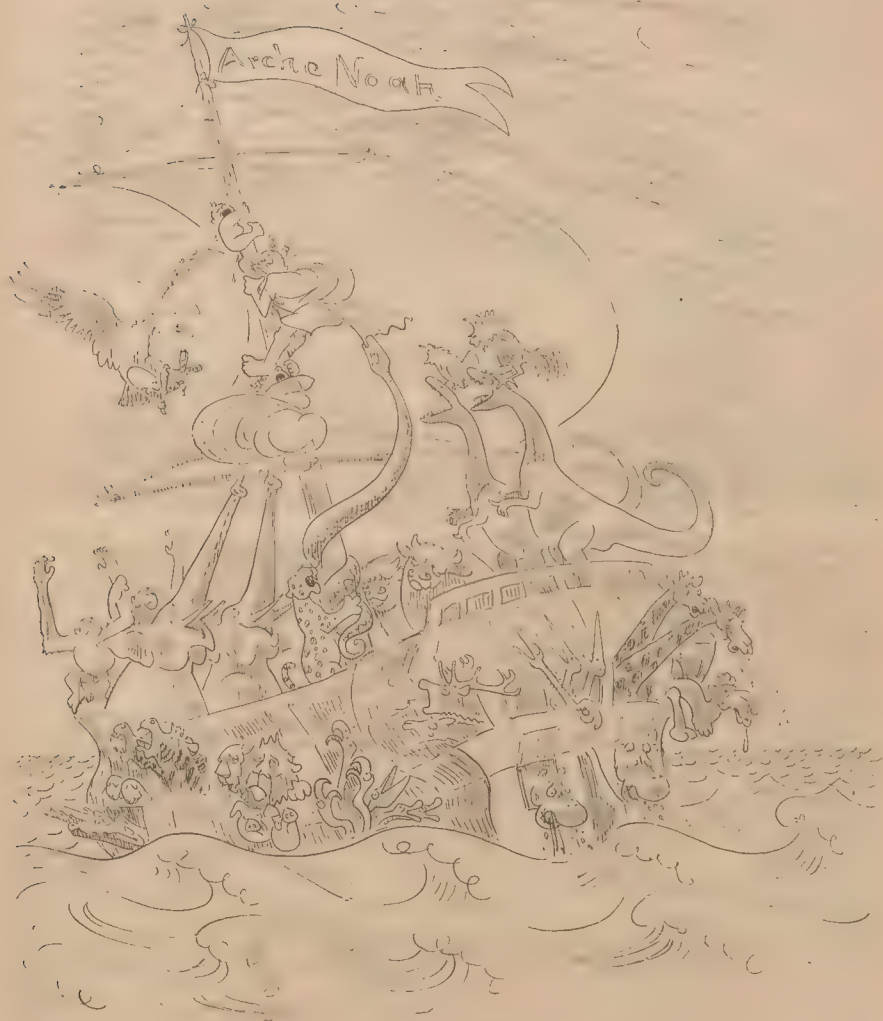
HEINZ FRIEDRICH KAMECKE

Dann malten sie sich aus, wie es wäre, wenn jedes Gefühl farbig würde, jeder feurige Blick einen roten Streifen gäbe, jeder neidische einen gelben, jeder trauerhafte einen blauen... Die schöne Frau mußte an Herrn Zargenhuber danken und ihr Begleiter sah sie von lauter roten Luftschlangen eingesponnen, wie beim Faschingsball gegen Mitternacht. Denn von allen Tischen sahen die Herren herüber mit Blicken wie damals, als Susanna jeder trauerhafte einen blauen... Denn etwas Susanna im Bade.

Inzwischen hatte sie sich mit den Umständern zu beschäftigen begonnen. „Der Herr dahinten mit dem taubengrauen Anzug und dem seltsamen Taschentuch aus der Brusttasche ist wahrscheinlich Knallbonbonfabrikant“, riet sie. Und er meinte: „Die Dame, die mit solchem Aufwand an Zierlichkeit einen Kognak trinkt, ist die langjährige jugendliche Naive am Stadttheater in Lillhausen.“ Sie fanden auch einen abstruzzischen Räuberhauptmann im Ruheland, den Leibmasseur eines Mehreckschlers, und dahinten in der Ecke, einen Messerschläger... „Führt die Braut heim“, riet er und dann: „Wenn wieder dasselbe tun...“ — „wächst die andere“, jubelte sie. „Ein Satz in der Hand...“ — „fing er wieder an, „Macht noch keinen Sommer“, fiel sie ein. „Ja, und: Der Horcher an der Wand...“ — „lacht am besten“, ergänzte er. „Aber: Wer zuletzt lacht...“ — „hat Gold im Munde“.

„Sie lachte mit herrlichen Zähnen: „Nein, wie schön aber wir sein können. Wie alte Bekannte.“ Schätzungsweise haben die beiden während dieser Fahrt 385 Durchschnittlichen fröhlichen Unsinn gesprochen. Sie hatte ja auch längere Zeit, sie sonst eine Dame für einen Herrn hat, ihren Mann und sogar den Friseur eingeschoben. Der hielt der Zug schon in der großen Bahnhofshalle. „Auf Wiedersehen in Lillhausen“, verabschiedete er sich. „Dann müssen Sie mir die Geschichte zu Ende erzählen von dem Mann, der so klug war, daß er selbst beim Gurgeln, beim Gähnen und wie er so doch gleich, richtig, beim Niesen noch intelligent aussah.“

Auf dem Bahnsteig kam ihr ein sehr gut aussehender Herr entgegen, warf seine Zigarette fort und streifte seinen helleddernen Fahrendschuh ab. „Nun, wie war die Fahrt?“ Beim Erzählen fragte die schöne Frau ihren Mann: „Warum gibt es eigentlich so wenig Herren, die noch plaudern können? Unter Plaudern versteht ich: Angenehme Dinge über nichts sagen, sich unterhalten ohne Zwang und Zweck, aus irgend-einem Überfluß. Also Luxus...“ Aber was die Männer? Entweder sie sprachen von sich, oder von mir, oder dann bin ich grausam oder geheimnisvoll oder dämisch, Grausam, weil mich nicht interessiert, was sie von sich sprachen, geheimnisvoll, weil ich nicht von mir erzähle, und dämisch, weil sie glauben, es macht sie interessant, wenn sie das finden.“ Zu Hause erzählte sie dann von ihrer Reisege-schichte: „Denk dir, der eine hat mich ausgehen wollen. Der zweite hat mich heiraten wollen. Und der dritte, der war reizend. Der hat gar nichts gewollt.“ Ih' Mann blickte prüfend auf. „Der war so kindisch, als ob wir alte Freunde wären. Er hat seinen Namen nicht genannt. Und hat mir auch nicht eine Schmeichelei gesagt.“ „Der ist sicher selbst sehr glücklich verheiratet“, meinte ihr Mann. „Ach“, sagte die schöne Frau mit einer ganz kleinen Enttäuschung in der Stimme — „das würde mich freuen.“ Dann strich sie ihr Haar übers Haar und sagte, als ob der Gong durch den Gang ginge: „Platznehmen zum einzigen Abendessen“



Ammutinamento nell' Arca di Noè



„Sagen Sie, Frau Schulze, was haben Sie denn in diesem Sack?“
 „Nur Ballast — Ich will mir im Kinderfahren im Training halten!“

„Dis, Monna Schulze, cosa avete ghal in questo sacco? — “Sollento zavorra ... voglio mantenermi in esercizio nello scarrozzare bambini!“

DER KRANZ

VON KURT GROOS

Es gibt Ereignisse im Leben, die immer wieder vor uns hinstreten. Sie verlassen nicht die Erinnerung und sie verzerrten sich nicht, sie bleiben unverrückbar. An diesem so oft wieder deutlich vor mir hinstretenden Tag, an einem Abend vor Totensonntag, schickten mich meine Eltern zu einer Tante, der Inhaberin eines Blumengeschäftes. Diesen Gang machte ich gerne, denn die Tante steckte mir allabendlich Begehrtes zu für all die Botengänge zu den Leuten, die telefonische Bestellungen aufgaben. Zudem reizte es meine junge Phantasie, immer wieder zu neuen fremden Menschen zu kommen. Ich entsinne mich aus dieser Zeit eines Vorfalles — es ist zwar nicht der, der mir so deutlich vor Augen geblieben ist, der aber auch beweist, daß ich keine alltäglichen Gänge machte. Ich hatte einen Strauß gelber Rosen, zwischen denen sich eine einzige purpurrote befand, zu einem sehr bekannten Schauspielerei zu bringen. Dieser Schauspielerei schien mir in jener Epoche meiner Knabenzeit das verehrungswürdigste Wesen der Erde. Er hatte mir damals eine

Eintrittskarte geschenkt, und ich sah ihn als Hamlet, aber schon vor diesem ersten Theatererlebnis erschien er mir vollkommen überirdisch, obgleich er so von Fleisch und Blut war, daß meine beiden Schwestern sich bis in die Nächte von ihm unterhielten, verzückt und beckschaftig verliebt. Eine solche Magie strömte dieser Schauspielerei aus, daß meine Schwestern mich küßten, wenn ich von einem Gang zu ihm erzählte. Die jüngere Schwester schenkte mir einmal eine Tafel Schokolade, als ich ihr sagte (was übrigens gelogen war), daß er einen von mir überbrachten Narzissenstrauß mit seinen Lippen berührt habe.

Als ich nun, wenige Tage vor dem, der mir so ganz deutlich geblieben ist, mit dem Strauß gelber Rosen, in deren Mitte die purpurfarbene glühte, vor den Schauspieler trat, erlebte ich etwas sehr Eigenartiges. Der Schauspieler zerrte das Seidenpapier von den Blumen, die ich noch in meiner Hand hielt, nahm das kleine Begleitkürzel an sich und brach es mit zitternden Fingern auf. Auf dem Blett standen nur vier, fünf Worte, die ihn aber ungeheuerlich zu erschüttern schienen. Mit verlorenen Blicken sah er vor sich hin, und dann starrte er auf mich, „Komm“, sagte er erregt, „komm!“ Er ergriff meinen Arm und zog mich auf die Straße. Dort nahm er mir den Strauß ab, und er beugte sich über die regen-

feuchte, verschmutzte Gasse und wischte die herrlichen duftenden Rosen durch den Schlam der Straße. Mein Herz krampfte sich zusammen, als er die wundervollen Blüten so besudelte, „Hier“, sagte er und gab mir einen größeren Geldschein, „jetzt bringst du diesen Strauß zur Tochter des Legationsrates, du kennst sie wohl!“ „Ich kenne sie, jeder kennt sie ja — Ich will das auch tun, weil Sie es mir sagen; aber die Rosen sind doch schon bezahlt!“, stammelte ich, „Ich glaube, daß sie überhaupt von Fräulein von Schenkendorf sind, zu der Sie mich nun schicken.“ „Bring sie sofort hin; das Geld ist nicht für die Rosen, das Geld ist für dich!“ „Das Geld darf ich nicht annehmen“, sagte ich. Da schenkte er mir die Theaterkarte.

Es war für mich ein fürchterlicher Gang, aber ich ging ihn für einen Überirdischen, und das Schicksal wollte es auch gut mit mir. Fräulein von Schenkendorf öffnete nicht, sondern ein junger hübscher Mensch mit „Boxerschultern und katzenweichen Bewegungen, dem ich den Strauß in die Hand drückte. Vorher hatte ich ihn mit neuem Seidenpapier unwickelt, das ich damals zum Auswechseln immer in meiner Tasche trug, denn die Tante duldete keine verknitterten Unwicklungen an ihren Sträußen.

Drei Tage später erschloß sich der junge Schauspieler. Er ersaupte mich wohl, und ich fand es geheimnisvoll, aber es schien mir doch nicht so absonderlich wie den anderen Menschen, die ihm angingen, denn er war für mich ja überirdisch. Ich glaubte damals, daß es ihm leicht fallen würde, eines Tages wieder aufzuerstehen. „Eigenartig, daß er sich gerade am Morgen vor Totensonntag erschossen hat“, sagte meine Tante und wickelte einer dicken, gutmütig aussehenden Frau eine Topfgeranie ein. „Ja, es sind sonderbare, unberechenbare Menschen, diese Künstler“, sagte die dicke Frau.

Am Abend des Tages, an dem sich der Schauspieler erschossen hatte, spielte sich auch das Immer noch so deutlich in mir Stehende ab. Ein Kunde rief an, und ich sah, daß meine Tante sich sehr erschreckte; sie bekam rötliche Flecken vor Aufregung und entschuldigte sich eilig. Jetzt vor Totensonntag sei einfach noch mehr durchzukommen, sagte sie; etwas derartiges von Vergeßlichkeit sei ihr noch nie unterlaufen, aber es werde heute Abend noch in Ordnung kommen, ganz gewiß. Dann telefonierte die Tante mit dem Friedhofswärter, „Um neun Uhr spätestens ist es also da“, sagte die Tante; „legen Sie den Kranz dann schön vorm vor die anderen Kränze.“ Der Kranzbinder, das Lehrmädchen und die Verkäuferin verließen während dieses Telefongesprächs das Geschäft auf laisen Schalen; es war auch schon eine Stunde nach Feierabend, „Um Gottes willen“, rief meine Tante, „schön alles ausgeflogen! Jetzt muß ich noch zum Parkfriedhof fahren, da Ärger!“ Sie gab mir das Fahrgeld, zwei Apfelsinen und einen großen Kranz, wie ich so schön vorher noch keinen gesehen hatte. Die Tante nannte ihn auch ihr liebes Meisterstück. „Zieh zu“, ermahnte die Tante eindringlich, „daß du auch genau um neun Uhr am Friedhof bist. Der Wärter wartet dort; du gibst ihm den Kranz, den er dann in die Leichenhalle zum Sarg des Musikdirektors bringt.“

Unmittelbar im Omnibus begegnete mich die Leute und befragte mich, sie stauten sich über den prächtigen Kranz. Ein älterer Herr setzte einen goldenen Klemmer auf und hob die Schleiße hoch, auf der der Name des Sponders fehlte. Auf der Kranzschleiße standen die Worte: „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem!“ „Wehrschleichlich vom Musikverein!“ sagte der Mann mit dem Klemmer und schüttelte den Kopf. Plötzlich gab es einen gewaltigen Ruck; die Frauen schrien kreischend auf, und der Omnibus knirschte schleudern auf der Fahrbahn. In einer Kurve hatte sich ein morscher Telegrafenturm über die Straße gelegt, die Wagen zur Seite gedrückt. Nichts war passiert, aber es dauerte eine Weile, bis der Mast fortgeschoben war. Erst einige Minuten nach neun Uhr kam ich am Friedhof an; der Wärter verschloß es gerade. Er war verärgert über die Verspätung, und er sagte, daß der Kranz gegen morgen hätte kommen sollen. Es sei eine Nichtsnutzigkeit, ihn noch nach Feierabend festzuhalten. Aber schließlich wurde er recht freundlich, „Hör mal“, sagte er, „wenn ich noch zur Leichenhalle gehe, veräume ich den Omnibus zur Stadt. Du bist ja nicht auf den Kopf gefallen; ich schließe jetzt auf und



„Ach, die alten Ritter hatten's gut, die bekamen nie eine Laufmasche in den Panzer!“

Rammendando le calze: „Ah, com' erano fortunati gli antichi cavalieri! Dalle loro loriche non scappava mai una maglia!..“

hinter dir zu, und nachher zurück, steigst du über die Hecke. Du mußt immer den Hauptweg einhalten, immer auf das große Kreuz zu. Du gehst durch die Kapelle und dann ist hinten, ganz rechts, eine kleine Tür, die zur Leichenhalle führt. Die letzte Kammer links auf dem Flur ist es, du legst den Kranz vor den Sarg des Musikdirektors. Wahrscheinlich kommt gleich auch der Nachtwächter zurück, der sich nur einen Krug Bier holt, wenn er sich vorher nicht noch ein paar Schnäpse am Schalter nimmt." Der Friedhofswärter öffnete die große Pforte. Ich dachte mir nichts Besonderes, als ich auf die Kapelle zuging. In der Kapelle aber wurde mir feierlich-unheimlich zumute; es herrschte ein unbestimmbares Flackern darin, und auf den Fliesen klang der Schritt, auch der leise aufgesetzte, so hart, hohl und verloren, daß es mich erschauerte. Hinter oder neben mir war ein unheimliches Kratzen oder Schleifen wie von einem Schwebenden. Angsterfüllt blieb ich stehen, und da entdeckte ich, daß es der große Kranz war, der den Boden berührte. Ziemlich schnell, ängstlich schnell, fand ich die Tür zur Leichenhalle. Auf dem langen schmalen Flur brannte schwaches Licht, aber kein vertrauererweckendes. Kaltblütig kam es aus kleinen gedämpften Lampen an der Decke; ich fror auf einmal und blieb regungslos stehen, um mich zu sammeln. Bei diesem Verweilen hörte ich, was ich so unheimlich noch nie empfunden hatte: ich hörte meinen eigenen Atem. Ein leise, hohl, aber deutlich pfeifendes Geräusch, das mich plötzlich zwang, die Luft ganz anzuhalten und angestrengt zu horchen. Da wurde es so still, daß ich die Luft wieder heftig einsoß, und dabei spürte ich den Geruch von schwelendem Wachs, Weihrauch und Rihar, ein Geruch, der sich mandelblütig auf die Zunge legte. Aber durch diesen seltsamen Duft war ich plötzlich einbezogen in das Eigenartige des Raumes; meine Furcht verließ mich für Augenblicke. Ich durchschritt den Gang — Ich wollte ihn ganz langsam und sicher durchschauen, entdeckte aber nachher, daß ich wie gehetzt gelaufen war — und stand am Ende des Flures mit den vielen ver-

schlossenen Türen zwischen den beiden letzten Türen rechts und links. Genau wie eben hielt ich den Atem an, dann saugte ich ihn wieder tief ein. Ich zog die Tür neben mir auf. Im Halbdunkel, in das das bläuliche Licht des Ganges sich stahl, stand ich vor einem geöffneten Sarg. Der Tote, ein Mann von mittleren Jahren, schien überlegen zu lächeln, ein leichtes, nicht durch Falten sichtbares Lächeln; es stand unaufdringlich und ganz sicher in der unheimlichen Starre des Gesichtes. Ein angstvoll und graum Neugieriges trieb mich noch näher hin zu ihm; der Kranz sank aus meiner Hand. Ich war ganz starr, fast so starr wie er, der da lag. Es schien mir, als sähe ich ihn unendlich lange an, und dabei waren es Sekunden. Als ich mich losriß von dem erblichen Gesicht, um die Hände des Toten zu sehen, da war es bei dieser winzigen Bewegung das Kopfs, als ob der Nackenwirbel festgerostet wäre, als ob er knirschte. Die Hände erhoben mich. In diesen Händen lag das Gute vom Tod. Sie waren vollkommen ausgeruhet, starr und erschlossen zugleich, unstätig friedlich und rein. Ich verneigte mich vor diesen Händen, aber wahrscheinlich war nur der Gedanke in mir, mich vor ihnen zu verneigen. Wenn ich zurückkam, sehe ich sie noch genau vor mir, diese blaß geldierten, diese toten, guten und ewig regungslosen Hände. In meine Versunkenheit klang ein saugendes Geräusch; durch geheimnisvolle Zugluft schlug in dem hier gänzlich Abgeschlossenen eine Tür zu. Da durchzuckte es mich, daß auch ich nun tot sei, verstarbt; grauenhaft spaltete mich der lähmende Schreck von oben bis unten. Ich versuchte, um mich zu überzeugen von meinem Tode, den Fuß zu bewegen; ich wurde davon überzeugt, daß ich noch lebte, denn der Fuß streifte den Kranz, den ich nun mit kalten, zitternden Händen aufrecht vor den Sarg stellte. Im gleichen Augenblick überkam mich ein Gefühl, als ob das bläuliche Licht vom Gang ein ohnmächtig machendes, wie von schwindenden Nachhallen kommendes Geräusch verursachte — blindlings lief ich fort, ohne anzustoßen, aber

auch ohne auf den Weg zu achten und stand auf einmal draußen selbst neben der Kapelle. Es war finstere Nacht. Ich fürchtete mich noch sehr, aber gegen das von vorher war der Gang zum Tor wie ein Erleuchtung. Ich schlich nur noch in mir war alles wie Blei, wie Blei und Angst. Zu zerschlagen, um über die dicke hohe Hecke zu steigen, zwängte ich mich durch das Gezweig. Dabei zerriß mein linkes Ohr an den Dornen, ohne daß es schmerzte. — Am nächsten Morgen wurden im Gymnasium sechs aus allen Klassen ausgewählte wie am Grabe des Musikdirektors singen sollten. Auch ich gehörte zu den vom Schuldirektor ausgewählten Sängern, obgleich sich unser Klassenlehrer über mein zerissenes Ohr ärgerte. In einem strahlenden Morgen kamen wir zum Friedhof; alles sah ganz festlich aus, Starb und feierlich stand in der Kapelle zwischen Lorbeerbäumen und vielfammigen Kandelabern der geschlossene Sarg des Musikdirektors. Als die Orgel aufklang, fielen wir ein mit unseren sechzehn jungen Stimmen, und unser Gesang stillte sogar die Tränen der Angehörigen; alles leuchtete erdicht, Späße, am offenen Grab, sangen wir noch einmal, und einer, der die Leichenrede hielt, sagte, daß diese jungen Stimmen dem Ruhenden wie ein Wink des drängenden, unvergänglichen Lebens sein sollten, das er so unablässig geliebt habe. Während der Feler war noch ein anderer Leichnam eingesetzt worden. Ihn trug man jetzt ziemlich hastig zu Grabe. Es war eine ganz kleine Beerdigung, nur sieben oder acht Menschen gingen hinter dem einfachen Sarge her. Während die, die den Musikdirektor begleitet hatten, Erde oder Blumen in die Grube warfen, stierte ich zu dem anderen Hügel, und ich sah, daß eine junge und eine ganz alte Frau hinter dem Sarg einen großen Kranz zwischen sich trugen und ihn anschließend auf den frischen Erdhügel legten, als die Träger den Sarg schnell nach unten setzten. Mein Herz setzte aus — es war der Kranz mit der Widmung: „Er war ein Mann, nahm aus nur in einem!“ Die beiden Frauen sahen mit ihren verhärmten Gesichtern auf den Kranz, dann schauten sie sich gegenseitig an. Die Ältere schüttelte den Kopf und weinte, und die andere beugte sich tief nieder und wendete die Schleiße; aber sie fanden keinen Namen. Eine Schuld, eine riesenhafte Schuld zeichnete mich nun — ich wankte ein wenig, und der Direktor neben mir klopfte meine Schulter und sagte etwas von Haltung. Ich wußte plötzlich genau, daß ich die Türen in der Leichenhalle verwechselt und den Kranz nicht zu Füßen des Musikdirektors, sondern vor den Sarg eines Namenlosen gelegt hatte. Wie bald schiederten sich die Gedanken! In meinem Hirn Es sprangen darin herum die Tante, der Schuldirektor, der Musikdirektor, der riesige Kranz und die Furcht, einen Toten auf immerdar gekränkt zu haben. Ich blickte verärgelt zu dem Direktor auf, und ich erschrak. Auch er schaute ganz aufmerksam zu dem anderen Grab, auf den Kranz, vor dem mit leidlichfurchten Gesichtern die beiden Frauen verweilten. Sie starrten den Kranz immer wieder endtöndlich und wie im Schmerz beglückt an. Die Totenteller für den Musikdirektor war beendet, die Gäste verließen sich. Der Direktor und ich blieben noch vor dem Hügel. Der Direktor forderte mich sogar auf, ihn zu begleiten. Er ging ganz behutsam an dem Grab vorbei, an dem die beiden Frauen noch immer standen und wie verklärt auf den Kranz starrten. Uns besahen sie nicht. Wir verließen den Friedhof durch die kleine Pforte an der Waldseite. Unterwegs sagte der Direktor nichts. Unter der Pforte fragte er mich, ob ich ihm erklären könne, wie der von ihm beehrte Tante bestellte Kranz auf ein fremdes Grab gekommen sei. Ich erzählte es ihm und ich bat um Entschuldigung, ihn und die ganze Welt. Der Direktor nahm meine Hand und sah mich forschend aus seinen guten Augen an. Dann sagte er mit feierlicher Stimme: „Du hast ihn nicht gekannt. Er war mein Freund. Ich vermöge nicht zu erklären, wie unsterblich eine Freundschaft sein kann. Er hat immer nur für andere gelebt. Und du warst seine junge Hand im Tod Vergiß es nicht!“ Ich habe es nie vergessen.

Der Gratulant - II congratulante



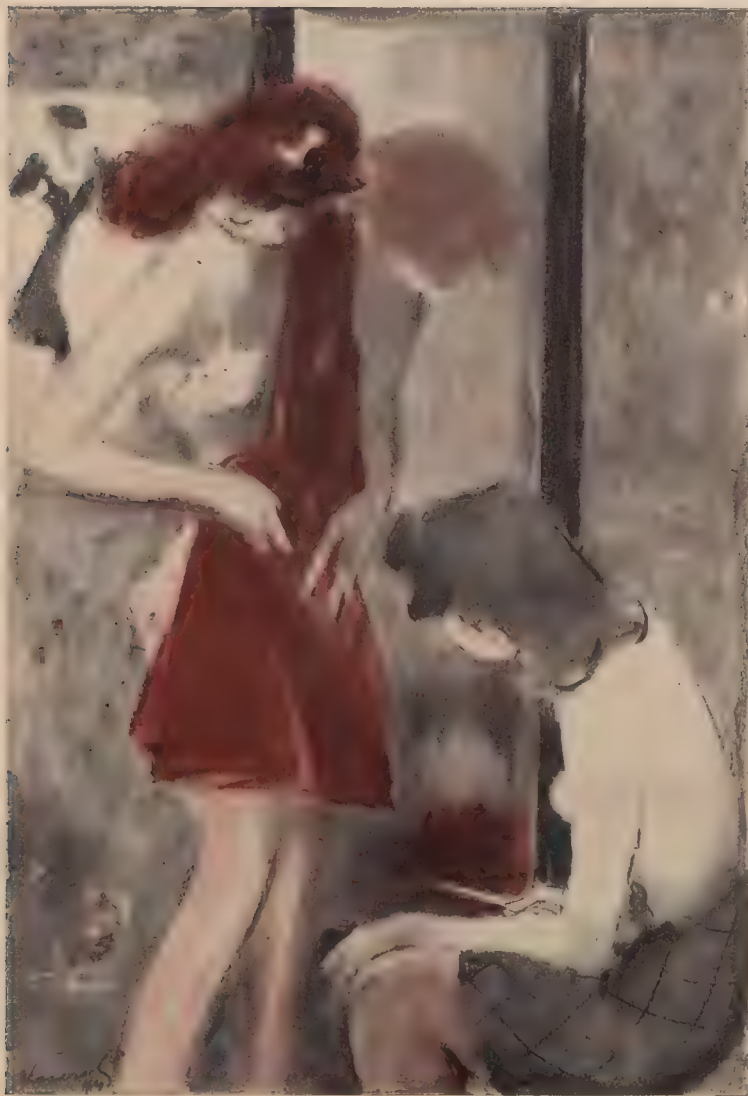
Die stolze Zeitungs-Ente

(O. Gulbransson)



„Niemand darf zur Zeit England verlassen, nur ich habe Sondererlaubnis!“

L'orgoglioso 'canard': "A nessuno è lecito lasciar ora l'Inghilterra, soltanto io ho un permesso speciale!..



„Sagen Sie, Fräulein, ich hätte noch ein seidenes Taschentuch, zwei Servietten und ein Meter Band — könnte man nicht daraus noch ein fesches Kleid machen?“

Utilizzazione: “Sentite, signorina, avrei inoltre un fazzolettino di seta, due salviette ed un metro di nastro. Non si potrebbe farne un abito scicché?,”

Die Liebe, die Liebe

Von Paul Westergaard

Kürzlich stand vor einem dänischen Gericht ein Mann unter der Anklage, in dem seeländischen Städtchen Ruhstätt als böser Geist sein Unwesen getrieben zu haben. Aus purer Lust am Schabernack hatte er den Leuten Salzsäure in die Dachpfannen gegossen, friedlichen Mitbürgern dicke Fichtenstämme zum Fenster hineingeworfen, andere durch anonyme Briefe belästigt und dergleichen Unfug mehr getrieben.

Dieser Mann erinnerte mich unwillkürlich an eine Dame, mit der ich vor einigen Jahren im selben Hause wohnte. Es war das eine nette, lebenswürdige und gebildete Dame in den besten Jahren. Sie stand in bestem Rufe, und niemand dachte irgendwie schlecht über sie. Allein stehend, lebte sie anscheinend sehr zurückgezogen in ihrer Dreizimmerwohnung unter mir. Und dennoch muß ich sagen, lag etwas in dem Ausdruck ihrer Augen, das mir mißfiel.

Als ich eines Abends nach Hause kam und mir die Schuhe auf der Matte vor meiner Wohnungstür abtrat, rutschte diese mir plötzlich unter den Füßen fort, und — bums, schlug ich mit dem Kopf gegen die Türschwelle. Nachdem ich mich von meinem Schrecken leidlich erholt hatte, bemerkte ich mir die Matte im Schein der Treppenbeleuchtung näher. Es war eine kostbare Kokosmatte, die ich kürzlich für vier Kronen erstanden hatte, ich mußte feststellen, daß jemand frevelhafterweise die Matte auf ein Brett genagelt und zwei Rollen daran befestigt hatte. Fürwahr, eine nette und amüsante kleine Erfindung, um Leuten, denen man nicht hold gesinnt ist, auf eine rasche Art zu einer Riesenbeule oder einem Loch im Kopf zu verhelfen!

Als ich am anderen Morgen die Milchflasche vom Flur hereinnehmen wollte, fand ich einen kleinen Zettel daran befestigt, auf dem geschrieben stand: Achtung, Lebensgefahr! Wenn Sie von der Milch dieser Flasche trinken, werden Sie binnen kurzem eine Leiche sein, denn ich habe Strichrin hineingegeben. Sicherheitshalber ließ ich zuerst meine Wirtschafterin von der Milch kosten. Anfangs sträubte sie sich, aber als ich ihr einen Zehnkronenschein unter die Nase hielt, tat sie es doch. Und sie lebt heute noch!

Dessungeachtet waren das recht unheimliche Erlebnisse. Und überaus geheimnisvolle beobachteten. Ungemittelt fand ich es nachgedacht, als ein paar Tage später, als ich die Post an mich nehmen wollte, eine tote Ratte im Briefkasten lag. Sie trug ein seidenes Band um den Hals, an dem ein rosa Briefchen hing. Ich öffnete es. „Ich liebe dich!“ stand darin geschrieben, weiter nichts.

Das brachte mich auf eine Spur; mein Verdacht richtete sich gegen die besagte nette, lebenswürdige Dame in der Wohnung unter mir. Ich begab mich — mit einem langen Obstmesser bewaffnet — zu ihr hinunter.

„Heh, Sie alte Natter, ich bin gekommen, um Reche zu nehmen für all das körperliche und seelische Unbehagen, das Sie mir da mit der Kokosmatte, der Milchflasche und der toten Ratte bereitet haben!“ rief ich ihr kampfesmutig entgegen, als sie mir öffnete, und fuchtelte dabei wild mit der Mordwaffe.

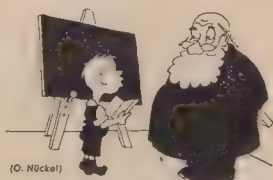
Sie sank augenblicklich in die Knie und streckte mir die Arme entgegen.

„Gnade, Gnade!“ fließte sie, „Ich tat es ja nur, weil ich Sie so sehr liebe!“

...Tja, da kenne sich einer mit den Frauen aus. Zuweilen haben sie eine mehr als merkwürdige Art, ihrer Liebe Ausdruck zu verleihen.

(Aus dem Dänischen von Werner Rietig.)

LIEBER SIMPLICISSIMUS



(O. Nückel)

Die Schulkasse wird in Geschichte geprüft. Thema: die Völkerwanderung. Und also über der Schüler stottern an:

— und da stießen die Slawen auf die Hunnen —

— und die Hunnen stießen auf die Ostgoten —

— und — und die Ostgoten stießen auf die Westgoten — und — und —

Der Professor fauchte wütend:

— und da sagte der letzte Westgote zum ersten Ostgoten: Herr! Was stessens denn so? J. H. R.

*

Es gibt auch heute noch Theaterdirektoren, die es nicht genug sehen, wenn ihre Schauspieler filmen. Ja, die immer noch den Film als eine Konservenkunst beschimpfen und es unter der Würde eines Schauspielers finden, dabei mitzutun. Und je kleiner die Bühne, desto größer der Grimm.

Der Schauspieler wagte einen Einwand:

„Aber Jannings, George, de Kowa und die Wesely filmen doch auch?“

Der Theaterdirektor wühlte:

„Ja — aber die sind auch nicht bei mir engagiert!“ J. H. R.

WALD

(G Brinkmann)

Wenn des Waldes Wipfel wild im Winde wehn,
Wirre Wandervogel wogend aufwärts gehn
Und der Regen raunend aus dem Waltraum rauscht,
Wird dein Herz in seiner Waldderlehnheit,
Seinem Heimweh, seiner Baumverschorenheit,
Wieder mit dem Herz der Wälder ausgetauscht.

Fan, ins Schlangengemoss verkrochen, bist du nun,
Darist in Gottes weltengroßem Odem ruh,
Nist dem Jahr verschwistert als ein Schöpfungskind,
Spürst dich frei von aller Weltverstrickungssucht,
Wiegt dich wieder mit dem Waldes Wipfelwucht
In dem wahnlos weisen, warmen Wanderwind,

Atmet anemonenstill Lenzeshauch,
Grüßt den Sichelmond im Berberlinenstrauch,
Lauscht dem lauten Kaugeschnal zur Mitternacht,
Weißt auch um des Sommers waltendes Gesetz,
Wickelt deinen Leib ins blaue Sternennetz,
Wenn der Juni rings das Reifens Rausch entfacht,

Welkst im Herbst zu buntem Sterbepunk dahin,
Aus dem Nebel noch erwilltet dir Gewinn
Für dein waldderwobnes Blut, das Hunger spürt,
Hunger nach des Winters weißem Flockenfior,
Hunger nach der Weltnacht fernem Glockenchor,
Hunger nach dem Tode, der das Leben schürt...

Jungen Jahres winterhange Wartezeit,
Bis ein lauer Wind die Welt vom Frost befreit,
Treibt dich tiefer in dein trübmendes Verweh,
Schweigend weist du dann im Walddeswurzgrund,
Wo die Werdebronnen quellen aus dem Mund
Einer Macht, auf deren Mantel Sterne stehn.

Oh, wer solches Wissen aus dem Wald erfuhr,
Wer sich wisse trank am stummen Strom des Ur,
Ist geschwisterlich zu Baum und Tier gesellt.
Moss und Marder, Moor, Machandelbauch und Mond
Wirken ihm die Stille, wo die Schauswurz wacht,
Die ihn heimverlangt aus fruchtlos fremder Welt.

Herbert Fritzsche

Die USA. ohne Kaugummi



„Das ist meiner! Ich habe ihn zuerst gesehen!“

Gli Stati Uniti senza gomma da masticare: „Questo è mio! L'ho visto prima io!“



„Achtung, meine Herren, gleich beginnt die große Invasionsszene, es muß
aber aufs erste Mal klappen, sonst fällt die ganze Sache ins Wasser!“

Regia di film anglo-americano: “Attenzione, signori! Tosto comincia la grande scena dell’ invasione;
ma deve riuscir bene già la prima volta, altrimenti tutta la faccenda va in fumo!..”

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Hilfe für Tschunking-China

(E. Thöny)



„Unser Opium ist doch die beste Hilfe für ihn. Wie glücklich er von der Unterstützung träumt, die er von uns erwartet!“

Aiuto per la Cina di Tschunking: „Il nostro oppio è pure il più efficace aiuto per lui. Com'egli sogna beatamente dell'appoggio che attende da noi!..“



Der kleine Bauch

Von Walter Foltzick

Der Herr steht an der Straßenbahn und wartet. Er wartet eben auf die Straßenbahn. An dem Herrn ist nichts Auffälliges. Er hat eine Zeitung unter dem Arm, er ist angezogen wie hunderttausend andere auch. Nun, er ist kein Jüngling mehr, er ist schon ein bißchen reif. Deshalb trägt er einen kleinen Bauch.

Weshalb spreche ich aber von diesem ganz durch-

schnittlichen Herrn? Das werden Sie gleich sehen. Mit dem Herrn geht nämlich plötzlich etwas vor. Er greift an die Krawatte und überzeugt sich mit gewohntem Griff von dem richtigen Sitz. Das ist auch noch nichts Besonderes. Aber hat er sich jetzt nicht etwas aufgerichtet, höher gereckt? Ja, wohl, das hat er. Seine Bauchmuskulatur ist gestrafft. Man könnte ihm jetzt leicht bezeugen, daß er keinen Bauch hat. Nun, wir wissen es, er hat einen.

Der Herr steht jetzt vorbildlich da. Aus zwei gleichlautenden Beinen ist ein Standbein und ein Spielbein geworden. Aus der Tasche hat er ein Paar Handschuhe genommen, ein Paar gelbe Schweinslederhandschuhe. Den einen zieht er lässig über die linke Hand. Die Temperatur spricht eigentlich gegen Handschuhe. Was soll er nun mit der anderen Hand machen? Er stützt sie mit der Zeitung und dem freien Handschuh leicht in die rechte Hüfte. Die Stellung ist wirklich vorbildlich. Phidias könnte so die Statue des x-bellabigen Herrn meißeln. Sein Gesichtsausdruck ist von weltmännischer Überlegenheit. Er lächelt nicht, aber er ist auch nicht allzuernst. Aus solchem Gesicht läßt sich im Augenblick alles machen.

Der Herr gebärdet sich.

Was ist denn nun mit diesem ganz durchschnittlichen Herrn?

Stören Sie ihn jetzt nicht! Sehen Sie dort jene Dame im Sommerkleid und feschén Hütchen? Wirklich gute Erscheinung. Kenn Schauspielerei sein, wartet auch auf die Straßenbahn.

Na, und Sie meinen, der Herr hat es auf die Dame abgesehen, wird sie womöglich ansprechen?

Falsch, ganz falsch. Der Herr wird gar nichts. Er will nur mal seine Möglichkeiten ausprobieren.

Der Herr will sich durch einen Blick bestätigen lassen, daß er in Betracht kommt. Glauben Sie mir, bei diesem Herrn hängt in diesem Augenblick viel für seine Selbstachtung ab. Die Dame hat sie in der Hand, vielmehr im Auge. Als die Dame in die Straßenbahn steigt, klappt er ihr das Falgitter auf. Ihr Kopf neigt sich dankend, und den Bruchteil einer Sekunde gleitet ihr Auge wohlwollend über diesen gütigeren, wenn auch reiferen Herrn.

Dem Herrn wird an diesem Abend das Essen besser schmecken und er wird noch lange den kleinen Bauch eingezogen tragen.

Höflichkeit

Mein Freund Peps ist ein stiller Beobachter. „Du“, sagte er unlängst zu mir, „ich versteh' nicht, daß du mit dem Schindler verkehrst. Mir kann der nicht gefallen.“

„Aber, Peps“, sagte ich, „was hast du gegen ihn?“

Ich finde, daß er ein äußerst zuvorkommender Mensch ist.“

Mein Freund Peps sah mich nachdenklich an.

„Und das genügt dir?“

„Ich will ja nicht sagen, daß es mir genügt“, ant-

wortete ich, „ich wollte nur sagen —“

Da fiel mir Peps ins Wort:

„Ich weiß schon, was du sagen willst! Irgend-

einen Unsinn, den du selbst nicht glaubst... Lie-

ber Freund, vergiß nicht: Seine ganze Höflichkeit

kommt daher, daß er sich dümmer als sein Ge-

sprächspartner stellt!“

H. K. B.

Am Wiefenbach

Der Wiefenbach fließt schnell dahin,

Wo sich die Weiden neigen.

Sind Fische in dem Bach stumm!

Sie zeigen

Wie ihre Schuppen blitzen:

Forellen und Elritzen!

Sumpfdotterblume wächst am Bach

Mit goldenem Gefäch.

Die Entengrube zittert schwach

Und schwanzt vor dem

Gewichte jeder Welle,

Und bleibt dann auf der Stelle.

Von ferne glitzert

Mit Turm und Dach

Das Dorf im hellen Licht.

Auf einem grellen Halme flut

Der blaue Fingerhut,

Im Graue die Grille fagt und schnittet

An einem Bild voll Nut.

Elritze und Forelle blut

Wie Feuer in der Flut.

Georg Britting

Er war mein Kamerad

Ich habe euch nicht viel zu sagen:

Er war mein Kamerad!

Er hat ein helles Herz getragen

Auf einem dunklen Pfad.

Er war so einer von den Jungen,

Dem nie gefror der Blick,

Oft hat er unsre Not bezwungen

Als rechter Hans im Glück.

Wir haben's wohl gedacht von allen,

Von mir und manchem mehr,

Doch nie von ihm: er könnte fallen —

Und dann fiel grade er.

Die Augen brachen ihm rote Sterne,

Die Nacht blieb uns allein —

Wir trugen durch die milde Ferne

Ein Herz so schwer wie Stein.

Herbert Leifpaul



„Damned, können Sie nicht aufpassen! Ich habe im Krieg mein Bein verloren!“

„Damned! ... Non potete far attenzione? ... Io ho perduto in guerra la mia gamba!..



„Ja, glauben Sie vielleicht, ich verliere nichts, wenn ich zu spät zur Börse komme?“

„Ah sì; ma credete Voi ch'io non perda nulla se arrivo troppo tardi alla borsa?..



„Genosse Stalin, befehlen Sie heute Maske Nummer 113!“ — „Nein, du Dummkopf, die ist ja für die Exilpolen. Heute brauche ich Nummer 114 für die Sowjetpolen!“

Babbuccio Stalin fa toeletta: „Compagno Stalin, ordinate oggi la maschera Numero 113!“, — „No, balordo; essa è per i Polacchi in esilio, mentre oggi abbisogno del Numero 114 per i Polacchi nell' Unione Sovietica!“,

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes war kein Freund des Kartenspiels, aber es kam schon einmal vor, daß er sich, um nicht ungesellig zu erscheinen, mit an den Skattisch setzte.

Eines Tages war es wieder so weit. Eine Weile spielten wir friedlich vor uns hin. Johannes gewann sogar.

Aber plötzlich protestierte Peter lebhaft:

„Nein, mein lieber Johannes, das geht nun doch nicht, daß du mir dauernd in die Karten guckst!“
„Aber warum denn nicht“, sagte Johannes. „Das erleichtert das Spiel doch ungemein.“

*

Es sah wüst aus bei Johannes. Martin und ich fühlten ein Erbarmen und begannen aufzuräumen. Unter anderem fanden wir einen Stoß Papier.
„Wohin gehört das, Johannes?“ fragten wir.

„In meinen Schreibtisch“, sagte Johannes. Aber im Schreibtisch war kein Platz mehr. Wir machten Johannes darauf aufmerksam.

„Was in der obersten Schublade links ist, könnt ihr rausnehmen und wegwerfen“, sagte Johannes. „Dann habt ihr Platz.“

„Das sind doch Rechnungen. Beweirst du die nicht auf?“ fragten wir.

„Unbezahlte nicht“, sagte Johannes. 1. Bieger

DIE KÖSTLICHEN TÄUSCHUNGEN

VON ERHARD RUHLE

Es ist unwahrscheinlich, daß Signore Negri und Alessandro Minetti in der kurzen Zeit ihres Zusammenlebens über Erziehn gesprochen haben. Aber hätte der junge Mann den klugen Greis einmal darum befragt, so würde dieser in seiner verbindlichen Art zweifellos ausgeführt haben: Sehen Sie, mein Lieber, Erziehung ist Entwicklung, Auswirkung! Man wickelt einen Menschen aus, wie man eine Röhre aus dem Koker löst, und am Ende sehen wir dann einen Verbrecher oder ein Genie oder auch nur eine mittelmäßige Figur, die ihre Tage mehr schlecht als recht abspießt! — Vielleicht würde Alessandro darauf nicht ungeachtet erwidern: Wenn dem so ist, Herr Negri, dann täte man gut, manchen Menschen überhaupt nicht erst auszuwickeln! — Und der alte Herr müßte dann lachend entgegen: Haha, das ist eben der Kniff der großen Natur! Man weiß vorher nicht, was drinsteckt, junger Freund!

Nach dieser Einleitung wollen wir zusehen, wie Alessandro selbst, durch die Laune des Geschicks geführt, ein Schulbeispiel für Signore Negri's Meinung über das Wesen der Erziehung wurde. Der alte Herr Negri, gelähmt und an den Rollstuhl gefesselt, bewohnte mit seiner Wirtschafterin und einem Hausmeister ein wunderschönes Landhaus im Westen von Mailand. Trotz dem Gebrauchen aber er sich bis in sein siebzigstes Jahr eine erstaunliche Frische bewahrt. Er nahm lebhaften Anteil an den großartigen wie an den kuriosen Ereignissen auf der Erde; selbst nie über die Grenzen der Stadt hinausgekommen, hatte er durch Studium von tausend Büchern eine vorzügliche Kenntnis von der Beschaffenheit fremder Länder und den Sitten ihrer Bewohner erworben, und die liebsten Stunden feierte er, wenn er von den bunten Abenteuern der weiten Welt schwärmen konnte. Freilich, dieses Glück war ihm getrübt, seit sein braves Weib, die geduldige Gehärrin und Zuhörerin, das Zeitliche gesegnet.

Signore Negri war belleibig kein grüßlicher Kranker, kein boßhafter Hausvater, der die Dienstgeister quälte. Er war durchaus ein liebenswerter Bürger der Stadt, und eine winzige Schwäche, die bislang alle Sprößlinge vom Stamm der Negri ausgezeichnet hatte, übernahm bei soviel Tugend gerne: der alte Herr liebte keinen Widerspruch, freute sich aber an jeder willigen, gelügeln Natur und vermochte dank seiner sanft diktatorischen Art einen Gast mit entwerfender Freundlichkeit in die gewünschte Bahn zu zwingen. Eines Morgens rief Signore Negri den Hausmeister zu sich und erklärte, daß er das erste Stockwerk des Hauses an einen ruhigen Menschen vermieten wolle. Der Hausmeister möge eine entsprechende Tafel entwerfen und am Glitter des Parktores aufhängen.

So geschah es auch, und drei Tage später meldete sich ein Mieter, ein junger Mann im besten Alter. Vor den Hausherrn geführt, erklärte er in aller Bescheidenheit: sein Name sei Minetti, Alessandro Minetti, er genieße als Vorsteher einer Kanzlei den Ruf der Unbescholtenheit, und er glaube versichern zu können...

„Haben Sie Kinder?“ unterbrach der alte Negri und betrachtete wohlgefällig den sauberen Anzug und die uneinheitliche Krawatte des Besuchers. „Nein! Ich bin nicht verheiratet! Ich bin überhaupt Witze, mein Herr!“

„Spielen Sie ein Instrument, das Klavier oder die Geige? Oder singen Sie?“

„Nichts von alledem, mein Herr!“

„Und pflegen Sie eine Gesellschaft mit Freunden oder — Freundinnen?“

„Gewiß nicht, mein Herr, ich bin kostspieligen Vergnügungen gänzlich abhold!“

„Sehr wohl!“ bestätigte der Hausherr mit Wärme die erfreuliche Auskunft, und der Mietvertrag wurde unterzeichnet. Später, als der Kanzleivorsteher längst aus der Tür war, rief sich Negri noch lange die Hände und beglückwünschte sich zu dem vorzüglichsten Mieter. Es sollte noch besser kommen.

An einem Freitag bezog Alessandro Minetti den ersten Stock. Er fuhr mit einem kleinen Möbelwagen vor, und zwei Arbeiter trugen die Geräte ins Haus, einen schlichten Mahagonischliff, ein Bücherbrett, einen Polsterstuhl, eine Konsole. Aber dieser Hausrat war es nicht, der den Hausherrn

in einer jaufsteigenden Welle erzittern machte. Signore Negri saß hinter Türvorhängen und verfolgte scharf mustend den Eingang. Da schloppte der eine Arbeiter ein Tigerfell heran, der andere trug ein helbes Dutzend Massaispeere, und Alessandro selbst wuchtete den ausgestopften Kopf eines Nashorns durch die Haustür.

„Lucia!“ rief da der Hausherr und klatschte in die Hände, „geschwind, spate dich, Lucia, fahre mich in die Halle hinaus!“ — Die Wirtschafterin tat, wie ihr geheißlen, und nun sah der würdige Greis die bunten Abenteuer seiner Träume lebhaftig vorbeiziehen: Büffelschädel, Gehörne von Antilopen, Gazellen, Springböcken, silberne amensische Delche, tibetische Gabellinteln, Giftschlangen in Gläsern, die Haut einer Anakonda, polynesische Amulette, Fetische aus Kamerun und das Glanzstück: den Stoßzahn eines Elefantenbullen

„Herr, Herr!“ stammelte Negri, „lieber Herr Alessandro Minetti, ist es möglich? Nein, diese Wunder, diese Kostbarkeiten Oh, lassen Sie sehen!“

— Die Männer traten näher, und Negri strich mit

bebenden Fingern über eine glatte Wurfkeule

„Aus dem Feuerland, Herr Negri!“

„Ah, Feuerland, Mangelheinstrolche, wie? Oh, und hier!“

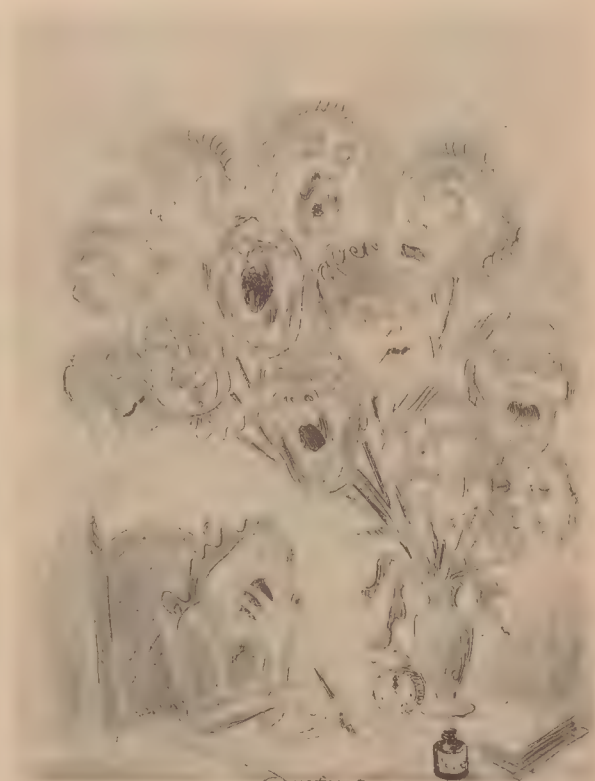
„Lippenscheiben Her: Negri!“

„Ganz recht, lieber Herr Minetti, die Weiber der Kanari am Tschadsee tragen sie so, Ich weiß! Sie Teufelskerl, Sie Glückspilz, ach, Sie müssen mir erzählen, Sie müssen mir alles zeigen! Welch ein Glück, lieber Freund, es ist auch meine Welt! Oh Sie Heimlicher, Sie Bescheiden! Hal Er kommt daher und will mit zaghafter Rede eine Wohnung mieten! Ein Bürovorsteher, ein Niemand unter tausend! Und jetzt entpuppt er sich — nun, bester Herr Minetti, ich sage Ihnen auf den Kopf zu Sie sind ein Abenteuerer von Format, Jawohl, von mat, ein Weltreisender, ein Großwildjäger! S Jawohl! Ah, wie schätze ich mich glücklich! Lucia Lucia! Herbei mit dir! Bring uns eine Flasche vom besten! Vom besten, sage ich!“

Alessandro war ob der Worte um einen Schein bleicher geworden. Er fiel seinem neuen Wirt an

Die müde Kriminalschriftstellerin - La sposola scrittrice di storie criminali

(R. Bilek)



den Arm und stotterte hastig: Verzeiht Herr Negri, ich muß Ihnen sagen, daß — ein Irrtum — ich habe — nein, bitte, jetzt keinen Wein, vielleicht —“

„Gut, ich verstehe!“ rief der alte Herr frohgelaut, „nicht so zwischen Tür und Angel! Es sollte nur ein Trunk zum Willkommen sein, aber in der Unordnung, ich verstehe, gut, gut! Doch, lieber Freund und Hausgenosse, auskommen werden Sie mir nicht, wie? Heute abend wollen wir den Tropfen nachholen und dann werden wir in die Welt hinausstoßen, der Atem echter Romanik wird uns anwehen, bis die Backen gühnen! Topp, dies soll gelten, schlagen Sie ein, Lieber!“

Alessandro nahm die gebotene Hand und erklärte stockend: Herr Negri, ich muß Ihnen allerdings gestehen, daß ich kein —“

„Ah, ich begreife vollkommen, kein Heimlicher, kein Bescheidenheit! Gut, gut! Ich wollte Sie nicht kränken!“

„Nein, nicht das, aber —“ „Besten Herr Alessandro“, schnitt der Greis das Wort ab und ließ für einen Augenblick zwei Unmutsfalten über der Nasenwurzel sehen, zu gegeben, ich verstehe, aber wollen Sie allein schon meinem Alter eine gewisse Reife der Schau und des sicheren Urteils zubilligen! Zudem schmelze ich mir in der Tat, schon aus dünnen Worten, aus Haltung und Gesten, kurz aus sprichwörtlichen Bruchstücken klare Bilder, ja leidlich vollkommene und zutreffende Bilder zu zeichnen, und ich entsinne mich nicht eines einzigen Irrtums, Herr Minetti!“

Auf diese Rede hin hielt er der junge Mann für geboten, aufs erste zu schweigen. In Wahrheit war der alte Herr auf einen seltsamen oder auch ungeselligen Abweg geraten. Alessandro, der stille, unauffällige Kanzlist und alles andere als ein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn, hatte seinen exotischen Reichtum auf recht billige, ja auf die langweiligste Weise erworben. Die Beutestücke, die am Liebhaberwert gemessen, ein statliches Vermögen darstellen mochten, waren ihm vor Jahresfrist als Erbschaft eines verstorbenen Onkels zugefallen. Und dieser Verwandte hatte vielleicht einmal in den Abzügen auf Wildzügen geschwenkt, aber selber auch niemals afrikanische Genosse

erlästliche Lust geochen. Wäre Alessandro weniger sparsam, er hätte das Gerümpel längst umgemünzt. So bewahrte ihn allein seine Anspruchslosigkeit und ein Rest von Pietät davor, einen Schatz zu verschleudern, der jetzt einem Greis zum Quell halbsüßigen Enzianweins wurde.

Aber der rechtliche, schlichte Mensch ist mit einem guten Gewissen ausgestattet. Bewegt von schmerzlichen Gefühlen, doch fest entschlossen, stieg Alessandro am Abend in das Erdgeschloß hinunter, um den Willkommenswein zu trinken und zugleich den Irrtum aufzuklären. Es geht einen Schritt zu tun, einen herzhaften Schritt nach dem Vorbild der Chirurgen.

Signore Negri empfing Alessandro mit leuchtenden Augen und ausgebreiteten Armen. Er stand schon mitten in den Flammen der Vorfreude. Kommen Sie, kommen Sie, Herr Alessandro! Setzen Sie sich! Auf Ihr Wohl, lieber Freund! Ja, so und nun erzählen Sie! Ach was, erzählen! Geben Sie acht, mein großer Abenteurer, ich werde erzählen! Jawohl, ich werde Ihnen eine Probe meiner sicheren Schau geben! Beachten Sie alles wohl, und dann urteilen Sie! Rauchen Sie? Nichel Bitte, machen Sie es sich recht bequem!“

Alessandro setzte an: „Herr Negri —“

„Augenblick, mein lieber Herr! Sie zeigten mir also heute Nachmittag ein Paar Uppenschellen! Hören Sie denn, was ich vor meinem geistigen Auge sehe! Sie führen also eines Tages von Lokodja den Benua aufwärts — wie? Nein? Ah, unterbrechen Sie mich nicht! Natürlich kamen Sie nicht aus dem Golf! Ich kenne Sie! Sie wählten die kühere Route, Sie kamen von Norden, Sahara, Aipsteau, Wadai, nicht wahr?“

Mit sprudelnder Lebendigkeit entwickelte jetzt der alte Herr, begleitet von anschaulichen Arm- bewegungen und Fingerzeigen und dann und wann von hastigen Nippen am Glas unterbrochen, die Wüstenreise eines Afrikaforschers, wie er sie so oft in seinen Büchern studiert hatte. Alessandro sank tiefer in den Sessel. Konnte er jetzt noch eingreifen? War er nicht grausam, unmenschlich, den Schleiher zu zerreißen? Ja, was er nicht beinahe Sünde, den schweigenden, verzauberten Greis ja zu erüchten? Das Red' rolle und war nicht mehr zurückzudehnen. Alessandro schwieg

und starrte vor sich hin. Aber bald hörte er näher auf die Erzählung. Schön mühte es sein, so er- tarte er sich bei dem Gedanken, einmal auf so abenteuerliche Fahrt in die Ferne zu reisen. Und bei besonders feurigen Stellen nickte er sogar bewundernd und zustimmend.

„Sehen Sie, mein Freund“, schloß Signore Negri, herrlich erschöpft vor. Ah, Sie sind lieb! Und kamen Sie zu den Kanu! Ist es nicht so gewesen, wie? Was sagen Sie zu meiner Schau, he?“

„Phantastisch!“ murmelte Alessandro, und er erhob sich.

„Schlafen Sie gut die erste Nacht unter meinem Dach und morgen will ich mit mir Sammlungen anhehen! Darf ich das? Sie sind bereit, übermorgen — biegen Sie sich etwas herab, ich will es Ihnen ins Ohr sagen!“

Alessandro neigte sich zu dem Gastgeber, und der flüsterte: „Der Stobzhai Ihre Jagd auf den Elefanten! Abgemacht?“

Am nächsten Tag stellte der Vorsteher Minetti an das Kanzleipersonal die saltsame Frage, war sagen könne, wie man Elefanten jagt. Das wußte niemand. Aber Enrico, der Laubrote, riet, in einer Buchhandlung zu forschen, dort gebe es sicherlich Bücher über Elefantenjagden.

Es kam, was es kommen mußte. Alessandro selgte Herrn Negri die Sammlung, und der begeisterte alte Herr gestand danach, eine der glücklichsten Stunden seines Lebens genossen zu haben. In der Nacht wühlte sich der Kanzlist durch das Elefantenbuch, um am nächsten Abend einen vollen Erfolg einzustreichen.

Wieder saßen die Männer am Tisch, und Alessandro hatte das Wort.

„Wundervoll, wundervoll!“ unterbrach der hintergeissene Negri ein übers andere Mal die Rede des jungen Mannes, der doch nur gedämpft und schau und unter ständiger Rumoren des Gewissens die fremden Federn an den Zuhör brach. „Lieber Freund, nennen Sie mich fort! Vater Negri, ich bitte darum!“ Seine Abend für Abend saßen sie nun zusammen. Vater Negri ward nicht müde zu lauschen, und Alessandro entzündete sich mehr und mehr am Feuer seines Gönners. Längst hatte er seine pure Gewissenspein überwunden. Er, der bisher in seinem nüchternen Kanzlistenverstand keine Ahnung von einer schlummernden Phantasie und Erzählgabe gehabt, las neue Geschichten, neue Jagdbücher aus Asien und Polynesien, erwarbte, erlitzte sich stärker und stärker im prächtigen Stoff, erzählte bald freier, lebhafter, ja beschwörend und leidenschaftlich. Schein und Wirklichkeit vermischten sich in einem Kopf schließlich so, daß er zuweilen selber glaubte, Büffel und Gzzellen wahrhaftig gejagt zu haben. Es trieb ihn noch einen Schritt weiter: er verzichtete sogar auf Bücher. Er erlief seine Geschichten, er zog sie aus dem Nichts, sie blühten ihm unter der Hand auf, und jedes neue Abenteuer gestaltete er vollkommen, meisterlicher. Alle Feiben der Erzählkunst sprühten auf, rauschten dahin wie glanzvolles Feuerwerk.

Ein langes helbes Jahr währte der unschuldige Betrug. Dann forderte das Schicksal den Glücksbecher zurück. Vater Negri entschlief im Rollstuhl, mitten in der Erzählung, die Alessandro „Der Löwe von Usembara“ getauft hatte. Ein Lächeln spielte um die Lippen des Toten, und die Augen standen offen, als saugen sie noch immer den Zauber der schönsten aller Welten ein. Wochen später empfing Alessandro, der aus Gutherzigkeit so tapfer und standhaft gelogen hatte, klingenden Lohn für die vertane Mühe. Negri's Rechtsbeistand übermittelte ihm einen gesiegelten Brief folgenden Inhalts:

„Mein lieber Alessandro, Sie sind mir wie ein Sohn gewesen, das Glück eines geeigneten Alters. Das legat, das ich Ihnen zuwendete, wird Ihnen künftige Sorgen ersparen helfen. Es ist ein bescheidener Dank dafür, daß Sie einem schrilligen Einsiedler zuliebe und aus gutem Herzen ein halbes Jahr lang — gelogen haben, meisterlich gelogen haben, wie ich nicht voll anerkenne! Alessandro, Sie sind gar kein Jäger gewesen, sondern waren nur immer der Kanzlist! Woher ist das weiß? Recht gut gespielt haben wir zwei ungleichen Kameraden, wie? Aber viele Bücher, die Sie gelesen und erzählt haben, habe auch ich gelesen, längst im Rollstuhl gelegen, bevor ich Sie kannte. Ich spüre, daß meine Tage gezählt sind, und ich nehme Abschied von meinem treuen Mitspieler. Leben Sie wohl und Dank, Alessandro, nochmals Dank für die Zeit der köstlichsten Täuschungen! Vater Negri.“

Anerkennung - Approvazione



„Seht, Kinder, schon Goethe hat im ‚Faust‘ den Pudel verwendet!“

„Ja, ja, der Mann hatte Phantasie — beneidenswert!“

„Vedete, ragazzi, già Goethe s'è servito pel suo ‚Faust‘, del can barbones! „Si è che invidiabile fantasia aveva quell' uomo!“



„Komm, Fannerl, laß' dich doch rasch mal küssen!“

„Nee, zu einem Kuß braucht man 'ne Stunde, sons! hält er nicht vor!“

Economia del cuore: „Vieni vieni, Fanny! Lascia che ti dia un bacio in fretta!“,
“Eh no; per un bacio ci vuole un' ora, altrimenti non è di durata!“,

DAS GESPENSTERHAUS

VON WENCESLAO FERNANDEZ FLOREZ

Ich hatte die Wohnung im vierten Stock eines modernen Wohnblocks gemietet, als ich noch der festen Überzeugung lebte, daß meine Leidenschaft für Malwine ewig währen würde. Der Bau war funkeingelnuet und wir verfügten über mehrere Räume, in denen jedem eine nicht zu statlich geratene Person mit knapper Not aufrecht stehen konnte. Sich am Boden auszustrecken, wäre ihr vielleicht der Länge, nie und nimmermehr aber der Breite nach gelungen. In eines der Inneren Zimmer konnten wir sogar einen Schrank hineinbringen, aber fräulich nicht mehr heraus, da er sich auf unerklärliche Weise um einen Millimeter ausgedehnt hatte. Die ernstesten Bedenken aber bereitete uns unsere Köchin, die für unsere Küche viel zu korpuliert war. Anfangs hofften wir, wir könnten ihr durch Einölen die Existenz in diesen engen vier Wänden erleichtern, aber auch diese Maßnahme erwies sich aus begreiflichen Gründen auf die Dauer als ungeeignet.

Mein Glück mit Malwine wurde in dieser neuen Wohnung durch nützliche Beklemmungen empfindlich getrübt. Systematisch wiederholte sich im Schlaf, was mich untertags bedrückte. So träumte ich beispielsweise, ich sei eine mit tausend Kollegen in eine Kiste gepackte Zigarre und mein sehnlichster Wunsch war, ein Käufer möchte mich von meinen Artgenossen zur rechten und linken betreiben. Ein anderes Mal hatte ich das Gefühl, ich sei der in den Hals einer Champagnerflasche gezwungene Pfropfen. Als mich gegen Morgen einige Radebrüder mit lautem Knall aus der Flasche zogen, versetzte ich meiner süßen Malwine einen so gewaltigen Puff gegen die Schläfe, daß sie bis zum Morgen k.o. blieb. In der darauf folgenden Nacht schlief mir gar, ich sei ein Fuß, den man in einen viel zu engen Schuh geschürt hätte und versuchte vergeblich unter anatomischen Beschwerden, den Senkel zu sprengen.

Diese Träume waren keineswegs angenehm und trotz unsern Liebeswonnen betrat ich das Schlafgemach alleabendlich mit leichtem Schauer.

Eines Nachts weckte mich Malwine.

„Ricardo! Ricardo!“ flüsterte sie an meinem Ohr und rüttelte mich sanft.

„Was gibst?“ brummte ich.

„Schrei nicht so!“

„Was ist denn los?“ murmelte ich.

„Bist du wach?“

„Ich weiß nicht genau.“

„Ricardo, mir scheint, in der Wohnung ist jemand.“

„Wer denn?“

„Ein Dieb. Horch!“

Ich leuchtete mit offenem Mund und zur Decke gerichteten Augen. Meine ganze Seele lag in meinen Ohren.

Jemand bewegte sich auf unserem Gang. Und nicht einmal leise nicht einmal bemüht, seinen Schritt zu dämpfen. Energische, männliche Tritte. Ich dachte, nun vollkommen wach geworden, es habe sich jemand in die Wohnung geschlichen.

„Hörst du?“ wisperte Malwine.

„Ich höre.“

„Großer Gott, was tun wir?“

„Wieso ausgeschlossen? Du weißt doch, Malwine, daß ich so schröffe Antworten nicht leiden kann. Katzen treiben doch nachts allerlei Unfug.“

„Die Katze ist es nicht.“

„Nun gut. Schauen wir.“

Ich sprang aus dem Bett, ergriff die Pistole und schlich mich vorsichtig hinaus. Malwine folgte mir in sicherer Deckung. Die Schritte kamen und gingen... Als sie ganz nahe schienen, drehte ich das Licht an und ging mit trockenen Lippen und bis unter das Haar emporgezogenen Brauen mutig den Gang entlang. Der Gang war leer.

„Jetzt ist er im Speisezimmer“, flüsterte Malwine.

Wir gingen auf leisen Sohlen ins Speisezimmer. Die Katze, die auf einem Sessel schlief, hob verwundert den Kopf und blickte uns an. Alles in schönster Ordnung. Die Uhr zeigte auf ihrem runden bleichen Gesicht drei Uhr.

Wieder Schritte. Wir eilten uns flüsternd, der Dieb müsse im Arbeitszimmer sein.

Leer. Genarrt durch die mysteriösen Schritte

O Straßburg!

Stadt, unvergessen.

Du ewige Stadt am Rhein,

Mit schweren Schritten ungemessen

Ging die Zeit in dich hinein

Und blieb durch Tat und Kampf und Sorgen

Bei dir, in deinem Ruhm geboren.

Und reifte unter Erwins spitzer Heube

Beim edlen Saft der heimatischen Traube

Wir Altersfalten deine Gäßchen sind.

Geheimnis ruht in jedem: hier ein altes Spind,

Dort ein bekämpfter Wein in junger Liebeslab.

Und manderlei, was Herz und Sinn geuult.

Und rings die Landschaft, Freunde, kennst du die?

So stillen heitren Zauber seht ihr nie.

Mit weißen Wäldchen spielt im Blau der Wind.

Durch Schilf und Dickicht auf verschämten Sohlen

Schleicht sich die Sundgau-Jungfer III

Zum Bett des Recken Rhein verstoßen.

Der tut, als ob er sie nicht haben will...

So seltsam, in pastell'hem Farbenspiel

Verzitten manchmal hier sich die Gefühle!

Indessen Herder, Goethe und so manch ein anderer

Gottesandter und verliebter Wanderer.

Der einst am Tisch der alten Reichsstadt zechte.

Und gern dafür mit blankem Taler blechte,

Der ihm mit Reiterpost von Frankfurt kam.

Ließ hier zurück, als er den Heimweg nahm,

Mit seinem Durst und zarten Liebes Schmerzen

Ein reiches Stück von seinem Süßmühselzen.

Du findest alle wieder, jungelbendig,

Im Zeitumwandl' wundersam beständig!

Stadt du, wie keine andere,

Zu der ich immer heimwärts wandere.

Wegweiser der verliebten Zuversicht.

Du meine Burg und meines Glaubens Münster.

In deinen grauen Gassen eng und finster

Winkt mir so manches freundlich weisse Licht!

RAINER PREVOI

gingen wir die ganze Wohnung ab, durchsuchten alle Winkel, schlichen von der Nordfront nach der Südfront, ich immer mit der gezeichneten Pistole, ohne auch nur eine Spur des Feindes zu entdecken. Waren wir im Besuchszimmer, entfernten sich die Schritte nach der Küche, kamen wir in die Küche, schlen uns der Mann nach dem Herrenzimmer auszuweichen. Um fünfeinhalb Uhr hatten wir etwa fünfzehn Kilometer zurückgelegt.

Da hörten die Tritte plötzlich auf.

„Er ist tot“, atmeten wir auf und halb tot vor Müdigkeit versanken wir in Schlaf.

Das war am Montag gewesen.

Am Mittwoch weckte mich Malwine neuerdings. Sie klapperte mit den Zähnen und nur mit größter Mühe konnte ich aus ihr herausbringen, was geschehen war.

„Hast du denn nichts gehört?“

„Nein. Was ist das?“

„Entsetzlich. Jetzt hat es aufgehört... Oh, da ist es wieder!“

Ich fühlte ein kaltes Grausen. Dicht neben mir ertönte lautes Jammern, wie von unendlichem Schmerz. Man konnte unmöglich sagen, wober es kam. Bald entstand es sich dem Kopfissen, bald dem Kleiderständer in der Ecke, bald schien es, als bewege sich jemand über das Bett, oder unter dem Bett läge ein Sterbender in letzter Not.

Die Klageleine wiederholten sich und gingen allmählich in das Jaulen eines Tieres über, des Todesnähe wülfte. Da, plötzlich eine verängstigte Stimme:

„Du bist schuld, Elender, nur du.“

Malwine kniff mich in den Arm.

„Was ist das, Ricardo?“

Und ich mit größtem Hörar: „Ich weiß nicht. Furchtbar!“

Da es ein markschütternder Schrei war. Wir stockten, die Köpfe unter die Decke, bis uns ein neuer Schrei entsetzt wieder auffahren ließ.

Wir flohen in das Speisezimmer am andern Ende der Wohnung. In Decken eingehüllt versuchten wir zu schlafen, als neben uns schrilles Gelächter ertönte. Eine Stimme sagte neben uns im Dunkeln: „Nicht kitzeln, nein, nicht kitzeln... Ich kann nicht mehr!“

Aus dem Büfett kam wie ein dünner Strahl ein langes, nervöses Lachen.

Halb tot vor Schreck war mir Malwine in die Arme gesunken. Der Luster begann ein heiseres Lied: O-la-re-ra... O-ki-ri-do-... „Ricardo, Lieberster“, stöhnte Malwine, „in diesem Haus geht's um. Dieses Jammern, dieses Fuchsen, dieses Lachen... Großer Gott! — Wohin sollen wir gehen?“

Am nächsten Morgen schickte ich nach dem Hausmeister.

„Was ist in diesem Hause los?“ schnauzte ich ihn an. „Mir scheint, es ist verhext!“

Das in seiner viel zu weiten Livree fest ertrinkende Männchen blickte mich verwundert an.

„Verhext? Es hat sich noch keine Partei beschwert.“ — Warum soll es verhext sein?“

„Am Montag hörten wir die ganze Nacht die Schritte eines Unsichtbaren.“

Der Hausmeister schüttelte zweifelnd den Kopf. „Es wird wohl der Herr oben in Ihnen gewesen sein, der sich auf ein Examen vorbereitet und beim Studieren auf und ab geht.“

„Gestern erscholl im Schlafzimmer lautes Wehklagen.“

„Die Dame rechts von Ihnen hatte Zahnschmerzen.“

„Und wer wohnt links von uns?“

„Jungvermählte.“

Ich begriff —

Aber Malwine verließ mich. Sie suchte sich einen Herrn, der nicht in einem modernen Wohnblock hauste, sondern am Land ein Einfamilienhaus besaß.

(Aus dem Spanischen von Helme Flesse)



„Bon soir, Monsieur Giraud ...!“

Davanti al quartier generale 'de Gaulles, : "Bon soir, Monsieur Giraud ...!,,



„Sagen Sie, Fräulein, Ihr Hotel ist wohl stark besetzt?“

„Nicht einmal — auf dem Schreibtisch schläft bisher erst 'n einziger Herr!“

Scarsa frequenza: „Dilemi, signorina, c'è molta gente nel vostro albergo?„

„Non troppa! Finora sulla scrivania non dorme che un signore solo!“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Frohlich pfeifend, mit sich und seinem Tagewerk zufrieden, stieg der „möblierte“ Herr die zwei Stockwerke zu der Wohnung hinauf, in der er heute Alleinherrscher war, da die Wohnungsinhaber ihm eine mehrtägige Abwesenheit angekündigt hatten. Die dreifach verschlossene Tür bestätigte die Annahme, daß ihm nicht nur die Wohnung sondern auch der Hockstuhl aller möblierter Städtbürger, — das Bad, heute allein gehörte. Schnell hinein in sein nahe dem Eingang gelegenes Zimmer, heraus aus den Schalen des

zivilisierten Menschen, nur noch bekleidet mit der eigenen Haut huschte er auf nackten Sohlen in das Badezimmer, wo er sich unvermutet und völlig überrascht der jungen Frau des Wohnungsinhabers, gleichfalls im Evakostium gegenüberfand. Es fehlte ihm die Geistesgegenwart, sich mit den in solchen Fällen als taktvoll geltenden Worten „Ach, Verzeihung, mein Herr“ zu entschuldigen, — aber blitzschnell verschwand er. In der Hoffnung, nicht genauer gesehen worden zu sein. — Wochen später, — als er wieder einmal genüßlich sich den Freuden der Badewanne hingab, öffnete sich die Tür zum Badekabinett, in der Tür steht Frau Eva, ganz, ohne auch nur paradiesische Bekleidung, erschrickt sehr, faßt sich aber sogleich und sagt würdevoll: „Nun sind wir aber quitt“, — um damit das Gleichgewicht ihrer Welt im kleinen wieder herzustellen. —

F.-M. O.

Bobby kommt verspätet ins Theater. Fragt er den Saldinier: „Hat das Stück schon begonnen?“ Antwortet dieser: „Ja, ein Akt ist schon vorbei!“ Fragt Bobby: „Welcher denn, bitte?“ F. H.

DIE SCHRECKENSKAMMER

VON KNUT OYING

Als Lundström eines Nachts nach Hause kam, flog ihm, als er die Wohnungstür leise hinter sich schloß, ein Stiefel an den Kopf — ein ausgewachsener, frisch genähter Stiefel. Das versetzte ihn in Erstaunen: denn seine Frau pflegte sonst nie zu solchen Waffen zu greifen, sie wandte stets nur das scharfe Schwert der Zunge an.

Während er, noch ganz benommen von dem überdonderen Empfang, nach dem Lichtschalter tastete, vernahm er auf dem Korridor leichte, schleichende Schritte. Und als dann die furcht-einfassende Fensters in strahlende Heiligkeit hinüberwechselte, flog ihm ins selben Augenblick Frau Lundström um den Hals. Mit angestrichelter Stimme hauchte sie tonlos: „Felix!“

Felix Lundström begriff augenblicklich, daß es etwas ganz Unheimliches geschehen sein mußte. Grausam wie er war, genoß er die Situation in vollen Zügen, kam es doch so selten vor, daß er Stütze und Rückgrat der Familie sein durfte. Und indem er seine kleine, nur mit einem leichten Pyjama bekleidete und am ganzen Leibe zitternde Frau ins Bett zurückzog, fühlte er, daß er Zoll für Zoll ein ganzer Mann war.

Endlich, nach zwei Aspirintabletten und einem Gläschen Cognac, fand Frau Lundström die Sprache wieder. „Eine Maus!“ kam es stockend über ihre Lippen. „Sie tief aus der Küche ins Badezimmer hinüber. Huh, Felix, was ich für eine Angst ausgestanden habe!“

Lundström strich ihr über den blonden Wuschelkopf und meinte besänftigend: „Du wirst geträumt haben, Liebling. Denn wie sollte eine Maus sich zu uns in das vierte Stockwerk hinauf verirren?“

Frau Lundström aber widersprach erregt: „Ich und geträumt! Nein, du hast, als du gestern hoch aus dem Keller holtest, die Maus im Elmer mit eingeschleppt. Geh zum Badezimmer und horch einmal!“

Stichtlich widerwillig schlich Lundström sich zum Badezimmer hin und legte das Ohr an die Tür. In der Tat, es war da drinnen ein verdächtiges Rascheln zu vernehmen, das augenblicklich verstummte, als Lundström die Tür öffnete und den Raum betrat. „Hulde hat recht“, konstatierte er flüsternd, „eine Mausfalle gehört ins Haus.“

Die Entschluß teilte er seiner Gattin mit, woraufhin Lundström eine schlaflose Nacht zubrachte in gespannter Erwartung der besagten Mausfalle. Gleich am nächsten Morgen kaufte Lundström

sich ein Mordinstrument und stellte es auf. Zum Zeichen, wie gut er damit umzugehen verstand, trug er noch Wochen nachher die mittleren Finger beider Hände in Gaze.

Die Maus hingegen verstand sich besser auf die Mausfalle. Ohne mit dem Kopf zu bezaubern, aß sie von dem Käse und dem Speck, den Lundström die Liebenswürdigkeit hatte, ihr vorzusetzen. Das kluge Tier erlaubte sich einfach einen Spaß mit ihm und setzte ihn in den Augen seiner Frau herab.

Eine entsetzliche Zeit wurde das für Lundström. Sobald man die Tür zum Badezimmer auch nur einen Moment unbewacht offen ließ, spazierte das Mäuselchen ein und aus, bagab sich in die Küche und schmauste dort, um alsdann zum Dank im Innern der Wände hinauf- und hinunterzufahren und herumzuzumren.

Herrn und Frau Lundström verging indessen aller Appetit. Sie aßen nicht, sie tranken nicht, sondern schlichen auf leisen Sohlen wie Diebe durch die Zimmer ihrer Wohnung, daß man sich unwillkürlich fragte, wer denn jetzt Herr im Hause sei. Lundström oder die Maus? Juristisch gesehen, waren Lundström noch immer die Wohnungseigentümer. Sie hätten jedoch schon längst freiwillig auf das Badezimmer verzichtet und nannten es bloß noch die Schreckenstammer.

Zu guter Letzt sah Lundström seine Ohnmacht zu, als ein einer geschehen Maus mit gewöhnlichen Mitteln zu Leibe zu gehen. Er bestellte sich darum zwei handfeste junge Burischen ins Haus. Die Badewanne wurde zur Selte gerückt und das Mausloch zugegipst. Lundström bezahlte den Männern ein respektables Handgeld und spendierte ihnen einen halben Kasten Bier obendrein.

Am Tage darauf wurde Lundström von seiner Frau im Büro angerufen. Mit merkbar froher Stimmung teilte sie seinen erstaunten Ohren mit: „Felix, die Maus ist gefangen. Frau Larson, unsere Nachbarin zur Linken, hat sie zur Strecke gebracht. Sie fand die Maus heute morgen in der Falle, die sie gleichfalls aufgestellt hatte.“

Lundström nahm die frohe Kunde ohne ein Wort der Erwidrerung entgegen — seine Frau hatte ihm längst das Antworten abgewartet. Als dann begab er sich sogleich in die nächste Gastwirtschaft, um sich bei Butterbrot und Bier und etlichen Schnipsen von dem Schrecken zu erholen, den er ausgestanden.

(Aus dem Schwedischen von Werner Rietig.)

TRÄUME

VON HEINZ SCHARPF

Sie saßen auf der Terrasse beim Frühstück.

Da der Mann weder in Hemdsärmeln da saß, noch in einer Zeitung las, handelte es sich offenbar um ein jungverheiratetes Paar. Und da er während des Genusses der Morgenzigarre den Augen kleine verliebte Abstecher nach seiner Frau gönnte und auch darüber nicht erschrak, daß die Schwiegermutter geschwieben hatte, befanden sich die beiden wohl auf der Hochzeitsreise.

„Ach, Dicker“, unterbrach sie plötzlich das stimmungsvolle Beisammensein, „heute Nacht hat mich ein Traum auf ganz eigene Gedanken gebracht.“

„Nee“, staunte der Gatte, „der Herr gibt den Seinen im Schlaf.“ — Diese Messerspitze voll Ironie sprach allerdings dafür, daß man aus den Flitterwochen bereits heraus war, im Honigmond respekt die Zunge nur Süßholz.

„Daß Träume Wunscherfüllungen sind, ist Mumpst“, entschied sie kurz. „Es sind Gaskalbebilder, denen nicht wir, sondern die uns nachgehen. Ich traums oft bu zum durcheinander wie in einem Märchen aus Tausendundeine Nacht, so daß ich mich nach dem Erwachen erst wieder zurecht finde, wenn ich den Druck einer geliebten Hand spüre.“

„Siehste“, sagte der Mann gönnerhaft, „wie gut, daß du verheiratet bist. Eine beruhigt ungemein.“ — Demnach war man schon einige Zeit verheiratet.

„Das Frauchen knipste einen kleinen blauen Fleck in die Haut des Göttergatten. Dann ließ es die Augen versenken in den Park hinausschweifen. „Weißt du“, senkte es die Stimme auf einen hell-leuchten Zwitscheron, „ich dachte mir, wie schön das wäre, wenn Mann und Frau zusammen träumen könnten.“

„Können Sie doch, Puppchen“, fiel er ihr ins Wort, „tun auch viele, er von einer anderen, sie von einem anderen.“ Nanu, waren die Beiden zwar schon länger verheiratet, aber nicht miteinander?

„Ach, Schatz“, zog sie nun das Mäulchen schief, „du nimmst mich nicht ernst. Das ist doch das verschlossene Tor, an das ich klopfen möchte. Wenn man träumt, sollte der andere denselben Traum mitträumen können. Wie man miteinander einen Film ansehen oder durch eine Landschaft wandern kann. Verstehst du das?“

Der Mann nickte, rauchte und schwieg. — Wie es ihm Zusammenlabern einer Normalehe später der Fall zu sein pflegte.

„Ach, wie schön das wäre“, schwärmte die Phantasiegebilde weiter, „so ein gemeinsames Träumen. Die Wirklichkeit könnte noch so grau in grau sein, man schliefte selig ein und könnte zusammen Wundervolles erleben, über allen Wolken schweben. Und wenn man erwache, rabe man sich die Augen und riefte zu gleicher Zeit beglückt: „Wie herrlich haben wir geträumt!“ Sag, ist das nicht ein großartiger Einfall? Oder ist das Leben selbst schon ein Traum und der Tod dann das Erwachen? Was denkst du darüber, daß gerade ich auf solche Gedanken komme?“

„Ja, Liebling“, meinte der Dicke, „ich denke, du wirst gestern Abend zuviel von dem Kartoffelbrei gegessen haben.“

Wie man sieht, handelte es sich um ein Ehepaar, das, wie lange es auch verheiratet sein mochte, sich recht gut miteinander verstand. Daß der Mann beim Frühstück nicht in Hemdsärmeln da saß und auch in keiner Zeitung las, konnte seinen Grund darin haben, daß er vielleicht froh und die Morgenzeitung ausgeblieben war.

Nach anderen Gründen lasse ich gerne andere suchen.



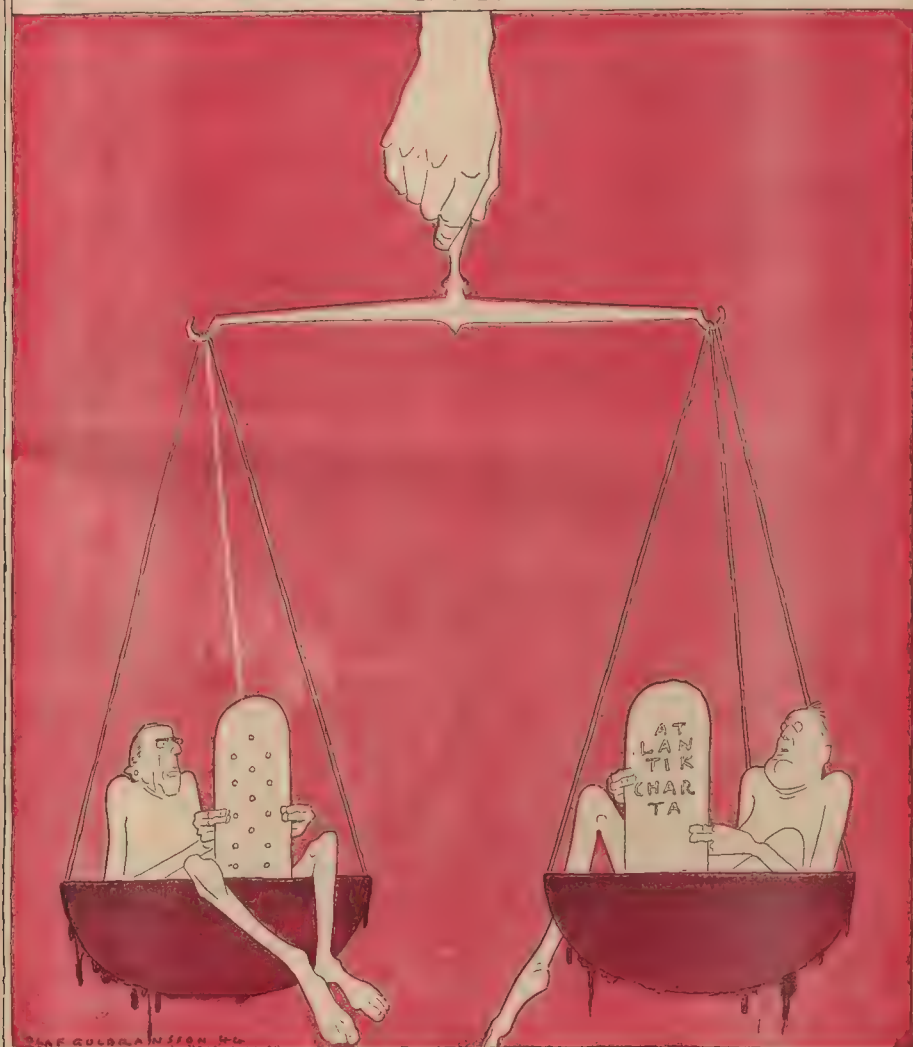
„... und beschütze mich vor meinen Freunden! Amen!“

La preghiera della notte di John Bull: „... e proteggimi dai miei amici! Amen!..“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

WILSON UND ROOSEVELT



„Das Gewicht bleibt immer dasselbe!“

Wilson e Roosevelt: „Il peso è sempre lo stesso!„



„Schaun S', Frau Haberl, wenn i ins Dischkriern über mein Gmüshändler komm, muß i allaweil Obacht gebn, sonst werd so a Strumpf glei' zwei Meter lang!“

„Guardate mo', sora Haberl, quando mi capita di discorrere del mio erbrivendolo, devo far sempre attenzione, se no la calza mi viene lunga due metri!“

DER BRIEF

VON HEINZ SCHARPF

„Es ist alles aus“, empfing Madame Brulsc ihre Freundin Sylviane und ließ eine glitzernde Träne ihren schönen Augen entquellen.

„Erzähle“, suchte Sylviane sie zu beruhigen.
„Ach, Sylviane, Schreckliches ist geschehen. Vor drei Tagen gab es zwischen mir und Henri einen Krach.“

„Zwischen dir und Henri?“

„Ja, oder dachtest du zwischen mir und meinem Mann? Nein, zwischen mir und Honoré herrschte bis heute Morgen der schönste eheliche Burgfriede. Jetzt allerdings steht das Barometer auf Sturm. Doch höre! Henri überraschte mich vor drei Tagen mit der Nachricht, er könnte sich nach Lyon versetzen lassen, wo ihm ein bedeutend besserer Posten winkte, man habe ihm vierundzwanzig Stunden Zeit zum Überlegen gegeben, ich solle ihm raten, was er tun soll. Du kannst dir denken, wie empört ich war, daß er nur einen Augenblick lang diese Versetzung in Erwägung zog, mit diesem Trennungsgedanken spielte. Ich geriet förmlich in Wut. Ich bin nun einmal ein aufbrausendes Temperament, aber man liebt es doch auch sonst an uns, wenn wir temperamentvoll sind. Anstatt mich nun zu beruhigen, goß Henri noch Öl ins Feuer. Er nutzte die Situation zu einer Erpressung aus. Er wollte in einer gewissen Angelegenheit von mir ein bestimmtes „Ja“ haben, dann würde er in Paris bleiben. Ich gab es ihm aus Trotz nicht.“

„Aber, Valencienne, was bedeutet denn schon so ein „Ja“?“

Nein, ich gab es ihm nicht. Darauf stellte er mir zum Abschied ein Ultimatum. „Wenn ich bis morgen Mittag nicht deine Zustimmung habe“, sagte er, „gehe ich nach Lyon, mein Ehrenwort!“ —

„Dann geh!“, rief ich und drehte ihm den Rücken. Das spielte sich also vor drei Tagen ab.“

„Mein Gott und du beheldest deinen Starkkopf und ließest ihn nach Lyon gehen?“

„Nein, das war keinen Augenblick lang meine Absicht; ich dachte vielmehr, bis morgen Mittag hat es noch Zeit, da kann ich noch hundertmal Ja sagen.“

„Was dann?“

„Ich fuhr sehr verärgert heim. Zu Hause speiste ich mit Honoré, dann begab sich mein Mann in sein Zimmer, um zu arbeiten. Ich saß am Kamin und langweilte mich entsetzlich. Plötzlich überkam mich eine schrecklich melancholische Stimmung, die meine Sehnsucht nach Henri krankhaft steigerte. Ich wollte ihn telefonisch anrufen, aber er war nicht zu erreichen. Also setzte ich mich hin und schrieb ihm einen Brief, der ihn rühren mußte. Ich erinnerte ihn darin an die vielen schönen Stunden, die wir miteinander verbracht hatten, es wurde ein langer, verliebter Brief, der in einem Postskriptum endete, das nur in einem dreifach unterstrichenen Ja bestand, dem „Ja“, das ihn von Lyon zurückhalten sollte. Und dann tat ich das Dummste, was eine Frau tun kann. Gerade als ich mein Schreiben geschlossen hatte, trat mein Mann ein und sagte, er müsse noch in die Stadt fahren. Ohne lange zu überlegen, bat ich ihn, meinen Brief mitzunehmen und ihn in Paris in einen Kasten zu werfen, denn hier in unserem Vorort werden die Postkästen abends nicht mehr geleert und Henri sollte meine Zeilen schon mit der Frühpost bekommen.“

„Um Himmelswillen!“, rief Sylviane, „wie konntest du so unvorsichtig sein! Dein Mann handelte natürlich wie alle Männer, er hat den Brief geöffnet!“

„Mein Mann handelte wie alle Männer“, schloß Madame Brulsc verzweifelt, „er hat vergessen, den Brief aufzugeben, ich fand ihn heute Morgen in seiner Tasche.“

DER GÄRTNER

Wenn ich das gärtliche Budget in großen Zügen mir beileh', find' ich zunächst als Pomolog, daß wiederum manche Hoffnung trog:

Steht Kernobst auch verheißungsvoll – die Zwetschge tut nicht, wie sie soll, der Pfirsich zeigt sich abgeneigt; im Schatten die Morelle streikt; und die sonst regen Beerenpendler erwelfen heuer sich als Blinder.

Auch der Gemüße bunte Schar benimmt sich unberechenbar beziehungsweise fällt im Keim der Wühlmaus dämpfem Trieb anheim. Fängst du sie, find' zwei neue da: Le rat est mort, vive le rat!

Tja! – und so geht's fort und fort. Das Gärtnen ist kein leichter Sport! Schier häßt' ich Luft, ihn auszugeben... Da find' ich unerlebens eben auf dem Kompost zwei runderköhne, frisch ausgeklofft'ne Champignons, die, ohne daß ich selbst was tat, mir Gottese Huld verliehen hat (und weiterhin spendert zum Lohn, wenn ich nur ihr Mycel oerichene).

Woraus, dünkt mich, zu schließen sei: Mißachte nicht das Nebenbei und überschäpe nicht dein eignes Wirken. Die Gnade quillt aus höheren Bezirken.

Ratatschert



„Tut mir leid, Kleiner, du mußt runter, das Goldene Kälbchen trägt uns beide nicht!“

Verso la conferenza della valuta mondiale: “Mi dispiace, piccino, ma devi andar giù; il vitello d'oro non ci porta tutti e due!..”



„Was die Einverleibung anbetrifft, haben Sie selbstverständlich volle Freiheit!“

Si negozia la libertà: „Beninteso, per quel che riguarda l'annessione, Voi avete piena libertà!..“

MEDIZIN

VON KONRAD SEIFERT

Einen Arzt? Nein, einen Arzt hatten wir nicht. Aber Don Arturo, der Sohn des Patrons, hatte in der Hauptstadt zwei Semester Medizin studiert, Tiermedizin, und der war vor allem fürs Vieh da. Die Menschen behielten sich ganz gut ohne Arzt. Und Vertrauten hatten sie zu Don Arturo sowieso nicht.

Ein Junge Herr war aus der Hauptstadt mit einer feinen Kiste zurückgekommen. Er hielt mehr als gut war vom Schlängenserum. Schlängenserum ist bestimmt eine feine Sache. Es hilft allerdings nur, wenn es rechtzeitig angewandt wird, und wenn ein Mensch oder ein Tier wirklich von einer Schlange gebissen wurde. Wird ein Mensch oder ein Tier nicht von einer Schlange gebissen, dann ist die Einspritzung von Schlängenserum zwecklos. Schlängen, die beißen wollen, müssen erst einmal vorhanden sein, Giftschlangen melne ich selbstverständlich. Und da sah es bei uns recht mäßig aus. Gewiß: es gab schon Schlängen. Aber die meisten von ihnen waren verhältnismäßig harmlos. Die meisten waren schlüßler, wahrhaftig, lieber Herr, Sie können es glauben. Don Arturo hielt nun fast jeden Hautriß, fast jede kleine Wunde, fast jede Schramme für das sichere Zeichen eines Schlängensbisses. Hatte jemand Fieber, trat ihm der Schweiß auf die Stirn, fühlte er sich schlepp und elend, dann waren das alle für Don Arturo die ersten untrüglichen Zeichen eines Schlängensbisses.

Und er spritzte wild drauflos. Das Vieh konnte sich dagegen nicht wehren. Die Menschen aber wollten von Don Arturos Spritze nichts wissen. War läßt sich schon gern soch Giftzeug unter die Haut spritzen! Es tut weh und ist völlig überflüssig. Wenn eben nicht doch eine Schlange zugebissen hat, eine Giftschlange.

Nein, niemand hatte Vertrauen zu Don Arturo. Da hielten sie sich lieber an die alte Curandera Laksana. Doch, doch, „Curandera“ hat etwas zu tun mit dem lateinischen „cura“. Hier heißt es soviel wie Kräutertreuer, Wurzelwiew, Heiler. Ach, lieber Herr, diese alten Indianerweiber verfügen zuweilen über ein ganz erstaunliches Wissen. Sie kennen viele Kräuter, Säfte und Pulver und treten mit oder ohne Hokusopus erfolgreich auf. Die Curandera Laksana zum Beispiel erfrachte sich eines größeren Ansehens als Don Arturo. Unter den Menschen.

Daneben war auch noch der Ramon vorhanden. Dessen Methode war anders, ganz anders als die Praxis Don Arturos und die Tätigkeit der alten Laksana. Und er griff nur hier und da ein. Seine Behandlungsweise war immer die gleiche. Und sie hatte immer Erfolg. Ich will Ihnen hier die Geschichte vom Esteban erzählen, um den sich Ramon mal bemühte.

Also: dieser Esteban, ein netter Junge, hatte in Tucuman ein Mädchen. Das hieß Luisa. Er ritt oft hin zu dieser Luisa und war recht glücklich dabei. So bei Morgengrauen pflegte er heimzu kommen. Er weckte uns dann und hielt große Reden von Liebe und Treue und solchen Sachen.

Einmal aber kam er schon gegen Mitternacht zurück. Er hatte bei seiner Luisa den Don Arturo getroffen. Ach, lieber Herr, Sie wissen ja, wie das mit den Mädchen geht, vielleicht haben auch Sie schon mal so etwas erlebt. Doch des alles erfahren wir erst später. Von Esteban.

Bei seiner Rückkehr aus Tucuman konnte er noch nicht sprechen. Er taumelte, als es zu uns ins Kochhaus trat, in dem wir noch belatsamensal, und ich weiß es bis heute nicht, was ihm im Grunde war, sich im Sattel zu halten und dann auf dem Hof vom Sattel zu rutschen.

Ja, er sah nicht gut aus. Gelblicher Scheum stand ihm auf den Lippen. Die Augen waren ihm weit aus den Höhlen getreten. Er fieberte. Er lallte. Er zitterte und mußte sich festhalten. Und dann schlug er der Länge nach hin. Schlängensbiss! Vielleicht. Hier tat Eile not. Aber Don Arturo war nicht da. Er war in Tucuman bei dem Mädchen Luisa. Das erfahren wir erst später, ich sagte es schon.

Die Curandera Laksana wohnte eine halbe Legua entfernt. Nina, die kam zu spät. Also blieb Ramon und Ramon nahm sich des Kranken an. Wir halfen ihm bei seinen Bemühungen.

Ramon glaubte an keinen Schlängensbiss. Wir machten auf seinen Wunsch Estebans Oberkörper frei und trugen den Burschen hinaus auf den Hof. Die Nacht war kühl. Die Sterne hingen groß und hell. Ein flüßiger Duft aus tausend Blüten kam von der Laguna herüber. Die Chicharas schrien laut und durchdringend. Die Moskitos gelagten aufreizend. Wir legten den Esteban auf einen niedrigen Bretterstuhl. „Wasser!“ befahl Ramon, der sich an der Seite des Kranken niederhockte. Wir brachten drei Elmer mit Wasser. Ramon goß sie dem bewußlosen Esteban über den Kopf, das Gesicht, den Oberkörper.

Der Bursche stöhnte auf, und Rafaelo Bigote meinte: „Das ist eine Quälerei! Ramon! Es scheint doch ein Schlängensbiss zu sein!“ Ramon sagte: „Ich weiß, es ist kein Schlängensbiss. Es ist nur notwendig, daß ich den Jungen etwas ermuntere. Dann habe ich schon gewonnen!“ Er prüfte Estebans Puls und Herzschlag und behauptete noch einmal: „Nein, ein Schlängensbiss ist es bestimmt nicht!“ Und dann befahl er: „Alkohol her!“

Wir hatten um diese Zeit viel trinkbare Flüssigkeiten im Kochhaus, es waren recht scharfe Sachen darunter. Nun holten wir ein halbes Dutzend Flaschen heraus, stellten sie neben Ramon hin und fragten, ob das genüge.

Ramon nickte. Und beim Schein der Laternen wählte er drei Flaschen aus, die nur noch zum Teil gefüllt waren. Deren Inhalt goß er zusammen in eine. Er ließ sich dann noch Cafa bringen. Damit rieb er die Brust und das Gesicht Estebans kräftig ein. Der Junge verzog schmerzhaft das Gesicht. Er grunzte kläglich. Einen weiteren Erfolg aber hatte diese Einreibung nicht.

„Na schön!“ meinte Ramon nach einer Weile, während er den Kranken anstarrte. „Bingst mir etwas Pfeffer und ein Stück Holz!“

Wir wußten alle, was nun kam und Rafaelo Bigote meinte: „Das ist wirklich eine Schinderei! Ramon! Es kann schief gehen! Mit mir könntest du so etwas nicht machen, nein, mit mir nicht!“ Ramon sagte nichts dazu. Er ging vorsichtig zum gemahlenen Pfeffer durch den Flaschenhals in die Alkoholschüssel riesel und tat noch etwas Cafa hinzu, damit die Flasche voll wurde. Dann schüttelte er alles herzhalt durcheinander.

Da ein brauchbares Stück Holz nicht gleich aufzutreiben war, ließ ich ins Kochhaus und holte dort vom Tisch einen Hammelknochen, eine Hammelrippe. Ja, es hatte als Abendessen — wie so oft — einen Hammel gegeben.

Ramon gebot uns nun, die Beine, die Arme, den Kopf Estebans festzuhalten. Das taten wir. Groß anzustrengen brauchten wir uns dabei nicht. Denn dieser Esteban war wirklich mehr tot als lebendig. Nein, über irgendwelche Kräfte verfügte er nicht. Ich steckte die Hammelrippe zwischen Estebans Zähne, und Ramon öffnete den Mund des Burschen damit ganz weit. Dann begann er, ihm aus der Flasche die Alkohol-Pfeffer-Mischung einzufloßen. Esteban mußte schlucken, wenn er nicht ersticken wollte.

Er schluckte. Wer will schon gern ersticken! Vieles floß ja daneben. Aber das meiste gelangte

doch in Estebans Hals. Der Junge wurde plötzlich kreideweiß im Gesicht. Er gurgelte, jaulte, röchelte, stöhnte, es kam Leben in seinen Körper. Er zuckte wild. Er versuchte, uns sich zu schlagen. Aber er wurde von einem halben Dutzend kräftiger Männer festgehalten und hart auf die Bretter gedrückt.

Ramon flößte ihm den Inhalt der ganzen großen Flasche ein, es war entsetzlich. Mir wurde recht übel dabei.

„Sol!“ meinte Ramon dann, und er erhob sich. „Der ist kuriert! Schlängensbiss! Ganz ausgeschossen!“

In diesem Augenblick zog sich Estebans Körper krampfhaft zusammen, und der Bursche zerbiß vor Schmerz mit lauten Knirschen die Hammelrippe, die noch zwischen seinen Zähnen steckte. Ja, lieber Herr, er hatte gesunde Zähne. Vieellach war außerdem der Knochen etwas müde, ich weiß es nicht genau.

Ramon stand dabei und lachte: „Wir können nun schlafen gehen. Esteban wird bald nachkommen!“ Damit ging er zum Kochhaus.

Wir standen noch eine Weile an der Seite des Stöhnenden, dessen Eingeweide wie Feuer brannten. Und da richtete sich Esteban auf. Er glotzte uns blöde an, fuhr sich mit beiden Händen in den ausgebrannten Mund, sprang hoch, taumelte, stand endlich und stöhnte immer wieder.

Wir hielten ihn, redeten ihm immer wieder gut zu und begannen, ihn auszuliegen. Und wir erfuhr, daß er in Tucuman, als er festgestallt hatte, wie es um seine Luisa und deren Treue stand, daß er da ein wenig getrunken hatte, alles durchdenkend Dieses Trinken, die ohnmächtige Wut, der kraftlose Ärger, der schnelle Ritt durch die Nacht zu uns hatten dann dafür gesorgt, daß er in einer recht eigenartigen Verfassung bei uns erschienen war. Nein, von einer Schlange war er wahrhaftig nicht gebissen worden, obsonen er andauernd von einer Schlange Luisa sprach. Es hatte sich gezeigt, daß Ramons Behandlungsmethode die richtige gewesen war. Sie war ja bisher immer richtig gewesen, auch dann, wenn es sich nicht um einen schweren oder einen ganz schweren Fall von Trunkenheit gehandelt hatte.

Es war selbstverständlich, daß wir die Heilung Estebans noch in dieser Nacht etwas feierten. Gegen Morgen befand sich der Junge in etwa der gleichen Verfassung wie im Mitternacht, bei seiner Ankunft aus Tucuman.

Ramon sagte zu mir: „Nein, eine zweite Kur will ich jetzt nicht an ihm versuchen. Das würde er vielleicht doch nicht aushalten, obwohl ich glaube, daß er einen sehr guten Magen hat. Aber merke dir das Rezept: nimf drei oder vier Arten von Pfeffer dazu und löse die Mischung dem Patienten ein. Sie ist wunderbar in der Wirkung. Es ist dabei ganz gleichgültig, um was für eine Krankheit es sich handelt. Sollte ich einmal von einer Schlange gebissen werden, dann kannst du auch in diesem Fall getrost das Verfahren bei mir anwenden. Ich bin sicher, es hilft mir. Nur mußt du darauf achten, daß der Alkohol recht hochprozentig ist!“

AUS EINER ALTEN STADT

Schon lange sind sie tot,
Die Töpel, Frauentzweider,
Die Zuerge, Hungerlinder,
Mit Nasen blau und tot.

Vergangen ganz und gar
Sind ihre Narrennamen.
Die Kinder erst vernahmen
Wie Märchen wunderbar.

Wann starb der Tränenfranz?
Er lief auf krummen Beinen
Und lebte nur vom Weinen,
Die Hand am Rosenkranz.

Wieviel hat er gefluht,
Und schaurig klang sein Schelten.
Bis sich die Haare stellten
Den Kindern auf der Flucht.

Der Buchbeizel dann,
Der tief auf allen Wegen
Und brachte Sand zum Fegen.
Das war ein schlimmer Mann.

Sein Hieb traf haargenau,
Den hat kein Kind vergessen.
Er schimpfte viele besessen
Aus Backen gelb und blau.

Die Wexenbabs war gut,
Sie heilte durch Bespreden.
Die Finger, lang wie Rechen,
Stets an der Kohlenluf.

Auch Kröpfe sie beschuot,
Was ihr Vezgnigen machte.
Wel dem, der heimlich lachte,
Dem apukete sie ins Ohr.

Der Gergel trieb das Vieh,
Doch gab es nichts zu treiben,
Sah man ihn stehen bleiben
Und hörte ule er schrie

Den alten Treiberput
Grell über Platz und Straßen,
Er konnte es nicht lassen,
Wird später offenbar.

Der wunderlichen Schar
War nimmer ganz zu trauen;
Was Rinderzangen schauken,
Wird später offenbar.

Noch steht der Scheichenberg
Und steinern steht die Brücke.
Doch wer vernimmt die Tücke
Vom Töpel und vom Zueg?

HERMANN SEIBOTH



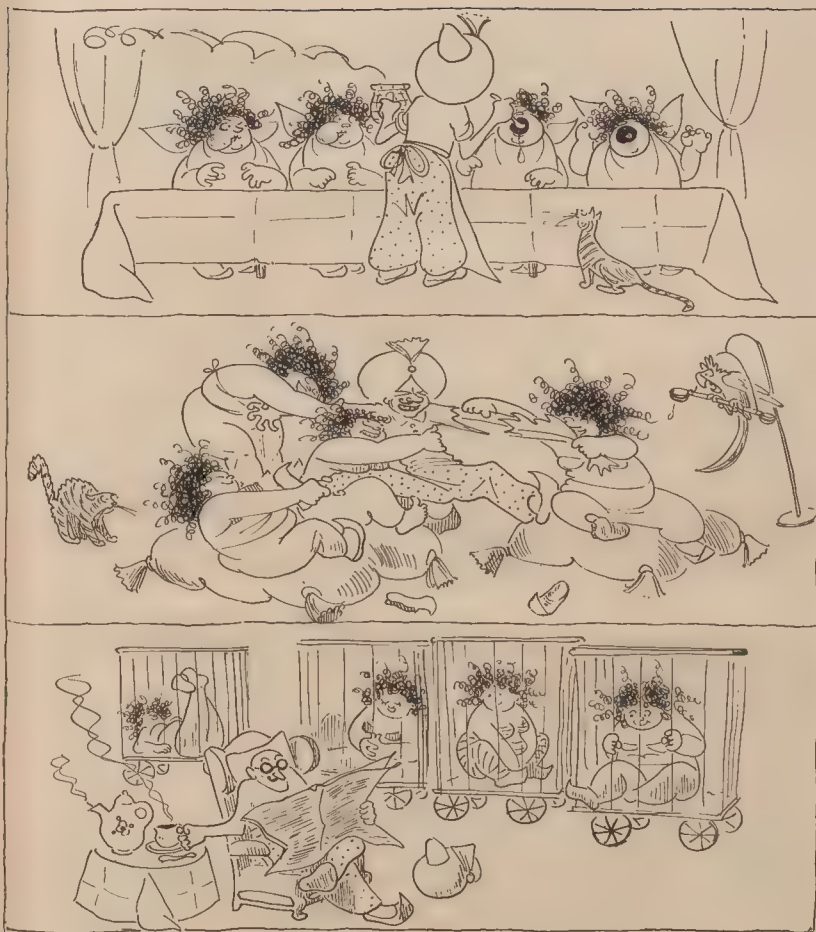
Ein Jugenderlebnis

Von A. Wisbeck

Damals, als mir aus undurchsichtigen Gründen das Aufrücken in die fünfte Lateinklasse versagt worden war, verbrachte ich mit meinen Eltern die Sommerferien in Oberstdorf, dem idyllischen Ort des bayerischen Allgäu. Von hier aus öffnet sich schlauchtartig, von Bergen umschlossen, das herrliche Waisertal. Ein historisch-topographisches Mißverständnis hatte den längsten Teil des Tales dem österreichischen Staatsgebiet zugeschlagen. Die Lage der Verhältnisse mußte auf den bayeri-

rischen Ausflügler verführerisch wirken, denn drüben, im Österreichischen, gab es nicht nur den geschätzten „Tiroler Spezial“, sondern die K. K. Tabaktraktanten boten auch köstliche Rauchware an. Da gab es die milde „Trebuco“, die härtere „Regalia“ und die Königin aller Zigarrensorten, die „Virginia“. Ein langer, schwarzer Rattenschwanz war sie, doch sog man aus ihrem Strohhalbm den blauen, würzigen Rauch, so konnte man sich traumverloren in das Paradies einer westindischen Insel versetzt wähnen. Ist es deshalb verwunderlich, wenn es das Bestreben des Oberstdorfer Ausflüglers war, ein Päckchen Virginia aus dem österreichischen Hohelstgebiet auf dem Rückweg in das bayerische zu verbringen? Dieses jedoch

erhob zöllnerischen Einspruch, und nahe der „Waiserschanz“ drühte der bayerische Löwe auf weißblauem Pfahl, jedem seine Pranken in das Genick zu schlagen, der es versuchen sollte, ein Fläschchen „Spezial“, Zigarren oder Zigaretten über die Grenze zu paschen. Mit erheuchelter Milde versuchte es der Zollbeamte, ein Geständnis aus dir herauszuschmeicheln: „Händl, it eppes Verzollbar's derbi? Zigsars, Zigarette oder an Wing?“ Nein, man hatte beinahe ein gutes Gewissen und öffnete bereitwillig den Rucksack, denn zum Schmuggel im großen Stil hätte man sich schon bei Nacht und Nebel über die Berge schlagen müssen. Kleinere Rationen von Zigarren und Zigaretten ließen sich freilich in der Brust-



tasche bergen, denn bis zur Peinlichkeit einer Leibesvisitation ging die Indiskretion der Bayern nur äußersten Falles.

Auch mein Vater, der sonsthin der Steuerbehörde nicht ein Haar zu krümmen vermocht hätte, konnte der Verlockung, wenn es um die „Virginia“ ging, nicht widerstehen. Zehn Stück fanden gerade in der Brusttasche Platz. „Nein — nein“, murmelte er verlegen in seinen Vollbart, wenn der Zöllner die Gewissensfrage an ihn stellte.

„Was habt ihr heute in der Geographiestunde gelernt?“ frag mich eines Abends mein Vater, und es klang so harmlos, daß keinerlei Argwohn in

mir aufstieg. „Es wurde über den Atlantischen Ozean gelehrt“, log ich deshalb forsch. — „Ach was, über den Ozean?“ lächelte ironisch mein Vater. „Merkwürdig, daß du zur gleichen Zeit mit einem Mädchen auf einer Bank am Kleinhesselohesee gegessen hast!“ — „Ganz richtig“, log ich walter, „das mit dem Atlantischen Ozean war ja schon vorgestern, denn heute ist der Herr Professor krank gewesen, und das Mädchen habe ich gar nicht gekannt.“ Stimmunzelnd sprach mein Vater auf mich ein: „Du hast die Schule geschwänzt, und nun merke dir etwas für dein ganzes Leben: Ein Mensch kann fehlen, aber er muß sich freimütig und ohne Rücksicht auf die Folgen zu seiner Schuld bekennen. So geizt es einem

Mann!“ — „Gut“, erwiderte ich bitter, „aber warum hast du dich bei der ‚Waiserschanz‘ nicht zu deiner Schuld bekannt? Du hättest dem Zollbeamten gestehen müssen: Ich habe zehn Virginia in meiner Tasche!“ Betroffen schwieg mein Vater. Hier gab es wirklich keine Einwendung. „Bessere dich!“ sagte er nur kurz, und verließ das Zimmer. Aber auch mein Vater hat sich nicht gebessert, sondern ließ sich im nächsten Jahr eine längere Brusttasche in den Rock nähen, damit die Virginia nicht geknickt würden. — (Sollte ich als gesetzlicher Erbe für die in fünfzig Jahren angelegene Zollschild dem Staat noch haften, so ziehe ich die vorstehende Erzählung mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück.)

DIE VITRINE

VON SCHLEHDORN

Geschiedene Frauen sind häufig so schamhaft, daß man sich wundert, daß so schamhafte Frauen geschieden sind. Das fanden auch die beiden Regierungsräte, die während des ganzen Tees bei der Baronin S. die schamhafte, junge Frau Ursula in der Ecke belagert hielten, wo die Vitrine stand. Wenn zwei Männer, zumal wenn es Freunde sind, der gleichen Frau den Hof machen, so werden sie leicht Kühn in ihren Behauptungen, bislang in ihren Erwidierungen und komisch für den Betrachter, manchmal sogar für die Dame, um die es sich handelt.

Adrian, „der Vorzügliche“ genannt, weil jeder seine Leistungen kannte, — während bei seinem Kollegen Jedermann den Spitzenamen „Heini“ wußte, — führte die Teetasse zum Mund, in der nur noch eine Zitronenscheibe lag, warf einen Blick auf die Vitrine und sagte: „Vitrinen im Dresdener Barock sind nie aus der Zeit. Die Vitrine ist eine Schöpfung des Biedermeier, genauer: nachdem der Biedermeier seine Seele in empfindsamen Briefen enthüllt hatte — bitte, wann schrieben die Leute alle die Briefe? — enthielt die Biedermeierin ihm die ihre durch die Schau- fensterauslage ihrer Gefühle in der Vitrine. Vitrinen sind immer ein wenig Indiskret.“

„Ich finde sie interessant“, meinte Heini. Und dann betrachteten sie alle drei die Vitrine. Da bewahrte die Baronin ihre hübsche Sammlung von Gemmen und Kameen auf, da lag der Kammerherrnschlüssel und einige Orden ihres langverstorbenen Gatten, da gab es, natürlich, die Bronzemedaille und die winzige eingelegte Mandoline von der Hochzeitsreise nach Venedig, — und siehe da! — stellte Adrian fest, auch das kleine Kamel aus Messing mit der blauen Perlbommel fehlt nicht, des rings um das östliche Mittelmeerbecken herum überall angeboten wird: „sehr antique, Sir, zweihundert Jahre einbezogen!“ man leicht es als routinierter Reisender her- unter, bezieht es trotzdem viel zu hoch und bringt es stolz nach Deutschland, wo es zu hunderten hergestellt wird, zurück.“

„Das ist wohl mit den Erfahrungen ähnlich“, sagte die junge Frau nachdenklich, „es sind immer dieselben und sie werden immer wieder

neu bezahlt.“ — Sie denkt bei dem Kamel offenbar an ihren ersten Mann, dachten die beiden Herren und lenkten eifrig auf die Porzellanfiguren in der Vitrine ab; einen ganz kleinen Elefanten, einen doppelt so großen Dackel und einen lebensgroßen bunten Papagei.

In der Vitrine werden große Tiere oft zu kleinen Tieren und umgekehrt, wie in der Erinnerung. Dann fand sich weiter unter vielerlei bric à brac eine schaurige Aquarellmalerei und eine glückliche Laubsägearbeit — früheste Leistungen hoffnungsvoller Enkel offenbar. In der Ecke lag ein einzelner langer Ballhandschuh und einige Dinge, die weder wertvoll noch schön waren. Also wohl Erinnerungen der gültigen alten Dame. Sie sah gerade huber unter dem Kranz von weißen Löckchen über ihrer Stirn, und die Drei wandten sich wie ertippt von der Vitrine weg.

„Sehen Sie“, sagte Adrian, „Vitrinen zwingen zur Indiskretion. Wozu legt man sich all die defekten und inaktiven, antiken und vertrackten Gegenstände hin?“

„An jedem hängt Herz“, sagte Frau Ursula. „Heini müde die Vitrine der alten Tante Mu denken (eigentlich hieß sie Marie-Ulrike). Als er deren Nachlaß zu ordnen fand, fand er darin ein kleines verschlossenes Medaillon mit dem verbliebenen Foto von Onkel Ewald, der ebenso wie seine Kusine, die Tante Mu, unvermählt gestorben war. Laut sagte er: „Eine Vitrine ist manchmal voll von Novellen. Und wenn der Besitzer stirbt, werden die toten Erinnerungen zu wertlosen Nachlaßgegenständen. In dem Augenblick, wo er stirbt, verlieren die meisten ihren Sinn.“

„Manchmal schon früher“, meinte die junge Frau. Dann erzählte Heini, wie er einmal die Vitrine seiner Mutter bestaunt habe: „Damals liebte ich die Lori von nebenan. Lori hatte meinen Heiratsantrag zwar abgelehnt. Mein Einkommen als Sekundarschüler lief ungenügend, denn sie werde stets sehr elegant auftreten und außerdem alle Tage Napoleonschritte mit Schlagenhahn essen, wenn sie verheiratet sei. Aber ich wollte ihr wenigstens ewige Treue schwören... Da gab es eine Anzahl alter Ringe in Mütter Vitrine. Einen mit dem Miniaturbildnis eines korpulenten französischen Herrn im blauen Seidenrock. Einen mit Haaren — bal, sagte Lori. Einen mit rotem Stein und Schaumgold. Den hatte ich gestohlen. Lori sollte ihn ewig tragen. Liebe ist eben eine Krankheit, die alle Begriffe verwirrt. Auch den Eigentumsbegriff. — Tags darauf mußte Lori bei meiner Mutter Besuch machen. Sie kam in einem roten Kleidchen, dessen Rock aus lauter Falten bestand, erröte, knixte, küßte die Hand und gab meinen Ring in einem Paketchen zurück: Ich soll auch schön von Mama grüßen.“ Ich hatte meine Ohrfeige schon vorher bekommen und mußte nun bei der Exekution zusehen. Meine Mutter wickelte den Ring langsam aus: „Hast du auch gelesen, Lori, was darin steht?“ Lori wurde glührot. Dann las ich meine Mutter ohne Erbarmen noch einmal die eingravierten Worte vor: „Zur Geburt unseres Ersten 1862.“ Und legte den Ring wieder in die Vitrine.“

Die junge Frau lachte: „Ich sehe Ihre kleine Liebe vor mir in dem roten Plüschrockchen.“

Regierungsrat Adrian, der in seiner Jugend niemals Ringe aus Vitrinen entwendet hatte, war dagegen: „Zeige mir Deine Vitrine, und Du zeigst mir Deine Seele. Zu einer Vitrine gehört immer Vergangenheit und Eitelkeit und Sentimentalität und Indiskretion.“

„Vielleicht“, sagte Frau Ursula geheimnisvoll und etwas spöttisch, „Ich habe auch eine Vitrine.

Und wenn Sie mich besuchen, werde ich Sie Ihnen Beiden zeigen.“

Auf dem Heimweg ärgerte sich Adrian weiter über Vitrinen: „Ich mag nun mal die muffizierten Erinnerungen nicht. Ich finde diese Möbel überflüssig.“

„Ne, du könntest vielleicht erledigte Akten hinein“, hinstellte ihn Heini.

„Nein, im Ernst. Gesetzten den Fall, du besuchst irgendeine Dame und findest in ihrer Vitrine Geschmacklosigkeiten und Kitsch...“

„Dann darfst du nicht lachen, Adrian, denn an jedem Ding hängt irgendwie Herz.“

„Gesetzten den Fall, du findest in der Vitrine ein Spitzenaschentuch, mit dem sie von irgendwem Abschied nahm, oder das erste Seiberritzchen...“

„Dann magst du dich trösten, daß die Tränen längst getrocknet sind und der erste Seiber auch.“

Die Freunde trennten sich schweigend und innerlich beschloßen beide, Frau Ursulas Vitrine sollte ihnen ein Orakel sein. —

Als sie am Sonntag darauf bei Frau Ursula zufällig zusammentrafen, da stand in dem kleinen Salon wirklich eine hübsche Biedermeiervitrine. Aber die Vitrine war — leer. Nur wenig Holz und blanken Schalen. „O weh!“ sagte sich Adrian, „die hat sie vorher ausgeräumt. Es muß doch mehr Vergangenheit gewesen sein, als der Eitelkeit lieb war.“ Er empfahl sich, korrekt wie immer, nach gemessener Zeit.

„Heinrich!“ jubelte Heini im Herzen, „sie hat alles für unsere Zukunft freigemacht.“ Er wurde zu Tisch debattieren.

So war das immer mit den Orakeln. Eine Frau gibt sie geheimnisvoll kund. Die Männer deuten sie, der eine richtig, der andere falsch. Wer sie richtig gedeutet hat, ergibt erst die Zukunft. Aber die Frau und das Orakel behalten immer recht.

Nach Tisch packte Heini zwei Meißener Figuren aus. „Sie kennen doch das Affenkonzert, Frau Ursula? Meine Großmutter hatte es noch vollständig. Bei meiner Tante Mu gab es noch ein Quartett von Affen, bestehend aus dem Dirigenten, der zweiten Geige, der Fidele und der Pauke. Davon habe ich die letzten zwei geerbt: eins mit der Fidele und einen braven Affen, der die zweite Geige spielt. Also das Bild der vollkommenen Ehe. Mögen Sie die für Ihre Vitrine?“

Die Klage - II lamento

(Hanne Nagel)



See in Pommern

See meiner Kindheit, gemessen am Ozean, Zählst du nicht mehr denn ein Tropfen Blinkenden Wassers;

Aber für mich bist du gesammeltes Leben, Das, in sich selber verstrickt, Zwischen den Hügeln, den wäldertragenden, ruht Selig die Zeit.

Da ich aufwuchs am Rande des flüsternden Röhrichts Schwäne, Libellen und Taucher Waren meine Gespielen.

Wahrsänger schnarrten an schwanken Halmen Bis zum dämmernden Abend ihr Schillied. Gelbe Nixenblumen, schwindende, Dufteten soß wie Mandeln in windstiller Sucht. Ach, und im Herbst Fiel den Schwärme der Stare wie brausende Wolken ins Reth.

Als ich, ein Knabe noch, Dich zum erstenmal überschwamm, Glaubte ich schon, dich ganz zu besitzen... Selig der Tag,

Da ich wieder an deinem Ufer stehe, Lachend den Körper entblöße, Spiegel des Himmels!

HEINZ FRIEDRICH KAMECKE



„Sei doch 'n bißchen lieb zu mir, Hänschen!“
„Aber gewiß, mein Kind — nach jeder zehnten Seite!“

Razionamento: “Sii un po' affettuoso, Giannino, con me!,” — “Sì, bambina mia ... ma ogni dieci pagine!,”

Besuch im Forsthaus

(Kurt Heiligenstedt)



„Früher habe ich die Grazie der scheuen Rehlein bewundert, heute fällt mir immer gleich Rahmsoße dabei ein!“

Visita dal guardaboschi: "Prima ho sempre ammirato la grazia dei timidi caprioletti; oggi al vederli mi viene sempre in mente la salsa alla crema!,,

EHE NACH GEWICHT

VON HEINZ SCHARFF

Der Metzgermeister Blasius Ostermeier trat gewichtig vor den Richter. Man hatte ihn um sage und schreibe 40 Pfund Fleisch betrogen. Ein schönes Quantum. Hatte es glatt vor seinen Augen verschwinden lassen.

Erst vor ein paar Jahren hatte er die fesche Mail aus der ehrbaren Familie derer von Huber geheiratet. Sie brachte ihm die stättliche Mitgift von 170 Pfund Lebendgewicht mit in die Ehe, ein sehenswertes Stück auf dem Heiratsmarkt.

Die Ehe ging gut, das Geschäft ging gut, Blasius sah vergnügt in den vollen Fleischkühn. Sonntags fuhr er mit den eigenen Rössen spazieren. Seine Gattin thronte dann üppig und reich garniert neben ihm, die in die Augen fallendste Reklame für die Firma, den blossen Nadel der Konkurrenz erweckend. Bis zu eines Tages der Suggestion der schlanken Linde verfiel und hinter dem Rücken das Gatten die stättliche Gewichts-entziehung anhub.

Amalie Ostermeier, geborene Huber, erfuhr sie plötzlich nicht mehr der geschäftsbüchlichen Wohlgenährtheit, sondern sie strebte jene äußere Erscheinung an, die man bei der Ware in der Fleischbranche als mindere Qualität zu bezeichnen pflegt, da sie zumeist aus Haut und Knochen besteht.

Blasius sah bestürzt zu, wie sie täglich leichter von der Waage stieg, ihr liebliches Kometenflecht wand, er sah es nicht nur, er spürte es auch tonus mit kundiger Hand.

Als das Züngeln an der Waage dann eines Morgens nur mehr 130 Pfund anzeigte, schlug er wütend auf den Hackstock hinein. Er verhielt die erschrockene Mail zur sofortigen Aufmetz in der früheren Fülle, widrigenfalls er mit der Scheidung drohte. Und als alles Drohen nichts half, erschien

er tatsächlich bei Gericht, um sich von der so stündhaft vom Fleisch Gefallenen zu trennen.

Jedoch das Gericht wies seine Klage kurzerhand ab. Mit der Begründung: Die Ehe sei keine bloße Gewichtsfrage. Da käme es vielmehr auf die Inneren an, womit der Richter nicht Leber, Milz und Lunge, sondern die seelischen Qualitäten meinte. Und an denen hatte Amalie nicht die geringste Einbuße erlitten.

Blasius stand starr. So handhabte Frau Justitia also die Waage der Gerechtigkeit, sie, die sonst unerbittlich den kleinsten Gewichtsbeitrag drakonisch andehnte. Hier nahm sie von vierzig vor den Augen des Eigentümers beiseite geschafften Nettopfunden nicht die geringste Notiz, dabei handelte es sich durchaus nicht um minderwertiges Kuchfleisch. Der in seinen rechtlichen Anschauungen völlig auf dem Gleichgewicht schworfen Metzgermeister meuterte mit Recht. Mit seinem ihm verbliebenen 130 Pfund Lebendgewicht verließ er fluchend das Gerichtsgelände. Blasius Ostermeier ist unserer aufrichtigen Anteilnahme sicher, doch ist bei näherer Betrachtung sein Schicksal kein Einzelschicksal, sondern das Los vieler Männer. Nur liegt die Sache meist umgekehrt.

Da schwebt man mit einem leichten Persönchen von 99 Pfund zum Trausalter und nach ein paar Jahren schreiten einem diese Pfunde zu 198 verdoppelt zur Seite und wollen genau so auf den Händen getragen werden wie die 99 von einst.

Manche Glücklichen merken den Gewichtsunterschied gar nicht weiter, andere nehmen ihn gott-ergeben hin, ohne zu klagen, und wieder andere trosten sich darüber mit einer kleinen außererlichen Zuwasge.

Nachmittag kauft Herr Fabius einen Veilchenstraß für fünfzig Pfennige.

Herr Fabius geht an dem Schlichtergerüst von Lindigkeit auf und ab. Er schaut sich, hineinzu-gehen und ein Achteckpfund Aufschrift zu kaufen, obwohl er durch einen Winkelspiegel das blumenhafte Fräulein zu erkennen glaubt. Er zittert ein wenig und wartet.

Da meint es das Geschehen gut ihm. Das Fräulein erscheint und beginnt, das es gegen Abend geht, die Treppentufen zu schneuren und mit fischen Sägespänen zu bestreuen.

Nun wäre die Gelegenheit da.

Herr Fabius ist aufgeregt. Er bemerkt nicht den seldenen Strumpf des Mädchens und nicht ihr frisches geblutes Gesicht. Er stößt sich fort und stottert, plötzlich neben ihr stehend: „Guten Tag, Fräulein! Warum, waren — Sie heute nacht so blaß und ...“

Er kommt nicht weiter.

Das Mädchen reichte sich hoch und mustert Herrn Fabius. Sie erblickt den Veilchenstraß und schritt zornig (Herr Fabius hört nicht die dialektischen Verzerrungen): „Was geht 'n das Sie an? Machen Sie, daß Sie fortkommen, alter Affe! Tanzen Sie mal bis zweie!“

Herr Fabius schämt sich und schleicht in sein Heim. Auf dem Tisch liegt eine Rechnung seiner Wirin für Heizung. Sie ist zu hoch. Er muß die Schnipsen des derzeitigen Liebhabers bezahlen. Herr Fabius weiß es. Aber, was soll man machen?

Die Wirin kann brüllen... — Herr Fabius seufzt. Er nimmt den Veilchenstraß und betrachtet ihn. Er denkt nach und sinn: Was ist nun dieser Veilchenstraß, menschlich sowohl wie juristisch?

— Ist er ein Irrtum an den Menschen? Ist er ein Irrtum über mich? Eine Voreiligkeit des Schlafens? Eine mangelhafte Beobachtung? Eine noch mangelhaftere Deutung des Geschehens? Ein verlorenere Zusammenhang mit dem Tage? Eine Komödie? Eine Tragödie? Eine Mischform dieser beiden Gesichter des Geschehens? — Juristisch gewendet, ist dieser nicht überrechte, jedoch gekaufte Veilchenstraß eine verminderte werbende Aussage? Ist ein vermindertes Geschenk noch ein Geschenk?

Ist sein Gefühl ein Mundraub des Harzens? Eine erglistige Täuschung seiner selbst? Schwerd: Wird Veilchenstraß nicht rechtlich in der Luft? Wird er überhaupt von einem einzigen Paragraphen gehalten? — Der Veilchenstraß steht in einem Topf ohne Henkel und duftet zwei Tage Blattes. — Jahr für Jahr aber steht er in einer Konservendose mit feuchtem Sand und wartet. — Am Abend des Tages aber verzeichnet Herr Fabius in seinem Haushaltskonto unter der Spalte: Dubioses — 50 Pfennig für einen Veilchenstraß. Herr Fabius trotz allem aber befürchtet, er wird in ähnlichem Falle wieder einen Strauß kaufen.

HERR FABIOUS KAUFTE EINEN STRAUSS

VON PAUL GURK

Herr Fabius wundert in sein Heim. Es ist die Zeit der Morgenfrühe, die bald vom Lärm der Räder widerhallen und vom aufgeregten Staub schädlich gemacht werden wird.

Herr Fabius denkt, wie unheimlich wäre eigentlich sein Heim! Nichts anderes wäre es als ein Kontor ohne Bücher, ohne Telefon und ohne Schreibmaschine. Es habe nur der Chef des Geschlechts gewechselt und werde Wirin genannt. Nie trete eine amtliche Blume in die Erscheinung.

Herr Fabius wundert sich plötzlich, denn es rastet verführt über das Pfister. Ein Schlichterwagen zeigt sich in der Morgenfrühe. Die Pferde

stolpm! stolpm! unfroh, nicht einmal von Hückseltrümen befeuert.

Herr Fabius erkennt den Wagen und auch die Pferde. Zwei Straßen und eine Schräge ab wohnt der Meister. Undigkeits! Am Sonntag zuweilen sieht er ihn, wenn frisch geputzt der Wagen ihn zur Rennbahn fährt und glänzend sich die Rosse ihrer Trabzettel entsinnen.

Der zweite Geselle sitzt auf dem Bock und hält die Leine lössig, halb im Schlaf. Neben ihm aber sitzt, Herrn Fabius unbekannt, eine Verkäuferin. Der Herr Fabius denkt: wie erschöpft und bleich sieht das Mädchen aus! Gleich einer angebornen Lähme tritt sie zurück und schlüft. Die Blumenhände schlagen an das Holz, wenn sich der Wagen jäh in eine Asphaltgrube senkt!

Ist das der Menschheit würdig, denkt Herr Fabius, ein junges Mädchen Tag und Nacht zu hetzen? Wie würdig wäre es, zunächst Menschen-schutzvereine zu gründen! Dabei denkt Herr Fabius nicht einmal an sich.

Wie der Wagen weiterrumpelt, sieht Herr Fabius mit Widerwillen Fleischfetzen und Blut unter der grauen Segeltuchdecke hervorquellen.

Man müßte etwas tun, denkt Herr Fabius. Es quält ihn, daß die blass Blume neben den geschlachteten Ochsen freudlos durch die Nacht und den Tag fahren soll. Er überlegt. Er faßt einen ungeheuren Beschluß: trotz Befragung seines Status im Haushaltungsbuch und dem Fräulein einen Blumenstraß mit einigen Worten schenken, um ihr zu zeigen, daß es nicht bloß Schlichter, sondern auch Menschen gibt.

Es wird Tag. Das Kontor wird abgearbeitet. Am

GEDENKEN

Verzeihst du mir, daß, wenn ich dein gedanke, ich immer jenen Abend vor mir seh', an dem wir in der stillen, alten Schenke das erste Mal auf deine Rechnung tranken und heimwärtsgehend manchmal in den Schnee und oft einander in die Arme sanken?

Es gab gewiß in deinem Leben Stunden, die des Erinnerns würdiger zu nennen sind, doch nimmer wieder hab ich dich so froh befinden wie damals, als du, sonst stets unser Gast, aus eigener Tasche, wie ein glücklich Kind, des Kesslers Forderung beglückten hast.

J. BIEGER

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nuckel)



Süß war sie, der kleine Strandfloh Eva. Kaum achzehn Jahre.

Er hob sie auf vom Meeressand.

Schob sie fest in seine Arme.

„Denkst du auch nichts Schlechtes von mir, Alfred?“

„Wie sollte ich? Ich fühle doch nur Gutes!“

J. H. R.



„Diese Scheuklappen sind vorzüglich, ich sehe überhaupt keine Gefahr!“

Il cavallo neutrale: „Questi paraocchi sono ottimi; non vedo pericoli di sorta!..“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Kronos und die Weltgeschichte

(Wilhelm Schütz)



„Ist alles in Ordnung, Fräulein Klio, die Feder gespitzt, Papier und Tinte bereit?
Wir beginnen jetzt mit dem wichtigsten Kapitel unserer Geschichte!“

Chronos e la storia mondiale: „Signorina Klio, è tutto in ordine? Avele temperato la penna e
preparato carta ed inchiostro? Ora cominciamo col capitolo più importante della nostra storia!..“



DER MENSCH AN SICH

Eines Tages, nein, eines Morgens steht er im reingewaschenen Körperzustande vor der Kommission. Die wir hier beieinander stehen sind nicht die Vollmächte der menschlichen Volkskraft, wir sind sozusagen abgerechnet. Als Nahrungsmittel könnte man unsere Gruppe nur als Magermilch bezeichnen, aber die ist ja auch noch ganz brauchbar. Dieses Brauchbare wird hier abge-

schöpft. Bei der letzten Olympiade sah man kraftvollere Gestalten als in unserem Jahrgang. Scheinbar helle Restbestände zu sein.

Beim jüngsten Gericht wird es ähnlich aussehen, wenn man vor seinem ewigen Richter steht, so ganz wie er uns geschaffen hat, ohne Orden, ohne Socken, ohne Anzug und ohne Hemd, nur in die Sauberkeit des morgendlichen Bades gekleidet. Halt, die Brille darf man noch aufbehalten, aber die hebt das Selbstbewußtsein auch nicht, sie bedeckt doch nur sehr wenig.

Ja, wenn die Herren von der Kommission auch so mangelhaft angezogen wären! Aber nein, sie sind im Schmucke ihrer Uniformen, sie tragen die Auszeichnungen ihres Lebens und die Zeichen ihrer Verdienste. Ach, der Zivilist ist immer klein gegenüber dem Mann in der Uniform, wie klein ist er erst, wenn er das letzte bißchen Hemd abgelegt hat, mit allen anderen Zeichen eines Mitteleuropäers. Ich sage auch, man kann einen Generaldirektor nicht von einem Büroangestellten unterscheiden, denn nicht der kleinste Schreibtisch zur Hebung der Würde ist vorhanden, und es gibt keine Tischplatte, auf die man sich stützen könnte, um von dort her jemand zu verdonnern.

Jetzt wird der Mensch gemessen und gewogen, aber es wird ihm noch nicht gesagt, ob er zu leicht befunden. Es wird in ihn hineingehört und manches wird im abgezapft und dieses in

der Fiemme untersucht, auf daß seine Natur bis ins Innerste deutlich werde. Immer stiller wird der Mensch da und immer bescheidener und er scheint sich nach etwas, womit er seine arme Blöße bedecken könnte. Endlich wird dieser Sehnsucht Raum gegeben und er darf sich wieder als Europäer verkleiden. Jetzt erhält er einen Schein, doch dieser Schein trägt nicht und man kann deutlich den ausgemusterten Oberinspektor vom tauglichen Kapellmeister unterscheiden.

Walter Foltzick

STURZ

Fällt ein Vogel vom Ast -
Hinaus in die tagerblaute Leere;
Leicht, ein schwingender Gedanke laßt,
Mit dem er alles Schmore
In göttlicher Andacht befißt:
Er fliegt!

Fällt so ein Mensch vom Baum,
Den er in hübnem Rausche erstiegen:
Schwer, ausgestoßen aus Tun und Traum,
Sinkt er in Nacht und Lügen.
Nicht alles trägt, was leicht gefürzt:
Er stürzt!

Ludwig Eduard Fleißmann

KLEINES FRÜHLINGSLIED

Nichte toll ich heut beginnen,
Unter dunklen Bäumen flinnen.
Still über Glockenblumenblau in grünem Linnen
Wolken wehen.

Trunken von des Frühlings Düften,
Vom Windeslieb in hohen Lüften.
So herrlich find der Frauen Hüften
Im Vorübergehn.

Wer kennt nicht Ihre reichen Wonnen!
Unter weißen Margeritenfonnen
Sch ich dort traumverloren
Die Geliebte stehn.

Rolf Fügert



„Ihr seid nicht umsonst gefallen!“

Inizio dell' invasione — un miliardo di guadagno alla borsa: „Vol non siete caduti invano!„



„Nun, Genosse, wollen wir unser Glas erheben auf die schönen Verluste unserer Freunde!“

La mèta è raggiunta: “Ebbene, compagno, alziamo il bicchiere alle belle perdite dei nostri amici!..”

VON EFFI HORN

303



Jugendbild dieser Frau stand und diese ganze Entwicklung übersah, erinnerte er sich wieder ganz genau seines ersten Eindruckes: daß hier ein elarner Wille und eine finstere Entschlossenheit seinem gütlichen Zureden und seiner ärztlichen Kunst entgegenstanden.

Es fiel ihm ein, wie das damalige Küchenmädchen, ähnlich dem von heute, sich gewiegelt hatte, ihn weiter als bis zur Tür der alten Frau zu führen. Sie sei eine Hexe, behauptete das Mädchen, und manchmal in finsternen Nächten habe man schon den Teufel mit sieben Gehilfen am Kamin auf ihre Seele lauern sehen. Aber die Seele blieb weiterhin fest der Erde verhaftet, wie der zähe, magere Körper, für dessen Betreuung Dr. Ferdinand Paulus im Verlaufe der letzten fünf und zwanzig Jahre oftmals gerufen worden war. Dabei hatte er freilich die Überzeugung gewonnen, unter seinen Patienten kaum je einen gesünderen Menschen als Tante Helen gehabt zu haben. Seine Sorge und Zuneigung wandten sich daher mit einer gewissen Empörung von der alten Frau ab und der Witwe ihres Bruders zu, die im Alter wieder einen Schimmer ihrer Heiterkeit von einst gewonnen hatte und mit lächelnder Resignation sah, wie die Ältere ihr ein für allemal die Herrschaft über Haus und Hof untertand hatte.

Nun, heute war er wieder gerufen worden, um nach Tante Helen zu sehen. Sie fühle sich, hatte sie ihm sagen lassen, so schlecht, wie seit Jahren nicht mehr und bitte ihn, ihrem Noffen den Ernst ihres Zustandes klarzumachen. Er solle nicht gerade jetzt wegfahren, wo sie sicher nur noch ein paar Tage, höchstens aber Wochen, zu leben habe. Ob er die nicht noch abwarten könnte, wo es sich doch nur um solch törichte Sache wie die Verlobung mit der Sabine handle?

Ach, sie kannte ihren Neffen, wie sie ihre Geschwister gekannt hatte. Es war die gleiche Melodie, auf die alle tanzten, und die sie mit

ihren schrumpfligen alten Händen noch genau so sicher zupfte, wie einst mit ihren feinen, schlanken Mädchenhänden.

Als der Gutsherr jetzt wieder ins Zimmer kam, fand er den Freund immer noch vor Tante Helens Jugendbildnis. „Da steckt's“, sagte der Arzt und fuhr mit der Fingerspitze leicht über die Stirn der Dargestellten, deren Augenbögen auf kleinen, eigennütigen und herrschsüchtigen Beulen sich wölbten.

Aber ehe Hans Rexroth zu antworten vermochte, hörten beide Tante Helens Stock auf der Treppe aufstapfen. Gleich darauf trat sie ins Zimmer. Wieder ließen ihre flinken Augen, die noch alles neugierig aufnehmen, rasch durchs Zimmer. „Was sagen Sie, Doktor“, sagte sie dann sofort, „daß ich mich aus heilerem Himmel so schlecht fühle? Ja, das Herz — das Herz — lang macht das nimmer mit...“

„Nun, nun“, sagte der Arzt und lächelte ihr beglückend zu. „Wenn man in so schönem Alter noch so wirken kann...“

„Das scheint nur so“, erwiderte die alte Frau streng. „Wenn ihr wüßtet, wie elend ich mich fühle. Und dabei will Hans ausgerechnet jetzt fort, irgendeiner jungen Person wegen, mit der ich alte Frau natürlich nicht konkurrieren kann. Kann er die paar Wochen nicht warten, bis ich nicht mehr bin — dann ist ja Platz für eine junge Frau...“

„So lange kann er nicht warten, Tante Helen“, sagte der Arzt und lachte. „Sie werden mindestens hundertzwanzig und dann ist unser Hans ein tüchtiger Achtziger.“

Sie lachte nicht. Boshaft schaute sie mit ihren stehenden kleinen Augen den Arzt an. „Wenn Sie die Verantwortung nehmen, soll er nur fahren. Soll er nur! Er meint ohnehin, ich mache immer nur Spaß. Nun, vielleicht habe ich auch alle Jahre immer nur Spaß gemacht, was weiß man. Aber

wird's ihm tun, wenn er heimkommt mit seinem Bräutchen und lindet die arme alte Tante Helen nicht mehr.“

„Was meinst du?“ fragte der Gutsherr den Freund, als Tante Helen nach mancherlei derartigem Ge rede drohend gegangen war. „Wenn es ihr wirklich so schlecht geht?“

Aber der Arzt beruhigte ihn. Es ginge ihr nicht schlechter und nicht besser, als all die Jahre her. Natürlich werde sie immer älter und rücke daher naturgemäß dem Tode näher. Aber irgendeine akute Gefahr sei seiner Überzeugung nach nicht vorhanden. Und nur dem Eigensinn einer herrschsüchtigen alten Frau sich zu unterwerfen, halte er für falsch.

Hans fuhr in aller Frühe ab. Tante Helen nahm düsteren Abschied von ihm. Sie hatte oft in ihrem Leben und von vielen Menschen solchen Abschied genommen und damit den anderen das Herz so schwer gemacht, wie sie es allzeit wünschte. Diesmal aber — seltsames Spiel des Schicksals oder boshafter Wille gewalttätigen Eigensinns, war weiß es — wurde es ernst. Vielleicht hatte sie gemeint, nur wieder einmal erschreckendes Theater zu spielen, als sie sich hinlegte und befahl, den Arzt zu rufen und Hans telegraphisch zurückzuholen. Der Arzt jedenfalls sah sofort, daß es diesmal kein Theater war.

Er tat, was möglich war, ihr noch einmal zu helfen. Aber sie starb.

„Ich hab's gesagt“, war ihr letztes Wort zu Hans, der seine Beize, wie sie es gewünscht, unterbrochen hatte und zurückgekehrt war. Es klang wie heller Triumph. Und der Arzt hatte das seltsame und ein wenig groteske Gefühl, als hätte sie ernst gemacht, weil zum erstenmal ihr gewünscht „Spaß“, wenn man es so nennen wollte, nicht genügt hätte, ihren Willen durchzusetzen. Aber er hätte sich, davon etwas zu sagen.



„Weißt du, früher hat mein Mann immer in ‚Dur‘ geschnarcht, aber
so weit hab' ich 's schon gebracht, daß er es jetzt in ‚Moll‘ tut!“

Progresso: „Sai, prima mio marito russava sempre in ‘Do maggiore’; ma lo ho fatto sì ch'egli adesso russa già in ‘Bemmolle, I.’“

PECH IM GARTEN

VON BRUNO WOLFGANG

„Nichts bedürfen ist göttlich.“ So spricht der Philosoph. Und er hat recht, Man kann aus zweierlei Gründen nichts bedürfen, weil man alles hat oder weil man nichts begehrt. Beides geht über menschliche Kräfte

Echt menschlich ist hingegen „nichts zu haben“
Besonders heute und auf diesem mageren Nähr-
boden wächst die ewige Sehnsucht nach Eigen-
tum, nach irgend etwas, zu dem der Mensch
sagen kann: Klein, aber mein. Die schönste Erfül-
lung dieses Wunsches ist der Besitz von Grund
und Boden. Aktien und Wertpapiere haben etwas
Kaltes, Liebloses, und auch Geld und Gold sind
keine dauernden Werte, nicht zu vergleichen mit
dem kleinsten Stückchen eigener Erde.

Hundert Quadratmeter Land, nach der Methode der chinesischen Ackerbebauung bebaut, können eine Familie ernähren. Wer zu essen hat, ist ein freier Mann und kann auf alles Übrige je nach Lust und Laune verzichten. Die Freiheit ist das Grundelement des weitläufig lohnendsten Forts des Eigentums. Denn dem Eigentümer gehört nicht nur die Oberfläche und der darüber stehende Luftraum, sondern auch das unter seinem Grundstück liegende Gestein, das Wasser und die Luft. Die Erde ist also nicht ein riesenhafte Tüte nach Art jener, in denen die Schulkinder sofort nach dem sommerlichen Unterricht ihr Geföhren kaufen. Im Mittelpunkt der Erde treffen sämtliche Grundstücke der Welt zusammen, und dies ist zu sehen von jedem Punkt, an dem sich die Menschen versammeln.

Es ist daher durchaus begreiflich, daß Herr Griepel Jährelang sparte und knauserte, um endlich ein Stückchen Land am Rande der Stadt zu erwerben. Hundertsiebenzehn Quadratmeter, mit der freien Aussicht über die grüne Ebene bis fern zu den sanften Wellen des Wiener Waldes. Zur Linken, kaum hundert Schritte entfernt, ließ der Mühlbach, zur Rechten, ganz nahe, eine Schenke. Und so, ganz in der Mitte, hatte Herr Griepel einen unangenehm Nachbar ansiedeln konnte, allerdings auch den Nachteil, daß die Schotterleite bis hart an die Grenze des Griepelschen Grundes heran gruben, so daß dort Einsturzgefahr drohte. Übrigens merkte Herr Griepel erst jetzt, daß sein Grund hauptsächlich aus Schotter bestand, über dem nur eine hauchdünne Humusschicht lag, wie die Glasuren auf einer Torte. „Lassen Sie sich helfen“, rief er sich selbst zu, „wenn Sie nicht alles verlieren wollen.“ Und so, nach dem Rat eines Bauverwandten, über jetzt auf dem Schotter wächst ihnen doch ein „Admiral.“

[illegible]

„Ja, Herr, haben Sie denn schon einen Mist?“ sagten die Sachverständigen, „ohne Mist werden Sie nichts erreichen.“ Es lag viel Lebensweisheit in diesen Worten und Herr Griepel begann nun der Frage der Bemistung seine ernste Sorge zuzuwenden. Sein erster Gedanke war: „Selbst ist der Mann.“ Aber so sehr auch der Mensch die

krone der Schöpfung ist, in manchen Hinsicht
leiser ist bei weitem weniger als der kleinste
Ochse. Er erkundigte sich nach den neuesten
Mistpreisen. Aber auch da traf ihn fast der Schlag.
Er räumte, die ganze Nacht von einer Art Land-
wirtschaftler, die sich in der Gegend herum-
getrieben, namens August Heckerl, ihm aus
schneeweißen Tiegeln sorgfältig alle Erde, teil-
weise Mist zuwog und eine riesige Rechnung mit
hundertsiebzig Prozent Warenumsatzsteuer (Mist-
steuer) vorlegte. Er fragte, ob dies auf Kosten der Krankenkasse ge-
macht werden könnte. Worauf ihn der Magister
zuerst mit seinem Blick, sodann mit einer neun-
zackigen Mistgabel durchbohrte. Es war vorläufig
keine Antwort. Der Magister schaute sich die
Griepals Seele. Er betrat nun den Weg zu man-
cher Gartenbesitzer: sie läch nicht, sie ernten
nicht, aber sie düngen doch. Er schlich mit einem
Korb und seinem Suppenöffel bewaffnet hinter
die Hecke. Er schürte die Misthaufen, er sah
Eisenhändler oder zum Steueramt fuhren, und sam-
melte die Hinterlassenschaft der Pferde, sehr zum
Mißvergnügen der Sperlinge, die ohnedies schon
durch die Erfindung des Autos beneidelt waren.
Er schürte die Misthaufen, er schürte die Misthaufen
und auch dessen, der sehr in der alten Gabeln...

Nun konnte Herr Griepel seinen Kampf mit der Natur beginnen. Da ihm weniger die Schönheit als der größtmögliche Nutzen am Herzen lag, baute er eine Ummence von essbaren Pflanzen an: Kürbisse, Zucchini, Gurken, Spargel, Sellerie, Kohlrabi, Rettige, Erdbeeren, Zwiebeln, Bohnen, Erbsen, Kartoffeln und Kürbisse. Gern hätte er auch noch Spargel mit Semmelbröseln und Butter eingebaut, aber es war kein Platz mehr.

Die ersten Früchte waren im Sommer reif. Die Erde und sollte wachsen und gedeihen. Es war nicht leicht, das Ganze zu überblicken. Er hatte das Gefühl, für alles verantwortlich zu sein, wie ein Dirigent, der jedem Instrument seinen Einsatzzeitpunkt vorschreiben mußte. Und dann kam der Herbst, da jetzt du Spinat herbei Kohlrabi zurückfahnt! Erdbeeren mehr Gefühl! Aber wie es ja auch bei manchen Orchestern ist, die Spieler sehen den Dirigenten gar nicht an und spielen, was ihnen beliebt. Die Blätter hervor und wuchsen nach ihrem Belieben, teils langsam, teils schnell. Alle aber hatten ein dringendes Bedürfnis nach Wasser. Sie bald machte Herr Griepel die Erfahrung, daß das Wasser aus dem Brunnen nicht ausreichte. Ein ordentlicher Boshelt bestimmt wird. Droben zogen ungenüt Wolken hin und her, aber es regnete nicht. Es begann immer erst dann zu regnen, wenn er im Schweiß seines Angesichts auf die Erde schrie: „Gib mir Wasser!“ Mühselig geschleppt hatte, die nötig waren, um den Garten zu bewässern. Dann kam sofort ein Platzregen. Er versuchte, das Wetter zu überlisten, und ging los, um sich selbst ein wenig abzukühlen. Er zog einen alten und hochgekreuzten Korb mit einem naturgetreu. Aber das Wetter meinte kein Schwindeln und ließ nicht einen Tropfen los. Zum Überdruß begann der Mühlbach fast ganz zu versiegen, und er sah sich gezwungen, die Mühle zu quappen. Mitgelieferte Wasserpumpen und Kröten füllte als Wasser. Die Gartenbesitzer balgten sich um das spärliche Wasser und begannen einen Zwisporeiz gegen den Müller in Sandrod, weil dieser nicht genügend zugunsten einer Mühle eingesetzt hatte.

Ja, es war ein Kampf nach vielerlei Fronten. Nicht

zuletzt gegen die Tiere, die mit erhabener Verachtung des menschlichen Eigentums über und unter der Erde ihres Amtes waliteten. In der Stadt hatte Herr Griepel die Tierwelt nur in der Form von Hunden, Wanzen und Fliegen kennengelernt. Hier aber erzwang das Leben eine ungeahnte Bereicherung seiner zoologischen Kenntnisse. An Spatzen und Krähen war kein Mangel. Auch Amseln und andere Sänger stellten sich ein. Er legte sie fort, aber sie kamen immer wieder. Ebenso

eine Glucke, die ihre eif Kücken durch ein Loch des Zaunes täglich in seinen Garten führte. Herr Griepel verstopfte alle Löcher. Aber die Kücken, die noch nicht viel größer waren als Eier, aus denen sie gekrochen waren, schafften es doch, zu fliehen und sich in den Gärten der Nachbarn zu dröuen, wie man den lockeren Boden am besten aufsucht und Ebbares herauspickt. Wenn Herr Griepel nahte, stieß sie einen Wurfgras aus und die Kleinen verschwanden wie eine Schär Koboldspiegelpung durch die nächsten Ritzen und Spalten. Zuweilen wurde das Klingeln von einem leichtlichen „Voo“ Standpunkte des Fremdenverkehrs hätte Herr Griepel zweifellos zufrieden sein können. Maulwürfe und Feldmäuse belebten ihre Untergundbahnen und gelegentlich zogen auch Ratten vom Mühlbach herüber. Es gab ferner verschiedene Arten von Reusen, die er aufhängen konnte, um die kleinen Mäuse zu fangen. Und wenn ihnen bestand peinliche Ordnung und genaue Arbeitstellung. Die einen fraßen nur Spinat, die anderen nur Erdbeeren. Eine unbekannte Wespe lenkte ihre Gefräßigkeit. Außerdem gab es Aeser Tausendfüßler, Ohrwürmer, Erdwürmer, Dorschlächer, Ameisen, die sich in den Stämmen der alten Ähren, Amieseln selbstverständlich, und Blattläuse. Herr Griepel kam sich vor wie Gulliver, der hilflos den winzigen Zwergen preisgegeben ist, die ihm gemächlich bekraecheln. Er kämpfte wie ein Löwe gegen seine Mitteleurmer, Tag und Nacht. Und schließlich warf er alles auf und ließ sich entsechied vom Menschen, der sie nur durch seine Gefräßigkeit überflutet, einen beträchtlichen Geburtenüberschuß, der auf gesetzliche Maßnahmen, Kinderzulagen und Steuerermäßigungen nicht angewiesen ist. So viele auch Herr Griepel Gucken wie sie waren immer wieder da und starben und wurden wiedergeboren.

berreicht, lebewussten ihrer Unterirdischen, die sich in den Wurzeln der schwachen Pflänzchen durch diese Welt der Feinde hochzubringen. Aber erstaunlicherweise wachsen sie trotzdem, unbekümmert um Herrn Griepels Tätigkeit, von einer unfassbaren Lebenskraft erfüllt. Stauden und Blätter wucherten wie in einem Urwald. In seinem Gehäuse fester Blätter gedieh der Kerl, der Saft entlief wie ein flüssiges Gold. Die Blüte war ein glühendes Rot. Die Blüte sah Herrn Griepel voll Stolz ein schwarzes Knöchchen, das ihn mit vonnavorer Hoffnung erfüllte. Die Rettige zeigten ihre kleinen rötlichen Knollen an, Gurken und Paradeiser formten sich in ihrem üppigen grünen Gerank. Und was das Schöne war, überall dazwischen sproßten herrliche rote Blumen, die Herr Griepel gar nicht sehen hatte. Die hingewandte Seite eine Grabtabelle der schwarzen Natur.

DIE INSCHRIFT

Unweit der linken Wienzeile stand ein baufälliges Haus aus der alten Kaiserzeit, das infolge baupolizeilichen Einspruchs wegen Einsturzgefahr geräumt werden mußte. Aber noch stand die Fassade in alter Biedermeierlieblichkeit und unter den grünen Fensterläden stand in zierlicher Schrift über dem Haupteingang:

Gott segne dieses Haus
und die da gehen ein und aus!"

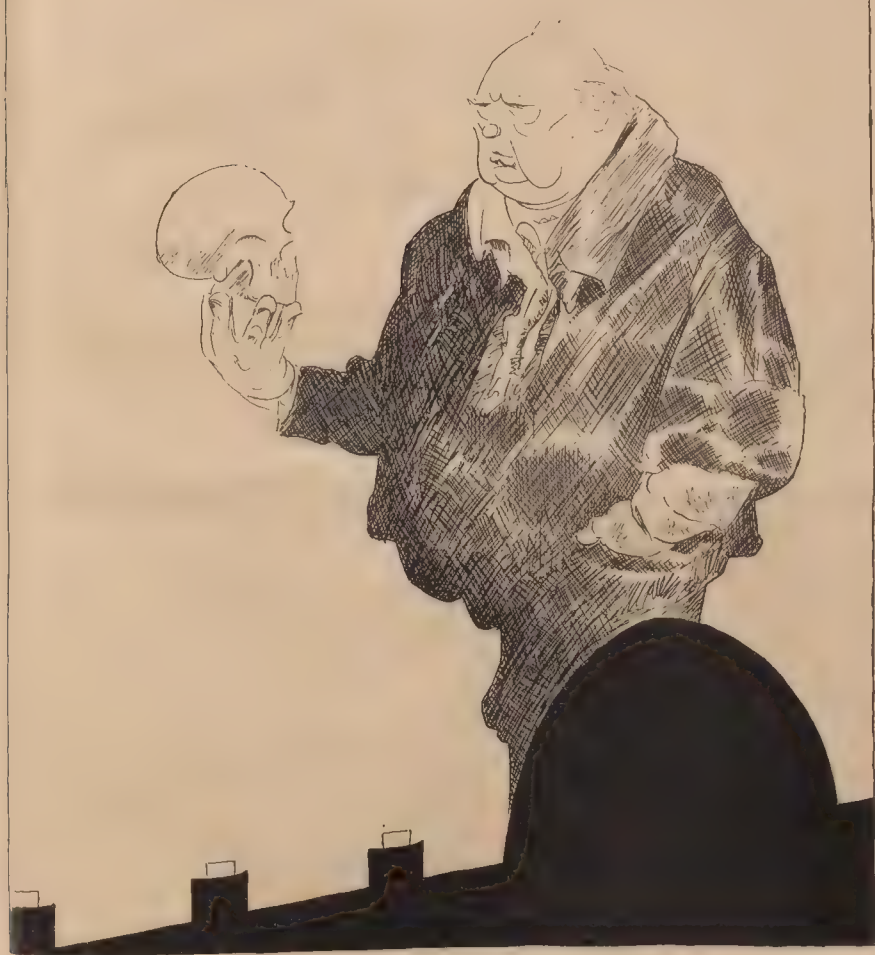
Und unmittelbar darunter, in moderner Druckschrift: „Das Betreten des Hauses ist untersagt!“

1. H. R.

Seine letzte Rolle

(O. Gulbransson)

OLAF GULBRANSSON 44



„Sein oder Nichtsein, das ist jetzt die Frage!“

La sua ultima parte: „Ora si tratta di 'essere o non essere, !,,



„Also, Fräulein Müller, wir werden nun für drei Tage verreisen!“
„Das paßt mir ausgezeichnet — Ich liebe die Einsamkeit!“

L' inquilina: „Dunque, signorina Müller, ora andremo in viaggio per tre giorni!“,
„Ah, benissimo! Io amo la solitudine!“,

DER KNOPF

VON JO HANNS RÖSLER

Otto 1884 sich nicht gern für dumm verkaufen. Wer hätte dies auch gern? Aber es gibt Leute, die von den Dummern leben. Solche Leute wohnen beispielsweise in Humbach, weit draußen von Europa. Dort ist die ganze Gemeinde gegen die Dummchen ein Herz und eine Seele. Und als nun eines Tages auf seiner Weltreise nach Humbach kam...

Der Otto hatte nur ein Hotel. Die Kunde, daß ein Fremder im Hotel abgestiegen war, verbreitete sich blitzschnell. Am Abend war die kleine Gastwirtschaft gesselt voll. Sogar der Ortsvorstand war da, der Apotheker und der Tierarzt. Alle machten Otto ein freundliches Gesicht und auch Otto machte ihnen ein freundliches Gesicht. Was Wunder, wenn man nach kurzer Zeit an einem Tisch saß und herzliche Verbindungen alle zu einem und einer zu allen fertigte? Man ließ Otto hochheben und Otto ließ die Gemeinde hochheben. „Und unsere Ortsbürger dazu!“, rief der Apotheker.

Otto horchte auf.
„Ihr habt einen Zauberer?“
Die Gemeinde nickte stolz:
„Und was für einen! Du sollst ihn kennenlernen, Otto! Hier ist er!“

In der Tat, ein kleines Männlein zwängte sich durch die Reihen. Er war hager wie ein Zwirnfaden und der kleine Kopf saß ihm auf dem dünnen Hals wie eine Hagebutte.

„Hokuspokus, sag Otto guten Tag!“
„Guten Tag, Otto!“
„Hokuspokus, sag dem Herrn, was du kannst!“
„Ich kann alles, Otto!“

Otto sah belustigt auf den komischen Gesellen.
„Das ist natürlich Schwindel, nicht wahr?“
„Die ganze Gemeinde protestierte heftig!“
„Er soll dir ein Kunststück zeigen!“
„Ich bitte darum.“

Hokuspokus stellte sich in Positur.
„Was wollen der Herr sehen?“, krächte er, „Zauberei an Menschen oder Zauberei an Dingen oder Zauberei an beiden zugleich? Machen wir Zauberei an beiden zugleich. Einverstanden?“

Otto nickte.
„Einverstanden.“
„Beginnen wir also! Sie haben einen schönen Rock an, Otto! Sie werden hinausgehen – ich werde Sie nicht berühren – ich werde hier in der Stube bleiben – Sie werden wieder herinkommen und haben dann keinen Knopf mehr am Anzug!“

Otto lachte arglos.
„Das ist ja alles Unsinn!“
„Wetten wir?“
„Unmöglich! Das gibt es nicht! Ich soll dann keinen Knopf mehr am Anzug haben?“

„Nicht einen! Wetten wir?“
„Da hatte ich jede Wette!“
„Also gut – zehn Sesterzen!“
„Hundert, wenn ihr wollt!“

Jetzt mangelte sich der Apotheker ein.
„Ich halte auch hundert gegen dich, Otto!“
„Gesamt!“ rief Otto, „hundert er und hundert du!“

„Ich setze auch hundert“, rief der Tierarzt schnell.
Otto wurde die Sache doch unheimlich.
„Einverstanden“, sagte er, „jetzt ist es aber genug – hier sind dreihundert Sesterzen von mir, ihr habt eure dreihundert dazu! Ich gehe jetzt hinaus, und wenn ich herinkomme, habe ich keinen Knopf mehr am Anzug?“

Alle riefen fröhlich:
„Jawohl! So laute die Wette!“
„Heinrich! Knöpfe werden verzaubert!“
„Wir wollen zählen, Otto.“

Otto zog seinen Rock aus, reichte ihn dem Apotheker.
„Drei Knöpfe am Rock?“
„Neun Knöpfe! Keinen mehr und keinen weniger.“

Der Zauber begann. Otto baute sich mitten in der Stube auf. Hokuspokus ging dreimal mit wilden Sprüchen um ihn herum. „Jetzt gehen Sie zur Tür hinaus, Otto! Springen Sie draußen zehnmal auf dem rechten Bein und zehnmal auf dem linken Bein.“

Bein. Dann kommen Sie herein und Sie haben keinen Knopf mehr am Anzug!“

Otto ging.
Otto sprang rechts, Otto sprang links.
Dann trat er siegessicher in die Stube zurück.
Die Knöpfe, neun Stück an der Zahl, saßen noch am Rock.

„Gewonnen!“ rief Otto.
„Wieso?“, warierte die Gemeinde.
„Hier hab gewartet, daß ich beim Herinkommen keinen Knopf mehr am Rock habe!“

Die fröhliche Gemeinde schlug sich lachend die Schenkel.
„Hast du auch nicht, Ottol! Du hattest vorher neun Knöpfe und jetzt hast du auch neun Knöpfe! Hast du also etwa einen Knopf mehr am Rock? Wir haben gewartet, daß du keinen Knopf mehr am Rock hast!“

Otto stand stumm. Er starrte in die Schadenfreude.
„Ihr habt doch verloren“, sagte er dann, unheimlich ruhig.

Alles hielt den Atem an.
Otto schlug den Rock auseinander.
Zwei vor einer Minute frisch angenähte Knöpfe wurden sichtbar.

Otto war nämlich früher schon einmal in Humbach gewesen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



„Sie, jetzt saget Sie, wie alt sind Sie eigentlich?“ fragte in der Stuttgarter Straßenbahn ein behäbiger Leichter sein altes, aber noch lustiges Gegenüber.

„?“, antwortet der Befragte stolz: „I, werd no den Monat achtzig!“ – Bewundernd mustert jetzt der Junge den Alten, um dann plötzlich hervorzustoßen: „Oh, Ihes Herrgott! von Biberach, so alt! Wie jo kei – Sau!“

Geschmeichelt nimmt der Greis diese etwas ungewöhnliche Anerkennung zur Notiz, um dann abschließend zu bemerken: „Jo, jo, Sie haben recht, – I sch es schees Alter!“

*

Dem Film einen Stoff zu verkaufen, dazu braucht es eine Geduld der Güter! Filmautoren führen ein wenig benommen aus Geistesgeiste herein.

In der Straßenbahn gesellte sich zu ihnen ein Postkartensammler. Er hatte das Gewerbe erwählt, Postkarten lebender Mitbürger zu malen und diese dann den Dargestellten anzubieten. Als er einstieg, fiel von weitem sein blaues Auge, eine große blaue Stirnwindung und ein nur noch in einem dünnen Faden hängender Zahn auf.

„Heute war ich schwerer, Tag!“ beklagte er sich, „bei einem flog ich sofort hinaus, einer hetzte die Hunde auf mich, der dritte warf einen Stein nach mir, der vierte schmiß mich die Treppe hinunter, endlich – der fünfte kaufte mir drei Postkarten ab – zu je zwei Mark.“

Die Filmautoren sahen sich zunickeend an und seufzten:
„Leicht verdienen sich andere Leute ihr Geld!“

J. H. R.

*

Hoch im Gebirge, neben der tiefen Schlucht stand das Martel.

Der Einheimische erklärte den Fremden:
„Hier ist vor hundert Jahren ein Geistes, bildsaubere, siebzehnjähriges Mädel beim Edelweißpflücken abgestürzt.“

„Fürchtbar!“ rief die Dame mit dem Tute entsetzt.
Der Einheimische brumpte gemächlich:

„Was reges S ihnen auf? Heut wär's eh schon tot!“

J. H. R.

DIE KRÖTE

VON SCHLEHDORN

Es war einmal eine alte Kröte. Die war nicht schön, aber weise. Und eine kleine Kröte, die war sogar bildhübsch und gar nicht weise, aber gerissen. Die alte Kröte erzählte der kleinen, ihrer Enkelin, aus der Familiengeschichte:

„Also, wir waren einst ein hochgeschätztes Geschlecht. Unsere Vorfahren waren von ritterlicher Art: Schildkröten. Sie gingen würdig und gepanzert durchs Leben, quakten nicht und wurden in Ehren sehr alt.“

Da sahen (in der Zeit der Aufklärung) zwei verlebte Schildkröten, als sie nebeneinander auf einem glatten Stein im Menschenhals saßen, wie sich zwei Menschen umarmten und weich aus Herze drückten. Sie wußten, der Mann war ein Kürassier, aber er legte den Panzer ab, wenn er sein Mädchen traf. Und als die zwei Schildkröten tags darauf beisammen auf trockenem Stein in der Sonne saßen, sah sie, wie sich zwei Schlangen umschlangen, unentwirrt und verwirrend, so daß man nicht wußte, wie sie sich jemals wieder auseinanderlösen sollten. Da sprachen die beiden Schildkröten: „Was den Reptilien recht ist, sollte den Amphibien billig sein. Unser Panzer ist heiß und steif, unmodern und sicherlich ungesund. Er laßt die Leidenschaft fort mit den Schlangen.“

Andere Tiere hörten das und äußerten sich dazu, obwohl es sie eigentlich nichts angeht.

„Wie würden wir aussehen“, sagten der Hufteufel und der Mantelpavian, „wenn wir gleich den Menschen Hut und Mantel in der Garderobe ablegten. Kinder, denkt an die Aesthetik!“

„Was würde aus uns“, meinte das Gürteltier und die Schleiherule, „wenn wir Gürtel und Schleiher fahren ließen, wie die Schlange sogar ihre eigene Haut. Kinder, denkt an die Moral!“

Aber die beiden gingen in ihrer Verliebtheit hin und ließen sich mühsam und schmerzhaft ihre Schilde abmontieren. – Da zeigte sich, was solche Umstände ausmacht. Sie gefiel sich kaum noch und konnten sich höchstens noch heilrücken; keins von ihnen hätte ja auch nur die schäbigste Schildkröte noch gekriegt. Sie gewannen zwar unsere sprichwörtliche Weisheit – Dummheiten der Jugend bilden die Weisheit des Alters. Aber sie sollten oft recht kräftig miteinander gewesen sein. Und schließlich wurden sie hinführend vom Storch gefressen. Hätten wir doch nicht...“, sagten sie, als er sie verschlang.

So erzählte die Großmutter. Die kleine kesse Kröte dachte bei sich: „Was, ich bin bildhübsch; und wenn ich eine Schildkröte wäre, könnte keiner meine Figur abmontieren.“

Nicht lange darauf kam einer, der war unvordere, so daß die kleine Kröte verlebte Bileugen machte. Der wußte aus dem Märchen: Wo eine Kröte ist, da liegt ein Schatz verborgen. Und es war etwas tiefer grub, da fand er zwar keinen Schatz, aber ein reizendes Schätzchen.

Eines Tages aber mußte die kleine Kröte doch an die Großmutter denken, dann da haschte sie der Dämon. Der hat sie zwar nicht gefressen, wie die beiden Ahnen – dann wäre die Geschichte ja damit aus. Aber er hat sie ins Bein gebissen – und so ging die Geschichte weiter.

Sie drohte dem Unvordere mit: „Meine Großmutter sagt, wenn ich Gift spritze, dann fälltst du um und bist tot.“ Aber er wußte aus der Naturgeschichte, daß das ein Märchen ist. Selbend spritzte sie ihr Gift gegen ihn bei allen Bekannten, und wenn sie ihn sah, spitze sie es ihm ins Gesicht. Aber er starb nicht daran. „Giftkröte“, sagte er, um das zu wachen.

Da saß sie nun einsam auf kaltem Stein und dachte: „Unverantwortlich, der Sündenfall unserer Vorväter. Wie gut haben es unsere vornehmen Väter, die Schildkröten. Solch ein Panzer hält warm, sieht gut aus und gibt Haltung und Held. Und wir einfachen Kröten sollen alles durch Charakter ersetzen! Hätten sie doch nicht...“, so hätte ich auch nicht...“

Später, als sie selbst Großmutter geworden war, nahm sie ihr Enkelkind beiseite, eine reizende freche Kröte, und erzählte ihr aus der Familiengeschichte:

„Wir waren einst ein hochgeschätztes Geschlecht“ usw., wie oben.



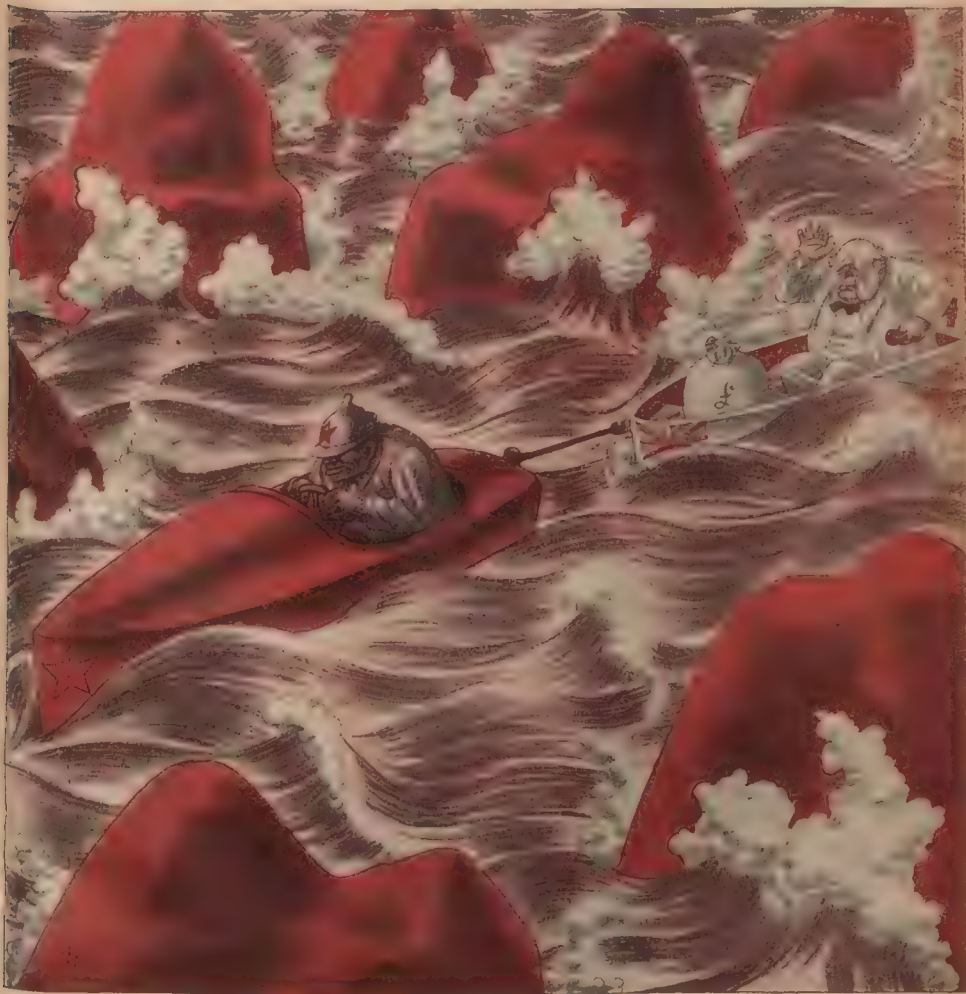
La Banca della Valuta Mondiale

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

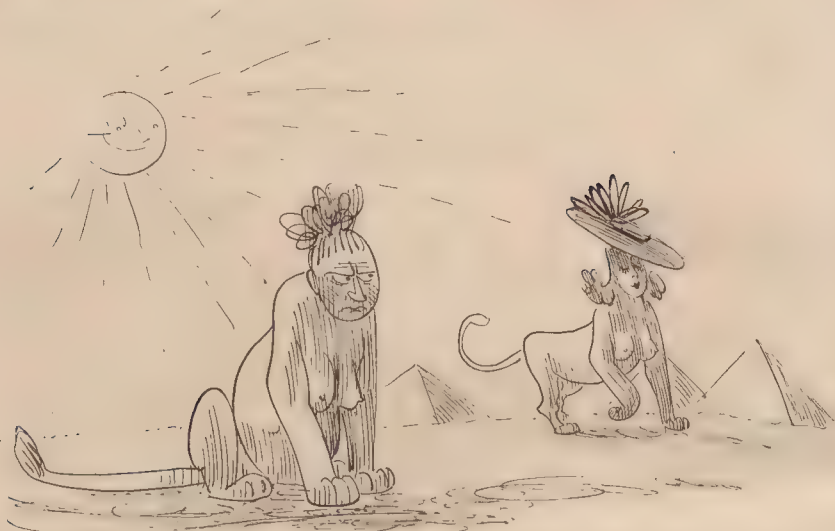
Im Schlepptau

(Erich Schilling)



Churchill: „Mir kann nichts passieren, Ich habe ja das Steuer in der Hand!“

Rimecchiato: Churchill: „A me non può capitar niente; io già ho il timone in mano!“



DER RUCKSACK

VON WALTER FOITZICK

Mein Rucksack war unbrauchbar geworden, es fehlte eine Schnalle. Nun brauche ich aber meinen Rucksack jetzt. Es ist eine Zeit, wo man manchmal einen Rucksack braucht, und zwar keineswegs zu Lustreisen.

Ich ging zum Sattler. An der Tür des Sattlers war ein Schild: Reparaturen werden nicht mehr angenommen. Ich tat, als sähe ich das Schild nicht, man ist so Schilder gewöhnt.

Der Sattler war ein reizender alter Mann. Er sagte, er wolle den Schaden ausbessern. Ich war auch ganz reizend und sagte, es brauche nicht heute sein und nicht morgen, ich käme so in 14 Tagen mal wieder vorbei. Wir schieden wie zwei Menschen aus dem tiefsten Frieden voneinander. Wir benehmen uns gar nicht wie Handwerker und Kunde.

Nach vier Wochen ging ich mal wieder zu dem Sattler: „Na, was macht mein Rucksack?“ — „Leider noch nicht dazu gekommen.“ — „Tut gar nichts, lieber Meister, ich komme mal wieder vorbei.“ Nach weiteren fünf Wochen brauchte ich den Rucksack. Ich ging zum Sattler. Der machte ein betrübtes Gesicht und sagte: „Ist noch nicht so weit.“ Ich fand es selbstverständlich und erwiderte: „Na, dann warten wir halt noch ein Weilchen.“

Zeit verging. Ich kam wieder zu meinem freundlichen Sattler. Er erkannte mich sofort und ehe ich noch was sagen konnte, rief er: „So, jetzt kommt Ihr Rucksack gleich dran“, und dabei schien es, als wolle er sich auf ihn stützen.

Dem Mann mußte Zeit gelassen werden, ich wollte ihn nicht drängen, deshalb kam ich erst nach einem Monat wieder. Als mich die Sattlersfrau in den Laden treten sah, wies sie nach hinten und sagte: er sei in der Werkstatt. „Er“ war der Mann, nicht mein reparierter Rucksack. Ich getraute mich auch nicht mit dem freundlichen Handwerker von dem Rucksack zu sprechen. Oh, wir redeten von vielem andern. Wir sprachen viel von Gerüchertem und daß dazu helles Friedensbier so gut schmecke. Ich fühlte, wie ihn mein Rucksack bedrückte. Beim Abschied sagte er nebenbei und abschließend: „Morgen ist er fertig.“

Ach, das hätte der Mann nicht tun sollen, denn jetzt kann ich nicht mehr zu meinem Sattler gehen, ich kann den Mann nicht leiden sehen. Ich vermeide die Straße, in der er wohnt, damit er mich nicht trifft und womöglich aus den Gedanken kommt, ich wolle zu ihm. Es wäre dem Mann doch gar zu peinlich. Und mir erst! Ich glaube, ich muß auf meinen Rucksack verzichten. Ich kann doch so einen freundlichen Mann nicht blamieren.

STADTURLAUB

Den schönsten Soldatenwitz, den ich je gehört habe, möchte ich nicht für mich behalten, denn er trifft so die Nöle jedes einzelnen Soldaten, der frisch eingezogen zum ersten Male seinen Stadtausgang hat.

Dies war also der Fall bei meinem Nachbar, dem Sonnenlechner-Marini, einem richtigen Bullen von Kerl, groß, kräftig massig, nicht sehr schnell im Denken, dafür aber um so behender im Zugreifen und Schaffen.

Er war zu den Gebirgsjägern eingezogen und als er das erstmal in seiner Uniform durch die Straßen der Stadt ging, lief er an einem Major vorbei.

In der letzten Minute schrak er zusammen, es gab ihm förmlich einen Ruck, als er so spät den hohen Vorgesetzten bemerkte, die Hand fuhr blitzschnell an die Mütze und im lautesen Bayrisch erklang aus seinem Munde:

„Saxend! Himmelkreuzdonnerwetter! Jetzt hätt's i beinah übersehen!“ J. H. R.

KOLLEGEN

Nah beim Fenster, im Spalier,
zwischen Latten kliebt ein Neßchen.
Brütend ligt ein Federstier
drin mit einem roten Westchen.

Gerne schau' ich ihm so zu,
nenn ich unterm Fenster liege
und dabei voll Seelenruh'
mich in Hochgedanken lege.

Brüte nur! Ich brüte auch.
Jedes ruht an seinem Platze:
du mit einem roten Bauch,
ich mit einer blanken Glatze.

Dein Ergebnis, kleiner Fant,
lernst gewiß noch einmal fliegen,
aber meines, nie mir kühnphant,
bleibt in der Kommode liegen.

Ratatoröhr



„Was soll ich nach London melden, General Eisenhower?“
„Genau wie Cäsar, drei Worte: Veni, vidi, stop!“

Il nuovo Cesare: "Cosa devo annunciare, generale Eisenhower?," — "Precisamente como Cesare, tre parole: Veni, vidi ... stop!.,

DAS RENDEZVOUS

VON BERNHARD BERG

Also da steht der Kopperschmidt eines Abends an der Haltestelle der Straßenbahn und wartet auf Griselda. Es ist ein kalter, regnerischer Tag. Die Laternen auf den Bürgersteigen spiegeln sich wie in einem See in dem nassen Pflaster, vor den Häuserfronten brauen kleine Nebel hüllen, die die Siedle sind gefüllte Ungeheuer geworden, die den Gossendreck schmatzend in sich hineinschlingen.

Neben Kopperschmidt steht ein Mann mit einem Kropf. Der hat den Schlimm wie ein Gewehr geschultert und verteilt sich die Zeit damit, daß er in Abständen in ein großes Taschentuch niest. Es geschieht auf eine ziemlich geräuschvolle Art, die ein wenig der guten Stille widerwärtig, zumal der bislang noch unbekannte Bazillenträger ein Vergnügen darin zu finden scheint, jeden seiner Erkältungsausbrüche mit einer Serie unchristlicher Flüche zu beschließen.

Soweit es die spärliche Beleuchtung zuläßt, sieht sich Kopperschmidt den unbekannten Nachbar etwas genauer an. Nun, der Mann ist von mittlerer Statur und außer dem Kropf, der ihm taschenförmig unter dem Kinn hängt, ohne hervorsteckende Merkmale Man könnte ihn für einen braven Bürger halten, der seine Steuern pünktlich bezahlt und abends am Stammtisch tiefgründige Gespräche über Geschichte und Kommunalpolitik führt. Ein Mann wie tausend andere. Ein durchschnittlicher Zeitgenosse mit einem Schnupfen.

Bei einer Gelegenheit begegnen sich ihre Blicke. Das ist, als Kopperschmidt seinerseits das Taschentuch hervorholt und dreimal vernemlich niest. Der Mann mit dem Kropf sagt: „Prost!“, Kopperschmidt sagt: „Danke“, und die Beziehung ist hergestellt.

Es ergibt sich im Laufe der nun folgenden Unterhaltung, daß der Mann mit dem Kropf Ohnesorg heißt und in Chemnitz einen Engrosist mit Damenwäsche betreibt. Er ist seit einer Woche in dieser Stadt, sagt er. Und die Frauen hier wären kleine Raubtiere. Ließen einen glatt über eine Stunde im Regen warten. Aber nun hätte er die Nase voll. Na, wirklich, es sei zum Kotzen! Ganz rallois steht Herr Ohnesorg aus Chemnitz unter seinem geschulterten Schirm und blinzelt mißvergnügt mit den Augen, die an den unteren Lidrändern gerötet sind. Von Zeit zu Zeit holt er tief Luft, beugt sich weit nach hinten zurück, um dann jedesmal mit einem unbeschreiblichen Getöse und gleichsam kopfüber in das bereitgehaltene Taschentuch hineinzustürzen. Der Kropf gerät hierbei in scheuende Bewegung, und Kopperschmidt hat für eine Weile das unheimliche Gefühl, in diesem hellen zitternden Beutel vergebens sich der ganze Zorn seines Trägers.

Nun kommt die Straßenbahn. Vier Leute steigen aus. Griselda ist nicht dabei. Auch Herr Ohnesorg wartet vergeblich. Er hat den Regenschirm zugeklappt und schüttelt den Kopf so heftig, daß der Kropf unter dem Kinn nahezu beängstigen-

den Erschütterungen ausgesetzt ist. Dabei murmelt er unverständliche Worte, schnalzt ingrinnig mit der Zunge und atmet hörbar durch die Nase.

„Na“, meint er schließlich und betrachtet Kopperschmidt mit einem kurzschichtigen Blick, „das wäre also erledigt. Mein Bedarf ist gedeckt. Fühlen Sie bitte einmal meine Hände an. Ich will diesen Regenschirm fressen, wenn ich morgen nicht mit einer Grippe im Bett liege. Men ist eben noch Kavalier. Man glaubt an die Zuverlässigkeit einer Frau. Es ist ein Glück, daß ich langes Unterzeug trage. Wie spät ist es übrigens? Ich bin davon überzeugt, daß mich meine Uhr bei diesem Sauwetter auch einen Schnupfen geholt hat. Bitte, was sagten Sie...?“

Kopperschmidt hat nichts gesagt. Er läßt Herrn Ohnesorg reden. Trübsinnig starrt er in den Regen, der ihm den Hut und das Herz aufgeweicht hat. Ihm ist nicht wohl in seiner Haut; die Kälte der Füße überschaut den Körper in winzigen Stößen und macht die Gedanken seltsam stark. Gut, daß es so ist; Kopperschmidt würde sonst nicht so ruhig dastehen und lächeln. Während er schweigt und auf eine abgründige Art vor sich hinastet, packt ihn eine fast schmerzende Sehnsucht nach Wärme und Geborgenheit. Die Straße, der Regen und der gesprächige Herr Ohnesorg bedrängen sein umflortem Gemüt, dem alle helleiten Bilder entwichen sind, wie eine sacht anschließende Krankheit. Was ist sein Leben ohne Griselda? Eine Summe von nichtssagen Tagesabläufen und im Grunde ein Dreck. Wäre Kopperschmidt ein Poet, würde er in diesem Augenblick völligen Entwurzelungs den Olymp erklimmen und anklagende Skizze gegen alle rothaarigen Frauen der Welt über die Erde schleudern. Aber Kopperschmidt ist nur ein schlechter Versicherungsmann, dem die elysischen Gefilde verschlossen sind. Das Ventil seiner Gemütsbewegungen ist der Bierhahn oder das tröstende Geplätscher einer freundlich hingestrichelten Kognakflasche. Man müßte sich besaufen, denkt er und hat auf einmal den

wohligen Vorgeschmack eiskühler Pilsners und aromatisch duftender Schnäpse auf der Zunge. Es ist wie ein Schicksal, daß sein immer noch abgekehrter Blick den das Nachbarn sucht, der die Augen zusammengekniffen hat und mit seiner ein wenig eschmaltem Stimme zu Kopperschmidt sagt: „Der Teufel hole es, aber ich schleuche mich heute abend voll. Kennen Sie Pilsie Trümm?“

„Jawohl“, sagt Kopperschmidt, „ich kenne ihn.“ Quer durch die Plätze laufen sie. Und nun kommt die Geschichte mit Griselda.

Sie sitzen in der kleinen Bar von Pilsie Trümm, der Kopperschmidt und Herr Ohnesorg, trinken eiskühles Pilsner und jedesmal vorweg einen Schnaps. Es sind nur wenige Leute da. An der Theke steht ein Mann, anscheinend ein Däne, eifrig damit beschäftigt, auf einen Pilsie Trümm beim Knobeln heranzulegen. Als der Wirt eine Revanche verlangt, sagt er: „Fangen blav huplen“, was Herr Ohnesorg, der in Kopenhagen war und ein wenig Dänisch kann, mit dem Gefangenen kann geholfen werden, übersetzt. Er ist ein vielgeleiteter Mann, der Herr Ohnesorg, so gar Sparsam spricht er. Da kauert hinten in der Ecke ein Liebespaar, das sich in der Hand bemerkt es und sagt: „Qu bonito es el trabajo visto desde lejos!“ „Ja, ja“, meint Pilsie Trümm, der es gehört hat, von wem, „wie hübsch ist die Arbeit, aus der Ferne gesehen, hahaha!“ Der Däne steht mit einem dummen Gesicht dabei. „Nicht ver-steh“, sagt er und zeigt ein langes Gebiß, dem ein Eckzahn fehlt. „Ist auch gar nicht nötig“, auf Herr Ohnesorg. Der Alkohol hat ihm die Fröhlichkeit wiederbeschert. Zufrieden sitzt er da und erzählt Kopperschmidt von seinem Geschäft, von den Reisen, von den Frauen, es nimmt kein Ende. Dann war noch ein Mann namens Dibuwelt da, dem Herr Ohnesorg vor Jahren die Freundin ausgespannt hatte. In Paris wäre das gewesen, in der Rue St. Didier. Valmont, was für ein Weib! Schwarz wie der Teufel und gar keine Frau für den Dibuwelt, der ihr Gedichte auftrug, anstatt auf eine handfeste Art zu zeigen, was eine Harkle ist. „Wissen Sie, lieber Kopperschmidt denken Sie sich ein Weib mit rotem Haar und ganz in Schwarz, die Augen schwarz, das Kleid schwarz, ich, und dann... auf einmal fällt Herr Ohnesorg ein, daß die Dame, die ihn versetzt hat, gleichfalls rothaarig ist wie Blanche von der Rue St. Didier. Ja, prehlst er, er hätte sie in einem Kathaus kennengelernt, hätte sie ein Stück Weges begleitet dürfen, ob es wäre eine spannende Geschichte.“

Doch Kopperschmidt hört gar nicht hin. „Hm“, macht er bloß und spürt das Lächeln von Griselda wie einen Kapillarschlag auf der Kopenhaver. Er kann plötzlich nicht mehr ruhig dasitzen, eine leise Beunruhigung zwingt ihn, aufzustehen und nach dem Telefon zu fragen.

Auf dem Weg steht er in der kleinen Zelle und läßt sich mit Griselda verbinden. Es meldet sich niemand. Nur das Rufzeichen tönt durch die Stille und das rasende Pochen seines Herzens. Fünf Minuten wartet Kopperschmidt am Apparat, dann geht er wieder nach drinnen. Herr Ohnesorg hat neue Getränke auftragen lassen. Sein Kropf scheint hektat-

SÜDLICHER HOFMUSIKANT

In die heißen Höhlen der Marsandern, durch die Schläfen der darin verkrochen Existenzen, Raselt plötzlich Blechmusik und wärmt das Blut zu Fiebergraden auf, Daß die tiefen Augen wider funkeln und die kufentwöhnten Lippen glänzen, Daß der kleine Muskel in der Brust sich angetrieben fühlt zu schnellerem Lauf. In die heißen Höhlen der Marsandern, In das Blut der dort hinein Verbannten Hupfen Abenteuer, aus Trompete, Schelle, Pfliff und Orgelton gemischt, Und die Welt des Hofes ist für zehn Minuten vom Konzert des Bettelmusikanten Aus der Wüstendürre fortgerückt und unbegreiflich aufgerichtet.

Unten aber, wo die tierhaft wilden Töne ihren Ursprung nehmen, Dreht an einer Kette sich ein Affe auf zwei dünnen Beinen hin und her, Muß sich schließlich auch zum Salto und zum Handstand noch bequemen, Doch den angeborenen Spieltrieb kennt sein ausgelagertes Herz nicht mehr — Und der Leiermann, der sein Kurbel dreht, Trompete bläst und mit dem Fuß den Schlagwerkzeugen ihre häßliche Musik entlockt, begeistert auch sich längst nicht mehr dafür, Viele Kommodenjahre helfen ihm die Haare bleichen und die Schultern beugen, Mitleidlose Menschen wäsen jeden Tag auf's neue ihm die Tür . . . Aber wenn im Hof dann doch noch ein paar Münzen klappern oder gar vom Fenster eine Stimme Bravo ruft und eine fremde Hand dem Affen Zucker gibt, Dringt ein Strom von Güte durch sein Herz, der all das Dunkle dort und Schlimme Lächelnd ein es vermag, daß auch der Leiermann sein Spiel noch einmal liebt: Ungeahntes Feuer steigt dann aus den Takten, und ihr Meister Ist nicht minder stolz und froh als der gefeierte Tenor, Auch in seines Affen Blick ergucken wie ein Wirbelwind die Lebensgeister, Und ein Schwall von glückgehauchten Tönen rauscht empor In die heißen Höhlen der Marsandern, wo auf einmal lichte Wunder haussen, Wo es allenhalben funkelt wie ein süßbesauchtes Sommerfest, Bis die Melodien feierlich im größten Gesang der Welt verbrausen Und der Leiermann mit seinem Affen ohne Bitterkeit den Hof verläßt.

HERBERT FRITSCHKE



„Ich frage dich: können Männer überhaupt treu sein?“
„Können schon, aber mögen nicht!“

Correzione: „Credi tu che in realtà gli uomini possano esser fedeli?,, — “Sì che possono, ma non lo vogliono!,,

ben flüssigkeit schlucken zu können. Erst nachdem wie zuvor, hebt das Glas ein um das andere Mal, macht einen Rüsselmund und gießt sich die halben Liter ohne abzusetzen in den Blähball, der trotzdem nicht prallt wird.

Die Geschichte von der rothaarigen Dame ist noch nicht zu Ende. „Hören Sie mal zu, junger Mann“, sagt Herr Ohnesorg, einen unterbrochenen Satz genau an der Bruststelle flickend und weiterführend, „... ständen wir also vor ihrem Haus. Gott mag wissen, wie die Gegend heißt, ich bin hier fremd. Nun, es war ein vernünftiger Abschied, was glauben Sie! Wie ich ihr den Hals küste, sehe ich, daß sie neben dem linken Ohr einen großen Leberfleck hat, ganz dicht unter dem Ohring aus Aquamarin. Ich sage ...“

Es bleibt bei dem, was Herr Ohnesorg der rothaarigen Dame zu sagen im Begriff stand. Kopperschmidt hat eine Bewegung gemacht, die wie ein Ansat zu Sprung ist. Sein Kopf liegt tief zwischen den Schultern. Fast hat es den Anschein, als wäre er entschlossen, dem ihn verstummten Herrn Ohnesorg den Inhalt seines Glases ins Gesicht zu schütten. Bitte Trümm ... und schickt den Kellner an den Tisch. Nun hat sich Kopperschmidt wieder in der Gewalt. Alle Betrunkeneheit ist verfliegen. „Bringen Sie mir noch einen Schnaps“, sagt er zum Kellner, und als dieser zögernd stehen bleibt, fügt er verbessernd und mit einer kleinen Entschuldigung in der Stimme hinzu: „Noch zwei Schnäpse selbstverständlich!“ Sie trinken, und es geschieht nichts. Herr Ohnesorg ist kein Mann, den dartige Dinge zu erschüttern vermögen. Er weiß, daß sich so ein Rausch nicht erreichen läßt wie eine Ode in seidenen Damenhemden oder zerfarbenen Röpe

da chine-Garnituren. Ein Freund von ihm geniet, sobald er betrunken war, jedesmal in einen Zustand der Raserei, die dem Arzt, der ihn nach solchen Exzessen nähte und verband, zum Wohlstand verholf. „Na, nu bleiben Sie mal friedlich“, sagte er, „und trinken Sie einen Kaffee. Das geht schon vorüber, ich kenne das. Da schlüpft man irgend einen Ruchus mit sich herum, und die Kanaille will bei der nächstbesten Gelegenheit heraus aus dem Körper.“

Nein, sagt Kopperschmidt, er sei keineswegs betrunken. Ganz steif sitzt er auf seinem Stuhl, von einem namenlosen Gefühl überwältigt. Wieder ist es Griselda, deren Lächeln seine Phantasie verewältigt, ihm die Ruhe nimmt und sein Blut seltsam erhitzt. Griselda, eine Frau mit rotem Haar und einem Muttermal neben dem linken Ohr. Griselda, die schwor, Kopperschmidt ewig zu lieben und die sich statt dessen von einem Scheusal den Hals küssen ließ! Niemand wird Kopperschmidt einreden können, daß es nicht Griselda war, der Herr Ohnesorg aus Chemnitz sein galantes Abenteuer vor der Haustür verdankte. Der Leberfleck ... das rote Haar ... das Ohrgehänge von Aquamarin; für eine Weile hält die Welt den Atem an, und in diesem Schweigen sitzt nur Kopperschmidt. Was wird er tun? Nichts wird er tun. Er gleicht in jenem Augenblick einem Schläfer, den ein häßlicher Traum quält. Vor der Theke steht noch immer der Däne und wüffelt mit Bitte Trümm. Das Liebespaar im Hintergrund liegt einander in den Armen. Auf einem Stuhl neben der Treppe hockt der Kellner, sähnt und kratzt sich einen Mitesser vom Hals. Herr Ohnesorg hat ein Notizbuch vor sich liegen, in das er nachdenklich lange Zahlenkolonnen einträgt. So

bald etwas nicht stimmt, scheuert er sich den Kropf mit dem Handrücken.

Kopperschmidt ist mutterseelenallein. Er hat die Augen geschlossen und nimmt Abschied von Griselda. Das währt eine ganze Zeit, bis ihn die Unruhe hochtreibt. Wie im Sturz befällt ihn ein Gefühl tiefsten Hasses gegen Griselda und den eifrig schreibenden Herrn Ohnesorg. „Was das nützt, nix nach Klarheit zieht ihn mit magischen Käften nach draußen zum Telefon. Abemals wählt er Griseldas Nummer. Nun wird er blaß, denn er hat ihre Stimme am anderen Ende des Drahtes vernommen. Die Hand, die den Hörer hält, zittert. Seine Sprache klingt zusammenhanglos und ein wenig heiser. Dann schweigt er lange, hocht, spricht wieder, verstummt, schüttelt den Kopf, ist völlig ratlos und verwirrt und durcheinander geworden von hundertlei Empfindungen. Plötzlich lächelt er, holt zwei, dreimal tief Luft und bläst den Atem mit einem stakkatierenden Geräusch aus den Lungen. Als er nach einer halben Stunde abhängt, ist sein Gesicht friedlich wie nie zuvor.

Am Tisch sitzt Herr Ohnesorg und spricht während des Schreibens laut vor sich hin: „Zwei Dutzend Seidenhemden, lila, Qualität A... vier Dutzend Seidenschlupfer, lila, Qualität A...“ Nichts Abenteuerliches haftet ihm mehr an. Ein solider Bürger mit einem Kopf und einem klaren Inventar. Als er Kopperschmidt sieht, nickt er ihm lüchlig zu. Immerhin hat er sein Lächeln erspäht. „Nun, junger Mann“, sagt er und fährt fort zu schreiben, „etwas Freundliches erlaubt?“ Sechs Dutzend Seidenunterkleider, creme, Qualität B Oder bloß mal ausgegambit?

„Etwas Freundliches erlaubt“, erwidert Kopperschmidt. „Die rothaarige Dame läßt Sie grüßen. Sie bedauert, nicht gekommen zu sein, aber es gab hinführende Gründe, die ihr Erscheinen verhindern. Sie liebt mich nämlich, obgleich sie Ihnen die Freiheit einräumt, ihr den Hals küssen zu dürfen. Im übrigen beruhte unser heutiges Rendezvous auf einem Irrtum. Wir waren für morgen verabredet.“

Herr Ohnesorg klappt das Notizbuch zu. Er wird ein wenig verlegen, macht den Mund auf und gießt sich einen Halben in den Kropf. Hierauf stützt er den Kopf mit der Hand und guckt trübsinnig in den Armel, wo ein Stück der wallenden Unterwäsche aus der Manschette hervorlief. Ihn ist die Sache sehr peinlich, denn an der ganzen Geschichte war kein wahres Wort. Er hatte Griseldas während eines Einkaufs im Warenhaus gesehen, hatte sie hartnäckig verfolgt, hatte sie angesprochen und um ein Wiedersehen gebeten. Ja, ja, denkt er, die Welt ist doch ein Dorf. Da kommt man nu aus Chemnitz, redet eine Dame an, ersucht sie um ein Rendezvous, sie sagt Ja, und die ganze Kleinigkeit diene nur dem Zweck, mich auf eine anständige Art loszuwerden. Und das mit dem Kuß... du lieber Gott! War getzeln! war wie Herr Ohnesorg, der schafft sich seine Abenteuer gleichsam im Geist. Ein wenig Renommée, mein Lieber, nichts weiter. Laufen Sie mal mit so einem Ding unter dem Kinn durch die Weltgeschichte! Ja, Herr Ohnesorg kommt sich in diesem Augenblick wirklich wie ein Klob vor, der sein Schicksal in einem Beutel von Haut mit sich herumschleppt wie eine Känguruhmasse ihr Junges. „Nichts für ungut, junger Herr“, sagt er und wird ein wenig rot.

Sie reichen sich die Hände. Kopperschmidt zahlt die Zeche und verabschiedet sich von Herrn Ohnesorg.

Eine sehr blonde Dame mit einem geschminkten Gesicht betritt die Bar von Bitte Trümm. Wenig später sitzt sie bei Herrn Ohnesorg am Tisch. Er ist nicht mehr ganz nüchtern, denn er will sein Schicksal vergessen. Der Rausch steigert sein Lebensgefühl. Nun ist er wieder aller Sorgen ledig. Die Flasche Sekt, die er bestellt hat, versteht seinen Geist von neuem mit Kraft und Phantasie. Mag der Kopperschmidt mit seiner roten Furie selig werden! Er hebt das Glas und sieht aus tausend funkelnden Perlen seine Traumwelt emporsteigen, die sein armes Leben mächtig überstrahlt. „Da war ich unlängst in Mailand“, hört ihn der Kellner sagen, „als mich ein Herzog von Aosta auf dem Corso Vittorio Emanuele plötzlich anredet. Wir kannten uns von Paris her. Ich war mit meinem Freunde Dibucweit.“

„Na denn mein Prost, du kleiner Casanova“, sagt die Blonde. Und Herrn Ohnesorgs Blähball zittert vor Glück.

Italienische Terrasse - Terrozza Italiana

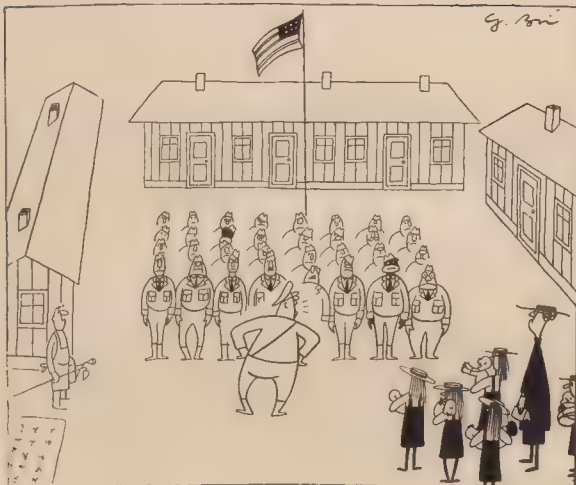
(K. Rossini)





„Wissen Sie, Fräulein Edith, wenn ich Sie so ansehe, habe ich immer das Gefühl, Sie sind begehrenswert, wie Mangelware!“

Entusiasmo: “Sapete, signorina Edith, quando Vi guardo, ho sempre l’impressione che Voi destiate bramosia, come merce che scarseggia...”



„Es melden sich diejenigen, die eines abends an die Schütterinnen der Queen-Victoria-School mit der Frage herantraten: „Rädet mal, wofür kämpfen wir?““

„Si presentino coloro che una sera fecero alle scolare della „Queen Victoria School, la domanda: „Indovinate un po', a che scopo combatteremo noi!““

DER AKKURATE ONKEL JULIUS

VON ERNST ROSKOTHEN

„Hoffentlich wirst du noch mal so akkurat wie Onkel Julius“, so hörte ich manchmal noch jetzt meine selbige Mutter zu mir sagen, wenn ich mal wieder etwas vergessen oder nicht weggelassen hatte. Und ich sehe mich wieder in meinen Flaggelassen zu Besuch bei dem Onkel der in der Tat ein Muster von „Akkuratesse“ war, wie man damals noch zu sagen pflegte. Dabei erinnere ich mich gern eines Vorfalles, der mir besonders heftig geblieben ist.

Der Onkel hatte eines Morgens, noch bevor er zum Dienst auf, „Amt“ ging, die Post erhalten. Ich saß mit ihm am Frühstückstisch, als er daran ging, die Briefe mit einem Federmesser feil säuberlich aufzuschneiden. Zugabegeben, es sieht hübscher aus, man öffnet mit einem Federmesser, als daß man es rutschschneidet mit dem Finger macht. So hatte ich es einmal in Gegenwart des Onkels mit einem eigenen Brief gemacht. Die Wirkung war furchtbar. Der Onkel erschrak bis ins Tiefste seiner Seele darüber, daß ein Mitglied seiner weiteren Familie solch ordinären Allüren haben konnte. Der Tante hatte er es im Laufe der Jahre schon gründlich ausgetrieben, auf die Idee zu kommen, etwa eine Haarnadel zu Hilfe zu nehmen. Nachdem Onkel Julius die Briefe nun alle hübsch aufgeschritten hatte, holte er einen silbernen Bleistift aus der Westentasche mit dem man in allen Regenbogenfarben schreiben konnte. Man mußte nur richtig daran zu drehen wissen. Zu gern hätte ich diesen Bleistift einmal näher angesehen und untersucht. Aber der Onkel ließ mich nicht einmal daran rühren, geschweige denn

daran drehen, da ich das gute Stück sicher beschädigen würde. Mit Kopierstift — einmal drehen — ging er nun daran, auf alle Schreiben den Eingangsvermerk zu setzen. Diese Notiz, „Einged. den 14. 5. 14“ verzah er ordnungsmäßig mit der abgekürzten Ortsangabe „Bin.“, sowie mit einem kunstvoll verschlungenen „R.“, wie es ihm niemand in der Welt hätte nachmachen können. Als ich ihn, andachtsvoll der Zeremonie zuschauend,

MEIN FREUND JOHANNES

Wir besuchten Johannes überraschend.

„Oh, nun kann ich euch gar nichts rechtes anbieten“, bedauerte Frau Johanna. „Ich habe nur noch zwei Stück Kuchen. Die wollen wir uns aber jedenfalls teilen. Ihr eins und wir eins.“ Martin und ich teilten uns also unser Stück während Frau Johanna das andere im Eifer des Gesprächs ganz und alleine aufaß. Geduldig schaute Johannes zu, bis der letzte Krümel verschwunden war. Dann meinte er freundlich:

„Wenn du mir jedenfalls sagen würdest, wie es geschmeckt hat —“

*

Johannes hatte sich photographieren lassen. Er zeigte uns die Aufnahme.

„Direkt bedeutend siehts; du darauf aus!“ stellte ich fest.

„Ja, der Mann hatte einen sehr scharfen Apparat“, sagte Johannes.

3. Biege,

harmlos fragte, was das „R.“ bedeute, meinte er, halb verwundert über soviel Unwissenheit, halb miträuschend, ob ich mich nicht vielleicht über ihn lustig machen wolle, das sei doch klar, es sei der Anfangsbuchstabe seines Namens. Jeder Vermerk müsse, so fügte er hinzu, zu seiner Wirkksamkeit ordnungsmäßig unterzeichnet werden, zumindest abgekürzt. Das leuchtete mir ein, obwohl mir nicht restlos klar war, warum z. B. auch die mit der Post angekommene Werbeschrift von „Spratts-Hundekuchen“ und die letzte Monatsrechnung des Gaswerks mit einem solch feierlichen Vermerk geschmückt werden mußten. Dann der Onkel hatte doch gar keinen Hund mehr, und die Gasrechnung kommt sowieso pünktlich bald nach Monatschluß.

Hätte es nun bei diesem Eingangsvermerk mit abgekürzter Unterschrift sein Bewenden gehabt, so würde ich den Onkel Julius als Musteronkel vermutlich noch heute in bester Erinnerung haben und vielleicht auch fast so akkurat geworden sein wie er. Daraus ist aber leider nichts geworden. Es war aussichtslos. Das kam so:

Onkel Julius, der an jenem Morgen nun sämtliche Briefe mit Eingangsvermerk vor sich lagerte, drehte jetzt wieder an seinem silbernen Bleistift, worauf sich die rote Farbe meldete. Und dann ging er noch ein zweites Mal alle Schreiben durch. „Siehst du“, sagte er zu mir, der ich jetzt wirklich neugierig geworden war, was wohl noch alles kommen möchte, „jetzt muß man die Post erst mal sachlich ordnen“, und er mummelte so etwas wie „klassifizieren“. Richtig verstanden habe ich das Wort nicht, obwohl es Latein war und ich damals schon im dritten Jahr Latein lernte. Und dann setzte Onkel Julius auf das erste Schreiben, das mit amtlichem Siegel versehen war und wohl von seiner vorgesetzten Behörde, dem Obergarnbuchamt, stammen mochte in flammandem Rot das Wort „Gehalt“, das er zweimal unterstreichend, in den zweiten Schreiben einer hübschen Ansichtspostkarte, sandte ihm meine Cousine Bertha — ich konnte ihre Schrift erkennen — herzliche Grüße aus Oberammergau, wo es herrlich sei und gute Verpflegung gebe. Auf diese Postkarte setzte Onkel Julius, ebenfalls im flammanden Rot, „Persönlich“. Die Gasrechnung bekam den Vermerk „Eilt sehr, noch heute!“, die Monatsrechnung des Tageblattes die Aufschrift „Sofort, durch Sonderboten!“. Ein weiterer Brief, der, schon dem Papier nach zu urteilen, offenbar von einer Dame stammte, wurde in meiner Gegenwart — der Onkel hielt mich damals offenbar noch für recht bünd — schonungslos mit „Vertraulich“ charakterisiert. Sämtliche Rot-Vermerke unterzeichnete der Onkel übrigens wieder mit dem ominösen „R.“. Warum er jedoch in diesen Fällen Orts- und Zeitangabe wegließ, konnte ich nicht recht einsehen, entzieht sich übrigens auch heute noch, wo mir inzwischen manches aus dem Leben des Musteronkels verständlicher geworden ist, meiner Kenntnis. Zu fragen wagte ich damals nicht.

Alle diese gezeichneten Schriftstücke wendeten dann in des Onkels Brusttasche, um sicherlich bald durch ihn selbst mustererglänzend erledigt zu werden.

Und was geschah mit „Spratts-Hundekuchen“, der allein noch, nur mit Eingangsvermerk versehen, vor dem Onkel auf dem Tische lag?

Der Onkel drehte noch einmal an seinem Bleistift, schloß auf den Umschlag in blauer, schöner Schrift „J. d. Pap. eod.“, unterzeichnete mit „R.“, erhob sich, näherte sich dem Papierkorb, zerriß „Spratts-Hundekuchen“, ungeachtet des darauf angebrachten Eingangsvermerks in Kopierstift und der weiteren Verfügung in Blau vom gleichen Tage, in viele Stücke und übermittelte diese der bereits genannten hübschen Sammelstätte allen bürokratischen Urats.

Da erkannte ich, daß der Vermerk hatte heißen sollen: „In den Papierkorb am selben Tage“. Und es wurde mir klar, daß der Wunsch meiner Mutter, so akkurat und ordentlich zu werden wie Onkel Julius, unerfüllbar war. Und dabei ist es Gott sei Dank, auch geblieben.

Telegramm an Stalin

(O. Gulbransson)



„Brauche dringend Hilfe — wann kommt fünfte Front?“

Telegramma a Stalin: „Ho bisogno urgente d'aiuto. Quando viene il quinto fronte?„



„Mr. Roosevelt, Ihre Tiefflieger morden Frauen und Kinder!“

„Na und? — Selig sind, die Verfolgung leiden!“

Il Presidente più cristiano di tutti: „Mr. Roosevelt, i vostri aiatori a bassa quota uccidono donne e bambini!“ — „Ebbene? ... Beati i perseguitati!“

RESIDENZBALLETT

VON H. DÖRR

Es war zu jener Zeit, als die Landesväter der einzelnen kleinen, deutschen Staaten teils munter und friedlich, teils in grimmiger Fehde nebeneinander regierten. Der Herrscher eines winzigen Fürstentums erwartete den Regenten eines nicht viel größeren Nachbarstaates in seiner Residenz zu Gast. Um dem hohen Besuch außer anderen Sehenswürdigkeiten auch eine herzerfrischende Augenweide zu bieten, beabsichtigte Serenissimus, der Residenzbühne ein Ballett einzuführen und anlässlich der Anwesenheit des Nachbarfürsten erstmalig auftreten zu lassen.

Der Intendant, Herr Gockelmann, wurde beauftragt, in kürzester Frist eine Ballettgruppe einzustellen, und schon nach wenigen Tagen konnte dieser seinem Regenten melden, daß die Mädchen, sowie ein bekannter Ballettmeister, zur Stelle seien und daß die Proben bereits in vollem Gange wären.

Serenissimus war äußerst zufrieden und traf bald darauf im Theaterhaus ein, um die Proben mit höchster Interesse zu beobachten. Bei dieser Gelegenheit konnte der Landesvater feststellen, daß die zwölf Mädchen zwar durchwegs bildhübsch und außerordentlich gut gewachsen, einige unter ihnen jedoch mit einer direkt zum Himmel schreienden Talentslosigkeit behaftet waren. Und da Herr Gockelmann trotz seiner grauen Haare in der ganzen Residenzstadt und noch darüber hinaus, ob seiner Vorliebe für junge, schöne Mädchen bekannt war, kam dem Landesvater ein peinlicher Verdacht, der sich noch verstärkte, je länger er den vergablichen Bemühungen des Ballettmeisters, Herrn Francols, zusah.

Die Miene des Herrschers verdüsterte sich zu sehens, bis er endlich „Halli!“ donnerte und die Probe abklopfen ließ. Dann stieg er höchst persönlich die Treppen zur Bühne hinauf und blitzte die lieblichen, nunmehr aber äußerst erschrockenen Mädchen der Reihe nach an.

„Zum Donnerwetter, ich befahle, daß sämtliche Liebhaber des Herrn Intendanten augenblicklich die Bühne verlassen mögen!“

Worauf es auf den Brettern, die die Welt bedeuten,

ten, zu rauschen anfang, da elf Mädchen in weißen, duftigen Ballettröckchen augenblicklich in den Kulissen verschwanden.

Die Zornesader an das Fürsten Stimm schwall hoch an, doch plötzlich wurde sein Blick milde, denn eines der Mädchen, und gerade das Blondeste und Schönste unter allen, war schüchtern und unentschlossen inmitten der Bühne stehen geblieben. Befähigt trat der Herrscher auf sie zu und strich ihr väterlich über die seidigen Locken.

„Freut mich, freut mich ungemein, wenigstens eine anständige Mamsell in meinem Ballett zu haben. Sie darf sich von Ihrem Fürsten eine kleine Gunst erbitten!“

Und als der Landesvater merkte, daß das Mädchen blutrot wurde und vergabens nach Worten rang, um ihre Bitte richtig vorzubringen, setzte er ausdroslos hinzu:

„Also los, zieren Sie sich nicht, was fehlt ihr zum Glückseligkeit?“

Da knickte die Kleine tief bis zur Erde hinunter und sagte, ihr Verlegenheit: tapfer niederredend: „Ein neues Kleid! Wenn Ihre Durchlaucht die Gnade hätte, mir ein schönes Kleid zu schenken, ich habe nämlich heute mein erstes Rendezvous — mit dem Herrn Intendanten.“

Ob diese Bitte genehmigt wurde, ist nicht bekannt. Sicher aber ist, daß anlässlich des hohen Besuches im Residenztheater leider doch keine Ballettaufführung stattgefunden hat.

ZIEGELSTEINE

Wie schlucht und einfach sehen sie aus. — Aber ich mag sie gerne beschauen, denn ich weiß, manchmal hat mit ihnen ein Haus oder auch sonst etwas schönes bauen.

Je nachdem, wie er sie fägt wird es dann nuchtern und kalt oder auch eckig und winklig vermagt, und wenn er es gut macht, niemals alt.

Und was wohl alles in so einem Bau geschehen mag und vor sich geht? Ich sehe eine junge Frau, die am Fenster nach ihrem Manne späht.

Na, und so weiter. Ziegelsteine schaue ich gerne an. Sie stimmen mich irgendwie nachdenklich heiter. Und wenn ich selber nicht bauen kann: soll ich mich dadurch quälen lassen?

Stellen sich gute Gedanken ein, und kann ich sie nicht in Worte fassen will ich doch glücklich sein.

JÜRGEN BIEGER

DIE FRAUENRÄUBER

VON ERIK STOCKMARR

Spät des Abends, wenn ich mit meiner Arbeit fertig bin, gehe ich gewöhnlich ein bißchen spazieren. Ich mag gerne so einen kleinen Abend- oder Nachspaziergang. Viele Menschen wegen nicht im Dunkel auszugehen, aber ich habe keine Angst. Was heißt überhaupt Angst? Kenne ich nicht. Habe sie nie gekannt.

Neulich, als ich meinen abendlichen Spaziergang vornahm, passierte mir etwas Sonderbares. Ich schlenderte einen einsamen Weg entlang, als ich plötzlich in der Finsternis zwei Männer sah, die eilig damit beschäftigt waren, irgend etwas wegzuschleppen. Zuerst erkannte ich in der Dunkelheit eines unbestimmten Weißes, dann entdeckte ich ein paar schlankte Beine, die sich oben in der Luft bewegten. Und dann, auf einmal, unterschied ich einen weiblichen Körper, der ganz — bitte heilen Sie die Hände vor die Augen — der ganz nackt war! In der Finsternis leuchtete er wie weißes Elfenbein.

Hier ist irgend etwas Geheimnisvolles los, dachte ich und versteckte mich schnell hinter einem Baum. Ich sah, wie die zwei Männer unbarmherzig die arme Frau in ein Auto hineinschleppen. Das sind Gangster, dachte ich, Frauenräuber! Sie wollen die Dame ermorden oder verkaufen, ich fahelte die Hände und bat Gott, daß sie mich nicht entdecken möchten, denn dann würden sie wohl auch mich töten. Meine Knie zitterten, denn die zwei Männer waren nur 5—6 Meter von mir entfernt. Plötzlich setzte sich der Wagen in Bewegung, und sie fuhren schnell mit ihrer schönen Beute fort. Als der Wagen in passender Entfernung war, sprang ich hervor und schrie ein donnerndes „Halli!“ Sie waren aber schon weg. So schnell wie ich überhaupt konnte, lief ich in der Richtung, in welcher der Wagen verschwunden war. Gott sei Dank kam eben ein Taxiwagen vorbei, ich sprang hinein wie eine junge Gezeile, und befahl dem Chauffeur die Räuber zu verfolgen.

Als ich im Auto saß, lächelte ich stolz und sah im Geiste, wie ich die beiden Räuber verhaftete und die nackte Frau von einem furchtbaren Tod befreite. Sie küßte mich vor Freude und betrachtete mich mit größter Bewunderung. „Mutiger junger Mann!“, flüsterte sie. Am nächsten Tag konnte man

über meine fantastische Tat in allen Zeitungen lesen:

„Tollkühner junger Mann! Heldentat im Mitternacht! Wie ein mutiger Mann eine nackte Frau befreite und zwei Massenmörder fing!“ Als wir ein Stückchen gefahren waren, erblickte ich einen Polizisten an einer Ecke. Ich steckte den Kopf heraus:

„Hallo! Sie! Fahren Sie mit. Es ist ein Massenmord passiert!“

Ich sprang ins Auto hinein und wir fuhren in rasender Fahrt weiter. Ich klopfte dem Polizisten aufmunternd auf die Schultern.

„Haben Sie nur keine Angst, mein guter Mann!“, sagte ich, „ich werde die Sache erledigen. Sie stehen nun unter meinem persönlichen Schutz.“ Ich blickte nach vorne und sah plötzlich im Dunkel den Verbrecherwagen, der an einer Ecke hielt, nur ein paar Meter von uns entfernt. Ich bat den Polizisten auszusteigen:

„Frauen und Polizisten zuerst!“, sagte ich. Vorsichtig schlichen wir uns zu den Männern hin. Ich versteckte mich hinter dem breiten Rücken des Polizisten.

„Sieh mal dort!“, flüsterte ich, „nun tragen sie die Leiche aus dem Auto heraus. Das ist die nackte Dame.“

Ich schloß die Augen fest zu und fletzte den Himmel um Gnade für mein junges Leben an. Als wir endlich bei dem Auto angelangt waren und die beiden Frauenräuber uns gegenüberstanden, wandte der Polizist sich plötzlich zu mir hin und griff mich am Kragen:

„So, Sie machen also Spaß mit der Behörden!“ sagte er böse.

Er zeigte auf die nackte Dame, die auf der Straße stand und mir freundlich lächelte.

„Sieh mal da!“, setzte er fort, „es ist ja nur eine Wegschiffgurl! Und die Räuber sind zwei nette, junge Männer, die bis morgen früh eine Fensterausstellung fertig haben sollen. Folgen Sie bitte mir, mein Lieber, dann fahren wir zur Polizeistation.“

Und dann schmiß er mich ins Auto hinein, und wir fuhren weg.

100 Kronen mußte ich als Strafe bezahlen. (Aus dem Dänischen)

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. NICKL)



In Wien steht das Anzengruberdenkmal. Zu seinen Füßen die bekannteste Figur aus seinem dramatischen Schaffen: der Steinklopferhans aus den Kreuzschreibern.

Fremde bewunderten das Denkmal.

Sie fragten einen Wiener, der daherkam:

„Sagen Sie, Herr Nachbar, das da oben ist doch der Anzengruber — wissen Sie vielleicht, wer die andere Figur da unten ist?“

Der Wiener, der sich das Denkmal noch nie angesehen hatte, denn er ging ja täglich daran vorbei, wollte sich vor den Ausländern keine Blöße geben und sagte:

„Ganz einfach — oben wird es der Herr von Anzengruber sein, wie er berüht und reich war — und da unten, da ist er, wie er unten und klein einmal angefangen hat, als Steinklopfer —“

J. H. R.



„Wehe, wenn ich den Kerl erwische, der gesagt hat, daß wir in Frankreich mit Blumen und Girlanden empfangen werden!“

Fiori duri: „Gual se acchiappo quel mascalzone che ebbe a dire che in Francia verremo accolti con fiori e ghirlande!..“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Der gefesselte Friede

(Erich Schilling)





„Was machen Sie denn da, Herr Schultze?“ — „Ich trainiere ein bißchen auf Kind im Manne!“

“Che fate mal là, signor Schultze!“, — “Ci trovo-gusto a far un pochino da infante!“,

FLIEGENFÄNGER

VON WALTER FOITZICK

Ich bin jetzt Besitzer eines Fliegenfängers. Es ist der erste Fliegenfänger meines Lebens. Ich kann mir kaum vorstellen, wie ich bisher ohne so ein Ding auskommen konnte. Die Beschäftigung mit ihm erfüllt mich ganz.

Ich habe den Fliegenfänger sozusagen in einem Fachgeschäft gekauft, nämlich einem kleinen Kramerleiderl, an dem eine Glocke Bimbin macht, wen man eintritt. Dort bekommt man Fliegenfänger, während sie in den großen eleganten Läden nicht zu haben sind. Das Kunstgewerbe hat sich der Ausgestaltung dieses Hausartikels noch nicht angenommen.

Habe ich eben gesagt, im Kramerleiderl bekommt man Fliegenfänger? Das ist nicht ganz richtig; Beziehungen muß man natürlich haben, denn auch diese Fliegenfänger sind Mangelware. Man braucht sie vermutlich zu militärischen Zwecken, vielleicht auch nur den Leim. Mein Fliegenfänger ist nicht etwa so ein x-beliebiger Wald- und Wiesenfliegenfänger, o nein, er ist Markenware, ein tausendfach erprobtes Fabrikat, nur echt mit Marke soundso.

Es war ein feierlicher Moment, als ich den ersten Fliegenfänger meines Lebens aufhängte, gerade über meinen Platz unter der Lampe. Ich wollte lesen, ich kam nicht dazu. Auf jede Fliege paßte

Ich auf, ob sie sich wohl fangen ließe. Das dauerte lange, aber endlich ging mir so ein alter Fliegenbock auf den Leim. Ich wollte ihm, großmütig, als erstem Beutestück die Freiheit schenken. Das ging nicht, denn ich verlor mich dabei selbst in den Fänger. Überhaupt muß man so ein Ding immer im Auge behalten, nie davon sprechen, immer daran denken. Mal hatte ich ihn im Haar, mal am Armel, mal klebte die Zerkelung dran. Einmal war er ganz verschwunden, für längere Zeit sogar, ich hatte ihn hinten am Rücken hängen. Ich nahm mich wie eine Figur, die Fr. Billek erfunden haben könnte, eine groteske Witzblattfigur. Es war aber alles klebriger Ernst.

Allmählich nahmen die Flieger meinen Fänger an, sie kamen. Kapitale Altfliegen und Jungfliegen. Auch eine Fleischfliege ging gelegentlich auf den Leim; mein Gott, diese Tiere haben heute auch ihre Sorgen.

Mit der Zeit wurde der Fliegenfänger unwirksamer. Vielleicht ist er im Geschmack nicht mehr so pikant, und gelegentlich kamen sogar ein-paar Fliegen, vertraten sich die Füße etwas im Weichen und flogen wieder fort. Zu Dekorationszwecken ist so ein stark benutzter Fliegenfänger auch nicht sehr geeignet. Ich beschloß, ihn zu entfernen. Nach kurzem Kampf, bei dem ich ihn wie eine Boa Constrictor um den Hals hatte, gelang die Abnahme. Ich zählte die Beute: Zweihundertsechszwanzig Stück kleben, eine schöne Strecke, wie sie sich selbst auf einer Kaiserjagd hätte sehen lassen können.

METAMORPHOSE

Unterliege' auch ich dem Schrunde! Streckenwelle jedenfalls.

Aus des Kragens weiter Runde rechtlich göttlich-khlanke der Hals.

Ein nunmehr vom Fett Befreiter, steigt der Adamsapfel stumm wie der Laubfrosch an der Leiter auf und ab ad libitum.

Soll ich dieses Bild beklagen, wenn ich mich zum Spiegel kehre? Keineswegs. Ich möchte sagen: Weniger ist manchmal mehr.

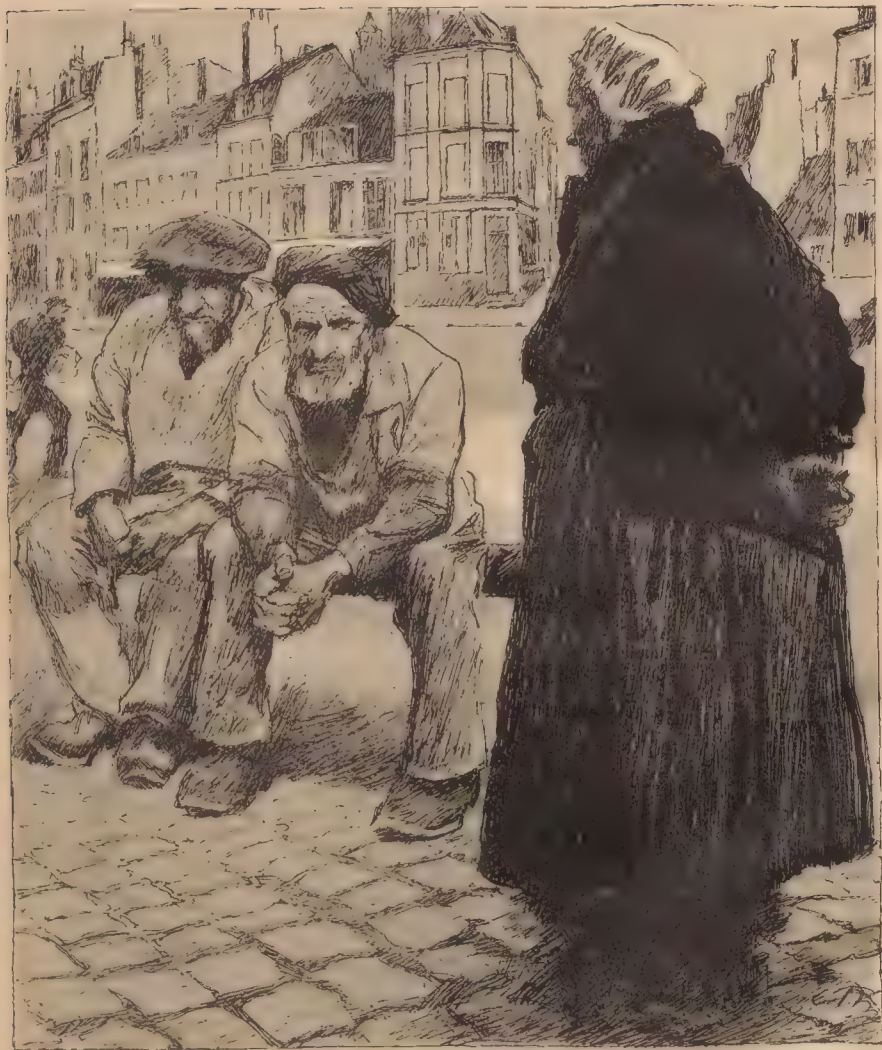
Gern will ich den Speck verteilen, bleib' ich sonst aus einem Guß. Höchste etwa beim Rasieren gib'te mitunter noch Verdruß.

Ratatöhr



„Für die Invasionsfront untauglich. Er nimmt zuviel Platz ein!“

Ristrettezza di spazio: "Inabile pel fronte d' Invasione; egli occupa troppo spazio!.,



„Ich habe gehört, Pierre, die Engländer wären früher immer Frankreichs Feinde gewesen!“
„Vraiment! Aber jetzt bombardieren sie unsere Städte aus Freundschaft!“

Col mutar dei tempi: „Pierre, ho sentito che prima gl' Inglesi erano sempre nemici della Francia!.,
„Vraiment; ma adesso bombardano le nostre città per pura amicizia!.,

DIE ROTE KRAWATTE

VON SIGURD TOGBY

„Sie sehen sich meine Krawatte an, mein Herr, — aber ich weiß, daß sie rot ist. Das ist kein Irrtum!“ Der Mann, der an meinem Tisch saß, hat plötzlich diese Worte gesprochen.

Ich sah ihn etwas erstarrt an — ich habe nicht sofort verstanden, was er sagte, teils weil er Französisch sprach, teils weil er ein blöchen lallte. Aber er wiederholte den Satz.

Ich saß in einem Pariser Restaurant, in einem von diesen teuren Abendlokalen, wo es nichts Billigeres als Champagner, die Flasche neunzig Francs gibt, ich war allein ausgegangen — meine Frau Laura war früh zu Bett gegangen —, das Restaurant war so überfüllt, daß ich gezwungen war, am selben Tisch mit einem fremden Herrn zu sitzen. Der Herr mit dem Bärtchen hieß Jean René — er hatte sich ein blöchen später vorgestellt — und er war es, der eine rote Krawatte trug.

„Entschuldigen Sie“, sagte ich in meinem besten Französisch, „es ist mir wirklich nicht aufgefallen, daß Ihre Krawatte rot ist.“

Der Herr war nämlich im Smoking, und rote Krawatte zu Smoking zu tragen, ist — um es militärisch auszudrücken — exzentrisch. Aber meine Erfahrungen mit Franzosen haben mich zu der Überzeugung gebracht, daß sie einfach unberechenbar sind, und ich wundere mich deshalb nie darüber, wie sie sich benehmen oder welche Kleider sie tragen.

„Sie hätten wirklich darüber nachdenken sollen“, warf mir Jean René vor. „Aber natürlich bin ich froh, daß Sie nichts gesagt haben. Diskretion ist eine Seltenheit, die man schätzen muß, wenn man sie trifft.“

„Bitte, bitte“, sagte ich. Es folgte eine Pause in den Nummern, die über den Tanzboden des Varietés glitten; ich war der Auffassung, daß die Girls hinausgegangen wären, um sich volleres Unterzeug anzuziehen, um sich ein bißchen zu wärmen. Die Kleider, die die Pariser Girls tragen, wärmen nämlich nicht viel. Es war die Absicht der Direktion, daß die verehrten Gäste sich in der Pause langweilen sollten, damit sie beim Kellner mehr Champagner bestellen. Aber es fiel mir ein, daß es billiger sei, ein kleines Gespräch mit meinem Tischpartner zu führen. In seinen Augen war ein Ausdruck, der mir nicht gerade gefiel, aber mir trotzdem ziemlich harmlos erschien.

„Teures Lokal“, sagte ich mit einem Blick auf die Weinkarte.

„Ja“, sagte Jean René, „teuer, ist es. Aber was kümmert es mich? Ich habe doch etwas Festliches zu feiern.“

Das sagte er so melancholisch, daß ich unwillkürlich fragen mußte:

„Ach so — eine private Angelegenheit?“

„Eine eheliche Angelegenheit.“

„Sie haben sich doch nicht etwa verheiratet?“

„Nein, im Gegenteil, ich bin geschieden worden.“

Irgendwo habe ich gelesen, daß Scheidungen in Frankreich verhältnismäßig selten sind. Ich drückte darum mein Erstaunen aus.

Jean René winkte zur Abwehr mit der Hand und hatte dabei das Unglück, die Salzbüchse umzuwerfen. Er kümmerte sich nicht darum, sondern fragte mich: „Sind Sie verheiratet?“

Das mußte ich zugeben. Ich hatte das Gefühl, daß es nicht richtig in seinem Kram paßte, aber trotzdem hat er es nicht direkt übelgenommen. Er nickte gnädig, als ob er sagen wollte: Das ist schließlich Ihre Sache.

„Mischt sich Ihre Frau jemals in die Fragen Ihrer Bekleidung?“

Nachdem ich ein blöchen nachgedacht hatte, antwortete ich:

„Ja, sehen Sie — es kann vielleicht dann und wann vorkommen, daß sie Ihre Meinung über meine Kleider sagt. So war sie es zum Beispiel, die mir dazu geraten hat, einen zweireihigen Anzug zu kaufen statt eines einreihigen, und ich erinnere mich auch, daß sie ein Paar Socken für mich ausgesucht hat.“

Jean René erhob einen wermenden Finger. „So was sollten Sie Ihrer Frau nie erlauben! Ich gebe Ihnen den guten Rat, solche Einmischungen energisch und entschlossen zurückzuweisen, — andererseits, wenn es nötig wird, ich kann Ihnen erstärken, wie es mir gegengen ist, — wenn Sie Lust haben, zuzuhören.“

„Ich bin ganz Ohr“, sagte ich.

„Vor drei Jahren heiratete ich Marie-Louise“,

sagte der Franzose und guckte in sein Glas herab.

„Sie war zehn Jahre jünger als ich, das muß ich zugeben, — vielleicht war es ein Irrtum, daß ich sie genommen habe, aber ich liebe sie. Auch sie hat mich geliebt, und außerdem hatte sie einen weiblichen Blick für meine Stellung als

Notar, die immerhin eine gute, wenn nicht gerade luxuriöse Zukunft sicherte. Ich wußte, daß Marie-Louise eine gesellschaftliche Natur war und ich habe es deshalb so eingerichtet, daß dann und wann einige Menschen in unserem Hause als Gäste eingeladen wurden, einmal zum Bridge, ein

andermal zum Mittagessen; jüngere Herren habe ich auch eingeladen, — natürlich ihren Vetter

Felix — und meinen Jungen Kollegen Lenoir. Im ersten Jahr ging alles gut — ich war froh und

Marie-Louise meistens guter Laune. Aber dann fing ich an, Verdacht zu bekommen.“

„Sie wurden eifersüchtig?“ sagte ich. Es war mir

wichtig, ihm zu zeigen, daß ich seine Erzählung verstand.

„Ja, Es fiel mir auf, daß Marie-Louise immer zur Grammophonmusik tanzen wollte, wenn Lenoir bei uns zu Besuch war — und es schien mir, als ob er sie gar zu eng in seinen Armen hielt. Ich begann das Benehmen Marie-Louises mir gegenüber zu studieren, — aber eigentlich war es einwandfrei. Sie war von einer natürlichen Zärtlichkeit und Besorgtheit — immer half sie mir, meine Gelassenen anzuziehen, wenn es regnete, und ein gestricktes Halstuch umzutun, wenn es kalt war. Im Sommer, wenn ich keinen Überzieher trug, wählte sie selbst meine Kleider aus. Sie sagte, daß es wichtig sei, nicht den einen Anzug mehr als den anderen abzunützen; deshalb gab sie mir mal den leichten Flanellanzug, mal den dunklen Sorges; auch die Krawatte, die ich mir umbinden sollte, wählte sie dazu aus.“

„Und dann hat sie zuweilen Ihnen eine rote Krawatte herausgesucht?“ fragte ich, um endliche Verbindung zwischen der Geschichte und der roten Krawatte herauszufinden.

„Das ist mehrmals geschehen“, nickte Jean René.

„Aber öfter geschah es, daß sie die blaue oder die schwarze Krawatte hervorholte. Sie hielt darauf, daß ich als ernster und gesetzter Beamter

Der Anfang - L' inizio

(Maccon)



„Ich bin zwar nicht mehr ganz jung, gutes Kind, aber noch in voller Kraft!“

„Na schön, dann könnten Sie mir morgen mal erst meinen Koffer zur Bahn tragen!“

„E vero che non sono più tanto giovane, caro bambino; ma pure sono ancora in pieno possesso delle mie forze! — “Ma bene! Allora potrete domani portare il mio bauletto alla stazione!“



„Sagen Sie mal, Herr Maler, weshalb sprechen Sie nur immer von sich?“
„Ach, wissen Sie, die anderen Menschen interessieren mich weniger!“

Confessione: „Ditemi, signor Maler, perchè parlate sempre soltanto di Voi?,
„Ah, sapete, gli altri uomini m'interessano meno!“



„Ihm fehlt bloß der Schnaps. So 'ne Grippe erledigte er glatt mit 'ner Flasche, Herr Doktor!“

“A lui manca soltanto l'acquavite, signor Dottore. Con una bottiglia egli si libera prontamente da una tale influenza.“

DIE WEITE REISE

VON KURT GROOS

Stefan war verwundert, daß zwei weißgekleidete Männer ihn so mühsam zwischen sich rügten. Als sie ihn auf eine Bahre hoben und in den Wagen des langen Lazarettzuges schoben, wollte er sich bedanken bei den beiden. Aber sie waren schon fort.

Der Lazarettzug hatte lichte, weitfenstrige Waggon. Es schienen französische D-Zugwaggon. Stefan erinnerte sich für einige Augenblicke einer Fahrt nach Paris. Seine Eltern waren endlich damit einverstanden gewesen, daß er Bildhauer wurde. Ein Freund Rodins hatte ihn als Schüler angenommen, und als Stefan in Paris ankam, war gerade der gestorben, der ihm den Weg zeigen sollte. Alles an diesem Tag schien unendlich trüb. Aber abends traf er ein Mädchen namens Ginette,

das schien ihm lichter als ganz Paris. Viel später hatte er eine andere Frau am Meer getroffen, die war leuchtender als die ganze Welt. Doch diese Gedanken wischen sich nur eben durch sein Gedächtnis; und nun schaute er sich um. Die Betten in den Waggonen waren doppelstöckig eingeschoben. Stefan lag in einem oberen Bett hoch und dicht neben dem oberen Drittel des Fensters. Dieses hohe Liegen vor Lichtem Glas gab ein angenehmes schwebendes Gefühl. Stefan, der schon als kleiner Junge leidenschaftlich gern die Nase gegen Zugfenster preßte, freute sich über solche unablässig gute Sicht. Er brauchte nur den Kopf zur Fensterscheibe zu drehen, und alles glitt wie ein unendlich rollendes Panorama vorbei. Stefan nahm an, daß eine Schwester kommen

würde, wenn er auch kein Verlangen verspürte, jemanden nach Länge und Ziel der Reise zu fragen. Er fand es spannend, einem Ungewissen entgegengetragen zu werden, das aber wieder nicht so ungewiß war, um zu beunruhigen. Es würde irgendein Lazarett in der Heimat sein. Vielleicht war es auch so wenig gefährlich mit ihm (zudem er keine Schmerzen mehr spürte), daß man ihn gleich zur Erholung nach Hause schickte. Aber es konnte so oder so sein; jetzt gab er sich nur dem Augenblicklichen hin, in dem ein wundervoller Inhalt von Geborgenheit lag.

Er erhob sich ein wenig, um das Stationschild zu erspähen. Der Zug fuhr schon. Er glitt behutsam, es war nichts Rüttelndes zu fühlen, auch das Geräusch aus Achsen, Rädern und Schienen klang nur fern, unausdrücklich.

Alles Vorbeigleitende variierte sich in wunderbarer Weise im Gefühl, und dadurch entstand ein neu verdeutlichendes Erleben.

Manchmal schlief Stefan, vielleicht Stunden hindurch, und wenn er erwachte, hatte er nichts verträumt. Wechen und Träumen waren fast gleich. Er verspürte weder Durst noch Hunger. Einmal liefen zwei Schweistern mit Kaffee und Himbeersaft durch den Zug; sie sahen ihn wohl nicht.

Die Fahrt ging lange Zeit durch die Ostlandschaft, die jetzt aber vieles von dem Bedrückenden oder Erregenden verloren hatte. Der Zug fuhr durch die schwelenden Trümmer eines verlassenem Dorfes, das siebenmal gesehene war. Über dem Dorf stand eine rosentot umsäumte Wolke, und aus dem Feiertlichen der Wolke stob ein Heer von Vögeln, und als Stefan wieder den Blick senken wollte auf die Verwüstung, da stand vor der schwelenden und brennenden Wand ein blühender Strauch, um den hellblaue Falter gaukelten.

Immer mehr verblühte das Ausgesangte, und schließlich schaute Stefan auf im Horizont verschwimmende Flächen von Äckern, kargen Wäldern und Odland. Er fühlte auch das vom Zug aus unsichtbare Meer. Manches an dieser Landschaft erinnerte ihn an die Gegend um Husum. Er nahm das Graue, Stille und Ewige ganz in sich auf. Zugleich fiel ihm aber ein, daß der Zug aus Rußland kaum den Umweg über Husum nehmen konnte. Überhaupt sprachen ihn auf dieser Fahrt früher besuchte Gegenden an, die zwar nicht gleich greifbar Wiedererkennbares aufwiesen, denen er aber nebsthand wie anders gekleideten Bekannten von einst so war er einmal sicher, durch Verden an der Aller zu kommen. Er erblickte ein junges Mädchen an einem durch weite Koppeln gleitenden Fluß. Das Mädchen trug einen Bienenkorb; es blüete an den Wäden. Stefan lächelte, denn er erinnerte sich, genauer als je zuvor. Sie waren damals durch die Brombeeren gegangen; aber nicht um Beeren zu pflücken. Sie waren durch dichtes Gesträuch gekommen, und das Mädchen blüete an den Beinen von den Dornen. Aber erst später, auf dem Nachhauseweg, sah sie es „Was soll ich nun zu Hause sagen?“ fragte das Mädchen. „Du bist von einem Bienschwarm angefallen worden auf dem Feld, und du hast dir die Beine blutig gekratzt!“, „Ja“, lachte das Mädchen, „es ist auch gleich, ob sie es glauben oder nicht.“ Nun war diese Rotblonde wieder da, und Stefan hatte den Eindruck, als ob sie winken wollte, aber es ging nicht, sie hielt mit beiden Händen den Bienenkorb. Wenig später fuhr der Zug wieder durch eine Stefan vertraute Landschaft. Woher kannte er sie? Er überlegte, doch kam er zu keinem genauen Ergebnis. Es war eine ruhige, nur insgeheim beliebte Landschaft. Ihr wenig Beredtes rührte ihn fast, es war ihm sehr lieb. Er konnte alles weit überblicken und in sich aufnehmen durch das breite lichte Fenster. Das Land war ohne jede Erhebung, aber von einem größeren Stolz erfüllt als die riesenden Berge im Gebirge. Wälder, Moore und dazwischen manchmal flachebittige Flüsse dehnten sich bis zum Vanieren. Oft waren die Koppeln auf weite Strecken überschwemmt und in den riesenhafnen Lachen spiegelte sich die Sonne in einem anderen Gelb als in den Lüften. Zwischendurch ragten einzelne Blume und wirres Gestrüpp aus dem Bergeschwemmen. Es erinnerte Stefan an die Holzschnitte alter japanischer Meister. Schließlich verfließen sich die flachen Wasser; zwischen den schwarzgrauen Mooren dehnten sich weite grüne Flächen. Genau fast in der Mitte einer Koppel erblickte Stefan einen Baum, der vollkommen loslos, lahm und erstarrt schiene aus dem Blatt. Der tote Baum in dem Grün ringsum zog den Blick



Oggi ci sono i dolci fatti in casa dai fattucchieri

fest an sich. Es erschien Stefan, daß der Baum in der dahnenden, lebenden Weite trotz seines Erstorbenen festlich wirkte. Auf einem regenden Ast neben der bleichen Krone, saß ein Raubvogel vollkommen regungslos, aber er wirkte ungeheuerlich lebendig und gespannt. Die Brust des Vogels war hellgrau, aber es war ein reineres Grau als das der verwitterten Äste. Der Zug hielt an. Stefan richtete sich auf, und es war ihm schmerzlich, daß nichts geschah. Er erhob eine Hand. Der Raubvogel bewegte sich nicht aus seinem ruhigen Stolz, nur seine Augen drehten sich ein wenig, sie richteten sich auf Stefan. Aus diesen Augen kam plötzlich durch ein Nichts an Bewegung ein Strahl, der wie ein Wort einschlug. Das Wort hieß „Ja!“ Wieder schlief Stefan ein. Es schien ihm ein traumloser Schlaf. Er war eingehüllt in ein langes rotes

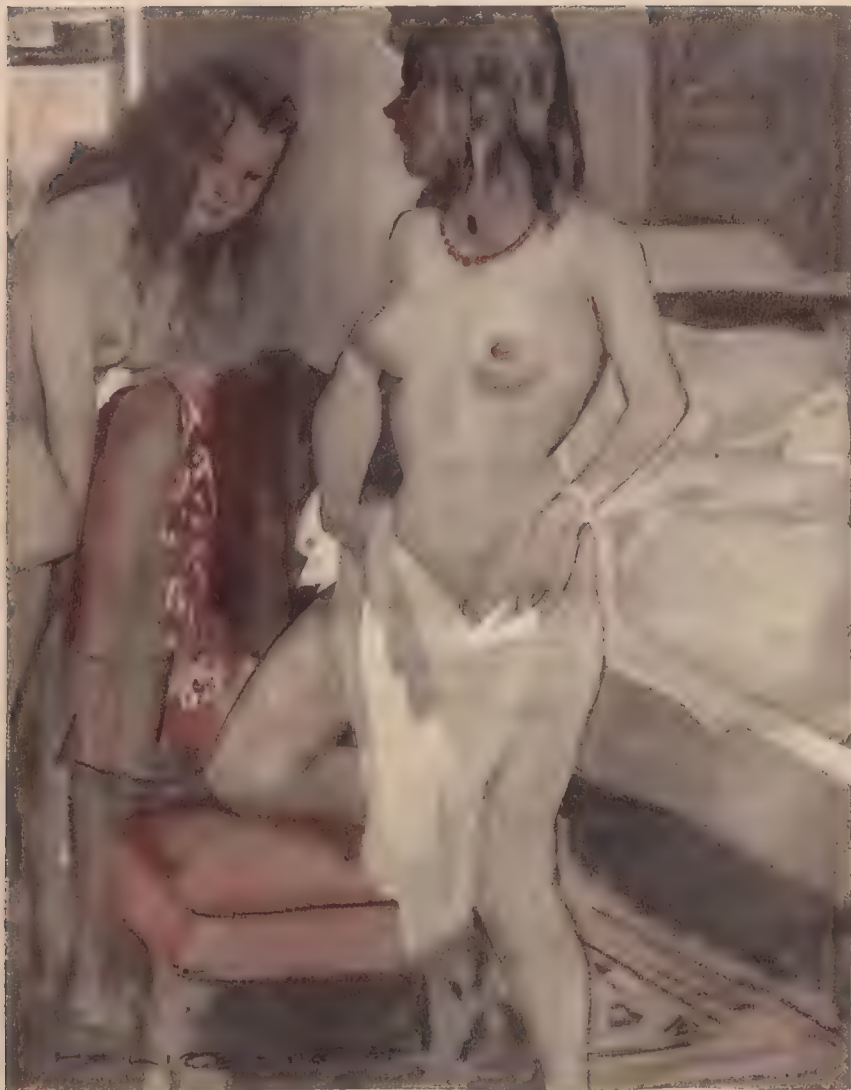
Wehen; vielleicht aber war auch das ein Traum, einer ohne Bilder.

Der Zug ruckte heftig an. Stefan spürte einen tiefen saugenden Schmerz in der Gegend des Herzens. Dieser Schmerz verging bald. Er schaute durch das Fenster; die Landschaft wurde immer vertrauter. Der Zug fuhr durch den Westen des Reiches. Am Horizont standen Zechentürme. Es kamen viele Ruinen. Zwischen den Ruinen standen unversehrte Häuser, in deren Gärten Kinder spielten und Blumen wuchsen. Die Menschen sahen ernst, aber nicht sonderlich niedergeschlagen aus. Sie winkten dem Zug zu, sogar so, als ob sie unendlich viele Mühe dazu hätten. Als der Zug kleiner wurde, da gingen sie wieder emsig an die Arbeit. Sie räumten Schutt fort, sie gruben in ihren Gärten oder säten; viele säten. Es war eine weite Reise.

Die Zechentürme am Horizont verglitten. Stefan erkannte, daß der Zug durch das Rheinland fuhr. Die Ruinen am Schienenstrang wurden nicht weniger; die Menschen blieben sich gleich. Auch hier winkten sie, räumten Schutt fort und säten. Es war bedrückend und beruhigend. Es war das Leben, mittendrin standen Ruinen. Das Leben war nicht zu sehr verändert. Stefan sah einen Bauern mit einem Karren; der Bauer riß sein Pferd an und grüßte ihn. Er nahm den Peitschenhülsen gegen die Mütze und lachte. Bald bin ich da, dachte Stefan. Bald muß ich am Dom vorbeikommen, vielleicht ist auch der zerstört; es wäre schade. Der Dom stand noch. Er war vollkommen ausgebrannt, man konnte durch ihn hindurchsehen. Der ragende Turm des Domes war wie ein Gerippe. Der Zug fuhr ganz langsam. Da sah Stefan etwas Unerwartetes, in einem aus-

Gute Freündinnen

(Kurt Heiligenstadt)



„Ich weiß ja nicht, was er von mir erzählt hat, aber ich finde es gemein, daß du ihm alles glaubst!“

Buone amiche: "Non so cosa t'abbia raccontato di me; ma sei una vile a prestar fede a tutto ciò ch'egli dice!,"

gebrannten Gerüst des Turmes standen seine Braut und seine Mutter. Sie erschienen nicht über- rascht oder erstaunt; sie machten einen freund- lichen Eindruck und winkten ihm zu. Sie hatten sich festlich gekleidet und schön geschmückt. Die Braut trug im Gürtel einen kleinen Strauß Rosen und die Mutter hatte ein paar Zweige Goldlack in ihrer lieben welken Hand. Der Zug stand still. „Bleib liegen!“ hörte Stefan die Stimme seiner Mutter. Sie schaute ihn lange an. Auch seine Braut schaute ihn an; mitten im Gerüst des zer- stauten Domes war sie leuchtender als die ganze Welt. Stefan richtete sich auf. Er rief zu den Frauen hin: „Es ist alles gut! Versteht ihr mich?“ „Ja“, sagte die Braut, „wir verstehen dich!“ Die Mutter rief: „Ja ja!“

Der Zug fuhr sachte an. Stefan schloß die Augen. Er war sehr ruhig und zufrieden. Als er die Augen geschlossen hatte, glaubte er erneut zu träumen. Im Anfang, nur im Anfang, kam wieder das rote Wehen — dann war es kein Traum mehr. Als Letz- tes fühlte Stefan, daß er nun etwas endgültig überwinden mußte — eine kurze reife Furcht über- kam ihn; dann wurde es unendlich leicht. — — Der Fahrer warf ein paar Scheite in die Asche. „Es ist keine Glut mehr dir“, sagte der Oberst. Der Fahrer durchstocherte die Asche. „Nein. Es ist erloschen. Es wird bald dümmern. Wollen wir ihn jetzt auf den Wagen heben?“

„Ja“, sagte der Oberst, „wir müssen zurückfahren!“ Aber sie fuhren noch nicht. Beide starteten sie in die kalte Asche des erloschenen Feuers. Sie hat- ten es für den Dritten angezündet in der Nacht, in der Steppen.

Der Oberst schaute über das Unendliche gegen Osten. Es war dort ein unsägliches Wühlen zwi- schen Nacht und Morgen. Am Saum der Steppe erhob sich das rotgelbe Schweißende das mit dem Nebelgrauen kämpfte; die Sonne wollte durch. Der Fahrer blickte auf den Boden. „Ob er ohne Schmerzen gestorben ist? Man stellt es sich wohl schwerer vor als es ist.“

Der Oberst starrte noch immer in die weißgraue Asche, denn rief er sich aus seinem Grübeln; sie hoben den Leichnam auf den Wagen.

„Ich glaube daran“, sagte der Oberst, „daß es ihm leicht geworden ist. Aber wir, wir Lebenden — was wissen wir schon vom Tod?“

Bestätigung - Conferma

(J. Hagenbarth)



„Sag' mal, Tanten, hast du eigentlich deinen Mann geliebt?“

„Gewiß, Kind! Ich habe bei Männern nie eine Ausnahme gemacht!“

„Dimmi un po', zietta, hai realmente amato tuo marito!“

„Certo, bambina; con gli uomini non ho mai fatto un'eccezione!“

FURCHTBARES ERLEBNIS

VON HEINZ SCHARFF

Zwei Jugendfreunde trafen sich nach mehreren Jahren der Trennung.

„Hallo, alter Junge“, rief der eine, dem man in der Wiege den Namen Kaspar aufgeladen hatte, „das ist furchtbar nett, daß du wieder einmal auftaust. Bist du verheiratet oder noch immer Frauenfeind?“

„Keines von beiden“, lachte der andere, der Serie Karlheinz zugehörend, und damit waren sie schon mittendrin in einem Gespräch über die Ehe, bei dem sie eifrig aneinander vorbeira- teten.

„Ich bleibe dabei“, meinte Karlheinz, „man frist sich gegenseitig auf in dieser Institution, ob aus Liebe oder Haß. Ist gleichgültig, die eigene Persönlichkeit muß dran glauben.“

„Quatsch!“ schüttelte Kaspar den Kopf, „Leute deines Schlages sollten gesetzlich zur Ehe ge- zwungen werden, damit ihnen der Hagestolz ver- geht. Mir wurde keinesfalls ein Faden meiner Persönlichkeit abgebissen, das kannst du mir glauben.“

„Glaube ich aufs Wort“, nickte Karlheinz, „aber jeder hat nicht das Glück, so eine prächtige Frau zu finden, wie du sie in deiner Pauline fan- dest. Dieses zarte, sanfte Geschöpf ist wohl weit- los in dir aufgegangen, das war vorzustehen. Wie ein kleines Mädchen blickte sie zu dir em- por. Du überregtest sie so furchtbar, gestand sie mir einmal, wie in ihrer jungen Ehe überhaupt alles furchtbar auf sie einwirkte. Du warst stets furchtbar schlecht rasiert, Stubs, der Hund, war ein furchtbarer Klüffler, am Morgen standest ihr furchtbar spät auf, zu Mittag war es so schbat- heiß, hingegen am Abend wieder furchtbar kalt, jemand in der Nachbarschaft befiel sich eines

furchtbaren Klavierspiels, es war furchtbar lustig, wenn es nicht gerade furchtbar traurig war, mit einem Wort, es war alles furchtbar bei deiner reizenden Gattin, ohne im geringsten Irgendwie furchtlich zu sein.“

„An das alles erinnerst du dich noch?“ mußte nun auch Kaspar herzlich lachen, „da sieht man's wieder, was so ein Junggeselle alles im Ohr behält. Aber diese Überschwenglichkeit in ihren Gefühlsäußerungen hat meine Frau längst ab-

gelegt, ohne daß ich besonders erzieherisch auf sie einwirken mußte. Ach, ich sage dir, in der Ehe gibt sich ja alles so furchtbar einfach, wenn man nur halbwegs zusammenpaßt. Ich habe Gott sei Dank an Pauline einen furchtbar netten Kame- raden gefunden, der Himmel hat uns zwei furcht- bar niedliche Kinder geschenkt. Ich kann dir gar nicht sagen, wie furchtbar glücklich ich bin und ich würde mich furchtbar freuen, wenn du mir folgest und endlich auch heiraten würdest.“ „Furchtbar gern“, schüttelte Karlheinz dem Jugend- freund zum Abschied die Hand, „aber ich habe Angst, daß sich bei mir nicht alles so furchtbar einfach anlassen könnte“. Und damit stakte er davon, wie einer, der es plötzlich furchtbar eilig hat.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Ja, man muß heute schon ein ganz besonderer lieber Gast sein, wenn einen die Hausfrau auf- fordert, über das Abendessen zu lieben. Frau Hermine Anders war es uns nicht. Wir hatten Hilde, unser Mädchen, daher instruiert und ich war eigens noch einmal in die Küche gegangen, es

ihr einzuschärfen, die warmen Würstchen zum Abendsen erst dann einzulegen, wenn Frau An- ders endlich Anstalten treffe, das Haus zu ver- lassen.

Frau Hermine Anders traf keine Anstalten. Es wurde sieben Uhr, acht Uhr — sie ging einmal hinaus, einem dringenden Bedürfnis nachzukom- men — dann saß sie wieder wie angewachsen auf ihrem Stuhl.

Ich traute meinen Augen nicht, als Hilde plötzlich mit der Schüssel heißer Würstchen erschien. Aber wie ich noch unseren Schreck verbergen und mit süßsaurer Miene Frau Anders auffordern konnte, doch selbstverständlich an unserem bescheidenen Nachtmahl teilzunehmen, sagte Hilde:

„Ich kann nix dafür, gnädige Frau — vorhin, als die Dose auf der Toilette verschwand, habe ich geglaubt, sie geht heim — und da habe ich die Würstchen eingelegt, wie Sie angeordnet haben.“ J.H.R.



„Unerhört! Er hat mir einen Leberschlag versetzt!“

Lotta "unfair,": "Incredibile! M'ha dato un colpo nel fegato!..

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

V1 und der Lord

(E. Thöny)



„Unerhört, so eine unhumane Kriegführung! Diese Roboter können ja nicht einmal ein Schloß von einer Arbeiterwohnung unterscheiden!“

V1 ed il Lord: “Incredibile, un procedere sì umano di guerra! Queste ‘meteore alla dinamite, non distinguono nemmeno un castello da un’abitazione d’operai!..



„Macht es dir denn Freude, den ganzen Tag so dazuliegen?“
 „Nee, aber das Sitzen macht mir ooch keene mehr!“

“Ti piace dunque giacere là tutto il giorno?.. — “Eh no; ma anche starmene seduto non mi piace più!..

DER WARTENDE

VON HEINZ SCHARPF

Jocundus hatte sein geliebtes Mädchen verloren. Herzlos lief es ihm mit einem andern davon. Darüber ist er untröstlich. Ihm bleibt nur mehr der Weg in den Wahnsinn oder in den Tod. Eine kleine Zwischenrichtung einnehmend, landet er taumelnd in einem Café.

Hier sinkt er verzweifelt in sich zusammen. Alles wogt wie hinter Nebelschleieren um ihn. Sein Blut fließt, seine Pulse klopfen. Er weiß nicht, was er tut. Sogar die Zigarette steckt er verkehrt in den Mund.

Nach einer Weile fällt sein Blick zufällig in den Spiegel. Oh, Bild des Jammers! Auf was wartet er eigentlich noch? Auf ein Wunder? Daß die Verlorene wieder zu ihm zurückkehrt? Oder auf ein Erwachen, das ihm zeigt, daß alles nur ein flüchterlicher Traum ist?

Ach, in Jocundus zerissenem Innern spiegeln sich keine Trübsaler mehr. Dahin, dahin die schönen Tage mit Elisabeth, für alle Zeiten dahin! Verzweifelt fährt er sich durchs Haar. Trübe er einen Bart, er würde ihn sich bis auf das letzte Härchen ausraufen. —

Ein brünettes Fräulein betritt das Café und schreit

tot kokett an ihm vorüber. Ein erregender Duft geht von ihm aus und strömt Jocundus in die Nase. Aber sein Hirn weiß mit diesem Duft nichts anzufangen, es ist zu vollgeruchert mit einem anderen Parfüm. O Elisabeth!

Eine graziose Blondine setzt sich an den Nebentisch. He, welche Höllenpein! Dieses schimmernde Blond loht wie Feuer durch die Qual der Erinnerung. Er joppt nach Luft, seufzt, stöhnt und verflucht in nur noch düsteres Brüten. O Elisabeth!

So döst er, verbohrt und gebrochen, aller Hoffnungen beraubt, ein lebender Leichnam. Zitternd greift er nach dem kalten Mokka, schlürft gedankenlos, schlebbart, silert wieder vor sich hin und wartet, wartet. Wenn er nur wüßte auf was? Ach, er weiß es wahrhaftig nicht.

Aber die holde Weiblichkeit um ihn weiß es und wirft ihm ermunternde Blicke zu. Sie sagt sich: Dieser junge Mann sieht aus wie einer, der ein geliebtes Mädchen verloren hat und nun dastzt, gram- und wulverzerrt, bis er wieder ein anderes findet.

Schade, daß das nicht auch Jocundus weiß, es würde ihn trösten in seinem Schmerz.

Mitten' zur Nacht

Manchmal mitten zur Nacht
 Starr ich mit stummem Schrei,
 Zu einem Gedanken erwacht:
 Daß ich gestorben sei.

— Noch nicht. Doch bald wird es sein:
 Es welken mir Augen und Mund,
 Es werden die Glieder Gebein,
 Durchtrippen wie Wurzeln den Grund —

Doch heut, heut wärmt noch mein Blut,
 Durchwärmt auch, was dunkel und fremd.
 Du Erde, unarmend und gut,
 Du näher als Wollach und Hemd,

Du Erde gebast mich einst her,
 Du Erde gebäst mich zurück.
 Licht, Wälder, Stadt, Wolken und Meer.
 Traum, Schaffen, Qual, Grauen.
 Und Glück.

WILHELM PLEYER

Am Walchensee

(Wilhelm Scholz)



Am Walchensee



„Wissen S', Fräul'n Hildegard, bal i amol zur Arbeit mit' Eahna net
länger brauch als zur Arbeit ohne Eahna, is scho vui g'wonna!“

L'assistenza: „Sapete, signorina Ildegarda, ho bisogno di più tempo a lavorare con Voi, mentre senza di Voi ci ho già un buon guadagno!..“

GRILLEN

Ist nicht die Welt aus Glas?

Heiß ist's und still.

So haben's Grillen gern

Zirpen nochmal so schrill

Im hohen Gras.

Wenn ich sie suchen will,

Schwören sie schon.

Aber die nächste, fern

Halb ihren Ton.

Bist ich der Klüge doch:

Nach so versteckt

Hab' ich ein Grillenloch

Bald schon entdeckt.

Seh eine flühen gar noch

Hurtig, verschreckt.

Wußt ich's nun doch, wie schlaw:

Sie ist zu Haus.

Ruf mir mein Hälmchen aus

Rispe es nackt

Kitzle im Sägetakt

Sie aus dem Bau.

Läßt sie sich gute Weil,

Nach mir nichts draus:

Plötzlich im zornigen Zill

Streckt sie ihr Hinterteil

Zappelnd heraus.

Halte mir, flüchtiger Gast!

Bist schon gepackt:

Halst ohne Widerstand

Mit auf der leichten Hand

Harmlos nun Rast!

Gelb gezackt, schwarz befrackt

Blank wie gelackt:

Wie du nun Zutrau'n hast,

Dickkopf, jetzt vollst du fort

Nicht mehr zurück?

Muß ich schier böse sein:

Marsch in dein Loch hin, in!

Schieß dich ein Stück:

Plötzlich — du hast's erfaßt.

Rennt über Gras und Sand

Taumelnd vor Glück!

Schöpfst in den kühlen Bau ..

Sonnenschein, Himmelsblau

Zitternd Glast ..

Liege so still allein —

Grillen von Gras und Rain:

Und wie ich schau,

Mischt auch die meine Fein

Wieder ihr Stimmchen drein.

Zirpt mit den Flügeln klein

Hell und genau ..

EUGEN ROTH

DIE NACHT MIT DEM SPIESS

VON ERHARD RUHE

Alois Kirmreuter, der junge Holzstüber aus dem Bayerischen Wald, ist — wenn man so sagen darf — eine der tragenden Säulen der Batterie. Dies kann man wörtlich nehmen. Im Arbeitsdienst zum Beispiel, und es gibt fast jeden Tag Arbeitsdienst, trägt er mit spielender Leichtigkeit eiserner Rute auf der Schulter, oder er wuchtet Baumstämme, an denen vier Mann meiste Schlags zu schleppen hätten, allein durch die Ginsterstappe Alois hat Franken wie Koffer und die Kräfte eines Bären. Dabei ist er im Gemüt einem Kinde gleich, guherzig und voller Einfalt. Etwas von seinem Heimatfeld steckt in ihm. Der Spieß schüttet den jungen Naturburschen aus begreiflichem Grund: denn Alois ist, obwohl bäcklich, im Holzfach ein Meister. Er baut Kästen und Truhen, er setzt Fensterrahmen und Bunkertüren ein, er legt Feuerlöcher an, latente, schneit Hocker und Stühle, krumm er ist unentbehrlich.

Von Alois' vielen guten Eigenschaften ist eine zu nennen, die man an den Menschen selten genug beobachtet: die Gabe unendlicher Geduld, die Fähigkeit, Widerwärtigkeiten zu ertragen, mit beinahe asketischem Gleichmut zu ertragen, ja unter manchmal Anfechtungen, die einen anderen fast umwerfen, lächelnd zu leben. Hieße für Mückenstiche zu nehmen und trocknen Brot für Hämmerbraten. Um Witzigkeiten zu nennen: Alois packt den kochenden Leimtopf mit bloßen Händen an, er zieht und biegt Stachelndraht wie Weidenruten, und er geht seine Wechen, als sei das Sommerfrische im Harz. Ich zweifle nicht, daß er im Stande ist, wie indische Fakire auf einem Nagelbrett zu schlafen.

Eine erstaunliche Kraftprobe solcher Geduld hat Alois einmal dem Spieß gegeben und zwar, ohne daß es dieser gewahr wurde. Mit Mühe habe ich Alois das Erlebnis entlockt, und nach seinen spärlichen Worten kann ich folgenden Bericht geben.

Alois fährt vom Urlaub zur Batterie zurück. Auf dem Bahnhof in Metz, Paris, Tours oder wo es sonst gewesen sein mag, läuft er seinem Spieß in die Arme, der von einer Dienstreise kommt. Nanzu fragt der, Kirmreuter, wohin wollen Sie denn?

Ich komme von Urlaub, Herr Hauptfeldwebel! Richtig! Dann fahren wir also jetzt zusammen! Jawohl, Herr Hauptfeldwebel! entgegen Alois, und er schnappt sich geschwind den Spießkopf. Die beiden Männer besteigen den Schnellzugwagen und finden in einem Abteil zwei Plätze nebeneinander. Mitgekauft stellt der Spieß fest, daß die vier Eckplätze längst besetzt sind. Wann einmal in einem Fronturlaubszug diese Plätze einrichten, trotz Alois' breiten Schultern, und auch der Spieß hat einigen Spack zu verbergen. Der Zug rollt aus der Halle, und jetzt ist man

für einen halben Tag und eine ganze Nacht festgenagelt. Der Spieß macht es sich bequem und raucht eine Zigarre an. Die Sonne geht unter, es dämmt und dunkelt. Die glücklichen Eckplatzsitzer räkel sich zurecht und ziehen den Mantel wie einen Vorhang vor Gesicht. Der Spieß entledigt sich der Stiefel, streckt die Beine, daß die Gelenke knacken und sagt zu Alois: So, da wollen wir mal!

Alois kann auch Schlaf gebrauchen. Er liegt seit fünfundsiebzig Stunden auf der Bahn. Er wirft einen schnellen Seitenblick auf seinen Hauptfeldwebel, lehnt sich zurück und schließt die Augen. Drei Minuten später ist der Spieß bereits entschlummert; er ist noch mitten in den Jahren des gottesgesegneten Schlafs, aus dem ihn kein Kennenndener weckt.

Der Zug rast durch die Nacht, und der Wagen schwingt und wiegelt. Blau und trüblich schimmert die Deckenlampe. Alois ist im Begriff, in 'Morphaus' Armen zu versinken, da flingt der Spieß an zu sägen. Erst leicht und gleichmäßig, dann stärker prustend und bald ordentlich im vollen Orchester. Der Spieß schnarcht hingebend und geradezu wüst; dann zwischenwährend ringt sich ein beseliges Stöhnen aus seiner Kehle. Schließlich nimmt das Schnarchen teufliche Form

an. Es setzt mit einem schnarrenden Triller ein, wird hohl und hoher, grollt mit des Basses Urmengewalt, daß Nase und Backen wie Resonanzboden erzittern, der Mund öffnet sich leicht, das Brausen pfeift in einem ratternden Donner auf, reißt wie erstickt ab und geht in ein heißes Fauchen über. Und plötzlich flingt die bunte Kadenz wieder von vorn an. Gott im Himmel! Daß ein Mensch so schnarchen kann! denkt Alois. Bei einem Wettschnarchen würde der Spieß tod-sicher den ersten Preis gewinnen. Zehnmal, hundertmal, die ganze Nacht durch wiederholt sich die Kadenz, und Alois' Faszination, daß man die Uhr danach stellen konnte.

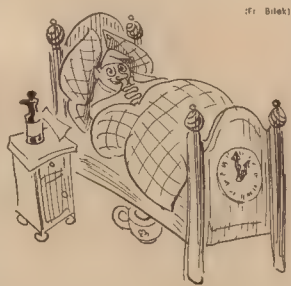
Nun würde der Naturbursche Alois trotz allem eingeschlafen sein, hätte sich jetzt nicht eine neue Hemmung ergeben. Der Spieß rutsch ab! Er verschiebt sich aus der Senkrechten und kippt seitlich nach Backbord über, ganz langsam, unmerklich fast, mit jedem Schlenstoch ein paar Millimeter. Aber Alois spürt, daß ihm der Hauptfeldwebel näherdrückt, ihm zuerst sanft den Arm drückt, dann stärker und stärker preßt, bis endlich die volle Spießmesse auf Alois' rechter Schulter lastet. Wohliger grunzt der Spieß im Schlaf. Und wie bekannteren äußere Umstände die Kadenz, und Alois' Faszination, daß man die Uhr danach stellen konnte. Alois spürt den wolligen Spießschädel an seinem Hals kitzeln, aber er wagt nicht sich zu rühren. Er hat eine Hochachtung vor seinem Hauptfeldwebel, der für ihn ein kleiner Gott ist, für den er durch feuerliche Geduld, Wohl kriegt er, der brennstärkste Waldmensch sitzt still wie ein Buddha und bewegt keinen Muskel. Wenn nur der Spieß recht liegt und schläft, dann ist alles gut.

Stunde um Stunde verrinnt, und der Zug rast weiter durch die Nacht. Alois sitzt eisen, mit schier fanatischer Geduld. Wohl kriegt er, der brennstärkste Waldmensch sitzt still wie ein Buddha und bewegt keinen Muskel. Wenn nur der Spieß recht liegt und schläft, dann ist alles gut.

Stunde um Stunde verrinnt, und der Zug rast weiter durch die Nacht. Alois sitzt eisen, mit schier fanatischer Geduld. Wohl kriegt er, der brennstärkste Waldmensch sitzt still wie ein Buddha und bewegt keinen Muskel. Wenn nur der Spieß recht liegt und schläft, dann ist alles gut.

Stunde um Stunde verrinnt, und der Zug rast weiter durch die Nacht. Alois sitzt eisen, mit schier fanatischer Geduld. Wohl kriegt er, der brennstärkste Waldmensch sitzt still wie ein Buddha und bewegt keinen Muskel. Wenn nur der Spieß recht liegt und schläft, dann ist alles gut.

Stunde um Stunde verrinnt, und der Zug rast weiter durch die Nacht. Alois sitzt eisen, mit schier fanatischer Geduld. Wohl kriegt er, der brennstärkste Waldmensch sitzt still wie ein Buddha und bewegt keinen Muskel. Wenn nur der Spieß recht liegt und schläft, dann ist alles gut.



Dr. Bielek

Willenshaft als Feind des Aberglaubens

Im Bett, auf dem ein Kranker macht,

Ticht es lelle um Mitternacht.

Der Kranke lächelt, es freut den Alten:

Da drinnen wird wieder mal Hochzeit gehalten!

DAS BILD DES MINISTERS

VON ERICH R. PRÖLSS

Exzellenz von W., bis zum Jahre 1918 Kultusminister eines süddeutschen Landes, war ein Vorbild unadeligen Lebens; er war fromm, arbeitsam und häuslich. Fröhlich ging er zur Messe, arbeitete dann ohne Unterbrechung zwölf bis vierzehn Stunden und verbrachte den Abend, nachdem er auf dem Heimweg noch einmal die Kirche aufgesucht hatte, mit seiner Frau, der Tochter eines namhaften Archäologen, und seinen elf Kindern; zuweilen las er in seinen Mußestunden lateinische Kirchenväter. Niemand konnte sich entsinnen, den großen, aufrechten Mann mit dem weißen Vollbart jemals anders als im Gehrock — oder bei feierlichen Anlässen im Frack — gesehen zu haben.

Um so erstaunter muß man sein, wenn man erfährt, daß ein Lichtbild dieses vorbildlichen Mannes, ein Brustbild in Lebensgröße, in einem türkischen Freudenhaus aufgehängt ist, gerade gegenüber der Tür, so daß der Blick jedes Eintretenden

darauf fallen muß — und, nicht genug damit, daß es über dem Namenszug des Dargestellten, quer über der Frackbrust, der Ordensschärpe und den Zacken des Philipps-Kreuzes, ein von ihm geschriebenes Motto trägt, das in Ansehung des Ortes nur höchst eindeutig genannt werden kann und zudem rechts und links von dem Bild, in goldenen Lettern, französisch und türkisch wiederholt ist. Diesem Erstaunen gab der Kronprinz, nunmehr Privatmann, bei einem der Abendessen Ausdruck, bei denen er den ehemaligen Hof und die angestammten Mitarbeiter seines inzwischen verstorbenen Vaters gelegentlich um sich zu versammeln pflegte.

„Königliche Hohheit“, sagte von W., während ihn alle erwartungsvoll, manche nicht ohne Spott ansahen, „die Geschichte ist im Handumdrehen erzählt und keineswegs wunderbar. Während des Weltkrieges besuchte uns ein hoher

türkischer Beamter — nennen wir ihn aus Gründen, die Sie gleich verstehen werden, Achmed Bey. Die Türken wollten damals nach deutschem Muster Militärwaisenhäuser einrichten, und Achmed Bey war mit dieser Aufgabe betraut worden. Da unsere Militärwaisenhäuser als vorbildlich galten, kam er zu uns, um sich näher zu unterrichten, bevor er mit seinem Werk begann. Ich hatte damals auch die Aufsicht über die Militärwaisenhäuser, und so fuhr ich vierzehn Tage mit dem hohen Gast durch unser Land, zeigte ihm Militärwaisenhäuser, erklärte ihm ihre Organisation, ihre Verwaltung und ihre Finanzierung und legte ihm Baupläne und Vorschläge vor.

Achmed Bey zeigte sich für alles sehr interessiert, namentlich für die halbwüchsigen Mädchen, die mit hochgeschürzten Röcken in Haus und Hof allerlei Arbeit verrichteten. Mit unseren großen Schlafsälen war er nicht einverstanden. „Nein“, sagte er, „ich halte nichts von diesen großen Sälen, sie hemmen die Entwicklung des einzelnen und führen zu frühzeitiger Verderbnis... Jeder sollte ein eigenes Zimmer haben, ein ganz kleines Zimmerchen nur, gerade groß genug, um ein Bett, einen Stuhl, einen Schrank und ein Waschgeschirf hineinzustellen.“ Ebenso mißfielen ihm unsere nüchternen rechteckigen Speisesäle, er wollte stattdessen einen runden Saal bauen, mit gewölbter, von Säulen getragener Decke.

Nach zwei Wochen waren wir die besten Freunde; Achmed Bey umarmte mich und bat mich um mein Bild, um es, wie er sagte, aus Dankbarkeit für die vielen Anregungen, die ich ihm hätte zuteil werden lassen, in dem ersten nach seinem hiesigen Eindruck und Erfahrungen entstehenden Gebäude an hervorragender Stelle anzubringen. Ich gab ihm mein Bild und schrieb, weil ich die Kriegswaisen zu steter Dankbarkeit gegen den Staat, den Beschützer ihrer Jugend, erziehen wissen wollte, noch einen Spruch darauf: „Wenn ihr dieses Haus verläßt, denkt stets dankbar an die Zeit, die ihr darin verbracht.“ Achmed Bey las den Spruch, umarmte mich aufs neue und rief: „C'est excellent! C'est épatant!“ Dann reiste er ab.

Zuerst bekam ich regelmäßig Nachricht von ihm, er schickte mir die Baupläne, die richtig lauter kleine Kämmerchen und einen großen runden von Säulen getragenen Saal aufwiesen, und Lichtbilder berichteten von dem Fortschreiten des Baues. Aber dann hörte ich nichts mehr von Achmed Bey und erfuhr, als ich nachforschte, schließlich folgendes:

Das neue Militärwaisenhaus war eben halb fertig, als die dafür bereitgestellten Mittel aufgebraucht waren. Neue wurden nicht bewilligt und so drohte das Werk als Ruine zu verfallen, noch ehe es vollendet war. In dieser Lage kaufte Achmed Bey dem türkischen Staat den Bauplatz mit dem habergelegten Gebäude für eine geringe Summe ab, ließ den Bau wie vorgesehen zu Ende führen und machte, da ihm die Raumeinteilung hierfür besonders geeignet erschien, ein Freudenhaus daraus; es soll das schönste im ganzen Orient sein. Mein Bild hingte er, seinem Versprechen gemäß, in der Eingangshalle auf und unterließ nicht, meine Widmung in goldenen Lettern französisch und türkisch zu wiederholen.

Von seinem weiteren Schicksal weiß man nur, daß Achmed Bey in den bald darauf beginnenden Wirren aufgeknüpft worden ist — wahrscheinlich hatte er auf die falsche Partei gesetzt. Seine Erben führten den Betrieb fort. Ich habe wiederholt versucht, mein Bild zurückzuerlangen, aber unsere Juristen haben mir von einem Prozeß abgeraten: erstens lägen die Voraussetzungen, unter denen man ein Geschenk zurückfordern dürfe, nicht vor, und außerdem sei es ja tatsächlich in dem Gebäude aufgehängt worden, dessen Bezeichnungen ich gesehen und gebilligt hätte. Ich habe mich also damit abfinden müssen, daß mein Bild als Haussegnen dort hängt und jedem der Besucher zuruft: „Wenn ihr dieses Haus verläßt, denkt stets dankbar an die Zeit, die ihr darin verbracht!“ — deutsch, französisch und türkisch...

(fr. Bildes)

Der hilflose Engel - L'angelo derellotto





Il macellaio di cavalli

NACHTTANZ EINER SARDINENBÜCHSE

VON EUGEN SKASA-WEISS

Aus Narvik hat mir Robert eine Büchse Sardinien nachgeschickt; nicht aus Kameradschaft, sondern aus Neugier. Er wollte sehen, wer später zu Hause ankam, die Büchse oder ich.

Wir kamen zusammen an, die Büchse etwas weniger zerbeult. Ich stellte uns beide der Familie zur Verfügung, daß wir die Büchse den Kindern — sie wurde früher alle und flog zum Fenster hinaus.

Nun wohnen wir schon einige Jahre so einsam, in der Vorstadt einer Vorsatz gewissermaßen, und auch da nicht ganz so weit vorn, daß wir wirklich nichts mehr dabei finden, Sardinienbüchse zum Fenster hinauszuwerfen, außerdem darf man das wahrscheinlich, wenn es fast keine mehr gibt. So schlimm wirkt sich das in unserer Straße nämlich gar nicht aus; früher ärgerten sich die Spaziergänger über unheimliche Sardinienbüchsen, aber wie die Dinge heute liegen, dürfen wir uns über Spaziergänger noch viel mehr ärgern, und führt einer mit dem Fahrrad in die offene Büchse und macht mitten auf der Straße Havarie, so fragen wir ihn, woher er dazu die Zeit und das Fahrrad hat, und er kann dankbar sein, wenn wir davon Abstand nehmen, uns die kaputtgefahrenen Büchse von ihm ersetzen zu lassen.

Doch sind das gar keine Probleme. Mit einem Spielchen spielen die Kinder mit den Sachen, die man zum Fenster hinausgeworfen hat, am Morgen Fußball, während sie zur Schule gehen, und danach ist die Straße wieder ganz sauber. Und wenn man seine Abfälle zur richtigen Minute zum Fenster hinauswirft, dann läuft man auch nie Gefahr, einen der gerade vorbeikommt, damit auf den Kopf zu treffen, was man ja nicht gerade will, wenn es auch hübsch wäre, wenn die Menschen mehr Spaß verstünden. Trifft man aber wirklich einmal jemand in der Nacht mit einem Ding, das man nicht mehr gebrauchen kann, aus Versehen auf den Kopf, dann wird dem viel zu mühsam sein, herauszubringen, aus welchem Gebäude und welchem Fenster das Ding geflogen kam — die Leute brüllen dann meist nur ein wenig, um uns einzuschüchtern, aber doch so gedämpft, daß die andern, die es nicht gewesen sind, nicht verwundern, nur die Rücklichtscheinwerfer pflanzen sich mitten in der Dunkelheit auf und schlagen ohne Beherrschung Lärm, als hätten sie ein Recht auf unsere Straße, so spät, und als hausten darin laute schlammige Leute. Wenn einer hier so spät noch auf der Straße herumläuft ist er sowieso meistens betrunken, wenn man sich auch fragt, wovon, und kann gar nicht richtig beurteilen, ob ihm etwas an den Kopf geflogen ist oder nicht, oder er hat überhaupt nichts in der Finsternis auf der Straße zu suchen und das geschieht es ihm recht.

Nun haben wir aber, als wir vor acht Tagen unsere Sardinienbüchse aus dem Fenster geworfen haben, gar nicht daran gedacht, daß die Kinder gerade Ferien hatten. Und so kam es, als am Morgen keine Knabenschere mehr des Weges, welche die Abfälle auf der Straße einsammelt und verschleppt und mit den Füßen in die Nähe des Schutloches stößt. Dafür hat sich mit unserer Sardinienbüchse etwas anderes ereignet. Einige Minuten nach dem ersten Schlagen war plötzlich aus dem Schlaf auf — es war schon vor acht Tagen, wie gesagt — und horchten entsetzt in die drückende Verdunkelung. Sehr mußten wir uns nicht anstrengen, denn nach einer kurzen Pause gab es da draußen ein Gepolter, als raste ein kleiner glühiger Goliath in der Gegend der Straße und suchte sich in stiller Nacht einen Platz zu explorieren. Es rettete die Straße entlang durch die stumme Finsternis und schleppte ununterbrochen hohl und fürchterlich. Man konnte das Geräusch mit gar nichts Unkriegerischem vergleichen, am ehesten noch mit dem Lärm, den einer hervorbringt, der auf eine Milchkanne einen steilen Alpengang hinabstößt. Ich hatte den Eindruck, es müßte die ganze Vorstadt davon weh werden.

Als ich aufstand und hinter der Gardine zum Fenster hinaussah, bemerkte ich, daß die Sardinienbüchse von einem Tier, das ich beim besten Willen nicht ausdenken konnte, hineingeholt und gerollt wurde, immer den Sardinienbüchsen entlang, manchmal rauf das Trottoir, dann wieder runter vom

Trottoir. Es sah haarsträubend und gespenstisch aus. Dann war es wieder eine Zeitlang still, und da untersuchte das Tier, was in der Büchse noch zu holen sei, ich hörte es schnuppen, bis hinter die Gardine drang sein Entzücken und Geschüffel. Wer mit Sardinienbüchsen schon umgegangen ist, weiß genau, daß ein Schlüssel möglichst am Anfang schon abfällt und die Büchse mit einer lecherlich kleinen Öffnung in unseren Händen, die über und über mit Öl und Sardinienwachsen bekleckert sind, zurückbleibt. Man muß dann die Sardinien mit der Gabel vollständig zerstücken und bröckelweise herausheulen. Es bleibt natürlich noch immer eine ganze Menge hinten und oben am Deckel hängen, das Beste, kann man sagen, an das man nicht rankommt, so ehrlich man sich auch anstrengt. Das roch das Tier auf der Straße und versuchte mit allen Mitteln, diesen Rest aus der viertelgeöffneten Büchse mit odyssäischen Listen herauszulocken.

Als meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren, sah ich, daß es eine schweißblasse Walfurginsnechkatze war, die sich mit meiner Sardinienbüchse mit glühenden Augen abgab. So oft sie ein wenig geleckt hatte, war sie wieder angegriffen genug, mit der Sardinienbüchse zu spielen, aber sie blieb immer in der Nähe meines Fensters, als hätte sie Angst, die Nachbarnhäuser zu stören.

Nachdem ich über eine Stunde was gelegen war, weil die Katze die Lust an ihrem Spiel auch dann nicht verloren hatte, als ich mit der Fahrradpumpe Wasser auf sie spritzte und einen halben Bräut zum Fenster hineinschleuderte, wurde es eine Zeitlang wider Erwarten so still, daß man wieder vor Stille nicht einschlafen konnte, weil man innerlich deutlich sah, wie die Katze geduckt vor der Büchse auf der Lauer lag, und

diese einen ratenhaften Plan ausheckte, plötzlich mit schrecklichem Geknatter in ein Mauseloch zu huschen. Gegen drei Uhr aber, als ich vor lauter Warten, ob sie nicht bald weiter rumoren würde, schon ganz erschöpft war, begann das Geräusch vor dem Fenster neugierig, starr zu strömen. Das war die zweite Welle. Diesmal war es eine schwarze Katze mit weißen Beinchen, ein wildfremdes Tier in unserer Gegend, das der Sardinienbüchse zuliebe eine weite Reise gemacht haben mußte. Man konnte auch gut merken, daß sie entschlossen war, so schnell nicht mehr von ihrem Posten zu weichen.

Um halb vier Uhr wurde ich aber von einem Dorkifort vertrieben, der ihr lange und mit über-schlagender Stimme nachhüllte. Als sie ihm aus der Witterung war, bellte und knurrte er geräuschlos die Sardinienbüchse an, und ich konnte bis unter die Bettdecke merken, daß er wie ein Tollkühler um sie herumtanzte und dann lockte. Dann schnarrte er sie die Straße entlang und heute ein paarmal durchdringend auf; er hatte sich an dem scharfen Blech wahrscheinlich die Schnauze zerschitten.

Es war eine grauenerregende Nacht. In der Morgendämmerung stieß sich ein Mensch, den ich genau kannte, auf mich, als er Grünchenland in Tourist-Kognak mitgebracht hatte, mit einem gottestillerlichen Fluch an ihr und blieb stehen, um ihr eine beleidigte Rede zu halten und bei dieser Gelegenheit ein unerhörtes Büchsenlied zu singen. Das war die dritte Welle.

Danach kam wieder eine Katze. Um sechs stand ich auf und ging, notdürftig angerufen, auf die Straße, um die Sardinienbüchse hereinzuholen. Aber sie war verschwunden. Das Glück mußte es gefügt haben, daß irgendein Tier sie verschlungen oder eifersüchtig beseitigt hatte, vielleicht hatte sie auch ein Igel auf seine Stacheln gespielt und im Wald irgendwo versteckt. Mir war es recht, und wenn die Polartafel sie persönlich zurückgeholt hätte.

Dieser Trost aber währte nur einen Tag. In der Nacht geschah das Größliche, daß die Sardinienbüchse plötzlich wieder da war und so alter Munkerel aufwachte. Sie wurde auf der Straße hin und her gekollert, daß ein Glanz von Weiß über unsere Augen flimmerte, die wir vor Aufregung kaum zusehen konnten. Sie war wie ein Spuk, Nichte hindurch, immer wieder ging es in der Nacht von neuem los, und am Morgen war sie verschwunden. Wenn kein Alarm kam, kam die Sardinienbüchse, und wir Alarm, spielte sie draußen in den Gebüschen MG und Knetterte aufgeschreckt in den Nachthimmel, und überhaupt erinnerte sie uns viel zu viel an Norwegen, als daß ihr kläppeliger Spaß uns gefallen hätte. Ja, nun ist eine gute Woche vergangen, und sie poltert nachts immer noch vor meinem Fenster auf und ab, und unterm Fenster, draußen, und ich muß gedulden, bis sie mich hören will, wie in ihre Öffnungen hineinschnuppert wird, wie es sie prustet, aufheult, bellt und mauert, wie das Gezieler der Unterwelt lüsten und keuchend aus der Tiefe steigt, um in ihrem Dunstkreis zuchtlose Orgeln zu feiern.

Es ist sich vom Verstand, daß einem Menschen offenkundig gar nicht zugänglich ist, um und Mitternacht kommt sie ausgerenkt hervor (ich glaube bald nicht mehr, daß Tiere dahinter stecken), um vor meinem Fenster Schabernack zu treiben und die Tiere des Waldes gegeneinander zu stützen.

Ja, ich möchte behaupten, daß sie vor Boshelt und Eifer schon so entückt geworden ist, daß es mir unmöglich wäre, sie je bei ihren unholden Nachttänzen zu ertappen und ihr das Handwerk für immer zu legen.

Ihre Buben haben wir den Straßenbahnen manchmal nachts hinter große Heuschrecken anhängen, so daß sie donnernd durch die Straßen poltern und die Schläfer mit ihrem Heidenrad aus den Betten rissen — es kann natürlich sein, daß diese Sardinienbüchse so etwas wie eine zeitliche Sündenstraße dafür darstellt, und daß der Teufel sie den Katzen bei ihren Liebesbelagerungen heimlich an den Schwanz bindet, statt sie oder mich direkt zu holen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS



Ein Tenor muß nicht unbedingt singen können. Es gibt ja auch Waschweiber, die keine Wasche waschen. Und so gibt es auch Tenöre, die keine Stimme haben. Aber bei dem Männermangel im freien zivilen Sektor darf heute mancher einmal einen Ton von sich geben. Und dann glaubt er gleich, der Herrgott von Bremsbach in eigener Person zu sein. So ein Tenor war nun Otto Freundlich, der eines Tages aufgeregt zum Kehlkopf-spezialisten gelaufen kam.

„Ich bin der Tenor Freundlich!“, sagte er aufgeregt, „ich habe vor vier Wochen zu einem Wohltätigkeitskonzert gesungen — Sie werden davon gehört haben, lieber Freund —“

„Ich habe nicht nur davon gehört — ich habe Sie selbst gehört.“

„Nun, dann wissen Sie ja — Herr Doktor, ich bin heiser!“

„Setzen Sie sich! Öffnen Sie den Mund!“

Der Tenor öffnete den Mund.

Als er ihn wieder schloß —

„Herr Doktor! Wie steht es?“

„Schlimm, Sehr schlimm!“

„Wirklich?“

„Lider. Rauchen Sie?“

„Leidenschaftlich.“

„Damit ist es aus. Eines von beiden müssen Sie aufgeben: das Singen oder das Rauchen!“

„Herr Doktor! Was raten Sie mir?“

Der Arzt nahm eine Zigarrenkiste, öffnete sie und sagte:

„Bitte — bedienen Sie sich!“

J. H. R.



„Ihre Sprechwerkzeuge sind tadellos in Ordnung, Mr. Roosevelt. Sie können beruhigt in den Kampf ziehen!“

Prima della lotta elettorale: «I vostri strumenti vocali sono in perfetto ordine e potete entrare tranquillamente in lizza!».



„Immer sagt Paulchen, daß er bei einer Frau mehr auf das Innere als auf das Äußere sieht, aber meine Beine rechnet er anscheinend noch zum Inneren!“

Questione di limite: „Paolino dice sempre di guardare in una donna più alle doti interne che alle esterne. Pare però ch' egli calcoli fra le interne anche le mie gambe!..“

Der Schwalberich

Ordnungssinn - Senso d'ordine

(J. Hagenbarth)

Von Heinz Scharpf

Kurz nach einem vergrellenden Frühgewitter fand er sich zum ersten Male ein. Er flog durch das offene Gangfenster, strich zwischend die Flurdecke entlang und setzte sich dann auf dem Porzellschirm des Beleuchtungskörpers. Dort schien es ihm zu gefallen, denn am Abend war er wieder da und auch am nächsten Tag.

Als Ursula ihn entdeckte, stieß sie einen Jubelschrei aus, dann flüsterte sie: „Pst, eine Schwalbe!“ Ich sah es mit Mühen an den japanischen Spritzmustern, die der geflügelte Gast in breiter Manier unbekümmert auf den Boden hingezichnet hatte und flüsterte keinesfalls zurück, man müsse das Gangfenster schließen, um dem noch nicht zimmerreinen Gesellen den Einflug zu verwehren. Jedoch Ursula entgegnete, man müsse auch das zweite öffnen, daß er ungehindert zu- und abfliegen könne.

Ich tat, was ich für das beste hielt, ich schloß den Mund und öffnete das zweite Fenster.

Die Schwalbe kam nun fröhlich ein- und ausgeflogen und wurde Peter getauft. Ach, was Süßeres als Peter, Peterchen, Peterle hatte die Welt noch nicht gesehen!

„Warum glaubst du denn eigentlich, daß es ein Schwalberich und keine Schwalbe ist?“ erlaubte ich mir die strahlende Tautropfen zu fragen.

„Natürlich ist es ein Schwalberich“, entschied Ursula, „das ist doch klar. Wenn es eine Schwalbin wäre, wäre sie längst in Begleitung gekommen, denn bei den Schwalbchen bringen die Damen die Herren mit ins Quartier.“

„Schöne Sitten“, bemerkte ich entrüstet und legte den Flur rein.

So brachte uns also der beschwingte Vogel das Glück ins Haus, wenn er auch oft tage- und nachtlange wegliebt. Wo er sich da herumtrieb, Gott und die Stratosphäre mochten es wissen. Er führte ganz das unregelmäßige Leben eines Jungesellen. Aber immer, wenn Ursula bereits gestrichelt nach ihm auszuschauen begann, war er mit einmal wieder da und zwischerte von oben herab auf sie ein, worauf sie ebenso munter von unten zurückzwischerte. Die beiden verstanden sich ganz ausgezeichnet.

Plötzlich schoß mir ein Gedanke durch den Kopf. Vielleicht war dieser unzuverlässige Peter gar nicht immer ein und dieselbe Schwalbe, sondern es wurde unsere einladende Deckenampel von diesen Seglern der Lüfte allgemein als Durchzugstation benützt! Schwalben sehen sich je ähnlich wie Zwillinge und lassen sich häuslich nieder, wo von ihresgleichen einmal ein Fleck als zum Ausruhen geeignet markiert wurde. Es waren sicher immer dieselben Streuner unterwegs, denen beim versetzten Heimflug die Puste ausgegangen war, oder solche, die einen kleinen Krach zu Hause gehabt hatten oder einem noch größeren entgegengesehen. In jedem treuen Heim ereignen sich solche Fälle.

Ich hätte nun gern ein Experiment angestellt. Es juckte mich, eine Leiter zu nehmen, zu Peterle emporzuklettern, ihm mit einem in rote Farbe getauchten Pinsel den Schwanz zu betupfen und so seinen Namen zu kennzeichnen. Aber von Leitern pflegte ich seit meiner frühesten Kindheit an herabzufallen, außerdem hätte nicht jede Schwalbe still, wenn man sie kolorieren will, und erstens erlaubte es Ursula nicht.

Wie wies meinen Verdracht zurück und schwarze Stein und Bein auf ihren gefiederten Glückbringer. Frauen lassen sich lieber an den Händen als ihre Illusionen in der Enfant und Gläubigkeit ihres Herzens bemerken sie darum auch die Wandlungen nicht, die mit ihren Männern vorgehen. Jede vermeint, es müsse immer das gleiche Peterle sein, das die abends heimkehrt und sich an dem gewohnten Platz niederlegt, mag auch schon längst ein anderer Peter aus ihr geworden sein.

Und das ist es so für die Herren Schwalberiche, die gern außer Haus herumfliegen, aber dann doch wieder am liebsten daheim aufsitzen.



„Sieh' mal, Luise, so 'n aller Ritter da oben hat nur vom Raub gelebt!“

„So — so, das muß aber doch bei der Einkommensteuer aufgefallen sein!“

„Vedi, Luisa, l'antico cavaliere di lassù non vive che di rapina!“

„Ah così! ... Ma all'antica ricchezza mobile dove pure dar nell'occhio!“

Knalleffekt

Von H. Dörr

Als anlässlich einer Festaufführung ein berühmter Schauspieler auf einer kleinen Provinzbühne ein Gastspiel gab, passierte folgender, vielbeachteter Zwischenfall: In der Schlußszene hatte sich der Heldendarsteller mit einer Pistole zu erschießen. Der berühmte Gast liebte aber Schießereien auf offener Bühne nicht und hatte sich daher ausbedungen, daß der Bühnenmeister den Schuß hinter der Szene abgeben sollte, während er mit der ungeladenen Pistole agieren würde. Selbstverständlich wurde dem Wunsche des Gastes Rechnung getragen, und bei der Probe am Vormittag klappte auch alles tadellos. Als jedoch am Abend die Aufführung stattfand und der große Schauspieler im letzten Akt die Waffe an die Schläfe setzte, dazu die feierlichen Worte sprach: „Lebwohl, geliebte Welt!“ und losdrückte, wartete er vergeblich auf den bestellten Knall. Nichts rührte sich und in den Kulissen blieb es unheimlich stumm. Geistesgegenwärtig drückte er nochmals los und lief wieder aus: „Lebwohl, geliebte Welt!“ Diesmal brüllte er dem stümmen Bühnenmeister

das Stichwort fast zu und mußte es dennoch zu seiner peinlichsten Überraschung erleben, daß der Schuß wieder nicht losging.

Im Zuschauerraum wurde bereits eine fühlbare Unruhe bemerkbar, und dem Schauspieler begann leichter Schweiß auf die Stirne zu treten. Einige Sekunden stand er ratlos da, doch er war nicht umsonst ein Großer unter den Darstellern, daher steckte er die Pistole einfach wieder ein und extemporierte: „Nein, nicht diese Waffe soll mein Leben enden, mein edler Dolch soll einen würdigen Tod mir spenden!“ Rasch zückte er den Dolch, und mit den zum dritten Mal flammend hingeworfenen Worten: „Lebwohl, geliebte Welt!“ steck er sich stürmisch in die Brust.

Bumm, knallte es in diesem Augenblick dröhnend aus der Kulisse, und der alte Bühnenmeister war überdies noch tiefbefriedigt, daß er durch das Stichwort gerade zur rechten Zeit von seinem kleinen Nickerchen geweckt wurde.

Der Mime war einen Moment arg verärgert, dann aber warf er einen wütenden Blick auf den Dolch und schleuderte ihn mit den Worten: „Wohl Größenwahnsinnig geworden, was?“ verächtlich beiseite. Dann legte er sich hin, um unter dem toben den Gelächter des Publikums endgültig zu verweilen.



„Ich verstehe nicht, nun habe ich alles so hübsch und komfortabel ausgestattet
und er will sich trotzdem von mir nicht ein bißchen köpfen lassen!“

Finlandia: „Ho allestito tutto con decoro e comodità e non capisco come essa tuttavia non voglia lasciarsi un pochino decapitare da me!“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Grenzen des Erlaubten

(E. Thöny)



„Jetzt wißt's, Kameraden, ich sag so: zwoa Madln habn, da is nix dabsi, wer sich aber giel fünf zuegt, is a Hamster!“

Limiti del lecito: "Ebbene, camerati, ora Vi dico: che aver due ragazze è ben permesso, ma averne cinque in una volta è daver da incettatori!..



DIE LEBENSFROHE WITWE

VON HANS BETHGE

In einer Kleinstadt wohnte eine ehrsame Bürgerfrau mit Namen Kallmeyer; sie hatte ihren Mann verloren, mit dem sie manches Jahr einer glücklichen Ehe verbracht hatte. Sie besuchte die Grabstätte auf dem Friedhof fast jeden Tag und goß das Gras, das sie darauf gesät hatte, aus einer großen, mit einer Brause versehenen Kanne. Der Schultheiß des Ortes war ganz gerührt durch die innige Liebe der Witwe über das Grab ihres Ehegatten hinaus, und eines Tages, als er sie wieder einmal dem Friedhof zuschreiten sah, sprach er sie an.

„Wieder zum Kirchhof, Witwe Kallmeyer?“ fragte er, „Ihr seid fürwahr eine getreue Gattin, und Euer Seliger kann sich nicht über Euch beklagen.“

„Das ist wohl wahr, Herr Schultheiß“, meinte die Frau, „ich pflege sein Grab so gut ich kann, es hat freilich auch seine bestimmten Gründe.“

„Was für Gründe, liebe Frau?“

„Seht, Herr Schultheiß, als mein Seliger auf dem Totenbette lag, da richtete er sich plötzlich mit einem Ruck noch einmal auf und sagte so zu mir: „Anna“, sagte er, du mußt mir versprechen, daß du, wenn ich erst in der Grube liege und du wieder heiraten willst — denn ich weiß bestimmt, daß du das tun wirst —, du mußt mir versprechen, daß du den Nachbarn Scholz dann so lange von dir fern hältst, bis das Gras über meinem Hügel gewachsen ist.“ Das habe ich ihm versprochen,

Herr Schultheiß, und kein Mensch hat je sagen können, daß ich nicht Wort halte, wenn ich etwas verspreche. Ich gehe so gut wie jeden Tag auf den Friedhof hinaus, um nachzusehen, wie weit der Rasen schon gewachsen ist. Aber dem Nach-

barn Scholz wird die Zeit zu lang, er ist ein ungeduldiger Mann und sagt, er hat keine Lust, so lange auf das Gras zu warten. Drum habe ich heute in diesen Beutel noch einmal eine ordentliche Portion Grassamen getan und will ihn über den Hügel meines Seligen ausschütten und dann tüchtig begießen, damit er wächst, denn wir haben ein trockenes Jahr. Gehebt Euch wohl, Herr Schultheiß.“

„Gehebt Euch wohl, liebe Witwe Kallmeyer.“

DER GLOBUS

Die Kugel — worauf ich früher fuhr — gilt als vollkommenste Figur, weshalb auch Fechner's Philofophie Den Engeln Kugelform verlieh.

Jetzt, wenn ich vor meinem Globus stehe und mir dies Monstrum von Klob beschaue, wenn ich ihn grübelnd wende und drehe, dann fallen mich (wenigstens dann und wann) doch recht erhebliche Zweifel an.

»Vollkommen — du?« — Ich schüttelte das Haupt, blief über den Nordpol, der etwas bestaubt, und laffe das Möbel sinnend rotieren.

»Ach nein, du kannst mir nicht imponieren. Denn wenn man in ernste Erwägung zieht, was alles zur Zeit auf dir geschieht, oben und unten und zwiischendrin,»

vom Pazifik bis hinauf zu den Finnen, wenn man der Ströme Blutes gedenkt, das Tag und Nacht deine Kräfte trinkt, des Lärms der Schlachten, der Ängste und Qualen! der Todesfurchen, nicht auszumalen, dann rleid einem andere, du triffst Ballon... Vollkommen? — Klingt's nicht wie Höllenholm?

Der Globus steht lautend neben der Tür und glost mich an: »Kann ich dafür?«

Recht hat er, der Alte. So ist's halt eben. Wir müffen auch fernerhin auf ihm kleben und unter höfliches Leben. Nur dann und wann, wenn er es haum mehr prästieren kann, fñhlen wir ihn vor Ehe! erleben.

Ratatoehr



„Gestehe, wieviele Frauen hast du schon vor unserer Ehe geliebt?“

„Ach, Kind, du weißt doch, wie schwach ich im Rechnen bin!“

Confessione parziale: „Confessa, quante donne hai già amato prima del nostro matrimonio?„ — „Ah, bambina, sai bene quanto io sia debole in aritmetica!„



„Glaubst as, Alisl, daß mi der Tiger am liebsten auffressen möcht!“
 „Ausgeschlossen — dem schmeckst du viel zu viel nach Schnupftabak!“

“Credi tu, Luigi, che la tigre non bramerebbe piuttosto di divorarmi?.. — “Escluso! Tu puzzi troppo di tabacco da naso!”

FLUG DER WILDGÄNSE

VON HEINZ SCHARP

Die Frau stand am Fenster und sah träumerisch in die helle Nacht hinaus.

Von oben kam ein Säusen und Rauschen und ein schrilles „Giß—giß—“. Das Keilgeschwader einer Wildgansschar zog nach dem Norden.

Die leuchtende Frau blickte klopfenden Herzens empor und hielt den Atem an. Der Wind ließ ihr Haar flattern, wie eine Schlafwandlerin stand sie im Mondlicht.

„Ach“, sprach sie, sich zu ihrem Mann wendend, der vor der Zugluft ins Bett geflüchtet war, „weiche tiefe Sehnsucht überkommt mich beim Anblick dieser ziehenden Vögel. Was gäbe ich darum, wenn ich mit ihnen fliegen könnte, da droben unter den glitzenden Sternen, einer feinen Küste zu. O, ihr meine Brüder und Schwestern“, rief sie ekstatisch, „nehmt mich mit, nehmt mich doch mit!“

„Giß—giß—“ kam es wie zustimmend von draußen. Der Mann starrte wortlos seine Frau an.

Mit weit aufgerissenen Augen flüsterte sie: „Wildgänse! Wildgänse! Sie kommen aus Ägyptens flirrender Sonnenlandschaft, wo sie in blauen Gewässern badeten und unter blühenden Lotos herrliche Tage verlebten. Wie beneide ich sie! Auch mich drängt es, mit den Jahreszeiten von Norden nach Süden und von Süden nach Norden zu ziehen. Mein empfindsames Vogelherz, das immer in Sehnsucht und Schwermut schlägt, weiß, wann die Zeit des Aufbruchs da ist und die Stunde des Heimfluges. Sag, gleiche ich in meinem Urwesen nicht den Wildgänsen, die nimmer reisemüde werden?“

„Hm“, sprach der Mann, „leider aber findest du den Weg nicht ohne Visum und Kursbuch, nicht ohne Gepäck und Schackhefte.“

„Ach“, meinte die Frau, „ahnest du um das wunderbare Wissen der Vögel, die seligen Flüge heimatlichen Gestaden zuellen, über Meere und Gebirge hinweg, immer wieder einem neuen Frühling entgegen.“

„Giß—giß—“, gähnte der Mann, „was ist mit dir nur los? Du wirst dich noch verkühlen.“

Wieder ans Fenster tretend, breitete die Frau verlangend die Arme aus. „O, ihr Segler der Lüfte“, rief sie, „zufleht in meinem Blut fühle ich mich auch wesensverwand!“

„Vielleicht warst du einmal in einem früheren Leben ein solcher Zugvogel“, sah sie der Mann kopfschüttelnd an.

„Vielleicht“, nickte sie traumverloren. „Dann habe ich aber eines auf dem Wege zum Menschen abgestreift, das Wilde der Wildgans habe ich gänzlich verloren.“

„Aber an dem anderen Teil von ihr leidest du schwer“, saufte der Mann, zog sich die Decke über den Kopf und ließ seine Frau allein nach dem knarrenden „Giß—giß—“ horchen, das sich immer leiser in der Ferne verlor.

DAS GEMMENPROFIL

VON EFFI HORN

Ein einziges, rasch hingeworfenes und nur halb ernst gemeintes Wort war es, das den bis dahin in nichtsagender, geduckter, dahinfließenden Leben des lebendunverzaglichen Fräulein Meta Ziegeltrum schwungvollen Auftrieb gab und das Geschick des völlig unbeteiligten pensionierten Bahnbeamten Korbinian Franzenseder besiegelte. Das Wort sprach in freundlicher Unbedacht die Fräulein Ziegeltrums Untermieter, der Stüdienfurlauber cand. med. Rüttner, und brachte damit sozusagen einen Stein ins Rollen, der rasch eine lawinenartige Geschwindigkeit bekam. Im ersten Ansturm schon zerbrach er den Damm, den bisher Sitte, Resignation und Gewohnheit an Meta Ziegeltrums feiste plätschernden Seelenbach aufgerichtet hatten, so daß er schwatzhaft, doch ohne Wirbel, Schnellen oder Fülle in den breiten Strom der Alltäglichkeit mündete.

Der cand. med. Rüttner liebt es, die Menschen genauer anzusehen und an ihnen Typisches, Eigenartiges oder Hervorstechendes festzustellen. Als darum Fräulein Ziegeltrum, frisch vom Freizeitkommando, ihn verschämt lächelnd mit einer neuen Heiratschance überraschte, drehte er ihr freundlich den Kopf ein wenig zur Seite, nicht anerkennend und sagte: „Den Knoten sollten Sie immer so tragen. Da haben Sie geradezu ein Gemmenprofil.“

Fräulein Ziegeltrum wurde rot und zuckelte etwas die Stirn, weil sie nicht recht wußte, was eine Gemme war. Sie dachte sogar, dem Wortklang nach, ein biblischer an „Geme“, was in ihrem Fall gar nicht so abwegig war, da ihr von ihren aufmerksamen Geschwistern in jüngeren Jahren oft versichert worden war, daß sie einen Geistesreichtum habe. Der Untermieter hatte die kleine Bemerkung fast vergessen, als Fräulein Ziegeltrum heimlich in seinem Lexikon erst nachschaute, was sie sich unter Gemme vorzustellen habe. Was sie da las von feinem Steinschnitt und edler antiker Arbeit, wandelte nach kurzen Augenblicken in hingabenden Staunen ihre verzagte Demut gegen das Leben zunächst in Stolz und dann in unerwarteter Herrscherlust. Die ersten tastenden Versuche dieses neuen, unbekannten, aber rasch zunehmenden Gefühls, mit dessen Hilfe sie versipstet zwar, doch energisch ihre Ansprüche an das Leben geltend machte, richteten sich auf den Untermieter. Aber Fräulein Ziegeltrum dachte bei allem praktisch genug, um diese kleinen Versuche selber nicht ganz ernst zu nehmen. Sie gebrachte den Umgang und die Unterhaltung mit dem stets liebenswürdigen und zu leichfertigen Komplimenten bereiten cand. med. Rüttner wie eine kräftigende Medizin, durch deren Einnehmen sie ihren neuen Willen stärkte. Wenn sie ihm allmorgendlich das Frühstück brachte, dem sie aus eigenem Bestand eine Semmel mehr zulegte, schielte sie ihn aufmerkend von der Seite her an, ohne ihm das Gesicht voll zuzuwenden und erzählte ihm in einem ganz neuen, leicht überheblichen Ton von den kleinen Erlebnissen ihres Daseins, aus denen sie stets als Siegerin hervorzugehen pflegte. Mit besonderer Herablassung sprach sie dabei von den Bemühungen eines pensionierten Bahnbeamten, der schon bei ihrer Mutter im Haus verkehrt hatte und nun ihr einen gemeinsamen Lebensabend anzubieten hätte. Daß sie selbst nun gleichsam erst im Mittag ihres Lebens stünde, mache es natürlich schwer, ihm Gehör zu schenken, aber den Schmerz einer glatten Absage habe sie ihm bisher noch nicht antun können.

So, so und ja, ja, sagte der gequälte Untermieter bei solchen Auslassungen höflich, warf, aus dem Lehrbuch für Phrenologie aufschauend, einen gesuchten Blick auf Fräulein Ziegeltrums kleines Gesicht und dachte, sie hätte doch nichts von einer Gemme; vielmehr etwas von einer neugierigen und schlackigen alten Ziege. Auch war der stolze Heiratsknoten zu einem winzigen Knötchen zusammengeschrunpft und nach unten gerutscht, was aber Fräulein Ziegeltrum nicht hinderte, selbstgefällig weiterzuplatschern im lauen Bad neu erwärmter Eigenliebe.

Wollte man hier nun kurz überblenden auf den von ihr hierbei mehrfach erwähnten pensionierten Bahnbeamten Korbinian Franzenseder, so sähe man ihn beim gemütlichen Frühstück in seinem am Stadtrand gelegenen Eigenheim, darin eine alte Magd ihm zu voller Zufriedenheit die Wirtschaft

führte. Seine Gedanken waren bei der Aufzucht seiner Kaninchen, die er mehr vom Standpunkt der Ernährung als dem der Tierliebe aus betrachtete, und bei der Anlage eines neuen Mistbeetes, das auch bei dem zu erwartenden regnerischen Sommer ein gewisses Kontingent an wünschenswertem Grünzeug sicherstellte. Keiner seiner Gedanken, so muß gesagt werden, streifte dabei die Gestalt des Fräulein Ziegeltrum, geschweige denn, daß sie in ihrer Gesamtheit in jenem leidenschaftlichen Wirbel um sie gekreiselt wären, den mit glühenden Worten ihrem Untermieter zu schildern Fräulein Ziegeltrum soeben sich mühte. Herr Franzenseder kannte Fräulein Ziegeltrum schon an die zwanzig Jahre und schätzte ihr stilles, bescheidenes Wesen, das ihr freilich seiner Meinung nach schon ihres kümmerlichen Äußeren wegen zukam. Noch mehr aber schätzte er die von der Mutter ererbte Kochkunst, die sich vor allem in der schaumigen Zartheit der ihm von ihr des öfteren vorgesetzten Leberknödel erwies. Außer einer scherzhaften Bemerkung, daß er sowas am liebsten alle Tage kriege und ob das nicht — wie wär's denn, ha? — zu machen wäre, hatte er allerdings nie irgendwelche besonderen Bestrebungen in Richtung engerer Gemeinschaft kundgetan; denn er war in jungen Jahren Witwer geworden und dann zufrieden allein geblieben.

In Fräulein Metas Vorstellung aber erblanmte Herr Franzenseder, der bisher nur als recht uninteressierte Tangente den Kreis ihres Lebens berührte, nicht nur in jäher Zuneigung zu ihr, sondern auch in wilder Eifersucht gegen den Entdecker ihres wahren Wesens und den Verkünder ihrer Schönheit. Diesen wiederum, den cand. med.

Rüttner nämlich, sah sie vor sich in der platonischen Rolle des Troubadours, der zu den Füßen seiner Dame schmachtet, hoffnungslos, doch unermüdet. Während sie, fernab jeder Wirklichkeit, die Socken dieses Untermieters mit einer Hingabe stopfte, steckte sie ihm einen Wahlspruch voll edler minnesängerischer Aufschneideri auf Panier, fühlte sie sich unversehens hineingerissen in jenen Kampf zwischen Pflicht und Liebe, von dem sie schon so oft gehört.

Die Pflicht, so sagte sie sich, bünd sie an Herrn Franzenseder. Sie hatte ihn deshalb morgen schon zum zweiten Male in zehn Tagen zum Essen eingeladen, auch schon Semmeln dafür eingeweicht und zweifelhafte Gramm Leber bestellt. Das war die Pflicht. Die Liebe aber, eine unsagbar edle Liebe natürlich, in deren Bann sie lieber Rosa von Tannenbürg als Meta Ziegeltrum geheißen hätte, führte sie sanft zum cand. med. Rüttner, dem holden Schwärmer, der das schöne Wort vom Gemmenprofil gesagt hatte.

„Herr Rüttner“, rief sie schmelzend, als sie ihn dabei überm Gang gehen hörte, „Ihre Socken.“

„Ja, ja“, kam es unwillkürlich und ungeduldig zurück, „legen Sie's nur hin und vergessen Sie nicht, sie auf die Rechnung zu setzen.“

„Aber, Herr Rüttner“, sagte sie gekränkt und erhob sich, um ihm auf dem Gang noch zu begegnen. Er jedoch schenkte es draußen eilig zu haben, huschte rasch nach seinem Zimmer und wenn es nicht so unmöglich gewesen und Damenbesuch überdies verboten gewesen wäre, so hätte sie gemeint, neben ihm sei noch etwas gehuscht. Aber da kam er schon wieder aus seinem Zimmer heraus, führte Fräulein Ziegeltrum sanft zur Küche zurück, ließ sich unter gebührender Geüblichkeit Bewunderung die schön gestopften Socken zeigen, schalt zärtlich, daß sie so spät noch auf sei, sie gehöre doch schon lange ins Bett, und bat sie, sich nun bald hinzulegen und recht gut zu schlafen.

„Fast“, hatte er sagen wollen, aber er sagte

Froschprinz - Il Principe delle ranocchie

(A. Kubin)





„Glauben Sie, Anate, ein Mann, der liebt, bringt das schwerste Opfer!“
 „Gut! Und wenn ich Sie nun um eine Zigarette bitten würde?“

„Credete, Anita, l'uomo che ama, fa anche il più grande sacrificio!“,
 „Bene! E se allora Vi chiedessi una sigaretta...“

„gut“. Sie habe die Pflicht, hübsch ausgeschlafen und frisch zu sein, wenn morgen der Herr Bräutigam käme, lächelte er dazu vielsagend. „Die Pflicht“, wiederholte Fräulein Ziegeltrum, schickte auch diese bittere Pille noch zur Kräftigung ihres Selbstgefühls und blickte ihren Untermieter groß und feierlich an. Der wußte nicht recht, was er erwidern sollte, drückte ihr darum mehrmals fest die Hand, zupfte sie lachend ein bißchen am Knöchelchen, sagte „Griechisch, ganz griechisch!“ und verschwand, laut und demonstrativ gähnend, in seinem Zimmer.

Die Pille tat in Meta Ziegeltrums Gemüt ganze Arbeit. Sie wirkte reinigend und kräftigend und brachte Fräulein Ziegeltrum zu dem Entschluß, unter die edlen Minnerräume in allem Wohlwollen, doch mit Ernst einen dicken Strich zu ziehen und sich mit voller Energie den realeren Gefilden der Pflicht zuzuwenden. Um dem freundlichen Jungen Mann auch nicht länger mehr irgendwelche falschen Hoffnungen zu machen, entzog sie ihm die bisher gespendete Sammelwider, und zeigte ihm beim Hereinbringen des Frühstückes ihr Profil, ihr Gemmenprofil, ohne ihm auch nur im geringsten schräg zuzulächeln. Er dachte bei sich, heute sähe sie wie eine ganz böse ältere Geiß aus, so eine die einem plötzlich die Hörner in die Kehrsseite

rannte und einen mit höhnlichem Grinsen in den Dreck stieß. Aber da sein Gewissen nicht so ganz rein war, bemühte er sich, doppelt höflich und freundlich zu sein, was Fräulein Ziegeltrum schließlich mit einem letzten Seufzer des Verzichtes quittierte. Als er gar noch erwähnte, daß sein Urlaub wohl bald zu Ende ginge und er darum vorsorglich zum nächsten Ersten kündigen wolle, nickte sie ihm milde zu, schob mit zwei Händen das Knöchelchen etwas höher, um die griechische Profilinie nach Möglichkeit wieder herzustellen, und sagte friedlich, das läste ihr leid. Aber sie hätte ohnehin das Zimmer vielleicht bald für sich gebraucht. Vielleicht, sagte sie nur.

El, el, drohte der cand. med. Rüttner mit dem Finger und zwinkerte, als sei er da allerlei Heimlichkeiten auf der Spur — und beide schieden in vollem Einverständnis und mit sich und einander durchaus zufriedenen.

In Fräulein Ziegeltrums Zufriedenheit fand sich bald darauf auch der pensionierte Bahnbeamte Korbinian Franzenseder mit liebevoller Gewalt hineingezozen. Fräulein Ziegeltrum nämlich öffnete ihm die Tür, streckte ihm die Hand entgegen und sagte aus tiefstem Herzensgrund: „No, endlich ein vernünftiger Mann!“

„Wieso?“ fragte Herr Franzenseder und bekam zu

hören, daß sie ihrem Untermieter habe kündigen müssen, weil der junge Mensch ganz nützlich mit ihr gewesen sei und ihr so viel Komplimente gemacht habe, daß sie ihm schließlich gebieten habe, sich um ein anderes Zimmer umzusehen. Denn man habe doch seine Verantwortung, nicht wahr, und wenn sie wirklich noch heiraten sollte, was sie aus gutem Bedacht immer hinausgeschoben hätte, dann einen von den gestandenen Männern, die sich sei längerer Zeit um sie bewähren, und nicht solch verlebten jungen Menschen.

„Je, so was“, sagte Herr Franzenseder, immer noch voll tiefen Staunens, und schaute Fräulein Ziegeltrum genau an, um das Hinübergehen an ihr zu entdecken. Doch obwohl er sie immer noch nicht so bezaubernd fand, wie andere sie zu finden schienen, so spürte er doch schon unbewußt die Macht ihrer Suggestion. Sie nämlich hatte eine ganz neue innere Sicherheit. Die gedrückte Bescheidenheit war von ihr abgetan wie eine alte Schale, unter der nun der diamantharte Kern ihres Wesens zutage trat.

Ehe er sich's verseh, hatte sie sich bei ihm für den nächsten Sonntag eingeladen und ihm, ohne daß er's verlangt hätte, versprochen, in seinem Hauswesen einmal liebevoll Ordnung zu schaffen. Sie wisse ja wie die einsichtigen Herrn es schwer hätten. Er hatte davon noch nicht gar so viel bemerkt, doch endlich Fräulein Ziegeltrums Besuch wurde es ihm rasch klar.

Sie zeigte ihr gutes Herz dadurch, daß sie bei allem sagte, mein Gott, so eine brave Magd wie die alte Vroni könne halt wirklich nicht mehr allem so nachkommen. Und sie bewies ihre Schaulust, indem sie die Türklinken und die Wasserhähne und die Möbelfüße und seine Sonntagschuhe gleichsam heimlich säuberte und blank rieb, doch sich durch einen glückigen Zufall bei all diesen Arbeiten von Herrn Franzenseder überraschen ließ. Nicht einmal die alte Vroni wurde miträuselt, noch weniger Herr Franzenseder, der sie in seiner Dankbarkeit ein wenig lässlich wollte, doch mit freundlicher Festigkeit zurückgewiesen wurde. Wenn er schön brav wäre, käme sie auch einmal wieder. Dringlich, ja, für seine Gemütsart geradezu stürmisch, bat Herr Franzenseder darum. Seine Erinnerungen waren verblaßt, seine Erfahrungen mit Frauenzimmern lagen weit zurück. Er war an die Offenherzigkeit seiner Kaninchen gewöhnt. Fräulein Ziegeltrum erklärte, sie käme schon wieder, wenn sie halt einmal Zeit hätte, nicht wahr, denn sie hätte noch ein paar solch arme einsame Herren, denen sie ein solches helfen müsse. In Herrn Franzenseders Herzen regte sich zum ersten Male jene leise Angst, Fräulein Ziegeltrum an einen anderen zu verlieren, die unter Metas geschickter Pflege sich bald zu einem Alpdruck auswuchs.

Nachdem sie diesen dicklichen und gutmütigen Mann längst zu ihrem zweiten Ritter erklärt hatte, dachte sie ihm mit energischer Holdseligkeit die Blume des Sieges hinzuwerfen. Sie tat das schließlich in Form von Liebesküssen, die alles bisher Dagewesene übertrafen und in die Augen trieben Und wie er, diesmal nicht mehr so ganz im Scherz, doch immer noch keineswegs zu irgendwas entschlossen, wiederum jene Bemerkung rüskelte, daß man sowas halt alle Tage haben möchte — und ob das nicht vielleicht doch zu machen wäre, ha? — da war Fräulein Meta gewitzigt genug, die Gelegenheit am Schopfe zu packen.

Sie stand auf, trat ein Fenster und schwingte so laut, daß Herr Franzenseder sich nicht mehr traute, noch einen sechsten Liebeskuss herbeizuschicken; denn er spürte, daß große Dinge sich vorbereiteten. Er wartete geduldig. Dann drehte sich Fräulein Ziegeltrum um, schaute ihm lange glütig an und sagte leise, sie habe es sich überlegt, und wenn es nicht nur so hingesagt worden sei, dann wolle sie auch herself nicht nein sagen.

Da sei nichts hingesagt, versicherte Herr Franzenseder eilig.

Also, dann wolle sie alle anderen Anträge als erledigt betrachten, antwortete Fräulein Ziegeltrum Und neigte ihr Gemmenprofil und ließ sich von Herrn Franzenseder einen Kuß geben. In allen Ehren natürlich und darum auf die linke Backe, schön ordentlich in die Mitte.



Malinconia

HOCHHERRSCHAFTLICHER DIENER

VON HEINZ STEGUWITZ

Im Insatzen der Zeitung schlüpfte viel unter, was die Besorgnisse des Daseins wie in lakonischen Prismen spiegelt. Nicht die Anpreisungen der Firmen und ihrer Waren sind gemeint, vielmehr jene vorsätzlichen Zwei- und Dreizeiler, in denen ein vorsichtig Verliebter die blonde Dame aus der Linie 15 um ein Wiedersehen bittet oder dem Herrn mit dem dunkeln Schnurrbart zugeflüstert wird, daß er erkannt sei und von ihm Intrikaten entwendete Stoppdecke zurückerstattet wolle, widrigfalls als die Polizei nicht länger besänftigen lasse. In jener Sparte also, wo sich Leidenschaft und Drohungen ebenso begegnen wie Kümmernisse, Freuden oder ernstgemeinte Lebensweisheiten, stand neulich zu lesen, daß ein zwar berühmter, doch im übrigen seriöser Herr reiferen Stadiums für seinen Diener aus erster Hand die Livree eines hochherrschaftlichen Domestiken zu erwerben begehrt. Vermittlung, so hieß es, wäre zwecklos, dafür dürfe das Habill, sei's Frack mit Tressen oder Litewke mit Fangschürzen, gerne etwas abgeriffen sein, das schade nicht, doch lege man Wert auf eine wahrhaft betörende, um nicht zu sagen imposante Wirkung des Kleidungsstücks gegenüber Gästen aus gehobenen Kreisen.

Da das Inserat unter Kennziffer 1167, hub bald ein Orakeln in den Freundschaften des musischen Verkehrs meiner Heimat an, welcher berühmte Künstler heutzutage noch das Verlangen hege, solch feudalen Leuten zu huldigen; wir hielten den Bruder entweder für einen unzeitgemäßen Spatzvogel oder für eine leichte Zufallsgröße, der möglicherweise ein Erfolg ihrer Anstrengungen die Vernunft aus dem Geleise gehoben hätte. Ihr wißt doch alle, daß es zuweilen Talente gibt, die sich dem zaghaften Winken eines ruhmreichen Gelbes nicht gewachsen zeigen und den ersten Hauch öffentlicher Belobigung schon für einen Glanz der Unsichtbarkeit halten. Das steigt dann in den Strohhut, so ein Kauz wird unnahbar, er glaubt ein Dom zu sein und ist nur ein Streptelcher.

Den vereinten Bemühungen weniger Kameraden gelang es, nicht allein den Namen des auf eine hochherrschaftliche Bedienung erpichten Mannes zu erfahren, wir hörten auch, daß die gesuchte Livree bereits ihren Weg in den Haushalt des nämlichen Herrn gefunden hatte. Wir sperrten den Mund auf, sprachen eine Weile nichts, es machte Mühe, der Person, ach, der Erscheinung des wahrlich berühmten und durch große Leistungen sei bald drei Jahrzehnten ausgewiesenen Meisters noch länger gewogen zu bleiben. Man wußte, der Name des Mannes, notabene eines Forschers und Erfinders, hatte weiten Klang, verdienstermaßen sogar, man erinnerte sich ferner, daß der selbe Herr sonst ungern den Ansturm von Gästen litt, weil sie ihm die Kräfte störten, — und nun beehrte der Prophet auch noch die mit Tressen Jolanne.

oder Fangschürzen drapierte Garderobe für seinen Wir beschlossen; den abschüssig gewordenen Meister zu besuchen. Ja, wir waren sparsam, denn es deuchte uns sehr, aus das Dach zu steigen, denn es deuchte uns sehr, daß ein Mensch von schöpferischen Zügen sich in die Gefahr brachte, für verschoben genommen und als Karikatur des wissenschaftlichen Standes belächelt zu werden. Da die städtische Wohnung des Herrn seit Monden nicht mehr vorhanden war, hier staubte nur mehr eine Halde aus Ruß und zerwirbeltem Geröll, fuhr er sonntags selbstbildt mit der Eisenbahn in jenes Mittelgebirge, wo, wie uns bekannt war, der Hieronymus in seinem Gehäus wirkte, zwar nicht komfortabel, doch immerhin in drei hellen Räumen mit einer Pumpe vor der Tür.

Zwar ist die Romantik heute in Acht und Bann, um so freudiger soll gemeldet sein, daß sich rings um die Klausse etwas mehr als nur ein Abglanz dieses beschwingenden Gefühls verspüren ließ: Als wir, aus dem Tal zum Gipfel steigend, die Hütte liegen sahen, grüß unsponnen wie ein Kokon, schürzte ein fuchs dazwischen Revier, zwei Eichen wimmelten um eine Rinne, und Schmetterlinge taumelten, trunken von Liebe und Licht, über die Matte voller Klee und Tausendgüldenkraut. Ach, und ein Bächlein schwätzte, daß die Forellen keine Langeweile leiden sollten. Ein wenig hielten wir inne. Es tat dem Atemschöpfen gut, auch mußten wir bedacht bleiben, daß unser Besuch, zumal er sich überraschend zu ergeben hatte, nicht vor der Zeit bemerkt wurde: Wir bereiteten uns im Schatten charaktervoller Fichten und krochen dann zur Hütte hin, lautlos und die Köpfe duckend, als stünde etwas auf dem Spiel. Bis wir, hart an der Pforte stehend, gewiß waren, daß die geheime Mission gelingen dürfte, wir brauchten nur noch den alimodischen Klingelzug zu bewegen, — da klappte das Glöckchen, und weil wir schon einmal vom Gefühl der Romantik sprechen, sei eingestanden, daß der sanfte metallische Ton alle Musik der Natur, vom Zirpen der Grillen bis zum Geflüste eines begabten Pirols, anmutig ergänzte.

Nun harrierten wir, das Herz war unruhig, im Hause

WIR

Wir sind von unserem Wesen
wie mit Gittern umstellt
und die Welt
können wir nur lesen
wie ein Buch, das man vor uns hat
und das wir nicht ganz verstehen
Wir sehen
Tage und Nächte gleiten,
Wechsel der Jahreszeiten,
Blüten und Welken auf Erden,
der Menschen Schaffen und Werken,
ohne zu merken,
daß wir alter werden
Das sehen wir nur an den anderen,
die vorüberwandern
Bis plötzlich ein Kind,
zärtlich und lind,
das wir lieben könnten,
uns erkennen läßt allgemein
daß es dem Alter nach
fast unser eigenes wäre

Wo sind die Gitter, die item
Unauffaltssame Fährte
zieht uns ins Morgen hinein
Fernes, freudiges Klingen —
Jetzt möchten wir springen
hinter Entschundenen hei;
doch der Fuß ist zu schwer

Jahte, die wir durch Träumen
achtlos versäumen,
holen wir nimmermehr ein.

geschah ein Rumoren, man vernahm besonnene und keineswegs eilige Schritte. Bis eine tiefe, eine ergraute Stimme durchs Holz der Tür fragte, wer dort sei, und als wir Antwort gaben, drei Freunde aus der Stadt hätten den Wunsch, den Herrn Professor zu besuchen, kifferte es unsäglich im Schloß, die Tür wurde geöffnet und der betagte, im Glanz einer wahrhaft theatralischen Livree sich verbergende Diener gab uns zu wissen, der gnädige Herr wäre leider abwesend und also nicht zu Hause. Der bunt befleckte Domestik sah aus wie ein Papagei, sein Gesicht bog sich servil bis zur Erde hin, und ehe wir, vom Nimbus des Kostüms und seinen orientalisch üppigen Fangschürzen fast überwältigt, eine Silbe entgegen konnten, hatte sich die Tür wieder geschlossen. Da standen die Gäste denn vor der Schwelle, die Zungen dürrsten und die Kehlen schluckten, wir nahmen uns das Recht, wenigstens die Pumpe zu melken, sonst aber waren wir uns das Eingeständnis schuldig, daß die funkelnde Livree ihre Wirkung vollzogen hatte: Bezungen von Ihrem gloriösen Ansehen waren wir stumm geblieben und hätten dem alten Hüter doch wenigstens einige Grüße für den schöpferischen Herrn des Anwesens hinterlassen sollen.

Zu spät, wir tollten heim, etwas eingeregnet im Gemüt, obwohl die Sonne kochte. Auf der Eisenbahn erst, die uns bimmelnd und bimmelnd zurückbeförderte, kamen die Geister zu sich: hatten wir bläher nur vom Splen der Livree gesprochen, so fragte jetzt einer den anderen, ob jemand die Person des keineswegs unangenehmen, vielmehr gefühlvollen Dieners gekannt habe. Dabei ergab sich, daß alle auf die silbernen Tressen, die goldenen Schnüre, die kardinalroten Aufschläge des sonst blauen Habits geschaut hatten, nicht aber auf das Angesicht des Domestiken, der sich so tief, so ergeben zwischen den Posten des Elngangs verbeugte

Was jeder heimlich vermutete, das wurde acht Tage später zur Gewißheit, als ein Brief des Professors unsern Kummer verrieth: „... zümt nicht, aber den Forscher stört jeder Besuch, sei es der liebste. Meine Arbeit ist wichtig für alle, sie muß gediehen; sie verträgt keine Stockung. Jeder Fleißige wird mich begreifen. Und wenn ich's leicht hatte in der Stadt, die Klingel abzustellen oder das Haus zu verriegeln, so brachte das keinen Gast in bittere Wallung: Der Herr wird abwesend sein, dachte man und verzog sich wieder, niemand hätte es welt. Hier aber, in der fernen Einsamkeit, wo ich nicht anders als anwesend sein kann, wäre ich verpflichtet, die mühseligen Wanderer aufzunehmen, sie zu bewirten, mich ihnen zu widmen, doch der empfindsame Strom meiner Arbeit —“

Nun lächelt, meine Pumpe hat Euch getränkt, sie steht ja außer der Hütte Sehet, ein Kleinigkeit wird grob, ich aber pflege mich weiterhin in die bezwingende Livree zu hüllen und den Kopf voll Erberbietung zu neigen. Das wahr die Höflichkeit, der Takt, die artige Form, das bescheiden den Besucher und tut ihm schmeichelehaft wohl, das geht am schnellsten, denn es raucht wenig Zeit, diesen Anstand nimmt keiner übel und hernach haben die Abgewiesenen, wie in Eurem Falle, auch noch die Möglichkeit, das Gelingen meiner Spekulation ebenso zu belächeln wie meine Bemühung, nicht Feindseliges zu stiften zwischen mir und jenen Freunden, die ich doch liebe.“

Wir blickten uns an, gingen rasch an die Arbeit, die jedem aufgetragen war, und hätten wohl gerne im Insatzen teilhaftig überblöndelnd glanzvollen Livree-Fricken mit noch mehr verwirrendem Dekor gefehandelt, wäre dieser Einfall noch neu gewesen

KARL LEMKE



VON A BIS Z

VON JO HANNS RÖSLER

Glaubt nicht, daß es keinen Alkohol im Lande gibt! Es gibt wahre Wunschnelutengänger, die mit einer geradezu sonnembulben Sicherheit jede Flasche Schnaps ausfindig machen, und haben sie sie erst einmal entdeckt, haben sie sie auch schon entkorkt und entleert. Und wem dies zweimal oder dreimal am Tage gelingt, der vermag auch heute noch einen Mordsrausch zusammenzubringen und damit am späten Abend in einer Gaststätte zu landen, wo alles nellerfüllt den Wohlgefüllten anstarrt. So erging es auch einem Manne namens Hans Schluck, der kurz vor Torschlöß eine Gaststube betrat und dem Wirt hinter der Theke zurief: „Herr Wirt! Ein Bier und das Adreßbuch!“ „Sie haben schon genug getrunken!“ „Aber nicht gelesen! Dann nur das Adreßbuch!“ Mit Betrunknen soll man nicht rechten, der Wirt brachte das Buch. Das Adreßbuch lag auf dem Tisch. Hunderttausend Namen standen darin und sein Umfang war gewaltig. Hans Schluck begann wie in einer Fibel darin zu lesen, er las das dicke Buch von vorn, von der ersten Seite, von der ersten Zeile an. Es ging ihm nicht recht gut dabei mit dem Lesen, dann die bösen Flaschengeister, die in seinem Hirn torenten, trübten den Blick, verjagten die Gedanken und verwirrten die Begriffe. Aber Hans

Schluck las und las, bis der Wirt zu ihm als dem Letzten der Gäste an den Tisch trat.

„Polizei! Stund!“

„Verbitte mir jede Störung!“

„Gehen Sie nach Hause!“

„Sie sehen doch, daß ich lese!“

„Schluß! Jetzt! Feierabend! Polizei! Stund!“

Der Wirt sagte es und griff nach dem Adreßbuch. Er hätte es nicht tun sollen. Dann als ob sein Leben davon abhinge, stürzte sich Hans Schluck auf das Buch und mit der Kraft des Betrunknen entriß er es dem Wirt wieder.

„Lassen Sie mich lesen!“ schrie er.

„Morgen ist auch noch ein Tag!“

„Ich muß jetzt das Adreßbuch lesen!“

„Alle Seiten!“

Der Betrunkene schrie:

„Jawohl! Von A bis Z!“

Eine Stunde wartete der Wirt noch. Es war ein gutmütiger Wirt und er hatte noch hinter der Theke zu tun. Dann aber wurde es ihm zu elbren.

„Raus jetzt! Ich schließe!“

„Schließen Sie! Ich bleibe!“

„Her mit dem Adreßbuch!“

„Nur über meine Leiche!“

„Das werden wir erst sehen!“ schrie der Wirt. Er sah es. Das Buch blieb in der Hand des Betrunknen. Und als hätte ihm der Zwischenfall neue Kraft gegeben, fuhr dieser in der Lektüre des Adreßbuches fort und mit einer Verbisserheit, die eines besseren Buches würdig gewesen wäre. In der Ecke saß der Wirt und starrte mit

verbisssenen Zügen herüber. Endlich sagte er kleinlaut:

„Ich verkaufe Ihnen das Adreßbuch.“

„Unnützer Ballast!“

„Ich schenke es Ihnen!“

„Warum?“

„Weil ich heimgehen will! Morgen früh ist die Nacht um!“

„Gehen Sie! Gehen Sie! Gestos! Ich muß weiterlesen!“

Was blieb dem Wirt übrig? Er ging. Morgen früh war wirklich die Nacht um und was ein guter Wirt ist, der hat auch am Tag seine wohlgenutzten Geschäfte. Mißtraulich schloß er also hinter sich die Eingangstüre und ließ den schweren Rollbalken herunter. Kaum aber wendete er sich zum Gehen, da donnerte es wild von Innen gegen die Tür.

„Aufmachen! Sofort aufmachen!“

„Ich bin doch nicht Ihr Henswurst!“ schrie der Wirt von außen.

Der Wirt öffnete brummend die Tür.

Da stand der Betrunkene.

Er fiel ihm glückselig um den Hals.

„Dank, edler Wirt! Dank für das Buch! Lesen ist alles!“

„Das verstehe, wer will!“

„Ich fand in dem Buch, was ich suchte!“

„Was suchten Sie denn?“

Der Betrunkene stammelte glücklich:

„Wie ich heiße und wo ich wohne!“



„Goddam — die ist hin! Die kann nichts mehr über die Befreier erzählen!“

Apostoli di civiltà di Roosevelt nella Bassa Italia: „Goddam! È già morta! ... Così ella non può raccontar più nulla dei liberatori!..

DAS SANATORIUM

VON SCHLEHDORN

Als Regierungsrat Julius und Frau Dorette zum erstenmal in den Speisesaal des Sanatoriums eintraten, hoben sich einige achtzig Köpfe mit neugierigen Augen und rhythmisch kauernden Backen. In der Mehrzahl waren es Damen in den besten, wenn auch keineswegs in den schönsten Jahren. Man sah, wie sie bei sich dachten: aha, neu Angewandte. Heute abend werden wir mehr von ihnen wissen, als sie selbst. Und ab übermorgen werden wir ihnen von unseren Krankheiten erzählen.

Während des Essens fand Frau Dorette die am kleinsten Tischen aufgestellten, feierlich kauernden Profile höchst amüsant. Und Julius stellte, nachdem er sich umgesehen, mit Bedauern fest. Was gibt es doch für viele häßliche Damen. Ob wohl unter den Tieren auch die Schönheit so hoffnungslos in der Minierliß ist?

Wohl Julius und Dorette sich zurückhaltend zeigten, ließ es anfangs, sie seien unsympathisch oder sehr reich oder Ausländer oder nicht wirklich verheiratet oder wirklich krank. Dann aber kamen sie doch mit einigen der Damen ins Gespräch und nun fand man sie reizend und erzählte ihnen alles über Magenrisse, Morgenkeife, Zucker, Auswurf, Verwundtheit und Blutdruck. Dabei machte Julius die Beobachtung: Von ihrer eigentlichen Krankheit sprechen sie nicht, am tiefsten leiden sie doch an ihrer Häßlichkeit. Und wenn er einer von ihnen etwas Freundliches über ihr ständig besseres Aussehen sagte, so kam er jedesmal zu dem weiteren Ergebnis: Erstunlich, wie es die häßlichste Dame verschönt, wenn man sie schöner findet, als sie ist, und wenn man sie sagt, daß sie schöner sei, als man sie findet.

„Na“, meinte Dorette, „sag du einem Mann, er wäre bedeutend, dann rümpelt er sich, wirft sich in Positur, macht steife Augen und redet den Rest des Abends geschwollenen Unsinn.“

„Gewiß“, gab Julius zu, „daß einer sich für bedeutend hält, ist schwer heilbar. Aber die Häßlichkeit ist heilbar. Denn...“ und er las seine nächste und wichtigste These: „Häßlichkeit ist nicht der Mangel an Schönheit, sondern Schönheit ist das Fehlen der Häßlichkeit. Zieht man zum Beispiel bei unseren beiden Nachbarinnen das Fell, die Falten und noch einiges andere ab, so sind es Juno und Venus, die sich so ungeniert über den Tisch und über den Stuhl unterhalten.“

Auf die erwähnten Feststellungen hat Julius dann den soliden Plan eines Sanatoriums aufgebaut. „Aber du bist doch kein Mediziner“, meinte Dorette, „Prießnitz, Schroth und Kneipp waren auch keine“, erwiderte er, „Ich wende auch nicht kalt Wasser, warme Luft, feuchte Erde oder Strahlen, Pillen und Spritzen an. Ich bekämpfe die Krankheit allein vom Seelischen her. Kalotherapeutisch (kalos heißt im Griechischen schön, wie du weißt).“

Er sagte ihr den Anfang eines Prospektes auf: Einmaliger zuckender Wälder voll von Ozon, Sauerstoff, Stickstoff und Werkstoff, Übertrag von der widromantischen Ruine des Gallensteins (Restaurations, Anzeigen), eingebettet in das sanft gewellte Tal eines lieblichen Fließens, der Plurte, liegt das althistorische Städtchen Trutschenhausen, (als Castra Hysterica bereits bei den Römern bekannt; schon Tibullus Privatsekretärin weilte als Kurgast hier), an dessen höchster Stelle (275 m ü. M.) erhebt sich der imposante Bau des weltbekannten, kalotherapeutischen Sanatoriums „Jungbronnen“ mit Dependenz (vormals „Altweibermühle“). Leitender Arzt Dr. Charles A. Tenn. Gleich über der Eingangstür erblicken wir die Büsten des Prophylaxes und Therapeutes, der beiden Söhne des Arztgottes Asklepios und der willführigen Nympe Diagnose... Und so weiter. Als Indikationen nennt der Prospekt vor allem Insuffizienz der ästhetischen Wirkung auf Umwelt

und Ehemann sowie hartnäckige Kakokomplexe (Askos heißt griechisch häßlich, wie du weißt). Als Heilmethoden: psychische Diathermie, Seelenlebensbestrahlung, Massage des Unterbewußtseins, durchaus individuelle Couren. Medikamentöse Behandlung erfolgt nur mit Puder, Rouge und Nagellack und einigen kosmetischen Cremes. Die Besonderheit meines Sanatoriums ist auch, daß nur häßliche Damen zugelassen werden. Gänzlich unheilbare Fälle sind ausgeschlossen. Und ausgeschlossen sind alle hübschen Damen. Du dürftest nicht die Spitze des Fußes hineinsetzen, Dorette. Die Angestellten müssen gründlich sein, ebenso die Schwestern. An den Wänden hängen nur Bilder wie die Hölle Bolle von Haarlem. Ausschnitte aus Bildern von Breughel und aus der Sammlung von greulichen Physiognomien, die zu zeichnen eine Laune von Lionardo da Vinci war. Das gibt die psychologische Basis: schon beim Eintritt fühlt sich die Patientin als Schöne unter den Häßlichen und nicht mehr als Häßliche unter Schöneren. Außerdem hängt zunächst in keinem Zimmer ein Spiegel. Zur Morgentoilette kommen Friseur, die gleichfalls ausgewählt häßlich sind. Dahingegen sind die Ärzte bildschön. Vom dämonisch schwarzen Chirurgen bis zu den sieghaft blonden Assistenten. Bildschön und hinfällig sympathisch. Entsprechend dem psychologischen Lehrsatz, wenn ein Mann einer Frau sagt, sie sei schön, so findet sie das glaublich; wenn es ihr ein schöner Mann sagt, so weiß sie, es ist wahr. Oberarzt Dr. Süßholz z. B., ein charmanter Wiener, macht seine ärztliche Visite: „Kuß“ die Hand, Gnädigste. Und dann findet er irgend etwas Schönes an ihr: hübsche Fäselein (oh, Sie hätten mich vor zwanzig Jahren sehen sollen, Herr Doktor!), seelenvolle Augen (wenn sie schließt, wenigstens eins), einige schöne Zähne, kurz eine von den sieben Schönheiten des Weibes oder notfalls eine neu-erfundene achte. Ein guter Diagnostiker findet immer etwas; er wird auch bei dem häßlichsten Menschen etwas Schönes finden. Ähnlich wie der Menschenfreund, der sich notfalls sogar mit seelischer Schönheit begnügt. Und wahrhaftig: reizend ist bereits das überraschende, geschmeichelte, gläubige Lächeln der Patientin, wenn der Arzt sie in dieser Art behandelte.

Jeden Tag entdeckt nun der Arzt neue Schönheiten und jeden Tag empfindet er sich mit dem Spruch: Der weise Hypokrates sagt in einer seiner verlorengegangenen Schriften: Nur die Schönheit ist wahr. Das Häßliche ist Einbildung. Also, meine Gnädigste, vergessen Sie den Hypokrates nicht! Und vergessen Sie mich morgen nicht, lieber Doktor, flüßt sie erwidert zurück. Und sieht wieder fast hübsch aus... So geht es vierzehn Tage hindurch. Sie hört auf, sich häßlich zu finden. Schließlich kann man sogar einen Spiegel ins Zimmer stellen. Die Patientin beginnt mit der Selbstbehandlung: Häßlichkeit ist Einbildung, Schönheit ist wahr, diese Wahrheit ist schön... Sie fängt an, sich selber schön zu finden. Und wird das Sanatorium im Bewußtsein der Patientin verfallen, die sie vielleicht nicht hat; jedenfalls weiß sie, daß sie nicht mehr häßlich ist.

Eine besondere Rolle bei der Behandlung spielen die Ehemänner. Sie dürfen, wie in allen Sanatorien, übers Wochenende kommen und mitschmelzend die Blumen der Hoffnung begießen. Sonnabends nach dem Kaffee werden sie vom Chirurgen geschult. Sie sind nach kanonischem Recht verpflichtet, die eigene Frau schön zu finden. Im Interesse der Kur bittet die Direktion, es ihr auch zu sagen. „Wirklich, Agathe“, spricht er am Sonntag früh, „heute bist du noch hübscher, als gestern.“ Ihr Lächeln gibt ihm recht. Er wiederholt diese Versicherung (nach der Methode Coué-Flateur) noch einige Male, und schließlich glaubt er selbst, daß Agathe morgen noch hübscher sein wird, als heute.“

„Aber dein Verfahren ist doch nicht neu“, wandte Frau Dorette ein.

„Gewiß nicht. Aber der klerikale Cato hat mit seinem „calum calum censeo“ auch die Coué'sche Methode schon im römischen Sanatorium vorweggenommen und Antonius Musa hat seinerzeit den Kaiser Augustus mit einer Prießnitz-Kur wieder gesund gemacht. Er erhielt dafür eine goldene Bildsäule und Abgabefreiheit für sich und seine Kollegen für alle Zeiten.“

Mein System läßt sich in einen Satz zusammenfassen: Das beste Mittel, die Schönheit einer Frau zu erhalten, ist, daß man ihr sagt, sie sei schön, und das beste Mittel, die Häßlichkeit zu beseitigen, ist — das gleiche, daß man ihr sagt, sie sei schön. Hier berühren sich Vorbeugung und Heilung. Wesentlich ist dabei (medizinisch gesprochen), die Sekretion der Schmelddrüsen des Ehemannes in ständiger Funktion zu erhalten. Man kann denken, die Kur auch zu Hause durchführen. In ersten Fällen chronischer Häßlichkeit schickt man die Frau ins liebevolle Tal der Plurte zu einer Kur im therapeutischen Sanatorium.

Um das nicht zu vergessen: ein besonderer Vorteil dieser Kur ist, daß die Kranken nicht über ihre Krankheit reden. Da werden die Damen nicht, wie jetzt, auf den Bänken der Kurpromenade sitzen und Krankheitssymptome tauschen, wie die Kinder Briefmarken, — denn über die eigene Häßlichkeit spricht keine Frau. Höchstens über die Häßlichkeit der anderen Patientinnen oder über die reizenden Ärzte — und beides verschönt sie. Glaubst du nicht, Dorette, daß mein Sanatorium viele Damen interessieren würde?“

„Sogar alle“, sagte Dorette, „denn jede hat doch mindestens eine Freundin, die unbedingt hinein muß.“

Jeden Tag entdeckt nun der Arzt neue Schönheiten und jeden Tag empfindet er sich mit dem Spruch: Der weise Hypokrates sagt in einer seiner verlorengegangenen Schriften: Nur die Schönheit ist wahr. Das Häßliche ist Einbildung. Also, meine Gnädigste, vergessen Sie den Hypokrates nicht! Und vergessen Sie mich morgen nicht, lieber Doktor, flüßt sie erwidert zurück. Und sieht wieder fast hübsch aus... So geht es vierzehn Tage hindurch. Sie hört auf, sich häßlich zu finden. Schließlich kann man sogar einen Spiegel ins Zimmer stellen. Die Patientin beginnt mit der Selbstbehandlung: Häßlichkeit ist Einbildung, Schönheit ist wahr, diese Wahrheit ist schön... Sie fängt an, sich selber schön zu finden. Und wird das Sanatorium im Bewußtsein der Patientin verfallen, die sie vielleicht nicht hat; jedenfalls weiß sie, daß sie nicht mehr häßlich ist.

Eine besondere Rolle bei der Behandlung spielen die Ehemänner. Sie dürfen, wie in allen Sanatorien, übers Wochenende kommen und mitschmelzend die Blumen der Hoffnung begießen. Sonnabends nach dem Kaffee werden sie vom Chirurgen geschult. Sie sind nach kanonischem Recht verpflichtet, die eigene Frau schön zu finden. Im Interesse der Kur bittet die Direktion, es ihr auch zu sagen. „Wirklich, Agathe“, spricht er am Sonntag früh, „heute bist du noch hübscher, als gestern.“ Ihr Lächeln gibt ihm recht. Er wiederholt diese Versicherung (nach der Methode Coué-Flateur) noch einige Male, und schließlich glaubt er selbst, daß Agathe morgen noch hübscher sein wird, als heute.“

„Aber dein Verfahren ist doch nicht neu“, wandte Frau Dorette ein.

„Gewiß nicht. Aber der klerikale Cato hat mit seinem „calum calum censeo“ auch die Coué'sche Methode schon im römischen Sanatorium vorweggenommen und Antonius Musa hat seinerzeit den Kaiser Augustus mit einer Prießnitz-Kur wieder gesund gemacht. Er erhielt dafür eine goldene Bildsäule und Abgabefreiheit für sich und seine Kollegen für alle Zeiten.“

Mein System läßt sich in einen Satz zusammenfassen: Das beste Mittel, die Schönheit einer Frau zu erhalten, ist, daß man ihr sagt, sie sei schön, und das beste Mittel, die Häßlichkeit zu beseitigen, ist — das gleiche, daß man ihr sagt, sie sei schön. Hier berühren sich Vorbeugung und Heilung. Wesentlich ist dabei (medizinisch gesprochen), die Sekretion der Schmelddrüsen des Ehemannes in ständiger Funktion zu erhalten. Man kann denken, die Kur auch zu Hause durchführen. In ersten Fällen chronischer Häßlichkeit schickt man die Frau ins liebevolle Tal der Plurte zu einer Kur im therapeutischen Sanatorium.

Um das nicht zu vergessen: ein besonderer Vorteil dieser Kur ist, daß die Kranken nicht über ihre Krankheit reden. Da werden die Damen nicht, wie jetzt, auf den Bänken der Kurpromenade sitzen und Krankheitssymptome tauschen, wie die Kinder Briefmarken, — denn über die eigene Häßlichkeit spricht keine Frau. Höchstens über die Häßlichkeit der anderen Patientinnen oder über die reizenden Ärzte — und beides verschönt sie. Glaubst du nicht, Dorette, daß mein Sanatorium viele Damen interessieren würde?“

„Sogar alle“, sagte Dorette, „denn jede hat doch mindestens eine Freundin, die unbedingt hinein muß.“

Jeden Tag entdeckt nun der Arzt neue Schönheiten und jeden Tag empfindet er sich mit dem Spruch: Der weise Hypokrates sagt in einer seiner verlorengegangenen Schriften: Nur die Schönheit ist wahr. Das Häßliche ist Einbildung. Also, meine Gnädigste, vergessen Sie den Hypokrates nicht! Und vergessen Sie mich morgen nicht, lieber Doktor, flüßt sie erwidert zurück. Und sieht wieder fast hübsch aus... So geht es vierzehn Tage hindurch. Sie hört auf, sich häßlich zu finden. Schließlich kann man sogar einen Spiegel ins Zimmer stellen. Die Patientin beginnt mit der Selbstbehandlung: Häßlichkeit ist Einbildung, Schönheit ist wahr, diese Wahrheit ist schön... Sie fängt an, sich selber schön zu finden. Und wird das Sanatorium im Bewußtsein der Patientin verfallen, die sie vielleicht nicht hat; jedenfalls weiß sie, daß sie nicht mehr häßlich ist.

Eine besondere Rolle bei der Behandlung spielen die Ehemänner. Sie dürfen, wie in allen Sanatorien, übers Wochenende kommen und mitschmelzend die Blumen der Hoffnung begießen. Sonnabends nach dem Kaffee werden sie vom Chirurgen geschult. Sie sind nach kanonischem Recht verpflichtet, die eigene Frau schön zu finden. Im Interesse der Kur bittet die Direktion, es ihr auch zu sagen. „Wirklich, Agathe“, spricht er am Sonntag früh, „heute bist du noch hübscher, als gestern.“ Ihr Lächeln gibt ihm recht. Er wiederholt diese Versicherung (nach der Methode Coué-Flateur) noch einige Male, und schließlich glaubt er selbst, daß Agathe morgen noch hübscher sein wird, als heute.“

„Aber dein Verfahren ist doch nicht neu“, wandte Frau Dorette ein.

„Gewiß nicht. Aber der klerikale Cato hat mit seinem „calum calum censeo“ auch die Coué'sche Methode schon im römischen Sanatorium vorweggenommen und Antonius Musa hat seinerzeit den Kaiser Augustus mit einer Prießnitz-Kur wieder gesund gemacht. Er erhielt dafür eine goldene Bildsäule und Abgabefreiheit für sich und seine Kollegen für alle Zeiten.“

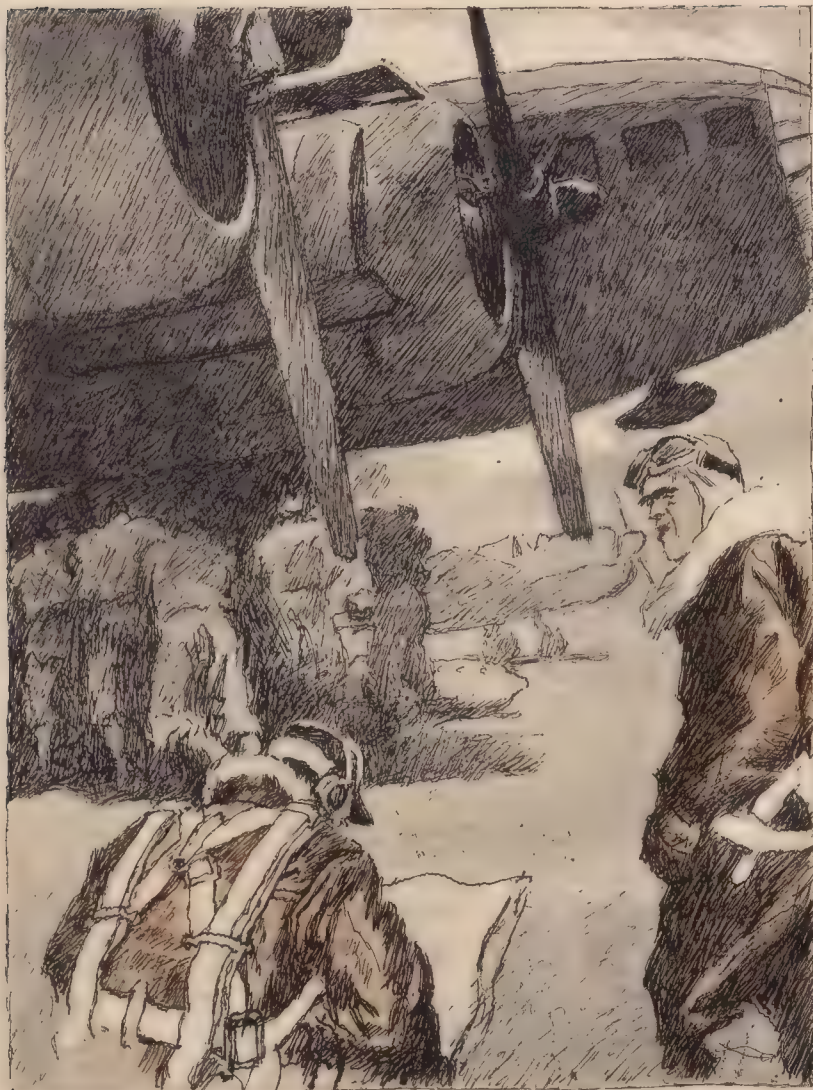
Mein System läßt sich in einen Satz zusammenfassen: Das beste Mittel, die Schönheit einer Frau zu erhalten, ist, daß man ihr sagt, sie sei schön, und das beste Mittel, die Häßlichkeit zu beseitigen, ist — das gleiche, daß man ihr sagt, sie sei schön. Hier berühren sich Vorbeugung und Heilung. Wesentlich ist dabei (medizinisch gesprochen), die Sekretion der Schmelddrüsen des Ehemannes in ständiger Funktion zu erhalten. Man kann denken, die Kur auch zu Hause durchführen. In ersten Fällen chronischer Häßlichkeit schickt man die Frau ins liebevolle Tal der Plurte zu einer Kur im therapeutischen Sanatorium.

Um das nicht zu vergessen: ein besonderer Vorteil dieser Kur ist, daß die Kranken nicht über ihre Krankheit reden. Da werden die Damen nicht, wie jetzt, auf den Bänken der Kurpromenade sitzen und Krankheitssymptome tauschen, wie die Kinder Briefmarken, — denn über die eigene Häßlichkeit spricht keine Frau. Höchstens über die Häßlichkeit der anderen Patientinnen oder über die reizenden Ärzte — und beides verschönt sie. Glaubst du nicht, Dorette, daß mein Sanatorium viele Damen interessieren würde?“

„Sogar alle“, sagte Dorette, „denn jede hat doch mindestens eine Freundin, die unbedingt hinein muß.“

Jeden Tag entdeckt nun der Arzt neue Schönheiten und jeden Tag empfindet er sich mit dem Spruch: Der weise Hypokrates sagt in einer seiner verlorengegangenen Schriften: Nur die Schönheit ist wahr. Das Häßliche ist Einbildung. Also, meine Gnädigste, vergessen Sie den Hypokrates nicht! Und vergessen Sie mich morgen nicht, lieber Doktor, flüßt sie erwidert zurück. Und sieht wieder fast hübsch aus... So geht es vierzehn Tage hindurch. Sie hört auf, sich häßlich zu finden. Schließlich kann man sogar einen Spiegel ins Zimmer stellen. Die Patientin beginnt mit der Selbstbehandlung: Häßlichkeit ist Einbildung, Schönheit ist wahr, diese Wahrheit ist schön... Sie fängt an, sich selber schön zu finden. Und wird das Sanatorium im Bewußtsein der Patientin verfallen, die sie vielleicht nicht hat; jedenfalls weiß sie, daß sie nicht mehr häßlich ist.

Eine besondere Rolle bei der Behandlung spielen die Ehemänner. Sie dürfen, wie in allen Sanatorien, übers Wochenende kommen und mitschmelzend die Blumen der Hoffnung begießen. Sonnabends nach dem Kaffee werden sie vom Chirurgen geschult. Sie sind nach kanonischem Recht verpflichtet, die eigene Frau schön zu finden. Im Interesse der Kur bittet die Direktion, es ihr auch zu sagen. „Wirklich, Agathe“, spricht er am Sonntag früh, „heute bist du noch hübscher, als gestern.“ Ihr Lächeln gibt ihm recht. Er wiederholt diese Versicherung (nach der Methode Coué-Flateur) noch einige Male, und schließlich glaubt er selbst, daß Agathe morgen noch hübscher sein wird, als heute.“



„Eben lese ich, daß es gelungen ist, das Durchschnittsalter der Menschen auf 56 Jahre zu erhöhen!“
„Großartig! Aber jetzt habe ich zum Lesen keine Zeit, wir müssen Sprengbomben einladen!“

Teoria e pratica dei bombardieri terroristi

“Sto appunto leggendo che si è riusciti a portare la media dell'età degli uomini a 56 anni!.,
“Cosa meravigliosa! Ma adesso non ho tempo di leggere; dobbiamo caricare bombe esplosive!.,

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Wahlwettervorhersage

(Wilhelm Scholz)



„Ob Roosevelt oder Dewey kräht auf dem Mist,
die Politik ändert sich nicht, sie bleibt, wie sie ist!“

Profezia di tempesta elettorale: „Sia che sul letame gracchi Roosevelt oppure Dewey, la politica non cambia; resta sempre quello che è“



„Aber guter Mann, die Liebe ist doch das herrlichste aller Gefühle!“
 „So — so! Haben Sie schon einmal eine echte Virginia geraucht?“

„Ma, buon uomo, l' amore è pure il più bello di tutti i sentimenti!.. — „Ah si? ... Avevete mai fumato una volta un vero virginia?..“

DIE LÜCKE

VON WALTER FOITZICK

Es gibt in den Eisenbahnwagen Bänke mit Sitzen für zwei Personen. Das sind sehr angenehme Plätze, jeder hat einen Eckplatz, und sogar zwei Dicke können da noch ordentlich sitzen, vielleicht sogar zwei Sechsdicke. Aber der Dicken sind nicht mehr so viele, und so bleibt zwischen den beiden Sitzern oft eine kleine Lücke. Eine herzige kleine Lücke, eine Bequemlichkeitslücke. Von vornherein sei gesagt: drei Personen sind von der Reichsbahn nicht geplant für so ein Bänkchen, und die Reichsbahn hat sicher sehr genau gemessen und kalkuliert und hatte bestimmt besonders dicke Leute zur Verfügung, die dort probestitzen mußten, nehme ich an.

Aber jetzt ist halt Platzmangel.

Aber jetzt ist halt immer alles besetzt.

Die Lücke manchmal auch. Das kommt auf den Ausdehnungskoeffizienten der beiden Sitzler an. Und nun steigt noch jemand ein, der hat ein scharfes Auge auf jede Lücke. Er stellt sich harmlos ganz in ihre Nähe. Man kann doch nicht immer darauf achten, daß kein Stückchen Bank zwischen einem selbst und dem Nachbarn hervorschaut, nicht wahr! So erscheint denn plötzlich so ein win-

zig kleines Stückchen Bank. Sehr freundlich und sehr blitend sagt dann der Neue: „Ach, da ist ja noch ein kleines Plätzchen, würden Sie wohl gestatten...“ Die beiden tun so, als ob sie rückten, und schon ist der Dritte zwischen ihnen. Nein, noch nicht zwischen ihnen, er sitzt vorne irgendwo wie ein Kanarienvogel auf dem Stengel. Er ist ja so dankbar, und möchte am liebsten zwitschern. Und er zwitschert: „Ja, ja, heutzutage muß man sich gegenseitig helfen, heute muß man zusammenrücken.“ Es klingt so, als ob er sich selbst gegenseitig helfen müßte, als ob er zusammenrücke. Er ist ganz Volksgenosse, und sitzt nur so ein wenig ganz vorne, das liebe Vogeli.

Nun hat der Mensch aber eine meistens unbenutzte Fortbewegungsmöglichkeit. Das geht so vor sich. Man zieht den einen der beiden Sitzmuskel, Glutäus genannt, zusammen, dreht sich auf ihm rückwärts, macht das gleiche mit dem andern und fährt so fort. Man kann auf diese Weise große und kleine Schritte tun. Das muß man im Gefühl haben, ob man rechts oder links antritt.

So macht's der Dritte, und wenn seine Nachbarn nicht ganz aufmerksam sind, sickert er in ihre Front ein, bläht sich auf und füllt mehr als die Lücke. Dann sagt er freundlichst: „Es geht alles heutzutage, wenn man nur guten Willen hat.“ — Und er ist sehr zufrieden.

ANRUF

So schmer und dunkel ist die Nacht.
 Man liegt und wacht
 und lauscht — auf was? Ach ja, auf was?
 Und hört das Grao
 der bitterbölen Möglichkeiten wachen...

Einbildung, Alter! Unfinst! Faxen! ...

Wie täte jetzt Mußh dem Herzen gut:
 ein Schubertlied, das in sich selber ruht,
 ein Mozart oder Bachprälium ...

Die Welt bleibt stumm.
 Die Zeit verrinnt ...

Mit einemmal, beim Nachbarn, schreit ein Kind,
 ein winzig kleines, durch die Dunkelheit.
 Und dieses Schrei'n, am Tag vermaledeit,
 jetzt in der Nacht ist's wie ein Ruf des Lebens,
 ein Schlachtruf refoluten Widerstrebens ...

So nimm denn, was sich beut, und sei nicht närr'ich:
 »Oh Kinderfähr'n zu een Gefangbauhoerfähr!«

Dr. Omiglaß



„Wenn du einem Mann den kleinen Finger gibst, will er gleich die ganze Hand!“
„Ach, Rudi hat mit dem ‚Kleinen Finger‘ erst gar nicht angefangen!“

Tappa saltata: „Se ad un uomo dai il dito mignolo, egli vuole subito tutta la mano!“,
„Ah, Rudi non ha nemmeno ancora cominciato col 'ditino, !,“



„Angenehm ist es nicht, so fest an der Strippe gehalten zu werden!“

„Tut nichts, das ist bereits 'n gesundes Training für die Ehe!“

Addestramento al nuoto: "Non è piacevole esser tenuta sì forte al tirante!.. — "Non fa nulla; è già un sano allenamento pel matrimonio!..

FETT GEDRUCKT

VON HANS KARL BRESLAUER

Das ist auch schon eine Ewigkeit her. Damals lag ich, der Direktor eines kleinen Tingelwagels in Amsterdam hatte mich wegen gänzlicher Unfähigkeit hinausgeworfen, ohne einen Knopf im Vermögen zu haben, auf der Straße, und Lizzy, mit der mich so etwas wie zarte Bande verknüpften die wollte partout nicht mehr mit mir, ihr gefiel diese chronische Goldbauteilkrankheit nicht. Mir auch nicht, aber das ist ein anderes Kapitel. Zu jener Zeit hatte ich einen Schneider, der zusagen für meinen äußeren Adam sorgte und den ich damit bezahlte, daß ich immer drei Strich Backbord segelte, wenn ich ihn irgendwo in der Nähe wußte.

Doch ich will hübsch bei der Stange bleiben und gleich sollt ihr sehen, was für tolle Luftsprünge das Leben zu machen imstande ist, wenn es mit einem Menschen etwas vorhat.

An dem Tage, an dem sich diese Geschichte ereignete — es war an einem 31. Januar und hundertkalt — ging ich über den Voorburgwal, es mich an den Auslagen der Delikatessengeschäfte satt und faßte eben den Entschluß, die zwei Anzüge die noch in meinem Schrank hingen, einem Trödler zu verkaufen, als ich meinem Schneider in die Arme fiel.

„Herr Schnurcks“, sagte er, „so können Sie nicht herumlaufen, so ungebügelt. Ich werde Ihre Anzüge ebbolen und aufbügeln. Ein Künstler muß ordentlich aussehen, wenn er Erfolg haben will!“ Na, überlegte ich, kommt mir gerade zupass, der Schneider; wenn die Anzüge gebügelt sind, gibt mir der Trödler das Doppelte dafür... Und wir suchten meine Wohnung auf.

Ich trat, um die Schneiderseele nicht in Verlegenheit zu bringen, zuerst ein, deckte Lizzy, die noch im Bett lag, bis über die Ohren zu und gab dem Schneider die Anzüge.

Er schlug sie in ein schwarzes Tuch ein und drückte mir die Hand.

„Gegen sieben Uhr erwarte ich Sie, Herr Schnurcks, können sich dann gleich umziehen bei mir. Auf Wiedersehen!“

Kaum war er draußen, steckte Lizzy den Kopf unter der Decke hervor und maulte:

„Schönes Leben an deiner Seite! Verdienst nichts und läßt dir die Anzüge aufbügeln, anstatt sie zu Geld zu machen. Wie soll ich neben dir zu einem Wintermantel kommen?“

Hatte so unrecht nicht, die Lizzy. Wer ein verheißt hübsches Ding und hätte vom erstbesten Goldsack einen Pelz und ein Auto dazu haben können. Doch sie hing an mir — jawohl, das tat sie.

„Laß dir erklären“, sagte ich verlegen grinsend, „laß dir erklären, Lizzy —“

„Ich pfeif auf deine Erklärungen!“ fauchte sie, warf die Decke zurück, fuhr in Strümpfe und Schuhe, lief wütend in dem kalten Zimmer herum und der Nackadel verwandelte sich in eine Dame. „So —“, sie schlüpfte in ihren dünnen Mantel und stellte sich vor mich hin — „jetzt verdulte ich! Ich hab den Unsinn satt! Werde schon irgend jemanden finden, der mir etwas zu essen gibt. Und heut abend gehe ich in die Tulpen-Bar, daß du's nur weißt!“

„Lizzy“, sagte ich schüchtern, „warte die paar Stunden, bis ich die Anzüge verkauft habe —“

„Danke —“, rief sie, „ich will mein Leben genießen! Adieu, Herr Schnurcks!“

Das war der Abschied...

Um sieben Uhr kam ich zu meinem Schneider. „Herr Schnurcks“, empfing er mich, „es ist alles gebügelt. Ziehen Sie sich um.“

„Geh!“, sagte ich, „ich muß im Cut bleiben.“ Dann damals war so ein Cutaway noch ein notwendiges Übel. „Werde von einer Dame in der

Tulpen-Bar erwartet. Ich bin nur gekommen, mir die Anzüge zu holen.“

„Na dann“, sagte mein Schneider, „na dann... Da werde ich Ihnen aber wenigstens die Hose bügeln, die Sie anhaben; die sieht ja aus wie das Knie von einem verbeulten Ofenrohr!“

Damit war ich natürlich sofort einverstanden, hing meinen Überrock an einen Haken und zog die Hose aus. Mein Schneider legte sie auf das Bügelbrett, nahm das Bügeleisen vom Ofen, einen glühenden Stahl aus der Glut und schrie mich an:

„So — du Illusi Du Gauner! Jetzt mach aber, daß du rauskommst! Seit Jahr und Tag bist du mir die Anzüge schuldig —“

Ich wollte etwas sagen, wollte wenigstens meine Hose, aber er brüllte wie ein Filmregisseur:

„Schnauze halten — und raus!“

Ich wollte meinen Mantel retten, als ich mich jedoch umdrehte, um ihn an mich zu reißen, fuhr mir der verdammte Schneider mit dem heißen Bügeleisen hinten drauf...

Na, das war eine Überraschung! Ich schoß nur so zur Tür hinaus, flitzte — ohne Hosen, im flatternden Hemd — verfolgt von dem irrsinnig gewordenen Schneider, durch die Straßen, bis ich endlich in irgendein Haus stürzte, eine Treppe

Enttäuschung - Delusione

(J. Herrmann)



„Am ganzen Strand ein einziger alter Mann — und das nennt sich dann ‚Idyllischer Aufenthaltsort!‘“

„Per tutta la spiaggia un solo uomo... vecchio! E poi questo si chiama un luogo di soggiorno idillico!“

ROMAN

VON ARTHUR RIMBAUD / DEUTSCH VON GERHART HAUG

I.

Man gilt noch nicht für voll mit siebzehn Jahren.
Doch eines Abends mag man weder Wein noch Bier,
Noch glitzernde Cafés und lärmendes Gebaren,
Und man lustwandelt auf der Promenade hier.
Die Linden duften süß in diesen Juniabenden.
Die Luft ist, ach, so mild, daß die Augen schließt.
Der Wind kommt aus der Stadt und üht dumpfen Schächten,
Daß er von Wein- und Biergerüchen überfließt.

II.

Doch da erblickt man plötzlich so ein kleines Fleckchen
Ganz dunklen Blaus, von einem zarten Zweig umgrent.
Ein trübes Sternchen sticht hindurch, ein kleines Eckchen,
Mit süßem Schauern zwinkert es ganz weiß und glänzt.
O Juni-Nächte! — Rausch der siebzehn Jahre!
Champagnerhaft ist jeder Sinn entwickelt.
Man schweifft herum, spürt einen Kuß im Haare,
Der leise wie ein kleines Tierchen zwinkt.

III.

Das weite Herz — es robbt ein in den Romanen.
Da — in den Gastaterienlicht, das trübe blaut,
Erscheint ein Fräulein, klein und reizvoll, kaum zu ohnen,
Im Schutz des Vaters, der aus steifem Kragen schaut.
Und da sie dich unsagbar köstlich findet,
— Ihr Stiefelpaar geht stets im selben leichten Trab —
Dreht sie sich keck und lachend um und schwindet.
Die stirbt das Liedchen auf den Lippen plötzlich ab.

IV.

Du bist verliebt, bist bis August geborgen.
Du bist verliebt, daß sie dein Dichten lachen macht.
Die Freunde fallen ab. Du gehst in tiefen Sorgen.
Dann — eines Abends hat sie dein gedacht,
Heut gehst du wieder ins Café mit lärmendem Gebaren,
Trinkst süße Limonade oder dunkles Bier . . .
Man gilt noch nicht für voll mit siebzehn Jahren,
Hat nur die grünen Linden auf der Promenade liebt.

hinaufstolperte und verzweifelt lauschend stehen blieb.

Ich keuchte nur so vor Aufregung, sah mich um, wo ich denn eigentlich hingetran war, und erkannte den schwachbeleuchteten Garderobengang eines Theaters oder einer Variétébühne. Eben überlegte ich, ob es schon ratsam sei, den Rückzug anzutreten, als ein Herr allens aus einer Tür trat, stutzte, stehen blieb, mich anstarrte, in Lachen ausbrach und rief:

„Bumm — Junge — daß du da bist! Und im Kostüm auch schon!“

Ich wollte etwas erwidern, aber ihr müßt wissen, daß ich, wenn ich aufgeregt bin, stottere, verzweifelt stottere; so stark stottere, daß ich kein vernünftiges Wort herausbringen kann.

„Ja — ja —“, lachte der Fremde, „ich weiß, was du sagen willst! Bist ein goldiger Junge! Hast das Engemüß früher antraten wollen . . . Konntest also doch loskommen in Rotterdam — nicht wahr? Na, komm, du hast mir das Programm gerettet heut abend. Zwei Nummern mußten vorzeitig abbreiten, und Ersatz war keiner aufzutreiben. Zahl dir das doppelte Honorar — jawohl, das tu ich!“ Und dann schrie er:

„Inspizient! Na, mach schon . . . Spring auf die Bühne, sag dem Ansager, diesem Idioten, er soll Bumm ankündigen . . . Ja — reiß das Maul nicht auf — Bumm als nächste Nummer!“

Was nun mit mir geschah, das geschah alles so blitzschnell, daß ich keinen Gedanken fassen konnte.

Der Direktor schleppte mich auf die finstere Hinterbühne, draußen im grellen Licht der Scheinwerfer schwelte eine von Bumm, von der Silvesterüberraschung für ein P.T. Publikum Applaus knietierte. Dann schob, stieß, boxte man mich — und ich stand, nein, ich fiel auf die Bühne.

Mußte ein unbildes Gesicht gemacht haben; denn das Publikum lachte, es lach, im Cutaway, mit zerissenen Schuhen und grasgrünen Socken, mich langsam aufraupelte und ängstlich umharrte. Hinter den Kulissen bog sich das Personal vor Lachen. Der Direktor warf sich auf einen Sessel, Tränen rollten über seine Wangen; es stieß ihn der Bock, so lachte er — dann schrie er mir zu: „Fang — schon — an — Ich — kann — nicht — mehr —“

Da brüllte ich zurück, das heißt, ich wollte brüllen: Ihr Affenband!

Aber, wie gesagt, wenn ich aufgeregt bin, dann stottere ich — und ich kam über I — I — I — I — A — A — A — nicht hinaus.

Das Publikum schluchzte vor Vergnügen, ich wurde immer verlegener, hörte, wie diese irdische, dunkle Hohlung vor mir aus tausend weißlichgrauen Kohl köpfen ein immer lauterer Wiehern ausspulte, das sich über mich wälzte und mich zu verschlingen drohte — und wollte davonrennen . . . Kaum machte ich kehrt, da tobte das ganze Haus, daß die Mauern erzitterten; denn mein Hemd, das hatte der wütende Ziegenbock mit seinem glühenden Neht versengt . . . Das wußte ich damals noch nicht und blieb verdutzt stehen . . . Warum lachte sie, wenn ich mich umdrehe, überlegte ich, warum? . . . Wahrscheinlich hat mir irgendein Mondkalb einen Zettel angehängt . . . Zögernd drehte ich mich um, testete mit den Händen meinen Rücken ab — und das Lachen wurde zum Gebüll . . . Was kann es sein? zermarterte ich mir das Hirn, kam mir grenzenlos elend vor auf dieser greilbeleuchteten Bühne und wollte verzweifelt in die Kulisse flüchten . . . Aber wohin ich auch lief, überall jagte man mich zurück . . . In meiner gottsjämmerlichen Angst entschloß ich mich schon, ins Orchester zu springen — da erscholl es immer lauter: „Von wo kommt du?“

„Erzähl!“

„Wo kommt du her?“

Mir traten die Augen aus den Höhlen. Der Schweiß stand mir auf der Stirne, und ich konnte mich kaum noch auf den Beinen halten.

Der Direktor brüllte aus der ersten Kulisse: „Mach schon — als verlangten deinen Schläger! Erzähl, wie du hergekommen bist!“

Na — da packte mich der Mut der Verzweiflung und ich erzählte, nein, ich stotterte die Geschichte von meinem Schneider und seinem Bügeleisen. Als der Vorhang lief, wollte der Applaus kein Ende nehmen. So etwas hatte man im Trianon-Variété noch nicht erlebt.

Der Direktor fiel mir um den Hals.

„Bumm — du hast ein neues Entree . . . Ich dachte schon, du wirst das alte bringen, das mit dem versäumten Zug und dem verwechselten Auto. Aber das neue ist ja viel besser!“ Ich konnte nicht mehr ich war so ausgetrocknet im Hals und auch innerlich, daß ich nur immerzu nickte.

„Da hast du das Honorar für heut abend — zehn hundert Gulden. Und morgen kommt du um zehn Uhr dreißig dran, genau laut Programm . . .“ Der Direktor schüttelte mir die Hand. „Gute Nacht, mein Junge, geh schlafen, du wirst müde sein.“ Ich stand wie vor dem Kopf geschlagen allein im Garderobengang. Oben auf der Bühne begann die

Revue; alle waren dort beschäftigt, kein Mensch kümmerte sich um mich; da stolperte ich in die nächste Garderobe, zog einen Frack an, der dort hing, steckte die hundert Gulden in die Westentasche, nahm einen Überrock, Hut und Stock, und fuhr in die Tulpen-Bar, wo Lizzy trübsalbläsend an einem Tischchen saß.

Die starrte, als sie mich im Frack sah, engotet mit hundert Gulden. Wir tanzten selbstverständlich einen Versöhnungswalzer, und als wir uns wieder an unseren Tisch setzten, bückte sich ein Herr, der mit einer Dame an einem Nebentischchen saß, hoch etwas auf und sagte: „Mein Herr — ihr Garderobescheln.“

Ich dankte höflich, und als wir bald darauf aufbrachen, bekam ich in der Garderobe einen noblen Biberpelz und Lizzy einen Nerz, einen prächtigen dunklen Nerz.

Die war platt, das könnt ihr auch vorstellen. Trotz dem bewahrte sie Haltung. Ja, sie war immer so etwas wie eine Dame gewesen.

Am nächsten Abend gingen wir ins Trianon-Variété. Ich wollte Bumm, den echten Bumm sehen.

Er war eine schlechte Kopie von mir. Stotterte bloßsinniges Zeug zusammen, hatte ein unmögliches Kostüm an und wurde ausgepöffelt.

In der Pause ließ ich den Direktor zu uns in die Loge bitten. Er knickte förmlich ein, als er Lizzy Normantall sah, und als ich mich ihm zu erkennen gab und den Irrtum aufzeigte, winselte er mich an, bei ihm aufzutreten. Ich tat es.

Die Premiere war derselbe Erfolg wie mein unfreiwilliges Debut — und selbde wird mein Name in den Zeitungen und auf den Plakaten fest gedruckt — und ich bin der Unerreichte.

Nur muß ich in Stimmung sein; und dazu habe ich mir — schon aus Dankbarkeit, meinen Schneider engagiert. Wenn mein Auftritt kommt, rennt er mir — dem Bügeleisen nach. Mit dem heißen, natürlichen, Von der Garderobe bis auf die Bühne. Und wenn ich nur die Hitze spüre, werde ich schon ein anderer Mensch und das Publikum brüllt vor Lachen.

Den Nerz haben wir mit einem höflichen Entschuldigungsschreiben in die Tulpen-Bar zurückgeschickt und auch den Biberpelz. Dafür habe ich Lizzy später einen Zobel gekauft — und damit hat sie dann Karriere gemacht. Beim Film oder beim Theater — ich weiß nicht wo.

Ja — wenn ich nicht der Unerreichte geworden wäre — aber so — zu viel Geld ist eben auch kein Kitt für die Liebe!



Mostra collettiva

AUS DEM TAGEBUCH EINES RADFAHRERS

VON BRUNO WOLFGANG

3. 5. — Die verschiedenen Dokumente, Ausweiskarten, Bestätigungen, Zahlungsaufträge, Mahnungen und sonstigen amtlichen Schriftstücke, die das Lebensweg des Menschen begleiten, müssen von Zeit zu Zeit durchgesehen und gesichtet werden, ähnlich wie Vorräte von Getreide, holländischen Rüben und anderen Lebensnotwendigkeiten (soll heißen: Lebensnotwendigkeiten) das D blicke in der Maschine. Möge sie ihren Willen haben und da umgeschauelt werden müssen. Gestern beim Umschaueln meiner Schreibbüchse stieß ich auf meinen Führerschein. Rührung erfaßte mich als ich das schöne Frühjahrs 1933 gedachte, da ich Schulte an Schulte mit wesentlichen jüngeren Leidensgefährten um die Herrschaft über den Motor rang. Vor oder nach dem Tageserwerb stand mir wie leicht klopfendem Herzen auf dem Hauptplatz der kleinen Stadt, den Kühe und Ziegen bedrückten Schrittes überquerten, sanfte harmlose Geschehnisse, für uns aber Gegenstände des Schreckens, da sie dem Übungswagen ungenügend auswichen und unberechenbar waren, wenn unsere hastig suchenden Beine statt der Bremse das Gas erwischten.

Manch schönen Frühlingsabend saßen wir dann in der kleinen Stube beim theoretischen Unterricht vor Wandtafeln und Modellen und sogen das Gemisch aus Theorie und Praxis ein, das vom Vergehen des Gehirns in geistige Kraft umgewandelt werden sollte. Da saßen viele brave Bauernburschen aus Pitzing, Himmerstedau, Radldorf und Zweiselstetten, alle tüchtige Schwerverfahrer, die schon als Bubem dem Vater beim Lastwagen ausgeholfen hatten. Sie konnten alle fahren, nur wußten sie nicht, warum. Es fehlte ihnen die Theorie und vor allem die Prüfung. Schwer war es mit den vielen Fremdwörtern. Einer verwechselte mit absoluter Sicherheit Kompression und Explosion. Ein anderer verfolgte mit Entsetzen den Gang der Ventile, der ihm ewig ein düsteres Geheimnis blieb. Aber schließlich ging alles gut. Auch ich erhielt eines Tages die Bestätigung der bestandenen Prüfung und die Erlaubnis, ein Kraftfahrzeug mit Antrieb durch Verbrennungsmaschine der Klasse 3 und 4 zu führen.

Wehe mir und der Menschheit, wenn ich von dieser Erlaubnis wirklich Gebrauch machen würde. Seit der Prüfung habe ich nie mehr einen Volant berührt, ich habe nie ein Auto besessen, und hätte ich jetzt eines, und hätte ich sogar Benzin, so hätte ich doch nicht den Mut, mich auf meine Mitbürger einzulassen. Es sind Jahre vergangen. Ich habe nichts als meinen Führerschein und der Schein, wie so oft, trügt.

Ich habe mein altes treues Fahrrad wieder in den Stand gesetzt. Da bin ich nicht mehr der Sklave des Motors denn ich selbst bin der Motor. Der billigste Motor ist der Mensch. Er braucht nur sehr wenig Fett und kann mit etwas Magerlein bei täglich einmaligem Tanken geräuschlos und fest gütlich betrieben werden. Ich bin allerdings fünfundzwanzig Jahre lang nicht mehr gefahren und die Straßen erschienen mir anfangs etwas zu schmal für meine Fahrkunst. Aber wo ein Wille ist, ist auch ein Radfahrerweg. Mutig bestieg ich meine knarrende Maschine und fühlte stolz wie einst Gaillet: „Und sie bewegt sich doch!“

15. 5. — Ich habe die Kunst des Pedalaufstieges wiedergefunden. Allerdings nach mehreren mißglückten Versuchen. Zwei Tage später konnte ich schon den einen Arm wegstrecken, um den Hinterradarmen die von mir ersetzte Fahrtrichtung anzuzeigen. Am Ende der Woche war ich bereits imstande, mich zu schneuzen, auf die Uhr zu sehen und Rockknöpfe auf- und zuzumachen. Die Bestätigung der Glocke war überflüssig, da das beständige Klappern und Scheppern meines Rades mich von weitem ankündigte.

20. 5. — Erste Übungsfahrt ins Gelände. Sie war

als Vergnügen gedacht, gestaltete sich aber mehr zu einem Kampf des Geistes mit der widerstandsfähigen Materie. Der Teufel — der ohne Zweifel existiert — hatte recht ansehnliche Kräfte aufbewahrt. Zunächst den drehbaren Gegenwind. Ein Gegenwind sollte sich naturgemäß auf der Rückfahrt als willkommene Unterstützung auswirken. Dem ist aber nicht so. Der Gegenwind dreht sich immer nach dem Radfahrer. Welche Richtung immer der Fahrer einschlagen mag, der Wind bläst stets von vorn. Dem gegenüber versagt die Wissenschaft. Wie es der Wind fertig bringt, zwei in entgegengesetzter Richtung fahrenden Radfahrern gleichzeitig ins Gesicht zu blasen, ist seine Sache und zweifellos eines Teufelswerk.

Da ich mich durch den Gegenwind nicht abschrecken ließ, flog mir alsbald mit niedertrichteriger Genauigkeit eine kleine Mücke ins Auge. Natürlich gerade in das, mit dem ich besser sehe, und selbstverständlich genau in den Augenblicke, als ein altes Weib dicht vor mir auftauchte und hinter mir das scharfe Signal eines Rettungswagens ertönte. Alles schien für einen Unfall aus beste vorbereitet. Aber ich lenkte mit kühnem Schwung auf den Gehsteig, und geradewegs in eine Gemüsehandlung, zum Schrecken der zahlreich versammelten Frauen. „Stellens Ihnen nur hinten an!“ rief eine glittige Stimme. „Sie bemühen sich umsonst“, sprach die Verkäuferin mit eisiger Höflichkeit, „Spinat gibts nur für Kunden.“ Ich entschuldigte mich höflich. Da ich nichts kaufte, waren alle einschließliche Verkäuferin, zufrieden. Ich entfernte die Fliege und schließlich mich.

Bald merkte ich, daß das Fahren in der Stadt seine Schattenseiten habe. Ich bog in die Barockgasse ein, in der der Verkehr der Straßenbahn angenehmerweise eingestellt ist, und beschloß mich mit dem, den Schienen durch Zickzackfahren geschickt auszuweichen. Das Pflaster

aber, konnte ich nicht vermeiden. Es ging bergab, das Rad hüpfte wie besessen und klapperte wie ein blecherer Totentanz. Die Leute blieben stehen und starrten mich mit leiser Grauen an, als sähen sie einen apokalyptischen Radfahrer über die Welt einherfegen, um das Herannahen von sieben mageren Jahren anzuzeigen. Ich kämpfte tapfer um mein Leben. Endlich mündete die Straße in sanften Asphalt. Ein kleines Hüfchen Pferde mist milderte mein allzu rasches Tempo. Freundliche Mitmenschen — die es auch gibt — brachten mir meine Kappe und die Pumpe, die ich irgendwo verloren hatte.

Endlich war die Stadtgrenze erreicht. Straßenbahnkreuzungen, Kreuzungen mit Menschen blieben hinter mir, die freie Landstraße lockte ins Weite. Kräftig stieg ich in die Pedale, obwohl mir die Beine immer noch ein wenig zitterten. Von fern grüßte die Burg Kreuzenstein herüber. Die Straße war glücklicherweise nicht gepflastert. Dennoch aber stieß das Rad wie ein böckiger Maulesel. Ich schob dies in den Gegenwind. Aber plötzlich hörte ich eine Stimme hinter mir: „Söl Söl ham ja ke Luft im Hinten...“ Mehr hörte ich nicht. Ein Radfahrer überholte mich in rascher Fahrt, deutete nach etwas mit der Hand und entschwand. Ich stieg ab und betrachtete mein Hinterrad. Es ähnelte einer sieben Tage alten Leberwurst seligen Angedenkens. Ich pumpta aus Leibbeskräften. Aber es blieb noch wie vor schlief und tat. „Da hams an unredlichen Pötschen“, sagte eine freundliche Stimme, „vielleicht ist nur das Ventil hin.“ Schon schraubte der gute Mann unten herum, dann schüttelte er den Kopf. „Nee, da müßens irgendwo einen Nagel haben.“ Wir untersuchten gemeinsam den Mantel. Es war nichts zu finden. Nun trugen wir das Rad gemeinsam bis zum nächsten Wirtshaus. Dort vor einem großen Schuppen stand eine ältere Frau. „Aha, Sie brauchen ein Wasser?“ sagte sie teilnahmsvoll und deutete auf einen Kübel. Wir tranken zunächst zwei Biere, dann holte ich den Kübel, wir zogen mit Interesse den Schlauch durch das Wasser und sahen endlich die ersehnten Luftbläschen aufsteigen. „Jetzt hammers“, sagte der Mann. Ich bestellte nochmals zwei Biere und wir begannen zu klauen. Dann machten wir eine Pause und tranken noch eins. „Könnens den Mantel wieder aufgeben?“ fragte der Mann. „Nein“, sagte ich wahrheitsgemäß. „a nö!“ Wir warteten also auf einen weiteren Helfer, der mich fünften Bier endlich eintraf und Mantel und Rad kunstgerecht aufmontierte. Er trank nur drei Biere, weil er wenig Zeit hatte. Für Kreuzensteln war es schon zu spät. Ich wandte mein Rad heimwärts. Mein neuer Freund schwankte eine Zeitlang die Straße entlang, ganz nach Art eines Betrunknen. Das war mir ein Rätsel. Dann falls er tatsächlich betrunken war, könnte dies keinesfalls die Wirkung dieses Bieres sein, sondern nur die Erinnerung an einst genossenes wirkliches Bier — Suggestion des Wortes Bier. Name ist doch nicht so ganz Schall und Rauch, wie Goethe meint.

24. 5. — Ich habe mich von meiner Überlandfahrt schon wieder erholt. Es war ähnlich wie mit dem Bier. Weniger ein Vergnügen als die Erinnerung an ein solches. Vergnügungsfahrten sind nicht zeitgemäß. Das sagt auch meine Frau. Sie hat es ein wenig in den Beinen, und die Wirtschaft fällt ihr schwer. Da kann ich mich nützlich machen und zur Erleichterung des täglichen Lebens, das auch kein Vergnügen ist, ein wenig beitragen. Ich fahre zur Fisch- oder Geflügelhandlung und sehe nach, welche Nummer jetzt an der Reihe ist. Ich fahre als Späher zur Gemüsehandlung und sehe nach, ob viele Frauen dort stehen und ob die Frau Lackner, die immer eine halbe Stunde lang bestellt, dabei ist. Wenn die Lage günstig ist, melde ich dies eilig meiner Frau, damit sie sich hingehen und kostbare Zeit ersparen kann. Ich

Nähe der Front

In der Sonne liegen,
Atmen mit naktcher Brust,
In rieselnder Wiese sich wiegen —
Reinste, tiefste Lust!

Ein Wispern in Rispfen und Rauten.
Aufstehen die Gräser im Wind.
Schwebeln im tiefdurchblauten
Himmel, pfelgeschwind.

Aber noch tiefer im Blauen
Pfeilen zwei Jäger dahin
Blauer Mond im Blauen
Ohne irdischen Sinn.

Blendend, wunderbar türmig
Wolkengebirgtes Land:
Birken, feberstürmig
Unter der Wetterwand.

Drüben dumpfes Rollen,
Größer, als Donner spricht;
Wetter des Kampfes grollen
Durch das klingende Licht.

In der silbernen Segnung
Kehren Soldaten zurück,
Schweigend. Ihre Begegnung
Dunkelt in jedem Blick.

WILHELM FLEISCH



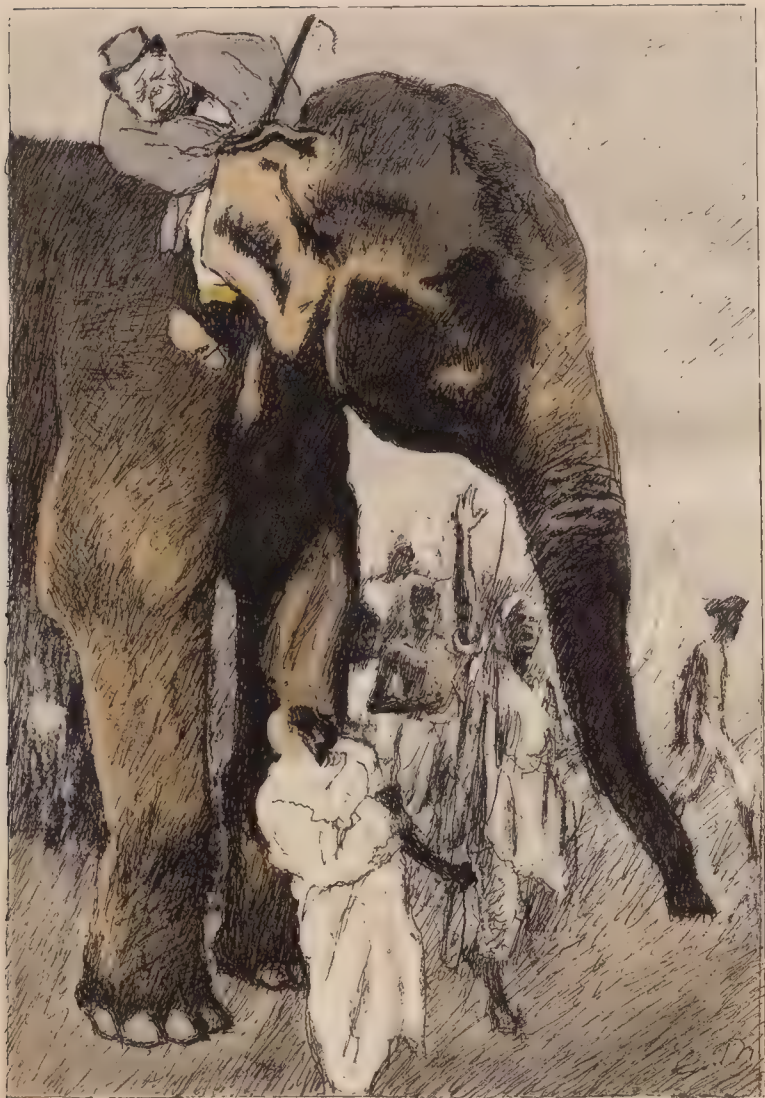
„Niemand hat Mitleid mit mir, obwohl ich die Hauptlast in diesem Kriege trage!“

Lamento della Wallstreet: „Nessuno ha compassione di me, sebbene sopporti io il peso principale della guerra!“

hole die Zeitung, Briefmarken, Zündhölzchen, Pap-
peler, Futter für den Hund und Blumen für fest-
liche Anlässe. Ich trage die Schuhe zum Schuster
und fahre dann durch mehrere Monate immer
wieder nachfragen, ob die Sohle schon fertig ist.
wieder fahre auch ins Kino und frage an, ob uns güt-
igst zwei Karten für die Abendvorstellung über-
lassen werden können. Ich befördere die Briefe,
und leider auch Geld, zur Post, ich hole volle
Flaschen und trage leere zurück, ich fahre in die
Apotheke, zum Luftschutz, zur Kartenstelle, zum
Steueramt. Einmal zischt das Vorderrad, einmal

das Hinterrad — tut nichts, ich flicke die Löcher
immer wieder, wie bei meinem Nachthemd. Ich
kann auch schon allein den Mantel aufmontieren.
Ich tue nur kleine Dinge. Aber auch die müssen
getan werden und ich fräue mich, daß ich da-
durch meine Frau entlasten kann, die einer Er-
leichterung dringend bedarf. Der Mann ist freilich
zu größeren Dingen geschaffen. Aber selbst Her-
kules hat einst sieben Jahre bei der Lyderkönigin
Omphale in Weiberkleidern am Spinnrocken ge-
arbeitet und wird trotzdem als Heros verehrt.
Ansonsten ist es immer ein Verdienst, zu helfen,

wenn auch nur der eigenen Frau. Dazu hilft mir
mein altes Rad. Deshalb liebe ich es und lehne
den häßlichen Ausdruck „Drahtesel“ ab.
29. 5. — Ich habe in aller Stille meinen 72. Ge-
burtstag gefeiert. Meine Frau schenkte mir einen
Blumenstrauß und kochte einen Blümchenkaffee.
Zu diesem bekam ich aus Anlaß des Festtages
ein Stückchen Zucker mehr, das ich heimlich mit
dem Hund teilte, weil er es gar so begehrtlich
ansah. Mein Nachbar, der Mechaniker, schenkte
mir sieben Tropfen Öl für mein Fahrrad. Sie ha-
ben ihm (dem Fahrrad) sichtlich wohlgetan.



„Halloh, Sie da unten, überlassen Sie mir die Führung. Ich mache das seit Jahren von oben!“ — „... und ich von unten!“

Guida nelle Indie: „Ehi faggiù, lasciate guidare a me! Da parecchi anni lo faccio 'da sopra!, — „... ed lo 'da sotto!,,

VIGNETTEN AM LAWINENRAND

VON EUGEN SKASA-WEISS

(PK.) Die Lawine hat sich einfach über die Straße zum Fjord gelegt, sogar den Stachelzahn vor dem Kieselstrand hat sie noch angeknickt.

Es ist eine große Lawine, die da heruntergekommen ist, sie kann sich sehen lassen. Man hört sie gleichsam noch poltern, nachdem sie schon etwas grau und verfallen in der Mittagsonne lungen, und immer noch traugig darüber ist, daß sie niemand auf der Straße erwisch hat.

Denn Lawinen, die nichts und niemand zusammenzuschlagen, wären besser gar nie geworden, das ist uralties Lawinen-Einmaleins, das nicht des frömmste ist.

Sie hätte ein Aufhebens von sich gemacht wie ein Erdbeben, erzählten die Soldaten, die sie nun stückweise wegschleppen müssen, wobei die Mänsche ihre Gesichter bronzten macht.

Wer den mythologischen Blick hat, der würde behaupten, diese zerschellte Lawine sähe aus wie ein Fladen der Kuh Audhumble, die dem nördlichen Riesen Yme als Milchtrier gedient hat. Yme war der Urvater aller Riesen, und einer der nördlichen Hermaprodien, dem die Parthenogenese mehr als ein Schulbegriff der Riesen war; er gebar also übrigen Riesen aus sich selbst, und die Kraft, dazu kam ihm von der Milch der Kuh Audhumble.

Fast am Rand des großen Lawinenfladens hat das Postschiff angelegt. Es ist so klein neben dem vielen Schnee, daß man denken muß, Gulliver wäre mit einem Schiffchen in das Land der Riesen gelangt. Doch die Namen, die auf den Briefen und Paketen stehen, welche das Postschiff ausliefert, mahnen dich daran, daß die Welt in dem Schiff schon eine gewisse Größe besitzt. Es sind Briefe und Pakete an Leute, die mit Vornamen Sverre, Trygve, Knut, Thorsten und Aslaug heißen. Gewaltige und romanhafte Namen für so stille Menschen, wie sie hier am Kai stehen und die Neugier am Zugel halten. Vielleicht ist Gulliver dennoch im Land der Riesen, und sie stellen sich nur so klein, um nicht unmodern zu sein.

Ein Fährsteg steht über den morschen Holzsteg aus und besteht sich, daß das Postschiff ja doch noch eine Viertelstunde bleiben wird, den Schanden der Lawine aus der Nähe.

Zwei kleine Hunde, ein Elchhund und so ein flatterhaft schwarzer Solfaksenzerrwähler, der etwas Selbstgestricktes in seinem ganzen Wesen hat, finden die Vorstände des fremden Fährsteges in des Niemandstend der Lawine sträflich, ja, verdammenswert. Bei jedem Schritt, den er aufwärts tut, um die aufgesessene Kraterküche mit dem Blick eines einsamen Forschers im ewigen Eis in Augenschein zu nehmen, umklaffen sie ihn wild und machen Anstalten, an ihm hochzuspringen und ihn zu zerstückeln. Er scheint jedoch ein Verschwörer von Hund zu sein, denn er wehrt ab und beachtet sie nicht.

Plötzlich erfüllt sich sein Forschersicksel. Er sackt in ein Schneefeld, zerspringt nur bis zu den Hüften, doch als er flucht und strampelt, verschwinden auch noch die Arme. Bloß der Kopf sieht verblüfft und etwas geschwinden belustigt aus dem Lawinengräß.

Seine Belustigung aber verschwindet, als die Männer mit den Namen Sverre, Trygve, Knut und Thorsten laut zu lachen beginnen und Aslaug, wie vermutlich die gedörrte Blonde in den himmelblauen Kniehosen heißt, aufkreischend die beiden Hunde zu sich ruft. Die beiden Hunde nämlich, die zum Ausdruck bringen, daß sie recht behalten haben, sind außer sich vor Schadenfreude und Begeisterung über das Ungewöhnliche, das dieser Mann da in ihre abenteuerlose Landschaft gebracht hat. Sie umtanzen seinen Kopf, der sich sehr verfinstert, mit Indignation und belien ihn nach ins Gesicht. Der flatterhafte schwarze Solfaksenzerrwähler bemerkt sich jedoch im sel-

ben Moment auf seine Berufung zur Zärtlichkeit und zur aufdringlichen Neckerei — er springt dem Mann, der nur noch aus Kopf besteht und nun schon gar nicht mehr tierfreundlich aussieht, liebenswürdig ins Gesicht und leckt ihm winselnd über Backen, Hals und Augen. Dies verdrößt den weitaus männlicher aufgelegten Elchhund darauf, daß er den Selbstgestrickten zu beißen beginnt, während der Mann in der Lawine nach den beiden Kötern, die nun in Schneegestöber und Rauferei versunken sind, verzweifelt spuckt. Der Elchhund aber bestätigt dem spuckenden Kopf mit bedrohlichem Knurren, daß nicht gut Kirschen mit ihm essen sei, und der Mann schließt in seinem Schneefeld um sich wie eine Turbin.

Endlich ist der abgekämpfte Lawinenforscher, dem die Schweißtropfen von der sauberen geleckten Stirn rinnen, unter dem Beifallsgehohe der beiden Hunde wieder an Land gekommen, Sverre, Trygve, Knut und Thorsten lächeln verlegen, weil sie so laut gelaucht haben, das Postschiff tutet und die Bachsteine, die ihre Schneewittchenportion Gröndland, welche diese Lawine freigab als Fjordufer geschüttelt hat, nun wieder ungestört allein besitzen, tänzeln über den Stachelzahn.

Sie sind zehnmal annulieren und Loketter unter den furchtbaren großen Felsen als sonstwo, ja, so selbstzerfrennhaft sind sie in diesem Land, daß der wenig zu Niedlichkeiten aufgelegte Norweger einfach zu schwablen begann, als er ihnen den Namen gab: Linerie, ruft er die Bachsteine, und dies ist kein Kosename, sondern so hochzufiell

zärtlich wie „Stiefmütterchen“ für die süße kleine Viola tricolor.

Genau an der Stelle, an der die Lawenzunge an das grüne Fjordwasser stößt, steht ein winziger Norste-Junge mit einer kirschtönen Trommler und geht in der Haltung des Brüssler Mannekens Pis gegen die Lawine an. Ein klein wenig schreit sie an der Kante auch zusammen, natürlich ist das aus. Ganze gesehen nicht viel, den deutschen Soldaten bleibt noch genügend zum Schippen.

Während ein junger Hering, der zu nah ans Ufer geschwommen ist, entsetzt in die Tiefe des Fjords hinabfällt, kommt mir das Rötelißbild in der Kneipe des Père Aristotele ins Gedächtnis, auf dem ein kleiner Junge zu sehen war, der einen vollendet romanischen Rundbogen in die Seine fallen ließ, deren Fische scharenweise mit gerümpften Schnauzen daraufhin in die Tiefe schossen, während ein Wasserfrosch spielend und angewidert durch das Ufergras entfloß. „Ne buvez jamais d'eau!“, stand darunter, und nicht umsonst hing diese lehrreiche Studie in der wasserscheuen Saanekneipe des Père Aristotele.

Selbstredend ist der Rundbogen des norske Gutt nicht halb so romanisch und elegant wie der des kleinen Gan'n an der Seine — gegen solche Lawinen würde einer mit soviel Lässigkeit auch kaum etwas ausrichten können. Und während die beiden Hunde ihn umdängeln, winkt er dem Postschiff mit der andern Hand nach, so daß die kirschtöne Trommler bemerkt und die Lawine erschrocken einen Fußbreit zurückweicht.

DAS SPARSAME MÄDCHEN

VON HEINZ SCHARPF

Reizend sind die jungen Mädchen von heute. Sie denken so gesund, sie handeln so kameradschaftlich und sie haben einen so gesunden Appell in allen Lebenslagen. Viele von ihnen gleichen den Lilien auf dem Felde, die der Herr ernährt, sofern er über genügend Lebensmittellager verfügt.

Begleiten wir einmal im Geiste Liselott zur Theaterkassier. Leiblich tut dies Hanshorst, ein junger Mann, der Volkswirtschaftslehre studiert und gerade seine Doktorarbeit über „Kapital und Kapitalanlage“ vorbereitet.

„Fräulein“, sagte der junge Mann zur Kassierin, „so Studentenkarten für die Abendvorstellung.“ „Bedauere“, antwortete die Kassierin, „für die heutige Vorstellung haben Studentenkarten keine Gültigkeit. Es ist bereits alles ausverkauft, nur zwei Sitze zu drei Mark sind noch da.“

Der junge Mann zögerte einen Augenblick, warf dann einen kurzen Blick in seine Börse und schnarrte hierauf: „Also gut, zwei zu drei —“ „Nee, Hanshorst“, unterbrach ihn das Mädchen beschwörend, „sechs Mark, wirf doch das Geld nicht so hinaus, da lassen wir's doch lieber, auf ein andermal.“

Er jedoch gab nicht nach. „Ich habe dir versprochen, Liselott“, sagte er bockig, „dich heute in dieses Stück zu führen und dabei bleibt es.“ Das Mädchen seufzte, aber als ein kluges Geschöpf beugte es sich seinem Willen. „Dann nimm aber nur eine Karte“, schlug er vor, „und erwarte mich nach Theaterschluß.“

Also nahm er eine Karte zu drei Mark, überreichte sie galant dem gefügigen Mädchen und beide schoben verließ ab.

Am Abend erwartete Hanshorst Liselott nach der Vorstellung vor dem Theater.

Arm in Arm begaben sie sich in ein Café. Hier rückten sie kameradschaftlich zusammen und sie erzählte ihm den Inhalt des Stückes. Anschaulich

und ausführlich. Und für die Experten drei Mark futterte sie dabei Kuchen.

Angeregt durch dieses Beisammensein arbeitete dann Hanshorst zu Hause noch ein Stündchen an seiner Doktorarbeit: „Über produktive Kapitalanlage“, während sich Liselott der genossenen Konsumgüter des Abends noch im Traum erfreute.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nuckel)



Rossini saß eines Tages am Klavier und spielte mit Kopfschütteln aus der Partitur eines Zeitgenossen. Die unmelodischen Akkorde, die gesuchte Originalität des Mißklanges erregten immer stärker sein Mißfallen.

„Aber Meister!“ bemerkte einer, „die Partitur steht doch verkehrt, die Noten stehen ja auf dem Kopf!“

„Ich weiß“, antwortete Rossini, „ich habe es auch schon von der anderen Seite versucht — aber da klingt es auch nicht schöner.“

Der berühmte Bühnenschriftsteller fragte dann doch berühmteren Kritiker einer Berliner Tageszeitung:

„Ihre ganz private, ganz persönliche und ethische Meinung über mein neues Stück!“

Der Kritiker lächelte sanft:

„Wollen wir nicht lieber Duden bleiben?“

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kameralgesellschaft, München, Sendlinger Straße 82 (Fernruf 1294) Erlaufschill München 3 82 Briefkasten

Verantwortl. Schriftf. Walter Follitz, München — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postämter entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf., Abonnement im Monat 9 Mk., 12 — Unvollständige Einlieferungen werden nur zugunständig, wenn Porto beiliegend! — Nachdruck verboten. — Postzeitkonto München 3920 Erläuterung München



OLAF GULBRANSON 44

Knut Hamsun nel suo 85^{mo} genetliaco

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Wahlwettervorhersage

(Wilhelm Scholz)



„Ob Roosevelt oder Dewey kräht auf dem Mist,
die Politik ändert sich nicht, sie bleibt, wie sie ist!“

Profezia di tempesta elettorale: „Sia che sul letame gracchi Roosevelt oppure Dewey, la politica non cambia; resta sempre quello che è“



„Aber guter Mann, die Liebe ist doch das herrlichste aller Gefühle!“
 „So — so! Haben Sie schon einmal eine echte Virginia geraucht?“

„Ma, buon uomo, l' amore è pure il più bello di tutti i sentimentif!., — „Ah si? ... Aveve mai fumato una volta un vero virginia?.,

DIE LÜCKE

VON WALTER FOITZICK

Es gibt in den Eisenbahnwagen Bänke mit Sitzen für zwei Personen. Das sind sehr angenehme Plätze, jeder hat einen Eckplatz, und sogar zwei Dicke können da noch ordentlich sitzen, vielleicht sogar zwei Sechsdicke. Aber der Dicken sind nicht mehr so viele, und so bleibt zwischen den beiden Sitzern oft eine kleine Lücke. Eine herzige kleine Lücke, eine Bequemlichkeitslücke. Von vornherein sei gesagt: drei Personen sind von der Reichsbahn nicht geplant für so ein Bänkchen, und die Reichsbahn hat sicher sehr genau gemessen und kalkuliert und hatte bestimmt besonders dicke Leute zur Verfügung, die dort probesitzen mußten, nehme ich an.

Aber jetzt ist halt Platzmangel.

Aber jetzt ist halt immer alles besetzt.

Die Lücke manchmal auch. Das kommt auf den Ausdehnungskoeffizienten der beiden Sitzern an. Und nun steigt noch jemand ein, der hat ein scharfes Auge auf jede Lücke. Er stellt sich harmlos ganz in ihre Nähe. Man kann doch nicht immer darauf achten, daß kein Stückchen Bank zwischen einem selbst und dem Nachbarn hervorschaut, nicht wahr! So erscheint denn plötzlich so ein win-

zig kleines Stückchen Bank. Sehr freundlich und sehr blitend sagt dann der Neue: „Ach, da ist ja noch ein kleines Plätzchen, würden Sie wohl gestatten...“ Die beiden tun so, als ob sie rückten, und schon ist der Dritte zwischen ihnen. Nein, noch nicht zwischen ihnen, er sitzt vorne irgendwo wie ein Kanarienvogel auf dem Stengel. Er ist ja so dankbar, und möchte am liebsten zwitschern. Und er zwitschert: „Ja, ja, heutzutage muß man sich gegenseitig helfen, heute muß man zusammenrücken.“ Es klingt so, als ob er sich selbst gegenseitig helfen müßte, als ob er zusammenrücke. Er ist ganz Volksgenosse, und sitzt nur so ein wenig ganz vorne, das liebe Vogel.

Nun hat der Mensch aber eine meistens unbenutzte Fortbewegungsmöglichkeit. Das geht so vor sich. Man zieht den einen der beiden Sitzmuskel, Glutäus genannt, zusammen, dreht sich auf ihm rückwärts, macht das gleiche mit dem andern und fährt so fort. Man kann auf diese Weise große und kleine Schritte tun. Das muß man im Gefühl haben, ob man rechts oder links antritt.

So macht's der Dritte, und wenn seine Nachbarn nicht ganz aufmerksam sind, sickert er in ihre Front ein, bläht sich auf und füllt mehr als die Lücke. Dann sagt er freundlichst: „Es geht alles heutzutage, wenn man nur guten Willen hat.“ — Und er ist sehr zufrieden.

ANRUF

So schmer und dunkel ist die Nacht.
 Man liegt und wacht
 und lauscht — auf was? Ach ja, auf was?
 Und hört das Grao
 der bitterbölen Möglichkeiten wachen...

Einbildung, Alter! Unfinnt! Faxen! ...

Wie täte jetzt Mußh dem Herzen gut:
 ein Schubertlied, das in sich selber ruht,
 ein Mozart oder Bachprälium ...

Die Welt bleibt stumm.
 Die Zeit verrinnt ...

Mit einemmal, beim Nachbarn, schreit ein Kind,
 ein winzig kleines, durch die Dunkelheit.
 Und dieses Schrei'n, am Tag vermaledeit,
 jetzt in der Nacht ist's wie ein Ruf des Lebens,
 ein Schlachtruf refoluten Widerstrebens ...

So nimm denn, was sich beut, und sei nicht närr'ich:
 »Oh Kinderfähr'n zu een Gefangbauhoerfähr!«

Dr. Omiglaß



„Wenn du einem Mann den kleinen Finger gibst, will er gleich die ganze Hand!“
„Ach, Rudi hat mit dem ‚Kleinen Finger‘ erst gar nicht angefangen!“

Tappa saltata: „Se ad un uomo dai il dito mignolo, egli vuole subito tutta la mano!“,
„Ah, Rudi non ha nemmeno ancora cominciato col 'ditino, !,“



„Angenehm ist es nicht, so fest an der Strippe gehalten zu werden!“

„Tut nichts, das ist bereits 'n gesundes Training für die Ehe!“

Addestramento al nuoto: „Non è piacevole esser tenuta sì forte al tirante!.. — “Non fa nulla; è già un sano allenamento pel matrimonio!“

FETT GEDRUCKT

VON HANS KARL BRESLAUER

Das ist auch schon eine Ewigkeit her. Damals lag ich, der Direktor eines kleinen Tingelwagels in Amsterdam hatte mich wegen gänzlicher Unfähigkeit hinausgeworfen, ohne einen Knopf im Vermögen zu haben, auf der Straße, und Lizzy, mit der mich so etwas wie zarte Bande verknüpften die wollte partout nicht mehr mit mir. Ich gefühlte diese chronische Goldbauteilkrankheit nicht. Mir auch nicht, aber das ist ein anderes Kapitel. Zu jener Zeit hatte ich einen Schneider, der zusagen für meinen äußeren Adam sorgte und den ich damit bezahlte, daß ich immer drei Strich Backbord segelte, wenn ich ihn irgendwo in der Nähe wußte.

Doch ich will hübsch bei der Stange bleiben und gleich sollt ihr sehen, was für tolle Luftsprünge das Leben zu machen imstande ist, wenn es mit einem Menschen etwas vorhat.

An dem Tage, an dem sich diese Geschichte ereignete — es war an einem 31. Januar und hundertkalt — ging ich über den Voorburgwal, so mich an den Auslagen der Delikatessengeschäfte satt und faßte eben den Entschluß, die zwei Anzüge die noch in meinem Schrank hingen, einem Trödler zu verkaufen, als ich meinem Schneider in die Arme fiel.

„Herr Schnurcks“, sagte er, „so können Sie nicht herumlaufen, so ungebügelt. Ich werde Ihre Anzüge ebbolen und aufbügeln. Ein Künstler muß ordentlich aussehen, wenn er Erfolg haben will!“ Na, überlegte ich, kommt mir gerade zupass, der Schneider; wenn die Anzüge gebügelt sind, gibt mir der Trödler das Doppelte dafür... Und wir suchten meine Wohnung auf.

Ich trat, um die Schneiderseele nicht in Verlegenheit zu bringen, zuerst ein, deckte Lizzy, die noch im Bett lag, bis über die Ohren zu und gab dem Schneider die Anzüge.

Er schlug sie in ein schwarzes Tuch ein und drückte mir die Hand.

„Gegen sieben Uhr erwarte ich Sie, Herr Schnurcks, können sich dann gleich umziehen bei mir. Auf Wiedersehen!“

Kaum war er draußen, steckte Lizzy den Kopf unter der Decke hervor und malte:

„Schönes Leben an deiner Seite! Verdienst nichts und läßt dir die Anzüge aufbügeln, anstatt sie zu Geld zu machen. Wie soll ich neben dir zu einem Wintermantel kommen?“

Hatte so unrecht nicht, die Lizzy. Wer ein verheißt hübsches Ding und hätte vom erstbesten Goldsack einen Pelz und ein Auto dazu haben können. Doch sie hing an mir — jawohl, das tat sie.

„Laß dir erklären“, sagte ich verlegen grinsend, „laß dir erklären, Lizzy —“

„Ich pfeif auf deine Erklärungen!“ fauchte sie, warf die Decke zurück, fuhr in Strümpfe und Schuhe, lief wütend in dem kalten Zimmer herum und der Nackadel verwandelte sich in eine Dame. „So —“, sie schlüpfte in ihren dünnen Mantel und stellte sich vor mich hin — „jetzt verdulte ich! Ich hab den Unsinn satt! Werde schon irgend jemanden finden, der mir etwas zu essen gibt. Und heut abend gehe ich in die Tulpen-Bar, daß du's nur weißt!“

„Lizzy“, sagte ich schüchtern, „warte die paar Stunden, bis ich die Anzüge verkauft habe —“

„Danke —“, rief sie, „ich will mein Leben genießen! Adieu, Herr Schnurcks!“

Das war der Abschied...

Um sieben Uhr kam ich zu meinem Schneider. „Herr Schnurcks“, empfing er mich, „es ist alles gebügelt. Ziehen Sie sich um.“

„Geh!“, sagte ich, „ich muß im Cut bleiben.“ Dann damals war so ein Cutaway noch ein notwendiges Übel. „Werde von einer Dame in der

Tulpen-Bar erwartet. Ich bin nur gekommen, mir die Anzüge zu holen.“

„Na dann“, sagte mein Schneider, „na dann... Da werde ich Ihnen aber wenigstens die Hose bügeln, die Sie anhaben; die sieht ja aus wie das Knie von einem verbeulten Ofenrohr!“

Damit war ich natürlich sofort einverstanden, hing meinen Überrock an einen Haken und zog die Hose aus. Mein Schneider legte sie auf das Bügelbrett, nahm das Bügeleisen vom Ofen, einen glühenden Stahl aus der Glut und schrie mich an:

„So — du Illisi Du Gauner! Jetzt mach aber, daß du rauskommst! Seit Jahr und Tag bist du mir die Anzüge schuldig —“

Ich wollte etwas sagen, wollte wenigstens meine Hose, aber er brüllte wie ein Filmregisseur:

„Schnauze halten — und raus!“

Ich wollte meinen Mantel retten, als ich mich jedoch umdrehte, um ihn an mich zu reißen, fuhr mir der verdammte Schneider mit dem heißen Bügeleisen hinten drauf...

Na, das war eine Überraschung! Ich schoß nur so zur Tür hinaus, flitzte — ohne Hosen, im flatternden Hemd — verfolgt von dem irrsinnig gewordenen Schneider, durch die Straßen, bis ich endlich in irgendein Haus stürzte, eine Treppe

Enttäuschung - Delusione

(J. Herrmann)



„Am ganzen Strand ein einziger alter Mann — und das nennt sich dann ‚Idyllischer Aufenthaltsort!‘“

„Per tutta la spiaggia un solo uomo... vecchio! E poi questo si chiama un luogo di soggiorno idillico!“

ROMAN

VON ARTHUR RIMBAUD / DEUTSCH VON GERHART HAUG

I.

Man gilt noch nicht für voll mit siebzehn Jahren.
Doch eines Abends mag man weder Wein noch Bier,
Noch glitzernde Cafés und lärmendes Gebaren,
Und man lustwandelt auf der Promenade hier.
Die Linden duften süß in diesen Juniabenden.
Die Luft ist, ach, so mild, daß die Augen schließt.
Der Wind kommt aus der Stadt und üht dumpfen Schächten,
Daß er von Wein- und Biergerüchen überfließt.

II.

Doch da erblickt man plötzlich so ein kleines Fleckchen
Ganz dunklen Blaus, von einem zarten Zweig umgrent.
Ein trübes Sternchen sticht hindurch, ein kleines Eckchen,
Mit süßem Schauern zwinkert es ganz weiß und glänzt.
O Juni-Nächtle! — Rausch der siebzehn Jahre!
Champagnerhaft ist jeder Sinn entwickelt.
Man schweifft herum, spürt einen Kuß im Haare,
Der leise wie ein kleines Tierchen zwinkt.

III.

Das weite Herz — es robsont in den Romanen.
Da — in den Gastaterienlicht, das trübe blaut,
Erscheint ein Fräulein, klein und reizvoll, kaum zu ohnen,
Im Schutz des Vaters, der aus steifem Kragen schaut.
Und da sie dich unsagbar köstlich findet,
— Ihr Stiefelpaar geht stets im selben leichten Trab —
Dreht sie sich keck und lachst um und schmeidet.
Die stirbt das Liedchen auf den Lippen plötzlich ab.

IV.

Du bist verliebt, bist bis August geborgen.
Du bist verliebt, daß sie dein Dichten lachen macht.
Die Freunde fallen ab. Du gehst in tiefen Sorgen.
Dann — eines Abends hat sie dein gedacht,
Heut gehst du wieder ins Café mit lärmendem Gebaren,
Trinkst süße Limonade oder dunkles Bier . . .
Man gilt noch nicht für voll mit siebzehn Jahren,
Hat nur die grünen Linden auf der Promenade liest.

hinaufstolperte und verzweifelt lauschend stehen blieb.

Ich keuchte nur so vor Aufregung, sah mich um, wo ich denn eigentlich hingetran war, und erkannte den schwachbeleuchteten Garderobengang eines Theaters oder einer Variétébühne. Eben überlegte ich, ob es schon ratsam sei, den Rückzug anzutreten, als ein Herr allens aus einer Tür trat, stutzte, stehen blieb, mich anstarrte, in Lachen ausbrach und rief:

„Bumm — Junge — daß du da bist! Und im Kostüm auch schon!“

Ich wollte etwas erwidern, aber ihr müßt wissen, daß ich, wenn ich aufgeregt bin, stottere, verzweifelt stottere; so stark stottere, daß ich kein vernünftiges Wort herausbringen kann.

„Ja — ja —“, lachte der Fremde, „ich weiß, was du sagen willst! Bist ein goldiger Junge! Hast das Engemüß früher antraten wollen . . . Konntest also doch loskommen in Rotterdam — nicht wahr? Na, komm, du hast mir das Programm gerettet heut abend. Zwei Nummern mußten vorzeitig abreisen, und Ersatz war keiner aufzutreiben. Zahl dir das doppelte Honorar — jawohl, das tu ich!“ Und dann schrie er:

„Inspizient! Na, mach schon . . . Spring auf die Bühne, sag dem Ansager, diesem Idioten, er soll Bumm ankündigen . . . Ja — reiß das Maul nicht auf — Bumm als nächste Nummer!“

Was nun mit mir geschah, das geschah alles so blitzschnell, daß ich keinen Gedanken fassen konnte.

Der Direktor schleppte mich auf die finstere Hinterbühne, draußen im grellen Licht der Scheinwerfer schwelgte einer von Bumm, von der Silvesterüberraschung für ein P.T. Publikum Applaus knietierte. Dann schob, stieß, boxte man mich — und ich stand, nein, ich fiel auf die Bühne.

Mußte ein unbildes Gesicht gemacht haben; denn das Publikum lachte, es lach, im Cutaway, mit zerissenen Schuhen und grasgrünen Socken, mich langsam aufraupelte und ängstlich umharr. Hinter den Kulissen bog sich das Personal vor Lachen. Der Direktor warf sich auf einen Sessel, Tränen rollten über seine Wangen; es stieß ihn der Bock, so lachte er — dann schrie er mir zu: „Fang — schon — an — Ich — kann — nicht — mehr —“

Da brüllte ich zurück, das heißt, ich wollte brüllen: Ihr Affenband!

Aber, wie gesagt, wenn ich aufgeregt bin, dann stottere ich — und ich kam über I — I — I — I — A — A — A — nicht hinaus.

Das Publikum schluchzte vor Vergnügen, ich wurde immer verlegener, hörte, wie diese irdische, dunkle Hohlung vor mir aus tausend weißlichgrauen Kohl köpfen ein immer lauterer Wiehern ausspalle, das sich über mich wälzte und mich zu verschlingen drohte — und wollte davonrennen . . . Kaum machte ich kehrt, da tobte das ganze Haus, daß die Mauern erzitterten; denn mein Hemd, das hatte der wütende Ziegenbock mit seinem glühenden Neht versengt . . . Das wußte ich damals noch nicht und blieb verdutzt stehen . . . Warum lachte sie, wenn ich mich umdrehe, überleiste ich, warum? . . . Wahrscheinlich hat mir irgendein Mondkalb einen Zettel angehängt . . . Zögernd drehte ich mich um, testete mit den Händen meinen Rücken ab — und das Lachen wurde zum Gebüll . . . Was kann es sein? zermarterte ich mir das Hirn, kam mir grenzenlos elend vor auf dieser greilbeleuchteten Bühne und wollte verzweifelt in die Kulisse flüchten . . . Aber wohin ich auch lief, überall jagte man mich zurück . . . In meiner gottsjämmerlichen Angst entschloß ich mich schon, ins Orchester zu springen — da erscholl es immer lauter: „Von wo kommt du?“

„Erzähl!“

„Wo kommt du her?“

Mir traten die Augen aus den Höhlen. Der Schweiß stand mir auf der Stirne, und ich konnte mich kaum noch auf den Beinen halten.

Der Direktor brüllte aus der ersten Kulisse: „Mach schon — als verlangten deinen Schläger! Erzähl, wie du hergekommen bist!“

Na — da packte mich der Mut der Verzweiflung und ich erzählte, nein, ich stotterte die Geschichte von meinem Schneider und seinem Bügeleisen. Als der Vorhang lief, wollte der Applaus kein Ende nehmen. So etwas hatte man im Trianon-Variété noch nicht erlebt.

Der Direktor fiel mir um den Hals.

„Bumm — du hast ein neues Entree . . . Ich dachte schon, du wirst das alte bingen, das mit dem versäumten Zug und dem verwechselten Auto. Aber das neue ist ja viel besser!“ Ich konnte nicht mehr ich war so ausgetrocknet im Hals und auch innerlich, daß ich nur immerzu nickte.

„Da hast du das Honorar für heut abend — zehn hundert Gulden. Und morgen kommt du um zehn Uhr dreißig dran, genau laut Programm . . .“ Der Direktor schüttelte mir die Hand. „Gute Nacht, mein Junge, geh schlafen, du wirst müde sein.“ Ich stand wie vor dem Kopf geschlagen allein im Garderobengang. Oben auf der Bühne begann die

Revue; alle waren dort beschäftigt, kein Mensch kümmerte sich um mich; da stolperte ich in die nächste Garderobe, zog einen Frack an, der dort hing, steckte die hundert Gulden in die Westentasche, nahm einen Überrock, Hut und Stock, und fuhr in die Tulpen-Bar, wo Lizzy trübsalblasend an einem Tischchen saß.

Die starrte, als sie mich im Frack sah, engotet mich mit hundert Gulden. Wir tanzten selbstverständlich einen Versöhnungswalzer, und als wir uns wieder an unseren Tisch setzten, bückte sich ein Herr, der mit einer Dame an einem Nebentischchen saß, hoch etwas auf und sagte:

„Mein Herr — ihr Garderobescheln.“

Ich dankte höflich, und als wir bald darauf aufbrachen, bekam ich in der Garderobe einen noblen Biberpelz und Lizzy einen Nerz, einen prächtigen dunklen Nerz.

Die war platt, das könnt ihr auch vorstellen. Trotz dem bewahrte sie Haltung. Ja, sie war immer so etwas wie eine Dame gewesen.

Am nächsten Abend gingen wir ins Trianon-Variété. Ich wollte Bumm, den echten Bumm sehen.

Er war eine schlechte Kopie von mir. Stotterte bloßsinniges Zeug zusammen, hatte ein unmögliches Kostüm an und wurde ausgepiffen.

In der Pause ließ ich den Direktor zu uns in die Loge bitten. Er knickte förmlich ein, als er Lizzy Normantall sah, und als ich mich ihm zu erkennen gab und den Irrtum aufzeigte, winselte er mich an, bei ihm aufzutreten. Ich tat es.

Die Premiere war derselbe Erfolg wie mein unfreiwilliges Debut — und selbde wird mein Name in den Zeitungen und auf den Plakaten fest gedruckt — und ich bin der Unerreichte.

Nur muß ich in Stimmung sein; und dazu habe ich mir — schon aus Dankbarkeit, meinen Schneider engagiert. Wenn mein Auftritt kommt, rennt er mir — dem Bügeleisen nach. Mit dem heißen, natürlichen, Von der Garderobe bis auf die Bühne. Und wenn ich nur die Hitze spüre, werde ich schon ein anderer Mensch und das Publikum brüllt vor Lachen.

Den Nerz haben wir mit einem höflichen Entschuldigungsschreiben in die Tulpen-Bar zurückgeschickt und auch den Biberpelz. Dafür habe ich Lizzy später einen Zobel gekauft — und damit hat sie dann Karriere gemacht. Beim Film oder beim Theater — ich weiß nicht wo.

Ja — wenn ich nicht der Unerreichte geworden wäre — aber so — zu viel Geld ist eben auch kein Kitt für die Liebe!



Mostra collettiva

AUS DEM TAGEBUCH EINES RADFAHRERS

VON BRUNO WOLFGANG

3. 5. — Die verschiedenen Dokumente, Ausweiskarten, Bestätigungen, Zahlungsaufträge, Mahnungen und sonstigen amtlichen Schriftstücke, die den Lebensweg des Menschen begleiten, müssen von Zeit zu Zeit durchgesehen und gesichtet werden, ähnlich wie Vorräte von Getreide, holländischen Rüben und anderen Lebensnotwendigkeiten (soll heißen: Lebensnotwendigkeiten) Das d'blieb in der Maschine. Möge sie ihren Willen haben und da umgeschauelt werden müssen Gestern beim Umschaueln meiner Schreibbüchse stieß ich auf meinen Führerschein. Rührung erfaßte mich als ich das schöne Frühjahrs 1933 gedachte, da ich Schulte an Schulte mit wesentlichen jüngeren Leidensgefährten um die Herrschaft über den Motor rang Vor oder nach dem Tageserwerb stand mir wie leicht klopfendem Herzen auf dem Hauptplatz der kleinen Stadt, den Kühe und Ziegen bedrückten Schrittes überquerten, sanfte harmlose Geschehnisse, für uns aber Gegenstände des Schreckens, da sie dem Übungswagen ungenügend auswichen und unberechenbar waren, wenn unsere hastig suchenden Beine statt der Bremse das Gas erwischten.

Manch schönen Frühlingsabend saßen wir dann in der kleinen Stube beim theoretischen Unterricht vor Wandtafeln und Modellen und sogen das Gemisch aus Theorie und Praxis ein, das vom Vergehen des Gehirns in geistige Kraft umgewandelt werden sollte Da saßen viele brave Bauernburschen aus Pitzing, Himmerstedau, Radldorf und Zweisellstetten, alle tüchtige Schwerverfahrer, die schon als Bubem dem Vater beim Lastwagen ausgeholfen hatten. Sie konnten alle fahren, nur wußten sie nicht, warum. Es fehlte ihnen die Theorie und vor allem die Prüfung. Schwer war es mit den vielen Fremdwörtern. Einer verwechselte mit absoluter Sicherheit Kompression und Explosion. Ein anderer verfolgte mit Entsetzen den Gang der Ventile, der ihm ewig ein düsteres Geheimnis blieb. Aber schließlich ging alles gut. Auch ich erhielt eines Tages die Bestätigung der bestandenen Prüfung und die Erlaubnis, ein Kraftfahrzeug mit Antrieb durch Verbrennungsmaschine der Klasse 3 und 4 zu fahren.

Wehe mir und der Menschheit, wenn ich von dieser Erlaubnis wirklich Gebrauch machen würde. Seit der Prüfung habe ich nie mehr einen Volant berührt, ich habe nie ein Auto besessen, und hätte ich jetzt eines, und hätte ich sogar Benzin, so hätte ich doch nicht den Mut, mich auf meine Mitbürger einzulassen. Es sind Jahre vergangen. Ich habe nichts als meinen Führerschein und der Schein, wie so oft, trügt.

Ich habe mein altes treues Fahrrad wieder in Stand gesetzt Da bin ich nicht mehr der Sklave des Motors denn ich selbst bin der Motor. Der billigste Motor ist der Mensch. Er braucht nur sehr wenig Fett und kann mit etwas Mägenröhren bis täglich einmaligem Tanken geräuschlos und fest geschäftig betrieben werden Ich bin allerdings fünfundzwanzig Jahre lang nicht mehr gefahren und die Straßen erschienen mir anfangs etwas zu schmal für meine Fahrkunst. Aber wo ein Wille ist, ist auch ein Radfahrerweg Mutig bestieg ich meine knarrende Maschine und fühlte stolz wie einst Gaillet: „Und sie bewegt sich doch!“

15. 5. — Ich habe die Kunst des Pedalaufstieges wiedergefunden. Allerdings nach mehreren mißglückten Versuchen Zwei Tage später konnte ich schon den einen Arm wegstrecken, um den Hinterradarmen die von mir ersahnte Fahrtrichtung anzuzeigen. Am Ende der Woche war ich bereits imstande, mich zu schaukeln, auf die Uhr zu sehen und Rockknöpfe auf- und zuzumachen. Die Bestätigung der Glocke war überflüssig, da das beständige Klappern und Scheppern meines Rades mich von weitem ankündigte.

20. 5. — Erste Übungsfahrt ins Gelände. Sie war

als Vergnügen gedacht, gestaltete sich aber mehr zu einem Kampf des Geistes mit der widerstandsfähigen Materie. Der Teufel — der ohne Zweifel existiert — hatte recht ansehnliche Kräfte aufbewahrt. Zunächst den drehbaren Gegenwind. Ein Gegenwind sollte sich naturgemäß auf der Rückfahrt als willkommene Unterstützung auswirken. Dem ist aber nicht so. Der Gegenwind dreht sich immer nach dem Radfahrer. Welche Richtung immer der Fahrer einschlagen mag, der Wind bläst stets von vorn. Dem gegenüber versagt die Wissenschaft. Wie es der Wind fertig bringt, zwei in entgegengesetzter Richtung fahrenden Radfahrern gleichzeitig ins Gesicht zu blasen, ist seine Sache und zweifellos eines Teufelswerk.

Da ich mich durch den Gegenwind nicht abschrecken ließ, flog mir alsbald mit niederdrückender Genauigkeit eine kleine Mücke ins Auge. Natürlich gerade in das, mit dem ich besser sehe, und selbstverständlich genau in den Augenblicke, als ein altes Weib dicht vor mir auftauchte und hinter mir das scharfe Signal eines Rettungswagens ertönte. Alles schien für einen Unfall aus beste vorbereitet. Aber ich lenkte mit kühnem Schwung auf den Gehsteig, und geradewegs in eine Gemüsehandlung, zum Schrecken der zahlreich versammelten Frauen. „Stellens Ihnen nur hinten an!“ rief eine glittige Stimme. „Sie bemühen sich umsonst“, sprach die Verkäuferin mit eisiger Höflichkeit, „Spinat gibts nur für Kunden.“ Ich entschuldigte mich höflich. Da ich nichts kaufte, waren alle einschließliche Verkäuferin, zufrieden. Ich entfernte die Fliege und schließlich mich.

Bald merkte ich, daß das Fahren in der Stadt seine Schwächen hat. Ich bog in die Barackengasse ein, in der der Verkehr der Straßenbahn angenehmerweise eingestellt ist, und beschloß mich mit dem, den Schienen durch Zickzackfahren geschickt auszuweichen. Das Pflaster

aber, konnte ich nicht vermeiden. Es ging bergab, das Rad hüpfte wie besessen und klapperte wie ein blecherer Totentanz. Die Leute blieben stehen und starrten mich mit leisem Grauen an, als sähen sie einen apokalyptischen Radfahrer über die Welt einherfegen, um das Herannahen von sieben mageren Jahren anzuzeigen. Ich kämpfte tapfer um mein Leben. Endlich mündete die Straße in sanften Asphalt. Ein kleines Hüfchen Pferde mist milderte mein allzu rasches Tempo. Freundliche Mitmenschen — die es auch gibt — brachten mir meine Kappe und die Pumpe, die ich irgendwo verloren hatte.

Endlich war die Stadtgrenze erreicht. Straßenbahnkreuzungen, Kreuzungen mit Menschen blieben hinter mir, die freie Landstraße lockte ins Weite. Kräftig stieg ich in die Pedale, obwohl mir die Beine immer noch ein wenig zitterten. Von fern grüßte die Burg Kreuzenstein herüber. Die Straße war glücklicherweise nicht gepflastert. Dennoch aber stieß das Rad wie ein böckiger Maulesel. Ich schob dies auf den Gegenwind. Aber plötzlich hörte ich eine Stimme hinter mir: „Söl Söl ham ja ke Luft im Hintern...“ Mehr hörte ich nicht. Ein Radfahrer überholte mich in rascher Fahrt, deutete noch etwas mit der Hand und entschwand. Ich stieg ab und betrachtete mein Hinterrad. Es ähnelte einer sieben Tage alten Leberwurst selbigen Gedankens. Ich pumpta aus Leibbeskräften. Aber es blieb noch wie vor schlief und tat. „Da hams an unredlichen Pötschen“, sagte eine freundliche Stimme, „vielleicht ist nur das Ventil hin.“ Schon schraubte der gute Mann unten herum, dann schüttelte er den Kopf. „Nee, da müßens irgendwo einen Nagel haben.“ Wir untersuchten gemeinsam den Mantel. Es war nichts zu finden. Nun trugen wir das Rad gemeinsam bis zum nächsten Wirtshaus. Dort vor einem großen Schuppen stand eine ältere Frau. „Aha, Sie brauchen ein Wasser?“ sagte sie teilnahmsvoll und deutete auf einen Kübel. Wir tranken zunächst zwei Biere, dann holte ich den Kübel, wir zogen mit Interesse den Schlauch durch das Wasser und sahen endlich die ersehnten Luftbläschen aufsteigen. „Jetzt hammers“, sagte der Mann. Ich bestellte nochmals zwei Biere und wir begannen zu klauen. Dann machten wir eine Pause und tranken noch eins. „Könnens den Mantel wieder aufgeben?“ fragte der Mann. „Nein“, sagte ich wahrheitsgemäß. „a nö!“ Wir warteten also auf einen weiteren Helfer, der mich fünften Bier endlich eintraf und Mantel und Rad kunstgerecht aufmontierte. Er trank nur drei Biere, weil er wenig Zeit hatte. Für Kreuzensteln war es schon zu spät. Ich wandte mein Rad heimwärts. Mein neuer Freund schwankte eine Zeitlang die Straße entlang, ganz nach Art eines Betrunknen. Das war mir ein Rätsel. Dann falls er tatsächlich betrunken war, könnte dies keinesfalls die Wirkung dieses Bieres sein, sondern nur die Erinnerung an einst genossenes wirkliches Bier — Suggestion des Wortes Bier. Name ist doch nicht so ganz Schall und Rauch, wie Goethe meint.

24. 5. — Ich habe mich von meiner Überlandfahrt schon wieder erholt. Es war ähnlich wie mit dem Bier. Weniger ein Vergnügen als die Erinnerung an ein solches. Vergnügungsfahrten sind nicht zeitgemäß. Das sagt auch meine Frau. Sie hat es ein wenig in den Beinen, und die Wirtschaft fällt ihr schwer. Da kann ich mich nützlich machen und zur Erleichterung des täglichen Lebens, das auch kein Vergnügen ist, ein wenig beitragen. Ich fahre zur Fisch- oder Geflügelhandlung und sehe nach, welche Nummer jetzt an der Reihe ist. Ich fahre als Späher zur Gemüsehandlung und sehe nach, ob viele Frauen dort stehen und ob die Frau Lackner, die immer eine halbe Stunde lang bestellt, dabei ist. Wenn die Lage günstig ist, melde ich dies eilig meiner Frau, damit sie sich hingehen und kostbare Zeit ersparen kann. Ich

Nähe der Front

In der Sonne liegen,
Atmen mit naktiger Brust,
In rieselnder Wiese sich wiegen —
Reinste, tiefste Lust!

Ein Wispern in Rispfen und Rauten.
Aufstehen die Gräser im Wind.
Schwebeln im tiefdurchblauten
Himmel, pfiffiggeschwind.

Aber noch tiefer im Blauen
Pfeilen zwei Jäger dahin
Blauer Mond im Blauen
Ohne irdischen Sinn.

Blendend, wunderbar türmig
Wolkengebürges Land:
Birken, feberstürmig
Unter der Wetterwand.

Drüben dumpfes Rollen,
Größer, als Donner spricht;
Wetter des Kampfes grollen
Durch das klingende Licht.

In der silbernen Segnung
Kehren Soldaten zurück,
Schweigend. Ihre Begegnung
Dunkelt in jedem Blick.

WILHELM PLEYER



„Niemand hat Mitleid mit mir, obwohl ich die Hauptlast in diesem Kriege trage!“

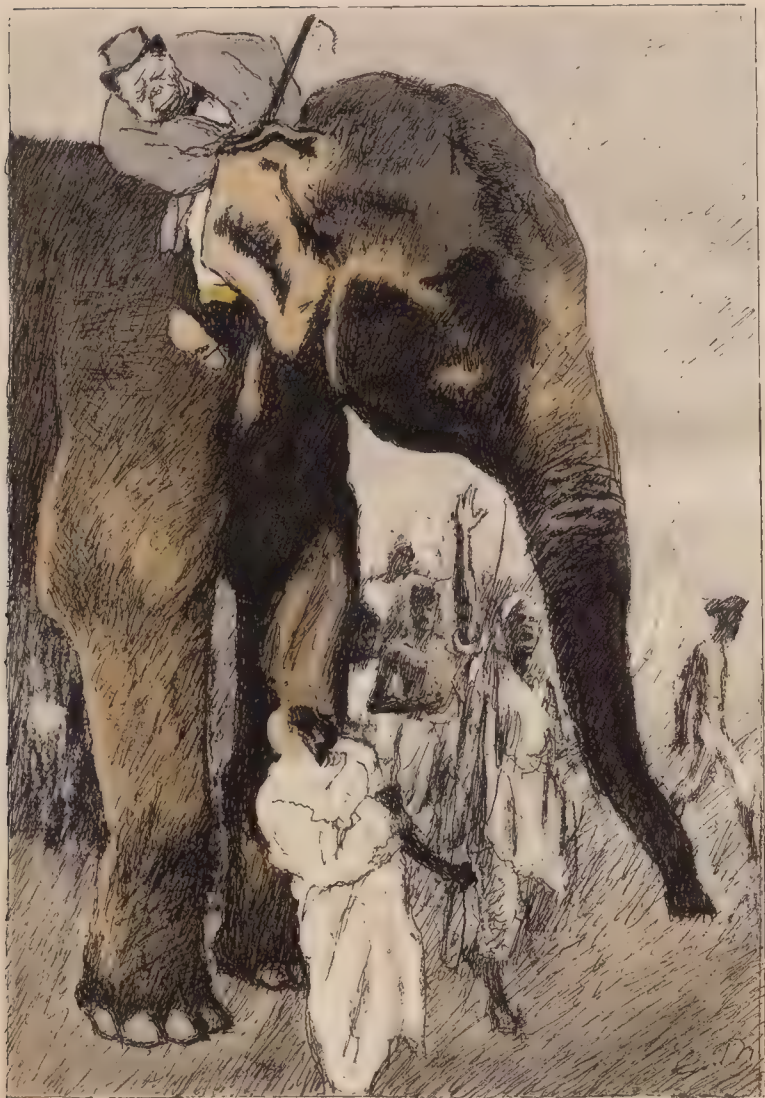
Lamento della Wallstreet: „Nessuno ha compassione di me, sebbene sopporti io il peso principale della guerra!“

hole die Zeitung, Briefmarken, Zündhölzchen, Pap-
peler, Futter für den Hund und Blumen für fest-
liche Anlässe. Ich trage die Schuhe zum Schuster
und fahre dann durch mehrere Monate immer
wieder nachfragen, ob die Sohle schon fertig ist.
wieder fahre auch ins Kino und frage an, ob uns güt-
igst zwei Karten für die Abendvorstellung über-
lassen werden können. Ich befördere die Briefe,
und leider auch Geld, zur Post, ich hole volle
Flaschen und trage leere zurück, ich fahre in die
Apotheke, zum Luftschutz, zur Kartenstelle, zum
Steueramt. Einmal zischt das Vorderrad, einmal

das Hinterrad — tut nichts, ich flicke die Löcher
immer wieder, wie bei meinem Nachthemd. Ich
kann auch schon allein den Mantel aufmontieren.
Ich tue nur kleine Dinge. Aber auch die müssen
getan werden und ich fräue mich, daß ich da-
durch meine Frau entlasten kann, die einer Er-
leichterung dringend bedarf. Der Mann ist freilich
zu größeren Dingen geschaffen. Aber selbst Her-
kules hat einst sieben Jahre bei der Lyderkönigin
Omphale in Weiberkleidern am Spinnrocken ge-
arbeitet und wird trotzdem als Heros verehrt.
Ansonsten ist es immer ein Verdienst, zu helfen,

wenn auch nur der eigenen Frau. Dazu hilft mir
mein altes Rad. Deshalb liebe ich es und lehne
den häßlichen Ausdruck „Drahtesel“ ab.

29. 5. — Ich habe in aller Stille meinen 72. Ge-
burtstag gefeiert. Meine Frau schenkte mir einen
Blumenstrauß und kochte einen Blümchenkaffee.
Zu diesem bekam ich aus Anlaß des Festtages
ein Stückchen Zucker mehr, das ich heimlich mit
dem Hund teilte, weil er es gar so begehrtlich
ansah. Mein Nachbar, der Mechaniker, schenkte
mir sieben Tropfen Öl für mein Fahrrad. Sie ha-
ben ihm (dem Fahrrad) sichtlich wohlgetan.



„Halloh, Sie da unten, überlassen Sie mir die Führung. Ich mache das seit Jahren von oben!“ — „... und ich von unten!“

Guida nelle Indie: „Ehi faggiù, lasciate guidare a me! Da parecchi anni lo faccio 'da sopra!, — "..." ed io 'da sotto!,,

VIGNETTEN AM LAWINENRAND

VON EUGEN SKASA-WEISS

(PK.) Die Lawine hat sich einfach über die Straße zum Fjord gelegt, sogar den Stachelzahn vor dem Kieselstrand hat sie noch angeknickt.

Es ist eine große Lawine, die da heruntergekommen ist, sie kann sich sehen lassen. Man hört sie gleichsam noch poltern, nachdem sie schon etwas grau und verfallen in der Mittagsonne lungen, und immer noch traugig darüber ist, daß sie niemand auf der Straße erwisch hat.

Denn Lawinen, die nichts und niemand zusammenzuschlagen, wären besser gar nie geworden, das ist uralties Lawinen-Einmaleins, das nicht des frömmste ist.

Sie hätte ein Aufhebens von sich gemacht wie ein Erdbeben, erzählten die Soldaten, die sie nun stückweise wegschleppen müssen, wobei die Mänsche ihre Gesichter bronzten macht.

Wer den mythologischen Blick hat, der würde behaupten, diese zerschellte Lawine sähe aus wie ein Fladen der Kuh Audhumble, die dem nördlichen Riesen Yme als Milchtier gedient hat. Yme war der Urvater aller Riesen, und einer der nördlichen Hermaprodien, dem die Parthenogenese mehr als ein Schulbegriff der Rassen war; er gebar alle übrigen Riesen aus sich selbst, und die Kraft, dazu kam ihm von der Milch der Kuh Audhumble.

Fast am Rand des großen Lawinenfladens hat das Postschiff angelegt. Es ist so klein neben dem vielen Schnee, daß man denken muß, Gulliver wäre mit einem Schiffchen in das Land der Riesen gelangt. Doch die Namen, die auf den Briefen und Paketen stehen, welche das Postschiff ausliefert, mahnen dich daran, daß die Welt in dem Schiff schon eine gewisse Größe besitzt. Es sind Briefe und Pakete an Leute, die mit Vornamen Sverre, Trygve, Knut, Thorsten und Aslaug heißen. Gewaltige und romanhafte Namen für so stille Menschen, wie sie hier am Kai stehen und die Neugier am Zugel halten. Vielleicht ist Gulliver dennoch im Land der Riesen, und sie stellen sich nur so klein, um nicht unmodern zu sein.

Ein Fährsteg steht über den morschen Holzsteg aus und besteht sich, daß das Postschiff ja doch noch eine Viertelstunde bleiben wird, den Schanden der Lawine aus der Nähe.

Zwei kleine Hunde, ein Elchhund und so ein flatterhaft schwarzer Solfaksenzerrwähler, der etwas Selbstgestricktes in seinem ganzen Wesen hat, finden die Vorstände des fremden Fährsteges in des Niemandstend der Lawine sträflich, ja, verdammenswert. Bei jedem Schritt, den er aufwärts tut, um die aufgesessene Kraterküche mit dem Blick eines einsamen Forschers im ewigen Eis in Augenschein zu nehmen, umklaffen sie ihn wild und machen Anstalten, an ihm hochzuspringen und ihn zu zerstückeln. Er scheint jedoch ein Verschwörer von Hunden zu sein, denn er wehrt ab und beachtet sie nicht.

Plötzlich erfüllt sich sein Forschersicksel. Er sackt in ein Schneefeld, zersinkt nur bis zu den Hüften, doch als er flucht und strampelt, verschwinden auch noch die Arme. Bloß der Kopf sieht verblüfft und etwas geschwinden belustigt aus dem Lawinenberg.

Seine Belustigung aber verschwindet, als die Männer mit den Namen Sverre, Trygve, Knut und Thorsten laut zu lachen beginnen und Aslaug, wie vermutlich die gedörrte Blonde in den himmelblauen Kniehosen heißt, aufkreischend die beiden Hunde zu sich ruft. Die beiden Hunde nämlich, die zum Ausdruck bringen, daß sie recht behalten haben, sind außer sich vor Schadenfreude und Begeisterung über das Ungewöhnliche, das dieser Mann da in ihre abenteuerlose Landschaft gebracht hat. Sie umtanzen seinen Kopf, der sich sehr verfinstert, mit Indignation und belien ihn nach ins Gesicht. Der flatterhafte schwarze Solfaksenzerrwähler brennt sich jedoch im sel-

ben Moment auf seine Berufung zur Zärtlichkeit und zur aufdringlichen Neckerei — er springt dem Mann, der nur noch aus Kopf besteht und nun schon gar nicht mehr tierfreundlich aussieht, lebenswürdig ins Gesicht und leckt ihm winselnd über Backen, Hals und Augen. Dies verdrießt den weitaus männlicher aufgelegten Elchhund darauf, daß er den Selbstgestrickten zu beißen beginnt, während der Mann in der Lawine nach den beiden Kötern, die nun in Schneegestöber und Rauferei versunken sind, verzweifelt spuckt. Der Elchhund aber bestätigt dem spuckenden Kopf mit bedrohlichem Knurren, daß nicht gut Kirschen mit ihm essen sei, und der Mann schließt in seinem Schneefeld um sich wie eine Turbin.

Endlich ist der abgekämpfte Lawinenforscher, dem die Schweißtropfen von der sauberen geleckten Stirn rinnen, unter dem Beifallsgehohe der beiden Hunde wieder an Land gekommen, Sverre, Trygve, Knut und Thorsten lächeln verlegen, weil sie so laut gelaucht haben, das Postschiff tutet und die Bachsteine, die ihre Schneewittchenportion Gröndland, welche diese Lawine freigab als Fjordufer geschüttelt hat, nun wieder ungestört allein besitzen, tänzeln über den Stachelzahn.

Sie sind zehnmal annulieren und Loketter unter den furchtbaren großen Felsen als sonstwo, ja, so selbstzerfrennhaft sind sie in diesem Land, daß der wenig zu Niedlichkeiten aufgelegte Norweger einfach zu schwabeln begann, als er ihnen den Namen gab: Linerie, ruft er die Bachsteine, und dies ist kein Kosename, sondern so hochzufiell

zärtlich wie „Stiefmütterchen“ für die süße kleine Viola tricolor.

Genau an der Stelle, an der die Lawenzunge an das grüne Fjordwasser stößt, steht ein winziger Norste-Junge mit einer kirschofenen Trommlüte und geht in der Haltung des Brüssler Mannekens Pis gegen die Lawine an. Ein klein wenig schreit sie an der Kante auch zusammen, natürlich ist das aus. Ganze gesehen nicht viel, den deutschen Soldaten bleibt noch genügend zum Schippen.

Während ein junger Hering, der zu nah ans Ufer geschwommen ist, entsetzt in die Tiefe des Fjords hinabfällt, kommt mir das Rötelißbild in der Kneipe des Père Aristotele ins Gedächtnis, auf dem ein kleiner Junge zu sehen war, der einen vollendet romanischen Rundbogen in die Seine fallen ließ, deren Fische scharenweise mit gerümpften Schnauzen daraufhin in die Tiefe schossen, während ein Wasserfrosch spielend und angewidert durch das Ufergras entfloß. „Ne buvez jamais d'eau!“, stand darunter, und nicht umsonst hing diese lehrreiche Studie in der wasserscheuen Sanekneipe des Père Aristotele.

Selbstredend ist der Rundbogen des norske Gutt nicht halb so romanisch und elegant wie der des kleinen Gan'n an der Seine — gegen solche Lawinen würde einer mit soviel Lässigkeit auch kaum etwas ausrichten können. Und während die beiden Hunde ihn umdängeln, winkt er dem Postschiff mit der andern Hand nach, so daß die kirschofe Trommlüte bemerkt und die Lawine erschrocken einen Fußbreit zurückweicht.

DAS SPARSAME MÄDCHEN

VON HEINZ SCHARPF

Reizend sind die jungen Mädchen von heute. Sie denken so gesund, sie handeln so kameradschaftlich und sie haben einen so gesunden Appell in allen Lebenslagen. Viele von ihnen gleichen den Lilien auf dem Felde, die der Herr ernährt, sofern er über genügend Lebensmittellager verfügt.

Begleiten wir einmal im Geiste Liselott zur Theaterkassier. Leiblich tut dies Hanshorst, ein junger Mann, der Volkswirtschaftslehre studiert und gerade seine Doktorarbeit über „Kapital und Kapitalanlage“ vorbereitet.

„Fräulein“, sagte der junge Mann zur Kassierin, „so Studentenkarten für die Abendvorstellung.“ „Bedauere“, antwortete die Kassierin, „für die heutige Vorstellung haben Studentenkarten keine Gültigkeit. Es ist bereits alles ausverkauft, nur zwei Sitze zu drei Mark sind noch da.“

Der junge Mann zögerte einen Augenblick, warf dann einen kurzen Blick in seine Börse und schnarrte hierauf: „Also gut, zwei zu drei —“ „Nee, Hanshorst“, unterbrach ihn das Mädchen beschwörend, „sechs Mark, wirf doch das Geld nicht so hinaus, da lassen wir's doch lieber, auf ein andermal.“

Er jedoch gab nicht nach. „Ich habe dir versprochen, Liselott“, sagte er bockig, „dich heute in dieses Stück zu führen und dabei bleibt es.“ Das Mädchen seufzte, aber als ein kluges Geschöpf beugte es sich seinem Willen. „Dann nimm aber nur eine Karte“, schlug er vor, „und erwarte mich nach Theaterschluß.“

Also nahm er eine Karte zu drei Mark, überreichte sie galant dem gefügigen Mädchen und beide schoben verließ ab.

Am Abend erwartete Hanshorst Liselott nach der Vorstellung vor dem Theater.

Arm in Arm begaben sie sich in ein Café. Hier rückten sie kameradschaftlich zusammen und sie erzählte ihm den Inhalt des Stückes. Anschaulich

und ausführlich. Und für die Experten drei Mark futterte sie dabei Kuchen.

Angeregt durch dieses Beisammensein arbeitete dann Hanshorst zu Hause noch ein Stündchen an seiner Doktorarbeit: „Über produktive Kapitalanlage“, während sich Liselott der genossenen Konsumgüter des Abends noch im Traum erfreute.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O Nuckel)



Rossini saß eines Tages am Klavier und spielte mit Kopfschütteln aus der Partitur eines Zeitgenossen. Die unmelodischen Akkorde, die gesuchte Originalität des Mißklanges erregten immer stärker sein Mißfallen.

„Aber Meister!“ bemerkte einer, „die Partitur steht doch verkehrt, die Noten stehen ja auf dem Kopf!“

„Ich weiß“, antwortete Rossini, „ich habe es auch schon von der anderen Seite versucht — aber da klingt es auch nicht schöner.“

Der berühmte Bühnenschriftsteller fragte dann doch berühmteren Kritiker einer Berliner Tageszeitung:

„Ihre ganz private, ganz persönliche und ethische Meinung über mein neues Stück!“

Der Kritiker lächelte sanft:

„Wollen wir nicht lieber Duden bleiben?“

Verlag und Druck: Knorr & Hirth Kameralgesellschaft, München, Sendlinger Straße 82 (Fernruf 1294) Erlaufschliff München 32 Briefkasten

Verantwortl. Schriftf. Walter Follitz, München — Der Simplicissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Postämtern entgegen. — Bezugspreise: Einzelnummer 30 Pf., Abonnement im Monat 90 Pf., 12 — Unvollständige Einlieferungen werden nur zugestanden, wenn Porto beiliegend! — Nachdruck verboten. — Postcheckkonto München 3920 Erläuterung München



OLAF GULBRANSON 44

Knut Hamsun nel suo 85^{mo} genetliaco

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT MÜNCHEN



Die Explosion. Churchill: „Nun, lieber John Bull, siehst du mit dieser schönen Brille nicht alles rosig?“ — „No, ich sehe schwarz!“

L'esplosione. Churchill: „Ebbene, caro John Bull, con questi begli occhietti non vedi tutto color rosa?..“ — „No, vedo nero!“



DIE PROMPTEN BRIEFSCHEIBEER

VON WALTER FOITZICK

Schrecklich sind die saumseligen Briefschreiber, nicht wahr? Man schreibt an sie — keine Antwort. Man telegraphiert — keine Antwort. Und nach Wochen, Monaten, manchmal nach Jahren kommt dann ein Brief, ein so freundlicher, ein so harmloser, schuldbekennender Brief. Oh, ich kenne diese Burschen, ich kenne sie genau, ich kenne sie wie meine Hosentasche. Hand aufs Herz, ich gehöre auch zu ihnen, Furchtbare Leute!

Aber — jetzt kommt die andere Sorte. Laßt mich mal von ihr reden, vom Standpunkte der Saumseligen aus.

Da hast du dich also endlich entschlossen, einem guten Freunde, der lange auf Antwort hat warten müssen, endlich, endlich zu schreiben. Du nimmst alle Kraft zusammen, läßt einen Brief vom Stapel, einen langen, langen Brief, einen, der vom Herzen kommt und in dem alles drinnen steht, was zu sagen und zu erzählen ist. Wie ein Stein fällt dir der Brief vom schuldbeladenen Herzen. Du gibst ihn zur Post, schickst ihn auf die weite Reise. Du bist glücklich, das erledigt zu haben. Du hast eine gute Tat begangen. Der Ehrenschild deiner Briefschulden ist wieder blank und sauber.

Da — es vergehen kaum dreimal vierundzwanzig Stunden, da traut deinen Augen nicht, die Antwort ist schon wieder da. Dein Gegner hat zurückgeschlagen, hat erfreut, begelustet, verzeihend geschrieben und manche neue Frage gestellt. Er hat dich wieder in den Briefschuldium zurückgeschleudert. Dein harürliches Gefühl, alles erledigt zu haben, ist zum Teufel. Und wieder drückt das Antwortenmüssen auf deine Seele und ent-

windet dir den freiwillig ergillenen Füllfederhalter aus den Händen.

Oh, ich kenne diese prompten Briefschreiber, sie machen jede ungeratete Korrespondenz unmöglich. Kuhwarm beantworten sie Jades Schreiben. Es ist um aus der Schreibmaschine zu fahren.

Falls Sie ein prompter Briefschreiber sind, werden Sie das nicht verstehen, versuchen Sie's auch gar nicht, ihr ändern aber, ihr lieben Freunde von der schlempigen Seite, ihr werdet mir die Hand schütteln und sagen, dem muß ich mal meine Anerkennung aussprechen. Ich weiß, ihr werdet es nicht tun, denn dazu müßtet ihr gleich schreiben. Ich verstehe euch auch so.

MYTHOLOGISCHES

Ein Dichter erbat sich von Zeus für die Dauer seines Dramas einige Donnerwolken. Der Gott gewährte sie ihm, aber er unterließ, den Blitz hineinzuwerfen. So entstand das Pathos.

Eine schöne Frau erbat sich für die Dauer eines Gesellschaftsabends von Aphrodite die Hälfte ihres Liebreizes. Die Göttin gewährte ihr den Reiz — ohne die Liebe. So entstand die Koketterie. Als Zeus sich der Leda in Gestalt eines Schwans genah, (genah!) sagt man in solchen Fällen nur bei Göttern, entstand ein Ei, aus dem zum Entzücken und zum Jammer der Welt Helena hervorging. Wenn Zeus heutzutage der Danaë sich als goldener Regen genah hätte, so wäre ein — Verrechnungsscheck entstanden. Schländern

LEKTÖRE

Gut tut's, bei den weissen Äiten
Einkehr dann und wann zu halten.
Sokrates und Mark Aurel
liefern immer wieder Öl.

Freilich, bloße Stippollsten
(möcht' ich zu erwägen bitten)
zeit'gen meist nur ein Zitat
und kein Dauererfüllat.

Ohne letzteres, müßt ihr wissen,
sind wir aber aufgeschmissen.
Profitieren tut davon
besten Falls das Föllleton.

Senkt der Kern der Weisheitsfötte
sich nicht tief in das Gebälte,
Wurzel lassend im Verstand,
bleibt der Aht irrelevant.

Denn die böse Weltgelschichte
macht in einem Hul zunichte,
was nicht aus dem Innern sprißt
und bloß angeleitet ist.

Ratatöchr



„Misch doch noch eine Flasche Selterswasser in die Bowle, Erna, sonst bleiben die Leute wieder bis Mitternacht!“

L'espédiente ordinario: "Erno, mesci pure nella bowle un altro fiasco d' acqua di selz, altrimenti la gente rimane di nuovo fino a mezzanotte!.."

AUFUHR IN QUARENSTEDT

VON BERNHARD BERG

Eines Nachmittags führt ein großer grauer Reisewagen mit einer Berliner Nummer gemächlich die Quarrenstedter Hauptstraße entlang.

Am Steuer sitzt eine junge Dame und raucht eine Zigarette. Bei einer Gelegenheit hält sie an. Jemand kommt ihr entgegen, der zwei störrische Ziegen an einem langen Tau hinter sich herzieht. Es ist Palle Donnerstag. Wie immer, wenn etwas seine Aufmerksamkeit fesselt, hat er den Mund aufgerissen, wobei ihm ein wenig Speichel über die rissige Unterlippe läuft. Seine heißen Fischaugen klappen auf und zu, was einen idiotischen Eindruck macht.

Als die junge Dame ihn zu sich heranruft, läßt er das Tau fallen. Die Ziegen stehen plötzlich auf dem Gehsteig, eine von ihnen hebt den Schwanz und verunreinigt das Pflaster, während die andere sich das Hinterteil an einem städtischen Feuermelder schaut. Ein Hund, der es sieht, findet das Spiel nachahmenswert; und in diesem Augenblick empfängt die zivile Ordnung der Stadt Quarrenstedt ihren ersten, empfindlichen Schlag.

Aber das ist es nicht allein.

Die junge Dame fragt Palle Donnerstag nach der Wohnung der Martha Schöllor, die an den Ausläufern der Stadt irgendwo zwischen einem Gäßchen von Wildwegen liegt. Es ist ein schwieriges Unternehmen für Palle Donnerstag, denn Gott hat ihn mit Schwachsinn geschlagen. Er fuchelt mit seiner verkümmerten Hand heftig durch die Luft und sagt solange: rechts und dann links und dann rechts und dann links, bis ihm der Spiebel die Worte im Munde ersäuft und er nur noch zu rächneln vermag.

Ein Glück, daß Adolf Marunke gerade des Weges daherkommt. Er hat sich mit Frieda Stöhr und deren Schwester im Fasanhof verabredet. Man munkelt von einer Verlobung, die nun bald vonstatten gehen soll. Zwei Jahre zieht er bereits mit dem bleichsüchtigen Mädchen herum, dieser Seilenschläger, von dem die Leute sagen, die paar Monate Lehrzeit in der Großstadt hätten aus ihm einen liederlichen Maulhelden und Frauenjäger gemacht.

Nun, die Leute hier haben böse Zungen, vor denen man sich hüten muß wie vor einer Krankheit. Da stehen sie hinter ihren Fenstern, lugen durch die Gardinen oder betrachten das Schauspiel, das sich ihnen dort unten auf der Straße bietet, im Spiegel sogenannter Spione, die so hinterhältig angebracht sind, daß man die Laundern nicht sehen kann. „Guck einer an“, sagen sie, „der Herr Frisörgelhilfe. Hat den Hut in der Hand und tut schon. Und jetzt buckelt er wie ein verliebter Kater. Und jetzt geht er um den Wagen herum. Und nun steigt er ein. Frau Doktor, was sagen Sie! Ist so gut wie versprochen und läßt sich am hellen Tage von Gott und aller Welt mit seiner Matresse bewundern. Man sollte die kleine Stöhr vor diesem Kerl warnen; ganz ihrer Ansicht, Herr Stollertfoß, das Mädel rennt ja mit sehenden Augen in sein Unglück. Nein, es ist schamlos!“

Ja, so reden die Leute. Es gibt ein böses Gerücht, das sich mit Windeseile verbreitet. Herr Stollertfoß trifft zehn Minuten später die Kanzleirätin Möller, die im Fasanhof ihren wöchentlichen Skatenschnitt hat. Eine halbe Stunde danach sagt Frieda Stöhr zu ihrer Schwester: „Elle, das ertrage ich nicht. Ich gehe ins Wasser!“ Am Abend liegt sie mit Fieber im Bett. Doktor Stagemann beklopft ihr den mageren Rücken, horcht ihr das Herz und die Lunge mit dem Stethoskop ab und verschreibt eine schwache Bromlösung. Im übrigen, meint er, saße die Krankheit in anderen Regionen, und die Medizin hiergegen sei in keiner Apotheke zu haben.

„Aber die Schweißausbrüche, Herr Doktor, die Schweißausbrüche!“

„Meine liebe Frau Stöhr, Ihrer Tochter fehlt nicht außer einem Mann, und den kann ich ihr nicht verschreiben, den muß sie sich selber besorgen.“ Hierauf packt der Doktor seine Siebensachen wieder in die kleine Rindledertasche und fährt mühevorgnützt zum Stämmle zurück. Der Teufel hole sie, denkt er, diese hysterischen Frauenzimmer mit ihren Ergogenkomplexen! Ich werde mir diesen Figaro bei Gelegenheit einmal kaufen.

Inzwischen hält der große graue Reisewagen vor dem Hause der Martha Schöllor. Vor der Tür auf einer Bank sitzt die Hebamme Kuntzendörfler. Sie hat eine blaue Schüssel auf dem Schoß, in die sie kleine Rübenstücke schneidet. „Nein, so was“, sagt sie, als die Frisör Marunke mit der jungen Dame vor ihr steht und ein wenig von oben herab nach der Schöllor fragt, „das ist ja nun man demm, liebes Kind, die Martha ist seit gestern in Döberow, wo sie einen Bruder wohnen hat.“

Nun, das wäre schade, sagt die junge Dame, „Ich hätte sie gern einmal wiedersehen. Die Martha war vor vielen Jahren als Mädchen bei meinen Eltern. Wir wohnten damals in Libeck.“ Hierauf stellt die Kuntzendörfler die Schale neben sich auf die Bank, macht einen runden Mund und sagt: „In Libeck? Dann sind Sie ja wohl die kleine Handler, die Dorrit, die wo später nach Berlin zum Kino ging? Ei, du meine Güte, und ich sitze nun hier in meiner dreieckigen Schürze. Warten Sie, warten Sie...“ Und sie will aufstehen und irgend etwas Einladendes sagen. Aber die junge Dame hat wenig Zeit. Sie müsse am Abend wieder in Berlin sein, erklärt sie. Frau Kuntzendörfler möge recht schön grüßen.

Sie schwitzen noch eine Weile, und von Zeit zu Zeit läßt die Kuntzendörfler ihren Blick argwöhnend auf dem Frisör Marunke ruhen, der plötzlich ganz überwallend dasteht und nach Luft zu ringen scheint. Beinahe gleicht er in diesem Augenblick dem schwachsinnigen Palle Donnerstag, wie er so die Augen aufreißt und den Unterkiefer vor Staunen fallen läßt, so daß ein Stück der Zunge sichtbar wird. Seine Backen sind gerötet, die Stirn ist voller Runzeln; er steht da, rührt sich nicht, und die einzige Lebendige an ihm ist der Kehlkopf, der schluckend auf- und niedersteigt. All seine Geschwätzigkeit von vornhin ist verschwunden;

seine Prahlucht, sein Eifer, den Dingen, die ihnen während der kurzen Fahrt begegneten, verächtliche Namen zu geben. Gleichsam steht er mit einmal im Kreuzfeuer eines Blickes, gegen den er sich nicht wehren kann. Die Handler! denkt er, während ihm der Schweiß über die pochenden Schläfen rinnt, die Filmschauspielerin Dorrit Handler! Ich habe sie vorige Woche in einem Stück gesehen. Sie hatte fast nichts an. Sie bestand nur aus Beinen und einem Lächeln. Bei einer Gelegenheit saß sie einem jungen Herrn auf dem Schoß. Sie küßten sich.

Es ist gut, daß sich die Handler von der Kuntzendörfler verabschiedet. So kann der Blick der Alten wenigstens auf den völlig verwirrten Frisörgelhilfen verzichten, braucht ihn nicht mehr anzustarren und tausend Anzüglichkeiten zu äußern, die ihn mit ohnmächtigem Zorn erfüllen. Sie gehen das Stüchchen Gartenweg bis zur Straße, als die alte Schuchnagel gerade vorbeikommt. Sie hat im Nebengarten gegessen und alles mit angehört. Eine ganze Kette voller Neuigkeiten schüttet sie der Nachbarin drei Minuten später in die gute Stube. „Denken Sie bloß Frau Tillikus, kommt da nicht der Frisör Marunke mit so einem Frauenzimmer zur Kuntzendörfler, damit die ihr das Kind hole?“

„Unglaublich!“ sagt Frau Tillikus und hält die Hände beschwörend über den Leib, denn sie ist gesegnet; es wird das schief sein.

„Unglaublich!“ sagt auch Adolf Marunke, als sie nun langsam durch den Wald zurückfahren. Dieses eine Wort steht als ein surender Mittelpunkt im Kreis anderer jagender Gedanken. Sein Herz pocht heftig, und es ist der Stolz, der ihm das Blut in Stößen durch den Körper drängt. Aber dann wieder sind es unzählige Dinge, die durch die dämmernde Landschaft auf ihn zuspringen und gleich kleinen Gewichten an irgend einem hochwallenden Gefühl hängen, die Seele des Frisörgelhilfs Adolf Marunke auf eine hoffnungslose Art beschwerend und niederdrückend. Er atmet ein Parfüm in sich hinein, das es in Quarrenstedt nicht gibt und das keinem seiner galanten Abenteuer jemals anhaftet hatte. Es ist ein kostbares, ein fremdes Parfüm; es verwirrt ihn und zwingt ihn, mit verächtlichen Gedanken an ein Rudel erlebnishungriger Kleinstadtfrauen zu denken, an all diese schwatzhaften, dummen und plumpen Gänse, denen er die Köpfe blondierte, deuterwille und mit albernem und wenig kleidsamen Lockchen versah. Ja, sogar die Meis, die er während seiner Lehrzeit kennen gelernt hatte, wird trotz ihrer brünetten Laterhaftigkeit auf einmal zur trübsüchtigen Laie, angesichts dieser jungen, schlanken und eleganten Dame, die in einem weißen Sportpelz neben ihm sitzt, nach Parfüm duftet und den Wald schweigend bewundert. Ein Hundeleben denkt er und schüttelt den Kopf; denn diesmal ist es Frieda Stöhr, die sein Gehirn quälend beschäftigt. Er wird sie heiraten müssen; ihre dünbäuligen, ewig fuchelnden Arme sind die Schlüsselkammer, die sein Leben umpreßt halten; morgen, übermorgen, Jahraus, Jahrein, bis man ihm eines Tages, die Füße vorweg, aus dem Hause tragen wird, wie den Tischlermeister Jahr, den sie gestern begraben haben.

„Dies ist das Gemeindehaus“, sagt er plötzlich und ohne jeden Zusammenhang. Er sagt es in einem gesonnenen Ton und erschrickt vor seinen eigenen Worten, die mit der Wucht einer Rakete mitten aus der geballten Ladung seiner Empfindung in das Schweigen geschleudert wurden. Die Handler hort es und betrachtet ihn mit einem huschenden Blick. „So, so, das Gemeindehaus, wie hübsch.“ Adolf Marunke überhört das Gelangweilte ihrer

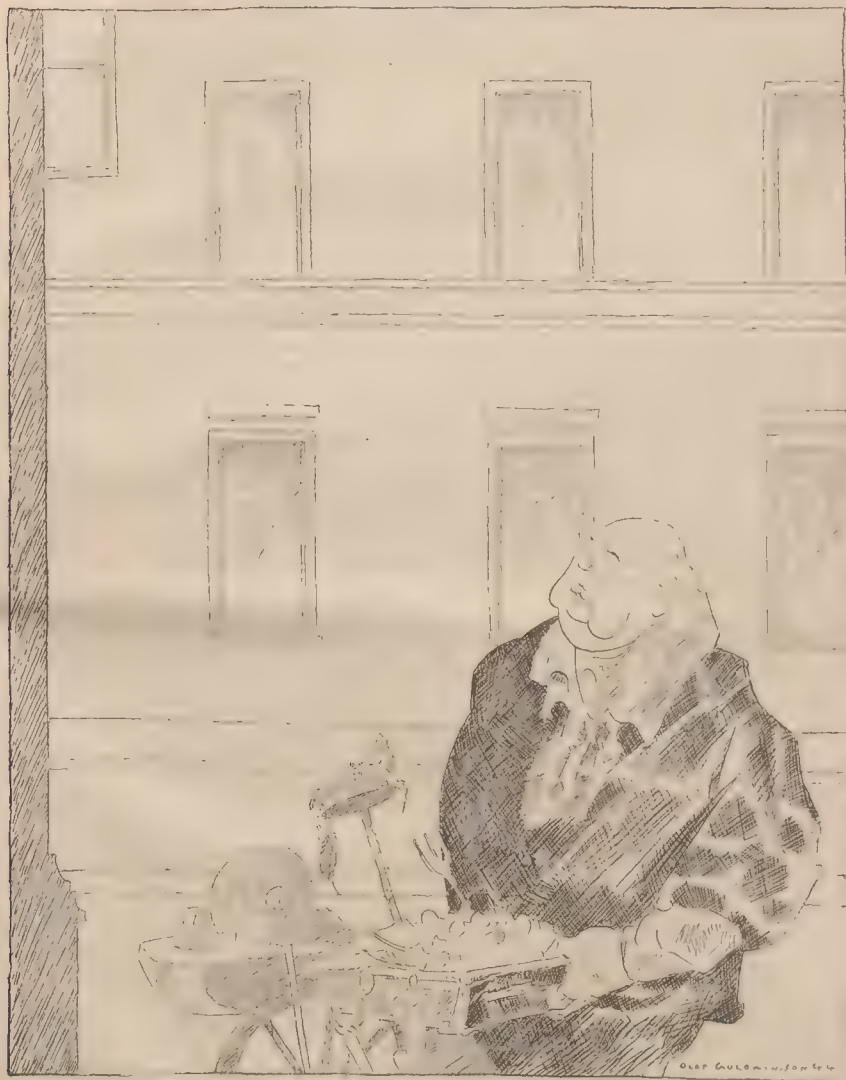
Gruß von der Loire

Ein träger Fluß
durch Weideland,
aus einem Guß
das Schloß. Im Sand
die Kieselbank,
der Ulmtrauch.
Der Himmel blank
im Sommerhauch.

Am Dünenhang,
rot ich es mag,
als Sonnenfang
den ganzen Tag
bin ich allem.

Ein Buch dazu.
Ach, könnt' es fein:
Daneben du!

Heinrich Sörgel



„Scheren schleifen! Scheren schleifen!“

Nel! Ufficio della Censura inglese. 'Affilar le forbici! Affilar le forbici!,'

Stimme und die hoffliche Beflissenheit interessiert zu erscheinen. „Ja“, sagt er, „es ist aber auch das einzige in diesem Nest.“ Er hat wieder den verschillenen Zug um die Mundwinkel, der ihn in den Augen der Leute zu einem Lebemann gestempelt hat. „Aha“, erwidert die Handler, „Sie lieben diese kleine Stadt wohl nicht?“

Nein, Adolf Marunke liebt sie nicht, wird sie niemals lieben. Die Worte strömen auf einmal nur so aus ihm heraus. Er vergibt, daß neben ihm eine berühmte Frau sitzt, die er eben noch überwältigt bewunderte. Sein Körper strafft sich, seine Hände beschreiben wegwerfende Gesten. Er ist wieder der Teufelskerl, den der Herrgott für seine Sünden hier in dieses Leusekaff verbannt hat.

„Sie müssen nämlich wissen, daß ich ursprünglich Medizin studieren wollte“, prehlte er. Und nun geht es los und ist nicht mehr zu halten; alle Schleusen seiner Renommiersucht sind weit geöffnet und aus ihren Rachen fluten die Katarakte der Phantasie. Nein, wirklich und wahrhaftig, der Adolf Marunke, ist schon einer, ein Mordsbursche ist er, einer mit dem Sinn für das Höhere, eine Poetennatur und in Summe ein vom Schicksal geschlagener sechs- und zwanzigjähriger junger Herr, dem es auferlegt ward, als ein verkanntes Genie durch diese Zelt zu laufen und an ihr zugrunde zu gehen, ohne daß ein Hahn danach kräht. Die Bedrucksamkeit geht mit ihm durch wie ein Pferd, das zügellos über die Flächen einer Traumwelt dahinnast. Der Schweiß rieselt ihm in dünnen Fäden den Hals entlang; er hat die Stirn gerunzelt und redet ohne Pause, bis die Chaussee erreicht ist und der Wagen neben dem Sommerweg anhält. Dann holt er tief Luft rekt den Kopf, lächelt und ist ganz gebührt vor Stolz und Wichtigkeit.

Es ist dunkel geworden über das weiße Band der Straße kriechen graue Schatten, die langsam aus den Karoffeläckern hochsteigen und näherkommen. Durch das offene Wagenfenster dringt der Geruch feuchter Erde. Das Gesicht der Handler ist nur noch ein weißer Farbfleck, das Schlanke, Hals darunter sind die Hände, die auf dem Volant ruhen und Irgendwas das sanfte Gitzern eines Ringes zeigen. Als sie zu sprechen beginnt, ist es Adolf Marunke so, als käme ihre Stimme von weiter auf ihn zu, eine helle, ironische Stimme, die ganz anders klingt als auf der tönenden Fläche der Leinwand. „Sie armer, kleiner Mann“, sagt die Handler, als spräche sie zu einem Kinde und legt ihre kühle, schlanke Hand auf die Hand Adolf Marunkes, der unter dieser Berührung zusammenzuckt, als habe ihn jemand geschlagen. Seine Traumwelt stürzt mit einemmal in nichts zusammen; sein Mund ist leeresprochen; durch seine Seele schwingt ein einsamer Ton, der wie das Knarren einer zufallenden Tür ist. Verwirrung und Mutlosigkeit halten ihn von neuem umklammert; ja er vernimmt die vier spöttischen Worte, die ihn brutal in die Wirklichkeit zurückstoßen, öffnet den Wagenschlag und steht in vorgebeugter Haltung auf dem Sommerweg, als stünde er in seinem Laden und begrüße die Kundschaft. Der Hut, den er in der Hand hält, hindert ihn daran, die Hände in gewohnter Geste umeinander zu reiben, als wüsche er sie. Sein Lächeln ist einfüllig und eingefloren in die Eisschicht einer erstarrenden Scham. „Sie müssen geradeaus fahren“, sagt er, nur um etwas zu sagen, was ihm das Bewußtsein nimmt, bei seinen Phantasien und törichten Lügen ertappt zu sein wie ein Junge beim Äpfelstehlen. Was hat man denn schon groß davon, denkt er;

es bleibt ja doch alles so wie es war, nichts ändert sich daran, und wenn man sich auf den Kopf stellt.

Die Handler schaltet die Beleuchtung ein und reicht ihm die Hand durch das Fenster. „Es war sehr freundlich von Ihnen, mir den Weg zu zeigen“, sagt sie. „Ich würde Sie gern nach Hause haben, aber ich fürchte, daß ich nicht zurückfinde. Haben Sie es weit?“

Adolf Marunke hat es nicht weit. Da hinten blinken schon die Lichter der ersten Häuser, zehn Minuten wird er laufen müssen. In diesen zehn Minuten darf er noch einmal jenen kurzen Traum durchleben, der ihn von seinem Schicksal trennt. Die Wagentür klappt zu und weht den zarten Duft des fremden Parfüms wie einen letzten Gruß nach draußen. Hinter der Scheibe schimmert ein Gesicht, das noch immer ein wenig spöttisch lächelt. Dann heult der Motor. Und Irgendwo zwinkert ein rotes, ironisches Auge: das Schlußlicht. Nun geht Adolf Marunke der kleinen Stadt Quarrensteden entgegen. Die Fenster der Häuser blinzeln ihm freundlich zu, und die Schatten, die seinem Schritt sich nähern, versehen sein Herz mit Trost.

Es ist alles nur halb so schlimm, und alles wird gut werden. Auch das mit Frieda Stöhr und den vielen wirren Gerüchten, die einen Tag lang die Bürger der Stadt in Atem hielten. Auch das, dankt Adolf Marunke, während er wie einer, der ein weißes Gott wie großes Abenteuer hinter sich hat, die Treppe hinaufgeht, die zur Wohnung der Witwe Stöhr führt, aus der ihm eine kleine, zärtliche und Irmschende Welle gekochten Weißkohl entgegen schlägt, den er nun einmal für sein Leben gern ißt.

Die Hexe - La strega

(fr. Blake)





„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Frau Högerl. Sie sind schon eine sehr lebenskluge Frau!“
„Auch erst, seit ich nimmer so mager bin, Fräulein Elies!“

Allo steccato: „Vi sono molto grata, Sora Högerl; Voi conoscete molto bene la vita!“,
„Sì, signorina Elies; ma solo da quando non sono più sì magra!“.

DAS LÄCHELN DER MARQUISE

VON SCHLEHDÖRN

„Willst du die Geschichte vom Lächeln der Marquise hören“, fragte Regierungsrat Julius seine Frau Dorette, „so mußt du mit mir in das Schlösschen Mon Miroir kommen das ein durch Generationen gereifter Geschmack in zierlichstem Rokoko aufgebaut hatte. Dort schaukelte seit dem 2. Mai 1761 eine kleine

Wiege in Hellblau und Gold, neben der eine Spieluhr alle Stunden das damals bekannte Menuett: „Un désir, un soupir, un sourire, ting, täng, pläng...“ erklingen ließ. An diese Wiege traten bei der Taufe drei Feen, wie es seit Urzeiten in den besseren Familien üblich war. Die erste wünschte dem Kind viele Jahre Jugend

(innerlich dachte sie dabei nur an zwanzig Jahre denn sie war bösartig und hatte zwar Erziehung aber kein Herz). Die zweite wünschte noch mehr Jahre Reichtum (innerlich dachte sie dabei nur an dreißig Jahre, den sie hatte Rousseau gelesen und war neidisch). Die dritte aber, eine gute und weniger mächtige Fee, schenkte dem kleinen Mädchen ein lebenslanges bezauberndes Lächeln. Die Eltern des Kindes wunderten sich über diese Gabe (denn sie ahnten nicht, daß sich das Verhältnis zwischen bösen und guten Feen mit 2:1 gegenüber dem normalen Mährenzustand geradezu umgekehrt hatte); sie bedankten sich bei allen dreien; die Feen nahmen noch ein Glas Champagner und ein Biscuit und gingen.

„Ein Lächeln — lächerlich“, höhnten auf dem Heimweg die beiden anderen über die gute Fee. „Reichtum“, meinte die eine, „das ist was reelles.“ — „Lächeln ist Reichtum auch der Ärmsten“, sagte die gute Fee.

„Von Jugend“, meinte die zweite, „hat man doch was.“ — „Lächeln ist Schönheit, die auch die Jugend überdauert.“

„Hätten Sie wenigstens“, fanden beide, „ein solches Lachen geschenkt.“ — „Lächeln“, sagte die gute Fee, „ist das Lachen des Gemüts und der Weisheit. Es ist die Schwester des Lachens, aber die vieldeutigere, feinsinnigere. Lächeln bedeutet mehr als ein kleines Lachen und (da wir gerade in Frankreich sind) un sourire ist mehr als nur der Untergrund des Lachens. Lächeln ist die Berieselbarkeit des Schweißens: wo die Worte für ein Gefühl versagen, da spricht die Musik noch, und wo sie als Ausdruck verstummt, da geht das Lächeln einer Frau noch weiter — manchmal bis direkt in den Himmel. Dort löst sich wohl die Luft in ein Lächeln auf.“

„Nun werden Sie nicht noch romantisch, liebe Kollegen“, sagten die beiden spöttlich, und im Abgehen zueinander: „Sie ist doch nur eine Küchenfee...“

Die kleine Marquise wuchs heran. Wenn sie kindlich durch Flur, Stiege und Ställe lief, dann wurde es vor ihrem Lächeln selbst ein Regenbogen hell. Dies Lächeln war ansteckend: es lächelten die Leute im Stall und die Leute im Dorf, sogar die Pferde und Hunde, erzählt man. Nur die Kühe können nicht lächeln, die sind zu dumm, und die Schweine lächeln nur, wenn wer was Unpassendes erzählt, aber das kam auf Mon Miroir hoffentlich nicht vor.

Und wenn sie vor den hohen Spiegeln tanzte, indes die Spieluhr mit züflich dünnem Klappern ihr „Un désir, un soupir, un sourire, ting, täng, pläng“ erklingen ließ, dann sahen alle durch den Türspalt zu, die über ihre Jugend zu wachen hatten (denn du mußt wissen, Dorette, sie war schon als Kind verwaist). Es lächelte die strenge Erzieherin mit ihren zwei langen gelben Zähnen wie ein großes Kaninchen. Und der Diener Charles (oder Karl, er kam nämlich aus dem Elsaß) wie ein kluger Bernhardiner. Und der alte Hausherr mit seinem kleinen, struppigen Gesicht wie ein Igel (daß Igel lächeln können, weißt du ja). Auch der Dienerjunge Jacques, der nicht ganz ehrlich war, stand mit devotem, vershassem Grinsen dabei, er hatte etwas von einem Schelke im Gesicht. Als die junge Marquise heranwuchs, war ihr Lächeln in der Umgegend berühmt. Dies unbefangene, unbeschwerte, unverständliche Lächeln. Ob sie eigentlich hübsch sei, daran dachte man kaum (sie war es übrigens). Und noch in seinem Alter erzählte der Bettler, der mit seinem abgegriffenen Hut auf der Treppe der Kathedrale von Chartres saß: „Ich war damals noch Anfänger hatte noch Hemmungen und noch kein Vermögen erbettelt, aber den Sou, den mir die junge Marquise gab, an habe ich mir aufgehoben weil ihr Lächeln ihn zu Gold gemacht.“

Mit 17 Jahren heiratete sie den schlanksten Kava-

Beherrschung - Dominio di sé

(Macan)



„Donnerwetter, ja, wenn ich das Weib nicht grundsätzlich verachten würde müßte ich mir im Einzelfalle sagen: Pauchen du bist sinnlich!“

„Per Becco, se lo per massimo non disprezzasi la donna, dovrai pure, in singole caso, dire a me: Paoluccio, sei sensuale!“



„So, so, De Gaulle ist Ihr Name. Na, machen Sie mal Offerte, junger Mann!“

Il viaggiatore venuto dalla Francia: „Ah così, così ... Voi Vi chiamate De Gaulle? Ebbene, giovanotto, fatemi dunque delle offerte!..“



„Wie schön ist's doch, von der Natur eingerahmt, zu baden!“
„Siehst' du, und Fritz findet ein Schlüsselloch den schönsten Rahmen!“

Questione di parere: „Oh, come è bello prendere il bagno entro la cornice della natura!“,
„Ma vedi, Fritz invece è del parere che la più bella cornice sia un buco della chiave!“,

Ilar der Königin, Hyacinthe hieß er. Aber er fiel nach drei Jahren in längeres Siechtum. „Nun ist meine Jugend vorbei“, sagte sie und pflegte ihn mit rührenden Händen, lächelnd, bis er starb. Als sie nach Mon Mirol als Herrin zurückkehrte, war ihr Lächeln wie ein Goldgrund, auf dem eine liebliche, erfahrene Treurigkeit stand.

Wenige Jahre später, sie war gerade dreißig, kam der Aufruf von Paris bis in die Provinz. Eines Tages brach ein blühender Haufe in das Schloß ein, zerschlug Spiegel, venezianische Leuchter und Fayencen, und tausend reizende Dinge wurden wüßlos unter den plündernden Händen. Neben dem koketten goldenen Hahn der Wetterfahne saß schon der rote Hahn und schlug scheuig die Flügel. Nun wollten sie aus Morden gehen — da trat die Marquise mitten unter die Horde, bewachte nur mit ihrem Lächeln, das unnahbar und voll Verachtung war. Sie sah über die Gesichter hinweg (auch das des Dieners Jacques war darunter), in denen beim Feuersehen alles gemeine Lächeln flackerte: das der Gier, die plündern will, was sie nicht brauchen kann, des Neides, der niederbrennen will, was er nicht stehen kann und das der Grausamkeit, die nur zu morden gekommen ist. Indessen, vor dem Lächeln der Marquise fließen sie Flüste und Waffen sinken und ihre Gesichter wurden dumm. Sie ging hinaus durch Querm und Niedertracht. Draußen wartete der alte, gütliche Charles mit dem Reisewagen. Den Weg in die Fremde beleuchtete noch weithin wie eine Fackel der Brand von Mon Mirol.

Am nächsten Abend hielt Karl in einer kleinen Stadt vor der „Goldenen Kugel“. Der Wirt kam heraus, stemmte vor Devotion, mit dicken silbernen Knöpfen an der Weste und einem berufsähnlichen Lächeln, aber dessen Beifallssinn ging sogleich in Herablassung über, als er hörte, die vornehme Frau sei auf der Flucht. „Wir haben schon mehr solche Obdachsche“, sagte er zu Charles. „Aber wenn Sie gut gehen, soll ihr Geld nicht viel weniger wert sein, als anders.“

Am nächsten Abend, wieder in einem anderen Gasthaus (schon in Deutschland), fand Charles die Marquise im Bett sitzend, mit aufgelisten Armen. Der Mond zog eine silberne Linie um ihr feines Profil und glänzte in zwei großen Tränen, die ihr aus den Augen tropften. Ihr erstarrtes Lächeln war tröstlos, hoffnungslos.

„Nom de chien...“, fluchte Charles und es war

ihm, als ob er entweder mitheulen müßte oder irgendjemandem um die Ohren schlagen. — Plötzlich lief er in die Remise, brachte vorsichtig aus dem Wagen ein Paket, stellte es heimlich im Zimmer auf, und als es gerade vom Turm 10 Uhr geschlagen, hörte man zitternd und zählich in silbernem Getöse: „Un désir, un soupir, un sourire, ting, ting, plang“. Die Marquise horchte und ihr Lächeln blühte wieder auf. „Charles“, flüsterte sie, „Mon Mirol!“ ... Dann schlummerte sie ein wie ein Kind, und der treue Karl setzte seinen Stuhl auf die Schwelle und schlief Wache vor der Tür seiner Marquise.

Zuletzt landete sie im Schloß eines entfernten Verwandten der Marquise, des Grafen P. Die alte Gräfin war zwar gestorben und herrsche nur noch aus einem stiftlichen Bild von der Wand her unten. Aber die beiden Herren, Vater und Sohn, eilten herzu, der Cousine aus dem Wagen zu helfen: es sei ihnen eine hohe Ehr, sagten sie. Da blieb sie nun und ging durch die feierlich dunklen Räume und saß unter den alten Eichen im Park, sah den Eichhörnchen zu und übt sich zu sagen „Alschörschene“. Bis sie die Sprache des Landes verstand, veränderte sie sich mit der Sprache des Lächelns. Diese Sprache ist einheitlich über Europa (erst das orientalische Lächeln ist mehr als nur ein fremder Dialekt). Diese Sprache hat keine Grammatik, aber sehr viele Vokabeln, und es sind da viel weniger Mißverständnisse möglich.

Die beiden Herren suchten sie zu unterhalten. Einmal erklärte ihr der Vetter mit Überzeugung, daß er die Frauen zwar verheirathet, selbstverständlich, aber leider für Frauen keine Zeit habe. Er werde deshalb niemals heiraten, bestimmt nicht, wahrscheinlich nicht. Er sei jetzt mit seinen 36 Jahren auch viel zu alt dazu.

Der Onkel eröffnete ihr, er fühle sich noch gar nicht so alt. After Erfahrung und Sicherheit. Man müsse eigentlich erst alt werden, um zu wissen wie man richtig Jung zu sein hätte. Er würde unter Umständen sogar noch einmal heiraten. Eine zweite ruhige Ehe, im Lächeln der Abendsonne usw. Die Marquise erzählte das wieder dem jungen. „Ich verstehe den alten Herrn nicht“, sagte der ärgerlich. „Ich alter Vater meint, er verstehe Ihre n Standpunkt nicht, lieber Vetter. Ich aber verstehe Ihre beiden Standpunkte“, sagte die Marquise und lachte. ...

Die Spieluhr mit dem klinkernden Manett hatte man übrigens im Kamminzimmer aufgestellt. Dahin kam die junge Frau manchmal um die volle Stunde und hörte versonnen, wie es spielte: „un désir“ und so weiter. ... Ein eigentliches Wort für Heimweh gibt es im Französischen nicht.

allerlei Lächeln beobachtet hatte. Da war das Lächeln des Cardinals, geistlich glatt und herrlich hart, — ein Marmorlächeln. Oder das eines lieben alten Vicomte, das diskret und höflich selbst das alles verzieh, wo es gar nichts über zu nehmen gab. Oder das eines Obersten aus großem Haus, der es auf seinem schärfgeschnittenen Gesicht wie eine Maske trug, um seine Gedanken zu verbergen (böse Zungen sagten: seine Gedankenlosigkeit). Dann das einer Hofmeisterin, wie ein Schmuck aus unechten Steinen, und das gefährliche einer Dame, deren Beruf Schönheit war: das war wie ein Lasso oder ein vergifteter Pfeil. Und den Hofmaler nicht zu vergessen: der hatte ein verschmitztes und (pardon!) verschmitztes Lächeln, das irgendwie an Hammeifisch und Holzpantoffeln erinnerte.

Der alte Herr erzählte von dem servilen Lächeln, das sich gleichsam zum Teppich macht, und dem glühenden, das den Menschen gehen hilft. Manch junge Dame gab es, deren Lächeln der eigenen Schönheit als gepulzter Herold voranschritt, und manchen alten Herrn, bei dem es befallsamend seinen medianten Bemerkungen nachfolgte. Und dann, natürlich, das überhebliche Lächeln, das Wohlwollen wie Trinkgeld verteilte, und jenes alltägliche der großen Welt, — aufgelegt wie Rouge, abends verstärkt, und morgens erneuert. „Lächeln“, schloß der alte Herr, „kann abweisend sein wie eine hohe geschlossene Tür, oder hinterhältig wie eine Falltür, oder lauernd wie eine Hintertür. Und ihres, Cousine, ist der Lichteitschein aus einem hellen Herzen. Es gehört so zu ihnen.“

„Wollen wir noch ein wenig reiten?“ fragte die Marquise. „Sie sitzen so gut im Sattel.“ Sie ritten im Schritt. Der Wald leuchtete. ... Als der Vetter von der Reise zurückkam, trug er das neue Lächeln immer noch und es wurde immer heller, als er der Marquise entgegen ging. Wie wenn eine Hoffnung aufgeht.

Der alte Herr sah dieser Szene zu — mit einem Lächeln, das dem Sohn die schönsten Wünsche verleierte, für die er keine Verwendung mehr hatte. Wie wenn eine Hoffnung untergeht.

So ward aus Aufgang und Untergang ein neuer Tag. „Und genau in diesem Augenblick“, fiel Frau Dorette ein, „begann klinkernd und beziehungsreich die alte Spieluhr: „un désir un soupir un sourire, ting, ting, plang“.

„Ach, du kannst die Geschichte wohl schon?“ fragte Julius.

„Etwas“, lächelte sie, „etwas vom Lächeln der Marquise weiß doch jede richtige Frau.“

ABEND IM DORF

Auf der alten, schiefgeboogenen Brücke
Zieht die Herde in die Gassen ein.
Siehe, daß sie alle Dächer schmücke,
Reicht noch dar den erschöpften Schein.

Helles Hämmern aus verschworener Schmelde
Schmettert präherlich den starken Pfeil.
Doch in einem zart gezwungenen Liede
Singt ein ander Herz dem Abend Preis.

Willig tauchen in den Schlag die Tauben
Und der Hahn kehrt heim mit Kampfesstrolch.
Nur die Kinder wollen noch nicht glauben,
Daß der Tag schon ganz zu Ende sei.

Schatten fließen kühlend von den Hügel.
Alles sich zum Schlaf nun rüsten mag.
Schwalben, die den Turm hoch überfliegen,
Künden einen neuen schönen Tag.

HERMANN SENDELACH

Eines schönen Tages stand der Vetter ernst und prächtig in der Halle, kurz vor der Abfahrt zu einer Geschäftsreise. Ein guter Ruf ging ihm voraus, und ein Wagen voll Aktien folgte ihm. Sein palmenbestückter Rock war frisch vom Schneider, seine guten Manieren Generationen alt, seine französische Aussprache aus dem Lande selbst bezogen — „aber etwas fehlt noch, Vetter“, sagte die Marquise.

Er rückte am Jabot und am Ordensband — „nein, höher“, er faßte an die hohe Stirn — „nein, tiefer.“ Das Lächeln fehlte, das undurchdringliche, unerschütterliche, unwiderstehliche Lächeln des Diplomaten. Ich habe Angst vor feierlichen Diplomaten.“

„Ich werde mich bessern, Cousine“, sagte er und lächelte nun auch.

Sie sah ziemlich lange dem Wagen nach. — Als sie ein paar Tage später mit dem Onkel durch den Park ging, kam der auf das Lächeln in allen Ländern zu sprechen. Ähnlich wie man großen Sängern von schönen Stimmen erzählt, die man sonst wohl gehört. Und dabei sprach er fast aus seiner Cavalliersreise am Hofe von Versailles

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



„Aber“, sagte ich zu Herrn Spronz, der mir, als ich ihn gestern nach Jahr und Tag wieder einmal traf, einen Vortrag über das Gift Nikotin hielt, „Sie waren doch selbst ein leidenschaftlicher Raucher.“

„Ich habe mir das Rauchen abgewöhnt!“, antwortete er.

„Und das ist Ihnen so leicht gelungen?“ sagte ich beschämt über meinen leichten Mangel an Energie.

„Was ist mir übriggeblieben?“ erwiderte Herr Spronz ehrlich. „Jetzt, in einer Zeit wo einem kein Mensch mehr eine Zigarette anbietet!“ H. K. B.



„Look here, Dady, unsere Boys haben einen schönen Bombenangriff auf München gemacht!“

„München – München? Ah, jetzt erinnere ich mich. Das war doch die Stadt, in der ich meinen Regenschirm verwechselt habe“

Babbitt bene informato: Look here, Dady, I nostri Boys hanno fatto un bel bombardamento su Monaco!“

„Monaco? ... Monaco? ... Ah, adesso mi ricordo; è la città, dove o scambiato il mio ombrello.“

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Appell an die Heimat

(Erich Schilling)



„Sorgt dafür, daß unser Opfer nicht vergebens war!“

Appello alla patria: “Fate che il nostro sacrificio non sia stato invano!..”



DIE SPINNE

VON WALTER FOITZICK

Wir haben jetzt eine Spinne, oder die Spinne hat uns. Vielleicht haben wir sogar mehrere Spinnen, aber die eine haben wir ganz deutlich. Sie hat ihr Netz in der Ecke des Gartenhäusls gebaut, zwi-

Gute Nacht, ihr Lieben!

Gute Nacht, ihr Lieben!

Heute noch können euch meine Gedanken umschließen -

Ob ich es morgen noch kann: euch grüßen!

Das wissen wohl nur die Sterne da drüben.

Heute noch lebe ich, bin ich euch herzlich gut - Oder ich liege zerlegt.

Aber morgen vielleicht schon treibe

Kalt auch ich im Strome von Tränen und Blut -

Oder ich liege zerlegt!

Irgendwo auf den geschändeten Erdenfeldern -

Noch aber bin ich in tiefen schwarzen,

nächtlichen Wäldern

Euer lebensiger Sohn und Vater fehlt

Nacht!

Und wenn ich es bleiben sollte, ihr Lieben,

Wenn es die Sterne beschloffen haben da drüben,

Daß ich einst stiege aus Nacht und Grabenloch,

Dann wollt ich nichts sein in eurer geliebten Mitte,

Als eine die Seele suchende, lautlose Bitte.

Herbert Leiftboudots

schen Wand und Tisch, gerade über der Ottomane, eine sehr hübsche Lage.

Vor einigen Tagen war die Spinne mit ihrem Netz plötzlich da. „Huch“, sagte Grati, „das grausliche Viech!“ Sie steht mehr auf Seite der Fliegen und bedauert die Schwachen. Wir Männer verteidigen die Spinne und reden von Kunstfertigkeit und, daß in der Natur immer einer den anderen frisst. Den Tisch dürfen wir nicht mehr abrücken, weil dort einige Verstreubungen des Netzes angebracht sind und andere am Sofakissen. Wer sich auf die Ottomane legen will, muß unter dem Spinnennetz durchkriechen, um es nicht zu verletzen. Die Kleintierhaltung erfordert eben einige Mühe.

Manche sagen, es sei eine Kreuzspinne, aber so ein richtiges Kreuz hat sie nicht auf dem Rücken, sie läßt sich auch ungern von hinten besehen. Meist sitzt sie, wie es eine richtige Bilderbuchspinne zu tun hat, im Mittelpunkt des Netzes und leuert. Vielleicht schläft sie auch, immer mit dem Kopf nach unten. Die Frau Regierungsrätin sagt, das könne sie selbst nicht, denn dann würde ihr das Blut in den Kopf steigen. Wenn man Zigarettenrauch nach der Spinne bläst, geht sie in die Etappe. Die Etappe ist hinter einem Stützbalken des Gartenhäusls. Unsere Spinne ist braun in Braun gestreift, wie ein Pullover aus ungefräster Schafwolle. Sie hat den Pullover am ganzen Körper, auch an den Beinen.

Wir haben immer erwartet, daß sich eine Fliege im Netz fängt, das taten die Fliegen aber nicht. Da dauerte uns die arme, grausliche Spinne, und wir fingen ihr welche. Der Regierungsrätin kann es schon sehr gut. Bei einer Leistungsprüfung im Fliegenfangen würde er seinen Mann stehen. Die Fliegen setzen wir ins Netz. Kaum hat die Spinne das gemerkt, kommt sie spornstreichs angerast, packt den Braten und spinnt ihn ein, weckt ihn ein, schleppt ihn in die Mitte und beginnt zu fressen. Der Regierungsrätin meint, sie frisst ihn ganz, ein anderer will gesehen haben, daß sie ihn nur

ausaugt. Sie beginnt immer beim Kopf, die Schielgel sind vielleicht das Beste, das sie sich zum Schluß aufhebt.

Wir wissen nicht, ob die Spinne ein Männchen oder ein Weibchen ist. Einer sagt, das könne man leicht daran erkennen, daß das Weibchen nach der Hochzeit das Männchen frisst. Nun, das möchten wir gerne erleben, denn man sieht nicht alle Tage, wie eine Braut ihren frisch angetrauten Mann mit Haut und Pullover verzehrt.

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes saß im Büro. Mit einem anderen Herrn zusammen. Es war Mittag und sehr schönes Wetter. So schauten sie beide sehnsüchtig hinaus.

„Ich könnte eigentlich jetzt schon gehen“, meinte der andere. „Dafür habe ich ja gestern noch abends zu Hause fürs Geschäft gearbeitet.“

„Richtig. Und da fällt mir ein, daß ich eigentlich auch gehen könnte“, sagte Johannes. „Ich habe nämlich heute nacht vom Geschäft geträumt.“

*

Es ist bekannt, daß es bei manchen unserer großen Kuntschaffenden gewisser äußerer Voraussetzungen bedurfte, damit sie erfolgreich arbeiten konnten. Wer hätte nicht über Schiller und die faulen Äpfel gehört.

Über diese Dinge unterhalten wir uns. „Von einem weiß ich“, berichtete Johannes, „der konnte nur richtig schaffen, wenn er sich der Zuwendung seiner Freunde so recht bewußt war. Wenn sie ihm zum Beispiel eine Flasche Wein oder ein paar Zigaretten mitbrachten. Da das leider bei der Gedankenlosigkeit der Freunde häufig unterblieb, ist manches wertvolle Gedicht nicht geschrieben worden.“

„Wie schade“, bekannte Martin. „Wer war oder ist das übrigens?“

„Ich“, sagte Johannes.

J. Bieger



„Dieses englische Lehrbuch für die moderne irreguläre Kriegführung gefällt mir, besonders das Augenausquetschen finde ich hübsch. Diese Methode werden wir bei uns einführen!“

Il diavolo ed il suo manuale d'istruzione: „Questo testo inglese che detta le norme della guerra moderna irregolare, mi piace; è particolarmente bello il punto, ove insegna come si schiaccino gli occhi fuor dall' orbita. È un metodo che adotteremo anche noi!“



(Fr. Bilek)

La fotografia
per l'albo di famiglia

Die Aufnahme
fürs Familienalbum

Das mysteriöse Hotel

Von Erik Stockmarr

An einem späten Abend kam ich in die kleine dänische Provinzstadt Kerteminde.

Ich ging sofort in das nächste Hotel, um dort zu übernachten, denn ich war so müde wie ein Igel. Ein sehr schönes großes Zimmer bekam ich, mit zwei Betten, obwohl ich nicht so dick bin, daß ich zwei Betten zum Schlafen nötig habe.

Bald lag ich in der weißen Schneelandschaft des Bettes, schläfrig und unrsiert, denn zum Rasieren war ich viel zu müde.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, sah ich zu meiner großen Überraschung, daß ich in einem anderen Zimmer lag. Das Zimmer war ganz klein, und nur mit einem Bett versehen, und übrigens lagen meine Kleider auf dem Tisch, wo ich sie nie hinlege. Mein ganzes Leben habe ich meine Kleider auf einen Stuhl gelegt. Um diese mysteriösen Verhältnisse aufzuklären, klingelte ich nach dem Hotelportier.

„Was ist denn hier los?“ fragte ich, „ich habe gestern Abend ein Zimmer gemietet, lege mich

ins Bett, müde wie ein Igel, und wache in einem ganz anderen Zimmer auf?“

„So?“
„Ja, sol Aber wie kann so etwas passieren? Tragen Sie in der dunklen Nacht die Hotelgäste herum und legen sie in andere Betten und in andere Zimmer?“

„O nein“, antwortete er, „Ich kann Ihnen nur eine Erklärung darauf geben: Sie sind im Schlafe herumgewandert und in ein anderes Zimmer gegangen.“

„Unmöglich, ich nachtwandle nie!“, sagte ich, „und wenn ich hier zehn Kronen für ein Zimmer bezahle, spaziere ich doch nicht in der kühlen Nacht wie ein Idiot umher. Ubrigens war ich gestern Abend, als ich mich ins Bett legte, ganz unrsiert, und jetzt wache ich auf — sehen Sie mal hier! — so schön glattrasiert wie der Hinterteil eines neugeborenen Kindes. Was in aller Welt ist hier los — das ist ja eine Hexerei in diesem Hotel!“

„Ach so“, antwortete der Portier, „unrsiert waren Sie auch, ja dann sind Sie bestimmt im Schlafe herumgegangen. Unser Hotelbarbier nachtwandelt nämlich auch, dann haben die beiden Herren sich also getroffen, und er hat Sie im Schlafe rasiert. Guten Morgen, mein Herr!“

(Aus dem Dänischen.)

TÖLPELEI

*Ein Mann ging durch den Wald und warf,
was man bekanntlich ja nicht darf,
den Zigarettenrest ins Gras,
wo seine Glut sich weiterfrakt.
Sie ward zur Flamme und alsbald,
verschlank sie den gesamten Wald.*

*Wer von der Freveltat gehört,
war denn ja auch mit Recht empört.
Man fragte sich in weiter Runde
von Haus zu Haus mit bleichem Munde:*

*Der Mann, der wider bess'res Wissen
den Stummel in das Gras geschmissen,
hat dieser Tölpelei nicht bedacht,
daß man aus dreien eine neue macht??*

DIRKS PAULUN



„Wenn ich so im Freien bade, fühle ich mich wie eine Nymphe!“
 „Ich nicht. Zu 'ner waschechten Nymphe gehört immer auch 'n Faun!“

Lacuna: „Quando prendo il bagno così, all' aperto, mi sento come una Ninfa!..
 “Io no ... una vera e propria Ninfa deve aver sempre seco un Fauno!..“

BIBI

Aus dem Tagebuch einer Gardasee-Ente

VON THEA WEIDE

Aus meiner frühesten Kindheit weiß ich fast nichts mehr. Ich erinnere mich nur, daß wir bei armen Leuten auf die Welt gekommen sind. Deshalb wurden wir, die wir zwölf Geschwister waren, verkauft. In einen Korb gesteckt, wo es so eng zuging, daß wir uns gegenseitig auf die Latschen trafen, machten wir auf einem weißen Schiff unsere erste und einzige Reise. Wir konnten das sehen, denn wir lüfteten immer mit einem Auge durch das weiße Geflecht des Korbes. Unserem kleinen Bruder wurde es von dem Gescheu so über, daß er sich übergab, was meine ältere Schwester, die sehr verflissen ist, gleich verschlang. Gott, war es damals heiß! Und nichts zu trinken!

Als wir endlich aus dem Korb gelassen wurden, torkelten wir wie Betrunkene. Wir befanden uns auf einer weiten Wiese, die in einem steilen Abhang bis zum See hinab reichte. Aber da durften wir nicht hin. Wir waren noch zu klein. Beinahe wären zwei von uns schon in der niedrigen Wanne ertrunken, wenn sie der kleine Junge unser Frau nicht gerettet hätte. Sie waren bereits untergegangen, als er sie heraussuchte. Ganz starr und steif waren sie. Der Junge hat sie denn auf den Rücken gelegt und ihnen die Beine und die Flügel auf- und niederbewegt, bis die Ertrunkenen wieder zu sich kamen. Gott sah das komisch aus. Wir haben uns halb totgeteigt, nur unser jüngster Bruder machte ganz große, ernste Augen dazu und hielt den Kopf ganz schief.

Die beiden Kinder unserer Frau sind sehr gut zu uns. Andere Kinder mag ich nicht leiden, sie sind gemein und bössartig. Sie jagen uns bloß und werfen mit Steinen nach uns.

Wir haben alle Namen bekommen: Gustav, Emma Hermann, Heinrich, Trine, Bibi (das bin ich), Adamson, Andreas, Muck, Isolde, Nanuchen und Mignolo.

Seit einer Woche dürfen wir im See baden. Das gab ein Hallo, als wir zum ersten Male den steilen Abhang hinunter sollten. Wir verloren alle das Gleichgewicht und kollerten unter Gekreisel hinab. Heute hat Gustav, unser Störkiste, eine Erfindung gemacht, er fliegt herrlich wie ein

Adler. Ich wage mir das nicht. Aber Gustav ist ja auch ein Erpel, ein richtiger Mann!

Heute war es mächtig stürmisch und das Wasser brauste und schäumte. Wir sind trotzdem baden gegangen. Ordentlich laut mußte man schreien, sonst konnte man bei dem Gelöse sein eigenes Wort nicht verstehen.

Die Wellen hoben uns hoch und schleuderten uns im Bogen auf den Strand. Es war zu schön. Hundertmal haben wir das Spiel getrieben, bis uns alle Knochen wehtaten. Trine hat vor Vergnügen laut gekreisch, und der dumme Mignolo hat noch rotzbraune und blaue Flecke unter den Federn.

Manchmal schwimmen wir auch weit fort. Bis zur Olmühle. Dort ist das Wasser schön fettig. Aber da ruft gleich immer unsere Frau: „An!, an!, an!“ Dann wölbt Heinrich voll Stolz seine grüne Brust und schmettert zur Antwort wie ein Tenor. „Gus guassesege!“ Ich glaube, er liebt unsere Frau.

Seit unsere Frau weiß, daß ich eine weibliche Ente bin, soll ich durchaus Eier legen. Ich finde das langweilig und altmodisch. Man mischt mir Eierleigepulver unters Futter, das mir nur wie Zement die Därme verstopft. Nun will ich gerade nicht legen!

Eben waren Fischer mit Netzen auf dem See. Wir sind nicht baden gegangen. Sogar Gustav traut sich nicht. Adamson ist vor Aufregung am Hang abgerutscht und im Stachelstrauch hängen geblieben. Er hat sich dabei das rechte Bein aufgeschlitzt. Isolde ist ohnmächtig geworden, als sie Blut sah. Und Adamson hinkt nun. Der Arme!

Diesen Morgen, es ließ sich nicht mehr vermeiden, habe ich das erste Ei gelegt. Es war am Strand. Nunuchen hat ganz dumm geguckt, und die blöde Trine hat laut geschneitert vor Lachen. Ich hätte sie in den Pütz trennen mögen vor Wut, diese alberne Gans! Und Heinrich nackte solange auf dem Ei herum, bis es kaputt ging. Dann hat er es schmatzend ausgeschnabbeln. Am liebsten möchte er nun jeden Tag eins haben.

Die Frau darf es nicht wissen, daß ich Eier lege, sonst sperrt sie mich in den Stall und ich darf nicht schwimmen gehen.

Gustav ist wirklich der Schönste und Störkste von allen. Er hat so große und breite Latschen, und tauchen kann er wie kein zweiter. Wenn er uns mit seiner mächtigsten rauhen Stimme ruft, geht es mir immer durch und durch.

Daß Gustav so tapfer ist, hätten wir alle gar nicht gedacht. Gestern waren fremde Enten auf dem See, da gab es eine richtige Schlacht zwischen den Erpeln. Aber Gustav hat die ganze Bande in die Flucht gejagt!

Ich liebe Gustav.

Heute bin ich mit Gustav weit hinausgeschwommen. Trine und Isolde haben gleich darüber geschreiet. Sie sind nur eifersüchtig, weil Gustav nicht mit ihnen so weit hinausgeschwimmt.

Ich bin glücklich! Gustav gibt mir offensichtlich den Vorzug.

Der Mann unserer Frau ist sehr komisch. Wenn wir nicht aus dem Wasser herauswollen, kommt er in einem Paddelboot und jagt uns raus. Da reißen wir ihm immer erst eine Welle aus. Er rudert wütend hinter uns her, und erst wenn er dann böse mit dem Ruder nach uns schlägt und „ksch! ksch!“ macht, dann tun wir ihm den Gefallen und tun, als ob wir uns fürchten. Wir sind meist tüchtig außer Atem von der lustigen Heiße, und er schwitzt und schimpft und sieht ganz komisch aus.

Wie aufregend ist doch das Leben! Gestern Abend, wir saßen schon lange im Stall, da merkten wir, daß Emma fehlte. Am Nachmittag hatten wir Freundschaft mit Benediktus geschlossen, weil er sich zu vielen schönen Schwämmen und lustigen Irt. In der Dämmerung hatte nun die kurzschilige Emma sich dem falschen Trupp angeschlossen. Als sie endlich heimkehrte, war es schon stockdunkel. Da ja sie Gustav tüchtig gehackt und gestochen. Na ja, es gehört sich auch nicht für eine anständige Ente, sich bis spät in der Nacht herumzutreiben.

Ich bin untröstlich. Gustav ist fort! Wir hatten uns zum Schlafen ins Stroh gekuschelt, ich mich ganz dicht an Gustav, als die Tür aufgeschwungen wurde. Die Magd kam mit einer Laterne, zerrie Gustav an den Beinen hoch, und ehe er wußte, wie ihm geschah, schleppte sie ihn fort. Gustav sah mich in seiner verzweiferten Lage verzweifelt an. Ich werde den Blick nie vergessen... Wir haben die übrige Nacht nicht geschlafen. Eine dumpfe Aurnach bedrückt uns. Mit Gustav muß etwas Furchbares geschehen sein. Wir wagen kaum zu atmen.

Anstatt schwimmen zu gehen, haben wir Gustav gesucht. Als wir gerade unter dem Küchenfenster vorbeigewollten, öffnete die Magd das Fenster und warf etwas heraus. Erschrocken stoben wir auseinander, da legten die schönen breiten Latschen von Gustav...

Gustav, mein Gustav, wo bist du? Was ist geschehen?

Wir grübeln den ganzen Tag über das Geschehene nach. Mir ist ganz elend zu Mute. Ich torkle nur noch.

Nun ist auch Heinrich weg. Und die gute dicke Emma auch.

Das Schwimmen freut uns nicht mehr. Ein schwerer Druck lastet auf uns.

Alle paar Tage, wenn wir früh erwachen, fehlt eine von uns. Sogar der albernen Trine ist das Lachen vergangen. Nur Angst, unsagbare Angst ist uns geblieben.

Beim geringsten Geräusch schreie ich aus dem Schlaf. Mir ist, als höre ich Gustavs männlich rauhe Stimme von weither.

Nun bin nur noch ich übrig mit dem kleinen Mignolo. Bald werden sie auch mich holen. Dann werde ich wissen, was das alles bedeutet.

Wenn ich nur nicht solche Angst hätte. Sie schnürt mir die Kehle zu. Ich bringe keinen Ton mehr heraus. Und Gustav liebt meine Stimme so.

Ich höre die Magd... Oh, Gustav... Ich komme

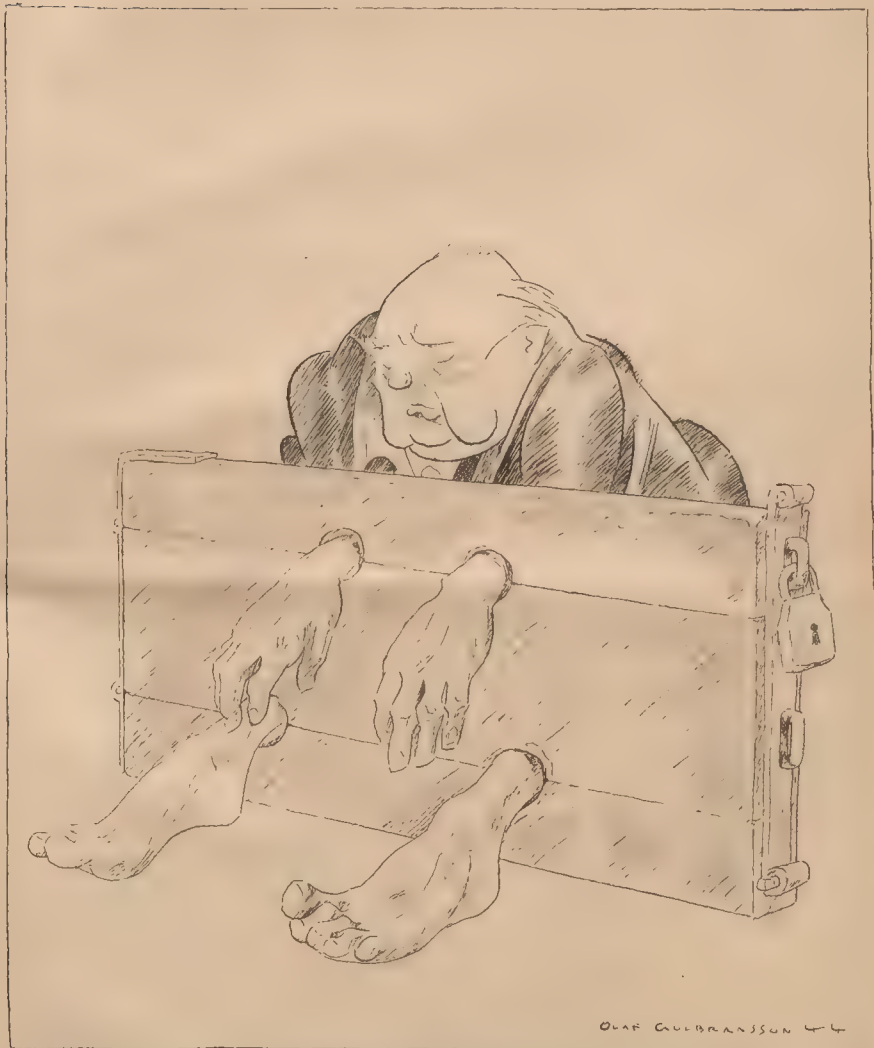
„Beim Ein- und Aussteigen bitte beeilen!“

IO Brinkmann



“Favoriscano salire e scendere in fretta,„

SEINE EWIGE SCHANDE AM PRÄNGER



CHURCHILL VOR DEM KRIEGE: „DIE SIEGESGÖTTIN WIRD DEN UMARMEN DER DIE MEISTEN FRAUEN UND KINDER GETÖTET HAT“

La sua eterna vergogna. Alla gogna

Churchill prima della guerra: „La Dea della Vittoria abbraccerà colui che avrà ucciso più donne e bambini.“

DIE GROSSE HERDE WANDERT

VON ERIK STENIUS

Die große Herde wandert. Viertausend silberglänzender Leiber drängen sich aneinander, vier-tausend Geweihe recken ihre Verstärkungen wie ein Märchenwald in die klare und kühle Morgenluft. Die große Herde wandert, die Hufe schlagen mit klirrendem Laut gegen die spitzen Steine der Fjelle, sie waten durch Schnee, der sich noch in den geschützten Mulden versteckt gehalten hat. Vorn gehen die Leitlitter, alte, weitererprobte Rentiere. An ihrem zottigen Hals hängt eine große Glocke, die bei jedem Schritt eintönig lautet. In der Mitte wandern die Mutterlitter mit den neugeborenen Kälbern. Sie gehen nur langsam, die Hufe der Rentierlitter sind noch weich, die roisgen Nasen tropfen vor Feuchtigkeit, die sammetweichen Lippen schmecken immer und immer wieder die milchendenenden Euter der Mutter. Noch sind nicht alle Kälber geboren, täglich, ja stündlich erhält die Herde neuen Zuwachs, die trächtigen Tiere bleiben ein wenig zurück, unruhe-voll umkreisen sie die Wachende, aber sie schecken sie nicht mit ihrem Gebell, es ist so, es wüßten die Hunde gauden, das sich nun ein Wunder der Natur vollziehen soll, daß ein neues Leben die Welt erblickt soll. Wenn das Kälbchen geboren ist, dann pufft es die Mutter mit ihrer Nase hoch, es steht auf zitternden Beinen, den Kopf gesenkt, die großen sammeltückigen Augen wie verwirrt auf die Umgebung gerichtet. Wieder ein sanfter Puff der Mutter — und das Rentierlitter beginnt seine lange Wanderung. Wie ein silbernes Band zieht die große Herde dahin. Aikoo, der Lappe, betrachtet sie mit Stolz. Er weiß, es ist die größte Heide, die jemals nördlich des riesigen Eneer-Sees geführt wurde. Er hat die Verantwortung, kein Tier darf durch seine Schuld fallen. Seine drei Jüngeren Brüder helfen ihm, und dann ist noch Sita da, seine Frau und Aiko, seine schöne Tochter. Um Aiko sorgt er sich ein wenig, denn Aiko ist verändert, teilt sie vom Winterlager in der Lappenstadt aufzusuchen. Sie spricht nicht mehr und sie lacht auch nicht — das ist ein schlimmes Zeichen für ein Lappenmädchen. Aiko ist verlobt, aber nicht in den Mann, den ihr der Vater bestimmt hat, nicht in Rakoo, den jungen starken Rentiertreiber, der das stärkste Leitlitter am Riemen führt. Aiko hat sich in den jungen finnischen Lehrer aus Helsinki verliebt, obwohl er nur einen Arm hat, denn er ist im Krieg verwundet worden, sonst hätte er ja auch wohl an der Front gestanden und wäre nicht in die Lappenstadt hoch oben im Norden gekommen. In der Ferne blitzt es auf, die Sonne löst das Wasser eines großen Sees wie eine blankgeputzte silberne Schüssel aufblitzen. Aiko weiß, daß er nun alle seine Gedanken zusammennehmen muß, denn die Herde muß den See durchschwimmen, es gibt keinen anderen Weg. Nur einen Moment lang bleiben die beiden voranreitenden Leitlitter stehen, sie wintern und drehen das schwere Haupt mit dem großen Geweih Aufmunternd ruft Rakoo ihnen etwas zu, vorsichtig tauchen sie die Hufe in das Wasser. Rakoo schwingt sich auf den Rücken des größten Leitlitters, er treibt es vorwärts, langsam beginnt das Tier zu schwimmen. Und alle folgen, keines schrickt zurück, der Herdentrieb ist übermächtig. Die Rentierlitter klammern, wenn sie das eiskalte Wasser spüren, aber sie schwimmen, dicht an den Bauch der Mutter gepreßt. Aikoo hat die Frau in das fische Boot verstaubt, Sita nimmt das Paddel. Aiko sieht tatlos zu. Ihr schwarzes Haar ist in zwei lange Zöpfe geflochten, langsam, wie spielerisch beginnt Aiko die Zöpfe aufzuflechten. Der Wind spielt in den langen dunklen Haar Rakoo wendet den Kopf, er sucht Aiko mit seinen Blicken, aber sie sieht ihn nicht an, da preßt er die Rüste zusammen und reißt an der Leine, die um das Geweih des Leitlitters geschlungen ist. Das Tier kommt sich auf, kommt von der Richtung ab und beginnt hilflos

im Strudel zu treiben. Rakoo flucht, er muß das Tier wieder auf den richtigen Kurs bringen, denn die Rentierherde beginnt ihm schon zu folgen und das kann zu einer Katastrophe werden. Er ruft nach den Hunden, sie keuchen heran, sie schwimmen schneller als die Rentiere, mit heiserm Klaffen versuchen sie die Herde zusammenzuhalten. Aikoo hat die Gefahr bemerkt, er springt ins Wasser und greift nach der Leine eines anderen Leitlitters, er hat mit einem Ruck die Glocke vom Hals des Tieres gerissen und schwingt sie hoch in die Luft. Die Tiere hören den bekannten Ton, sie drehen unruhig die Köpfe, sie wissen nicht recht, was sie machen sollen, Rakoo's Leitlitter ist wohl abgetrieben und kämpft verzweifelt gegen den Strudel. In diesem Augenblick geschieht das Unglück. Aiko richtet sich plötzlich hoch auf. Sie steigt auf den Rand des Bootes, sie hört nicht des Rufen der Mutter, ihren erschreckten Aufschrei. Sie läßt sich wie willenlos ins Wasser fallen, mitten zwischen die silbergrauen Leiber der Tiere. Sie verschwindet, noch einmal taucht ihr Gesicht auf, das lange dunkle Haar wickelt sich um das Geweih eines Tieres, sie kann nicht freikommen, sie sinkt, sie versinkt. Rakoo stößt einen hellen Schrei aus, er wirft sich vom Rücken des Leitlitters, er will zu Hilfe eilen, aber wie eine Mauer sperrt ihn die Flut der silbergrauen Leiber ab. Er reißt seine Hände blutig an den Geweihen, er fühlt wie dumpfe Trommelschläge die harten Hufe. Er kämpft, aber er kann nicht weiterkommen.

Das Leitlitter, von seinem Reiter befreit, hat sich aus dem Strudel herausgearbeitet, ruhig und sicher schwimmt es dem Ufer zu, und alle anderen folgen die große Herde ist gerettet, langsam zieht der silberne Strom am anderen Ufer weiter. Nicht ein Tier ging verloren... Sie stehen am Ufer des Sees, Aikoo und Rakoo. Sie sagen nichts, sie sehen nur über das Wasser, das Aiko verschwunden ließ. „Sollen wir bleiben, bis das Wasser Aiko wieder herauspufft? Der alte Lappe schüttelt den Kopf. „Die Herde muß weiter, wir können nicht warten. Aiko gehört nicht mehr zu uns.“ Sie sehen die Tiere der großen Herde weiterwandern, unbekümmert, ruhig, wie ein mächtiger, silbergrauer Strom. „Sie hat lange nicht mehr zu uns gehört, Rakoo“, sagt Aikoo tröstend, „ihr Herz wanderte nicht mehr mit der Herde, deshalb mußte sie sterben.“ Der junge Lappe wendet sich ab, sein Blick sucht die Leitlitter, seine Hand löst das Lasso, das an seinem Gürtel hing. Der riesige rote Wollpuschel auf seiner schackigen Lappenmütze flammte im kalten Licht des scheldenden Tages. Das Lasso zuckte durch die Luft und schwang sich um das Geweih des starken Leitlitters. Es befand sich auf, aber der Mann hielt es bissen fest. Gezozen von der Kraft des Leitlitters folgte Rakoo der Herde, Schritt für Schritt, und er wartete sich nicht mehr um. Viertausend silbergrau Leiber und ein Wald von dunklen Geweihen ziehen weiter nach Norden über Lapplands Fjelle...

WA-WA-WA-WA

VON HEINZ SCHARFF

Ich gehe nicht zu denen, die da sagen, sie lieben kleine Kinder unermesslich, je lauter sie schreien, weil sie dann rasch wieder hinausgetragen werden. Im Gegenteil, ich besuche stets mit Vergnügen meine Nachbarn, eine junge, blühende Frau, die einen reizenden Jungen hat. Er präsentiert sich noch etwas wackelig im Unterbau, am liebsten kriecht er und noch lieber verkriecht er sich. Dann muß man ihn suchen. „Kuckuck, kuckuck, wo ist denn das Büblein!“ Meist kommt es dann strahlend unter dem Rock seiner Mutter wieder zutage. Weiß der Erzherrmann vielleicht schon um solche Beine? Sein Kunstsinne scheint überhaupt früh entwickelt zu sein. Mit Andacht zerplückt er die Blumen auf dem Hut seiner Tante, greift er nach meiner Krawatte, die ihn offenbar nie schön genug gefunden dünkt, oder er zerreißt unzählbare Bilderbücher. Auch technisches Interesse verrät er. Er versucht schon an den Knöpfen des Radios zu drehen, langt nach Messern und Armbrüdern und zerlegt sein mechanisches Spielzeug bis in die kleinsten Teile. Natürlich ist das Bürschen auch farb- und waschsch, es bleibt immer goldig, mag es schwarz von Ruß wie ein Mohr sein oder blau von Kopf bis Fuß von Blaubeeren, oder sich in der Melhkiste umgetan haben. Ach, und wie herzlich der Junge schon plaudert, zwar noch etwas undeutlich, aber seine Mutter versteht jedes Wort. Wenn er meiner ansichtig wird, schreit er schon von weitem: „Wa-wa-wa-wa!“ Das heißt: „Hurra, der gute Onkel ist wieder da!“ Und schon umarmt er meine Hosenseite, deren Bügelfalten zum Glück nicht so scharf sind, daß seine fetten Fingerchen daran zu Schaden kämen. „Wa-wa-wa-wa!“ zert er mich dann am Rock „wa-wa-wa-wa“

„Was will er denn jetzt?“ frage ich neugierig. „Jetzt will er auf ihnen reiten!“, lacht die schöne Nachbarin. Und ich muß niederknien und Reitteser spielen. Vergnügt gröhlt er auf meinem Rücken, hält er sich an meinen Haaren und an meinen beiden Ohren fest, bis er in ein neues energisches „Wa-wa-wa-wa!“ ausbricht. „Jetzt möchte er ein blühen im Kreise herumgeführt werden“, werde ich lechzend aufgeklirt. Also muß ich Karussell kriechen, bis mir schwindlig wird. Ermdet, doch nicht müder als ich, sitzt er dann auf meinem Schoß, elmt mich herzlich an und sagt trübsäuslich: „Wa-wa-wa-wa!“ „Komm! mein Goldchen“, will ihn mir Mama jetzt abnehmen. „Ach, lassen Sie ihn doch“, wehre ich sie ab, „der Knirps ist zu droilig.“ Plötzlich spüre ich es warm und feucht auf meinen heißen Beinknien. Geistesgegenwärtig halte ich den rieselnden Born von mir weg. „Sehen Sie!“, meint die Mutter vorwurfsvoll, „er hat es ja gleich gesagt.“ „Was hat er gesagt?“ „Wa-wa-wa-wa!“ Nun bin ich im Bilde. So ist das also mit kleinen Kindern? Wenn man einen auf den Schoß nimmt und es sieht einen so recht herzlich an und sagt versonnen: „Wa-wa-wa-wa!“, so heißt das: „Achtung! Achtung! es folgt ein kleines Geschäftchen.“ Und wenn eines einen doppelt herzlich anguckt und voll Sonne im Blick: „Wa-wa-wa-wa!“ sagt, so heißt das wohl: „Achtung! Achtung! es folgt ein größeres Geschäftchen.“ Wie einfach, klar und ausdrucksvoll. Ach, daß wir Großen die paradiesische Kindersprache verliert haben, sie ist doch so leicht verständlich, und wenn wir sie alle noch sprechen würden, gäbe es viel weniger Quatsch auf der Welt.



„Bedauere sehr, Gentlemen, der Präsident kann Sie nicht empfangen — der Präsident betet gerade . . .“

Nella Casa Bianca: “Mi rincresco assai, gentlemen, il Presidente non Vi può ricevere . . . il Presidente sta appunto pregando . . .”



„Ich glaube, es gibt nur zwei Arten von Männern: die einen sagen gleich, was sie wollen, und die anderen wollen es auch, aber sagen's erst übermorgen!“

Distinzione: “Io credo che ci siano soltanto due generi d'uomini: gli uni che dicono tosto ciò che vogliono e gli altri che pur lo vogliono, ma attendono il posdomani a dirlo!..”

DIE EILE

VON SCHLEHDORN

Zu den angenehmsten Annehmlichkeiten des Paradieses gehörte zweifellos, daß es da gar keine Eile gab. Aber das wurde, wie fehlende Mängel meistens, nicht bemerkt. Da sah man bei den Tieren weder Flucht noch Verfolgung, bei denen eins das andere entweder zum Fressen ereilt, oder es diesem gelingt, dem Gefressenwerden zu entleihen. Ruhig weideten sie nebeneinander: Wolf und Schaf und traueste Hyäne. Adam und Eva hatten ständig Teestunde, weder konnte er sich zum Dienst verspäten, noch sie zum Rendezvous. Erst, als der Engel mit dem flammenden Schwert sie austrieb, da merkten sie: Eile ist, wenn man schneller muß, als man möchte.

Wie gut hatten es noch die Alten. „Besuche mich, wenn dein Schatten 6 Fuß mißt!“ — und der andere stellte sich einfach, mit dem Augenmaß bewaffnet, in die Sonne und machte sich ein Viertel vor 6 Fuß gemütlich auf den Weg. Da gab es noch keine Uhr, deren Zeiger schneller gehen, als unseren Beinen recht ist. Und kein Auto, mit dem man immer zu spät abfährt, weil man glaubt, man könnte die Pünktlichkeit durch Schnelligkeit ersetzen. Und keine Elektrische, hinter der man herlaufen muß. Wem es heute glückt, noch gerade aufzuspringen, der weiß: Eile ist die Hinterherlaufen hinter der Zeit, die schon verpaßt ist. Oder besser: Eile ist das Verfügen über die Zeit, die schon versäumt ist. Wenn aber einer eilig ist, auch wenn er gar nichts vorher, so ist das Nervosität.

„Die Eile kann einem geradezu die Ruhe nehmen“, sagte der alte Postverwalter; er legte die Elbbriefe beiseite und entschied: „Unser Elbbote ist erkrankt, da gehen Sie erst mit der gewöhnlichen Post, Schultze, und wenn Sie vom Bestellgen zurück sind, dann tragen Sie die Elbbriefe aus. Denn einen besonderen Boten können die Leute verlangen, dafür bezahlen sie ja.“ Das El des Kolumbus glaubte ein Behördenchef gefunden zu haben, der einfach alle Sachen zu Eltsachen erklärte — da war die Ordnung wieder hergestellt.

Aber die Eltsachen sind nicht die eiligsten. Es gibt noch Sofortigkeiten (und auf einmal haben die eiligen Zeit) und darüber hinaus noch die Sachen, nach denen der Chef gefragt hat. Denn kann es passieren, daß der Amtsschimmel sich in Galopp setzt, — und vorn und hinten aufgeregt prustend — den heiligen Bürokratismus abwirft. Dann erledigt manchmal statt aller vorgesehenen Formulare ein Rendvermerk die ganze Sache. — Das einzige Tier im menschlichen Verkehr, das sich außer dem Amtsschimmel noch manchmal überall, ist übrigens der Klappentisch.

Da Eile das Verfügen über die Zeit ist, die man nicht hat, gründete ein Gerissenner, nach dem Vorbild der Darlehenskassen, eine Zeitbank. Man gründet ja Banken für die, die kein Geld haben, und manchmal geschah es mit Geld, das man selbst nicht hatte. Die Zeitbank gab wirkliche „Wechsel auf Zeit“ aus: der eine bekam fünf Minuten, der andere zehn, ein dritter gar ein paar Stunden. Und als der Schwindel herauskam, bekam der Gründer drei Jahre; aus denen hätte er eigentlich alles abzahlen können.

Wir müssen die Eile überwinden, Freunde. Dann kommen wir sicher dem Paradies wieder näher. Der alte Beduine, der in seinem weißen Burnus an der Mauer der Moschee in der Sonne saß und mit mandelförmigen Augen voll Tiefinn und Vorwurf den vortäuernden Wagen der Fremden durch die Speichen sah, der hatte es fast erreicht. Er wartet erst vorgestern auf übermorgen und darauf, daß die Tiere wieder ruhig nebeneinander weiden werden: Königstier und zierliche Gazellen und die inzwischen moralisch gebesserte Schlange

Geheimnisvoller Fall - Caso misterioso

1) Hugo Barth



„Nee, nee, wenn man 'nem Mädchen gar nisch
Schlechtes nachsagen kann, dann stimmt was nicht!“

„Eh, no, no... quando non si può dir niente di male d'una ragazza, allora c'è sotto qualcosa che non va...“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

Bobby plagt Rudi: „Ich feldte in letzter Zeit so an Rheuma!“

Meint Rudi: „Katzenfelle sollen gut dagegen sein!“
Entgegnet Bobby: „Scheußlich, davon könnte ich keinen Bissen herunterkriegen!“ F. H.

*

Ein großer deutscher Theaterdichter feierte in Berlin einen seiner größten Triumphe. Das Publikum raste. Die Schauspieler waren entzückt. Direktor und Spielleiter ließen sich die Hände und die Garderobieren sammelten die zahlreichen Blumenspenden ein. Jeder drängte sich nach vorn, um dem erfolgreichen Bühnendichter die Hand zu drücken. Auch die Bühnenarbeiter hatten eine Abordnung entsandt. Ihre Gratulation schmeichelte den Dichter besonders. „Es freut mich, daß auch aus den Kulissen ein Echo dieser Art zu mir dringt“, erklärt er poetisch, denn es war ein gar feierlicher Anblick. Da jedoch der Dichter die gespannte Verbindung mit dem Schnüßboden nicht

wieder zu verlieren trachtete, fragte er in rauher Prosa: „Was hat Ihnen denn nun an meinem Stück am besten gefallen?“
Und treuerzichtig erfolgte die Antwort: „Det Ihr Stuck nur een einzijet Biehnnebild hat!“ P. M.

*

(O. Nuckel)



Johannes rauchte eine Zigarre.
„Die Racht aber genz scheußlich“, seufzte Frau Johanne.
„Deshalb verbrenne ich sie ja grade“, sagte Johannes. J. Bieger

AUF DEM MARSCH

(F. Thöny)



Durch Sonnenbrand
Und heißen Sand -
Marchieren, nur marchieren!
Wer weiß, wie weit,
Unendlichkeit,
Wir uns in dich verlieren?

Kein Windhauch kühlt,
Kein Regen spült
Den Staub und Schweiß vom Leibe -
Das Herz pocht hart,
Glutäugig starrt
Die rote Sonnenscheibe.

Wie Blut so rot,
Bald sind wir tot,
Bald irgendwo begraben -
Ein Hügel Sand
Im fremden Land,
Und drüber schrei'n die Raben.

Dein Haar hängt nass,
Du lächelst irr -
»Was ist, Kamerad? Laß hören!
Ich sprach's, - du schweigst,
Und stumm nur zeigst
Du auf ein Feld von Ähren.

Bis jäh dein Mund
Sich auftut und
Die Worte leise tropfen:
»So sieht's auch aus
Bei mir zu Haus - -
Komm, laß 'ne Pfeife stopfen!«

Du atmest schwer,
Nichts gibt es mehr
Noch groß daherausreden -
Der rote Mohr
Brennt Wunden schon
Ins Herzblut eines Jeden -

Herbert Leféboude

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN



„Ihr Schicksal, Zar, ist ja sehr interessant, aber ich glaube, Sie haben die Harmlosigkeit des Bolschewismus eben nicht rechtzeitig erkannt!“

Giorgio e Nicola: „Il Vostro destino, Czar, è davvero molto interessante ma io credo che Voi non abbiate riconosciuto appunto a tempo l'ingenuità del bolscevismo!“



DER VORGESCHMACK

VON WALTER FOITZICK

Die Enten im Garten gehören nicht mir, sie gehören der Frau Scheibler. Sie wohnen auf dem kleinen Rasenplatz neben dem Gartenhäuschen, in dem ich arbeite. Wir beide, die Enten und ich, sorgen für das tägliche Brot, ich durch Beschäftigung mit Manuskripten, die Enten durch direkte Nahrungsaufnahme. Kann sein, daß die Enten ihre Tätigkeit für schwere Arbeit halten. Frau Scheibler stellt ihnen nämlich Töpfe und Schüsseln mit allerlei Küchenabfällen hin, und die bearbeiten sie. Ich beaufsichtige gewissermaßen die Enten mit, das heißt, es gibt nichts zu beaufsichtigen, denn ich kann ihnen doch nicht sagen: „Beim Essen schmeißt man nicht so!“ oder „Artige Jungenten haben bei Tische nicht mitzureden.“ Die Enten schmatzen und reden nämlich die ganze Zeit. Gelegentlich nehmen sie ein Schlückchen aus der Wasserschüssel oder gurgeln auch nur. Den Schlamm benutzen sie als so eine Art Zahnpasta. Die Entenschabelflege geht nämlich ganz „andere Wege als unsere Mundpflege.

Wenn Frau Scheibler in den Garten kommt, stellen wir fest, daß die Enten gut zunehmen. Ich tue das mit aller Zurückhaltung und vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkte aus, damit Frau Scheibler nicht auf den Gedanken kommt, ich hätte lebenswichtige Interessen an den Tieren.

Oh, sie liebt ihre Enten, sie ist ganz reizend zu

ihnen, sie bedauert sie, wenn sie einen Regenwurm nicht gleich erwischen und ruft sie mit Kosenamen. Ich selbst bin noch niemals zu einem Hammelkotelet, das ich später essen wollte, vorher so nett gewesen, wie Frau Scheibler zu ihren künftigen Entenbraten. Zum Kohlrabi im Gartenbeet nebenan ist sie lange nicht so freundlich und gibt ihm keine guten Worte.

Wenn die Enten zufällig mal nicht fressen, treiben sie Körperpflege. Sie ordnen und striegeln die Federn, wie die Herren früher ihren Schnurrbart pflegten und die Damen sich heute pudern, weil gerade nichts anders Wichtiges vorliegt. Dabei sprechen sie leise miteinander über die Lage oder meckern über die Verpflegung, meine ich.

Von mir nehmen sie überhaupt keine Notiz. Das ist instinktives, denn wenn sie nur ein bißchen Ahnungsvermögen hätten, müßten sie wissen, daß ich als ewige oder doch zeitweilige Ruhestätte für ihre sterblichen und schmackhaften Überreste nicht in Frage komme.

Ihr Geruch ist jetzt nicht besonders angenehm. Aber eines Tages, da wird aus Frau Scheiblers kleiner Küche ein freundliches Röcheln wehen, so im Spätherbst, meine ich, oder gegen Weihnachten. Ich werde dann nur Gelegenheit haben, an den Sommer zu denken, und an das schmatzende Geräusch entenhafter Schnabelflege.

Im Dorfwirtshaus

Keine Kühlung im zermälzten Lahn
Und die fremde Bettstatt knarrt
Und im Finstern schwirren Schnaken.
Unauhörlich, rote ein dürres Fäbchen
Durch die schmale Schwärze spinnend,
Fröche quahen.
Und ein fremder Vogel quarrt.

Schlafe ein, denk an das blonde Mädchen
Das als eine Nixe dich genarrt ...
Laß den roten Mond im Röhrloch blauen
Schlafe ein!

Daß der Traum dir in den Schlummer helfe:
Sieh, ein Schwarm von heißen Geistern harret,
Nebellicht sich bildend und zerrinnend
Tanzt die Elfe,
Hellen Haare und weißer Hüfte.
Durch die kühleren Lüfte
Kommen Lindenbüfte
Wunderbar herbei!
Schlafe ein, oh, schlafe ein!

Sieh, schon tanzt die Elfe näher:
Nimm sie hin und fie ist dein!
Plötzlich schreit der Hahn, der Morgenhräher.
Wird bist du erwaht:
Mond und Sterne im Verlöbchen,
Nichte von Schnaken, Nixen, Eifen, Fröfchen,
Fort die Nacht mit ihrer Luft und Pein.
Kriegerfisch, in golbunklirter Pracht
Stürmt die Sonne ins Zimmer dir herbei!

Eugen Roth



„Vom Sieg trennen uns nur noch ein paar lumpige tausend Kilometer!“ — „Und ich!“

L' ostacolo: „Solo la miseria di duemila chilometri ci separa dalla vittoria!“ — „Ed io!“

UNWETTER IN SALZBURG

VON EFFI HORN

Gerade als Ferdinand und Angelika sich von den Freunden verabschieden wollten, brach das Unwetter über Salzburg los. Der Sturm schob an das hoch am Mönchsberg gelegene Haus, das die Läden in den Angeln quieschten, sich losrasen und krebend gegen die Mauern schlugen, Blitze fuhren mit börsartig-gewaltigsten Leuchten in das Dunkel des sinkenden, von schweren Wolken plötzlich verhängten Abends.

In wenigen Minuten war das ganze Haus in einer liebevollen, von Donnerschlägen erregten, hastenden Aufregung. Das alte Fräulein, das unten im Dach wohnte, erschien in einem vorzeitig angelegten, langen Nachtwand gespensthaft auf der Treppe und bat, man möge es nicht allein lassen, die Hausfrau rannte mit Angelika durch alle Zimmer, um die Fenster abzudrehen, die Kinder rieten trotz aller Verbote aus den Betten, vor die Tür, in den Garten, wo vergessenes Spielzeug lag. Naß und mit verklebten Haaren kamen sie zurück, die Hände voll großer, eisiger Hagel-schneeflocken. Die Stürze eines gewaltigen Gewitterregens warfen ihr Wasser mit immer neuer Wucht gegen die Fenster, daß trotz aller Bemühungen der Frauen bald überall kleine Seen auf den Fensterbrettern sich sammelten und auf dem Boden zusammenliefen.

„Jeschuschmarie!“, sagte die alte böhmische Kinderfrau, die seit drei Generationen im Haus war, bei jedem Donnerschlag und zündete für alle Fälle vor dem Bild des heiligen Florian, das in der Diele hing, eine Kerze an.

Angelika war wütend über das Wetter und tat die Absicht kund, trotz des Gewitters den Heimweg anzutreten. Wie — war sie verdickt? fragten die Freunde. Jetzt vom Mönchsberg hinunter in die Stadt, unter Bäumen durch, von denen der Sturm Blätter und Äste riß, in einer Dunkelheit, die nur Blitze erhellten, und durch einen Wolkenbruch der ihr wohl bald die leichten Schuhe von den Füßen ziehen würde?

Sie werde eben barfuß gehen, sagte Angelika starkpöppel. Ferdinand, ihr Mann, lachte nur. Ja, sie sei nämlich mit ihm beleidigt. Eigentlich hätten sie sich schon auf dem Herweg verankert, Angelika aber mit der ihr eigenen Ordnungsliebe weitere Auseinandersetzungen im Hinblick auf ein friedliches allgemeines Beisammensein verschoben bis zum Heimweg. Da dieser auf neun Uhr festgesetzt gewesen und Angelikas Verstim-mung sozusagen auf Zeitduldung eingestellt ge-wesen sei, so müsse sie eben nunmehr los-brechen, gleichgültig, ob noch jemand dabei sei. Die Freunde, ein kluges, nicht mehr junges Ma-lerischepaar, hatten den Grund der Verstim-mung bald heraus: unglücklich hatte Ferdinand mit Angelikas Freundin Fanny, die während einer kleinen Reise Angelikes bei ähnlichem Wetter zu Besuch ge-kommen war, die einzige, von Angelika sorgsam

für eine festliche Gelegenheit gepackte Flasche Wein genommen, was Angelika zu allerlei trüben Vermutungen Anlaß gab. Das draußen unermüd-lich tobende Unwetter bot nun den Freunden ge-nug Gelegenheiten zu Anspielungen und Paral-lelen, wodurch es zwar gelang, Angelika wieder zum Lachen zu bringen, nicht aber, die Verstim-mung wirklich zu lösen, in der sie befangen war. Ferdinand sah den Bemühungen der Freunde um Versöhnung dankbar zu, obwohl er sie in der langen und geseusen Konversation von Angelikas Art und Wesen von Anfang an als hoffnungslos an-sprach.

Indessen nutzten die Kinder die Gelegenheit aus, um gewaltig zu lästern, und das alte Fräulein aus der Mensarde Jammerte, daß es irgendwo etwas knistern höre, und meinte, es hätte sicherlich ein-geschlagen.

Ein Vorhang unermüdlich fließenden Wassers wühlte im violetten Licht der Blitze vor dem Fenster, an den Bäumen, waltete drunter um die Turme der Stadt. Es goss eine Stunde, zwei Stunden. Als der Regen gegen Mitternacht endlich ein wenig nachließ, machten sich Ferdinand und Angelika auf den Weg, eingehüllt in alte Mäntel der Malersleute, ausgerüstet mit einer blinkenden, rubenden Stallerleuchte, die das nötige Licht für den Abstieg geben sollte.

„Häng dich ein!“, schlug Ferdinand vor. „Danke, es geht schon“, sagte Angelika abweisend und patschte neben ihm durchs Wasser. Nach ein paar Schritten schon geriet jedoch ihr rechter Fuß in ein Wasserloch und versank bis über den Knöchel in einer dunklen breiigen Masse. Erbittert blieb Angelika stehen und zog die Schuhe aus. Fer-dinand leuchtete ihr wohlwollend. Die Laterne stank und verschlammte beide mit Ruß. In ihrem matten Schein zogen sie weiter zu Fuß. Als sie geliebten und sonst so vertrauten Wege waren unkenntlich und fremd, beinahe fälschlich. Ein Ast lag quer und riß an Angelikas nackten Beinen, dann wieder war ein Stück Weg in einen Strom verwandelt, der quirlte und schmatzte.

„Zu blöd, daß wir so lang gelieben sind“, knurrte Angelika. „Sicher“, sagte Ferdinand höflich. „Aber du hast das doch nicht wissen können, mein Lie-bing.“

„Wieso ich?“ Angelikas Stimme flammte vor Empörung. „Nun, ich habe mich natürlich noch dir gerichtet“, erklärte Ferdinand sanft. „Und da du nicht sehr gute Augen hast und Ärger überdies blind macht, hast du halt nicht gesehen, wie das Wetter immer mehr heraufkam.“

„Ach!“, machte Angelika und stapfte wieder: schwei-gend durch das Wasser, das eiseltet war vom Hagel und ihr schmerzhaft die Haut durchkühlte. Auf der Treppe des Festplatzes, die sie als erste erreicht hatten, standen andere Gestalten, die sich rockneten, Schuhe aus und anzogen, Schirme wechselten und seltsame Umhänge besser über sich verteilten. Sie alle stellten gemeinsam fest, daß das Unwetter graulich gewesen sei.

In der Stadt, die noch wach war und belebt von einigen Heimkehrern, lagen die Hagelschlossen zusammengewühlt zu kleinen eisigen Hügelchen. In den Kellern schimmerten abgedunkelte Lichter, die Feuerwehr war am Werk und pumpte, von offenen Balkonen lärmte man das Klappern von Eimern. Angelika ging schneller. Es war ihr ein-gefallen, daß auch ihre Balkontür zu Hause offen-stand.

Eine Radlerin strampelte vorbei. Sie nahm einen gewaltigen Anlauf, als sie vor sich eine riesige Wasserlache blinkern sah und zog die Beine hoch an die Lenkstange. Wie ein Jockel hing sie auf dem Rad. Aber der Anlauf genügte nicht. Das Wasser war tief und der Boden darunter klebrig und zäh. Eine Bugwelle schäumte kurz auf, dann blieb das Rad mitten in der Lache stecken. Mit einem Jammerschrei hops die Radlerin vom Rad und stieg langsam, in stiller Ver-zweiflung dahinsinkend ans Ufer des Gehsteiges.

Ferdinand hob die Laterne um ihr ein wenig zu leuchten.

„Ah, die Fanny“, sagte er dann überrascht. „Ihr seid es!“, antwortete die Fanny kläglich und versuchte zu lachen. Angelika sagte nichts, aber sie lächelte ein bißchen.

Die Fanny schnupfte und seufzte vor sich hin und drückte auf dem Gummiband der Vorderasse herum. „Was sag ich!“, rief sie schließlich, „er ist schon ganz wech — der Reifen ist um und um ge-pickt und jetzt geht mir das Pickte auf und läßt die Luft wieder raus — ist das ein Kreuz, nein, ich muß zausen!“ — und schwang sich auf des gepickte Rad um heimzukommen, eh das viel-mals Geklebe völlig aufgegangen war. „Jetzt ist mir wieder etwas besser“, murmelte Angelika, als die trostlose Radlerin als kläglicher Schatten in der Dunkelheit verschwunden war.

„Das glaub ich“, erwiderte Ferdinand überzeugt. „No ja“, sagte Angelika und legte dorein noch einen letzten Schimmer von Groll ab des Ge-sessenen und den ersten Schimmer freundlichen Vergessens. Es war zu kalt, um länger eifersüchtig zu sein und allein zu gehen. Sie hing sich an Ferdinands Arm. Als sie in ihrem Haus ankamen, rief ihnen die Hausmeisterin schon zu, der Keller sei voller Wasser. Schnell liefen sie die Treppe hinunter. Unter schwoll alles. Sie begannen mit Eimern und Lumpen, Schöpfern und Schubbaren gegen das Wasser vorzugehen. Nach zwei Stunden emsiger Arbeit standen nur noch ein paar feuchte Lachen auf dem Boden. In einer Ecke aber lag, zertrümmert vom Anschlag einer herumrollenden kleinen Kiste, eine Weinflasche, triumphierend hob Ferdinand die Scherben auf.

„Ein Glück, ein wahres Glück, daß ich sie ge-trunken hab“, sagte er. Aber Angelika lächelte und meinte, sein Glück sei das Unwetter gewesen und die Tatsache, daß der Fanny ihr Rad mit Mehlspepp geflickt gewesen sei. Nichts anderes.

Die Blumenwiese

Schon mit noch kleinen Füßen
Ging ich in Frühling's Land
Und stand an Blumenwiesen
Verzaubert, wie gebannt.

Die Blumen, gelb, die blauen,
Das Weiß und Rot im Grün,
O Mädchen sie zu schauen!
Ich sang und lief dahin.

Und als mein Herz betrauerte
Der ersten Liebe Gluck,
Stand ich bewegt und lauschte
Ins Kinderland zurück.

Zur Wiese kam die Sonne,
Zu Blumen der Gesang,
Und selig süße Wärme
Durchs bunte Leben klang.

Und wie die Zeit vergangen
Da draußen und im Haus,
Bin ich noch oft gegangen
Und pflückte einen Strauß

Aus Wiesen Grün und Blau. —
Und mich's ich traurig sein, —
Stets war dabei ein Glühchen,
Ein Gluck in mir, ein Freud.

HANS SCHIFFER

Unter schattenlosem Himmel

Die Tappeln lassen weiße Wolle fliegen,
Akazienblüten taumeln hin wie Schnee.
Schon quält der Durst die Schafe und die Ziegen,
Die Büffel stehen trög im See.

Die Sonne saugt das Wasser aus den Gründen
Und bückt den Leim der Ebene zu Stein.
Sie droht das Rohr der Hütten anzuzünden,
Bald wird das Land verödet sein.

Schon springt die Erde auf und klopft zu Spalten
Gleich Feuernädeln, die um Wasser stehn — — —
Verbrennt werde ich das harte Wälden
Des schattenlosen Himmels sehn.

HEINZ FRIEDRICH KAMECKE



„Da schreibt mir Albert, daß er mich sein ganzes Leben lang lieb haben wird.“ — „Das laß dir nochmals bestätigen, damit er sich später auf keinen Schreibfehler hinausreden kann!“

Previdenza: „Ecco che scrive che mi amerà per tutta la vita.“ — „Fa che te lo confermi un'altra volta, perchè non possa più tardi occampare la scusa d'un 'lapsus calami,!'“



Pan lauert nächtlich an der Quelle,
verhält den Atem, späht und schwelgt
männ aus der mondlichtkühlen Welle
die Nymphe scheu ans Ufer steigt.

Pan läßt die durren Sträucher krachen
er ruft »Schuhuu« mit hohlem Ton,
springt auf und jagt mit greßem Lachen
quer durch Morast und Wald davon.

Pan zottelt mittags durch die Heide,
Pan träumt im Sonnbrand von der Nacht.
Pan bricht sich einen Zweig der Weide,
moraus er eine Flöte macht.

Da hocht er in der Zottelschwarte,
bläst in die Welt fein heiliges Leid.
Die Flöte klingt – und alles Zarte
und milde Taten die er sparte,
verwandeln sich in Süßigkeit. *Dirks Paulus*

SOMMERLICHE NEBELNACHT

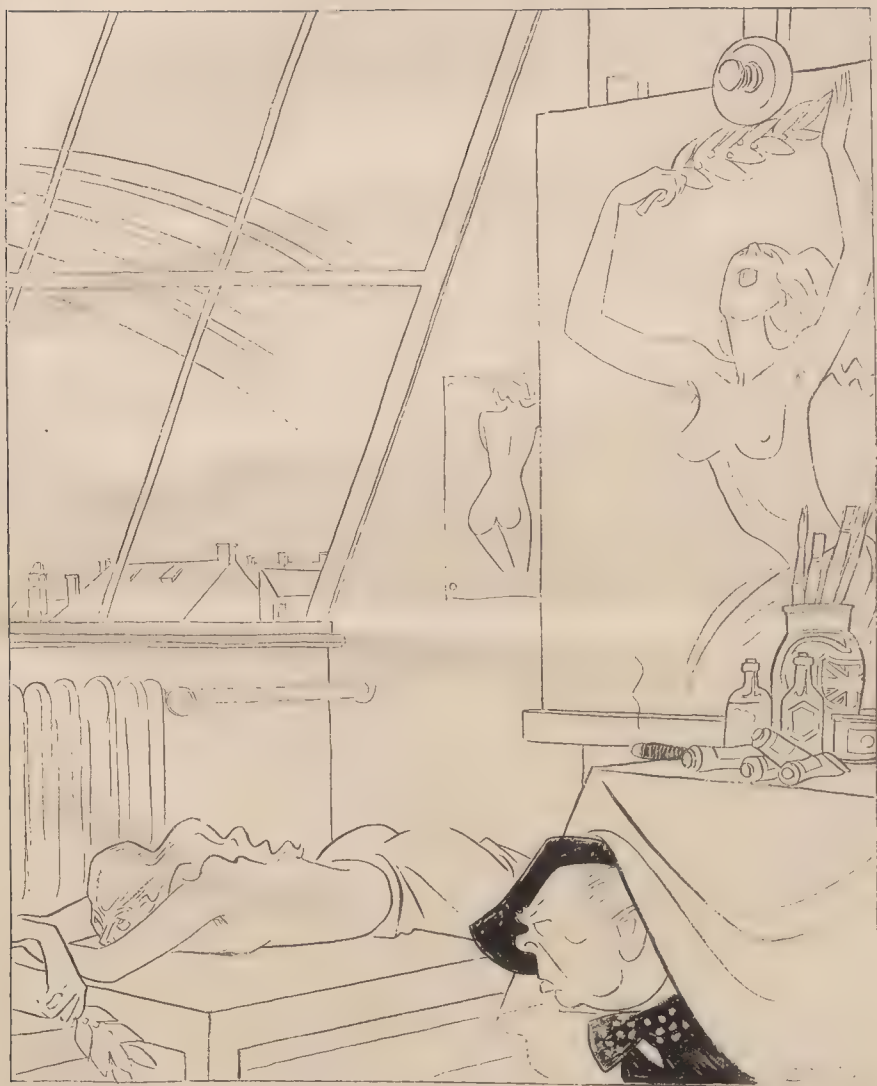
VON HANS BETHGE

Eines Sommers wohnte ich in dem kleinen nord-
deutschen Dorfe Silben. Es ist anmutig gelegen
in einer fruchtbaren, an Bäumen reichen Gegend
durch die sich ein helles Flößchen schlängelt. Ich
streifte damals viel im Freien herum und kam
während des Tages mit Menschen wenig in Be-
rührung. Nur des Abends ging ich zuweilen ins
Wirtshaus, um ein paar Stunden mit dem Arzt
dem Förster, zuweilen auch dem Pfarrer zu ver-
plaudern. Es war ein besonders heißer Sommer.
Alle Menschen sahen kupfern aus, wie Zulus.
Am Abend stellten sich zuweilen unvermutet
Nebel ein und verhüllten das Land. Es waren ge-
wöhnlich feine weiße Strichnebel, die über die

Bäcker und Wiesen zogen, gleich durchsichtigen
seidenen Geweben. Wenn über ihnen die Sterne
zu scheinen anfangen oder der Mond seine
blassen Strahlen in sie hineinwarf, daß sie fun-
kelten gleich perlenbesetzten Gewändern, so
schien diese Landschaft einem fernen Traum ent-
stiegen zu sein.

Eines Tages kam ich bei anbrechender Dunkel-
heit von allerlei Streifereien in das Dorf zurück
begab mich in meine einfache Behausung und
nahm das Abendessen ein. Dann ließ ich bei der
Lampe in einem Buch und machte mich, als die
Kirchenuhr zehn schlug, auf, um in das Gasthaus
zu gehen. Als ich zur Haustür hinaustrat, lag das

Dorf im Nebel. Er stand dick wie eine Mauer
nach allen Seiten hin und regte sich nicht. Ich
tappte halb aufs Geratewohl vorwärts und langte
endlich bei dem Wirtshaus an. Als ich aber die
Tür öffnete und eintreten wollte, bemerkte ich
daß es das Wirtshaus gar nicht war. Der Nebel
hatte mir einen Streich gespielt, ich war fehl-
gegangen. Ein Kind des betreffenden Hauses
brachte mich in die Wirtschaft hinüber, wo der
Arzt und der Förster schon auf mich warteten.
Ich erzählte, was mir soeben in dem Nebel zu-
gestoßen sei. Der Arzt entgegnete:
„Seien Sie froh, daß Ihnen nichts Schlimmere“
passiert ist. Wer diesen Nebel nicht kennt, soll



„No, Miss Britannia, wir müssen die Arbeit abbrechen — wenn Sie dauernd diese Stellung einnehmen, kann ich Sie wirklich nicht als ‚Sieg‘ darstellen!“

Incoraggiamento: „Insomma, Miss Britannia, noi dobbiamo interrompere il lavoro . . . Se continuate a tenervi in questa posizione, io non posso davvero rappresentarvi come la Vittoria...“

sich vor ihm hüten. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen.

Es ist schon eine Weile her — Ich wohnte erst ein halbes Jahr im Dorf. Sie wissen ja, ich habe Pferd und Wagen, wegen der Patienten in den umliegenden Ortschaften. Einmal wurde mir der Gaul krank und durfte den Stall nicht verlassen. Nachts kommt man und ruft mich dringend zu einem Kranken nach Ramin, einem Ort etwa eine Meile östlich. Ich schimpfe und wettete, und am Ende muß ich den Mann zu Fuß zu seinem schwerkranken Vater nach Ramin begleiten. Es war eine helle, sternenklare Sommernacht, weich und duftig, und eigentlich war es eine Lust, so durch die mondbeschiedenen Felder zu schreiten. Die unbehagliche Müdigkeit war bald aus meinen Gliedern gewichen, mit ihr die schlechte Laune, und ich fand wirklich Freude an diesem nächtlichen Spaziergang. Ich sah und hörte allerlei Heimliches, Ungewöhnliches, das mir reizvoll war. So das merkwürdige Säuseln mancher Baumkronen, von Luftzügen bewegt, die man sich in der stillen Nacht nicht zu erklären wußte. So das unvermutete Rascheln und Rennen im Feld, das von aufgeschreckten Tieren herkam. Auf einer alten Steinbrücke überschritten wir den

Fluß. Gleich jenseits der Brücke duckte sich eine kleine Schenke an den Weg. Auf dem Dach lag der Mond wie Schnee. Von drinnen hörten wir lechende Stimmen. Mein Begleiter sagte mir, daß das Italienische Arbeiter seien, die eine Straße in der Nähe ausbesserten und in der Schenke wohnten. Schließlich gelangten wir an unser Ziel, in das von türmlich bausamen Feldern umgebene Dorf, dessen Turm wir schon vorher gegen den hellen Himmel hatten auftragen sehen. Bei dem Kranken war nicht viel zu tun. Es handelte sich um einen jener Fälle, die man allein sich zu Ende kämpfen lassen muß. Ich konnte mich nur bemühen, dem Alten das Letzte möglichst leicht zu machen. Ich schärfte dem jungen Bauern die nötigen Verhaltensregeln ein und wandte mich dann zum Gehen.

Als ich ins Freie trat, sah ich, daß sich silberne Nebelstriebe über die Felder gelagert hatten. Sie schweiften und wehten leise hin und her. Der Himmel war noch klar und voller Sterne und der Weg gut zu erkennen. Ich schritt zu; mitunter, wenn die Nebel an mir vorbeistrichen, wehte mich ein eisalter Hauch an. Nach und nach bezog sich das Firmament, die Gestirne erflohen

MEIN FREUND JOHANNES

Es war schon ziemlich spät, als Johannes anrief. „Na, mein Freund“, sagte er in seiner netten, warmen Art.

„Nun, Johannes, was ist los?“ fragte ich.

„Nichts weiter. Ich wollte nur deine Stimme noch mal hören, weil ich gerade so an dich gedacht hatte“, erklärte Johannes.

„Das ist ja wirklich nett von dir“, äußerte ich gerührt.

„Nicht wahr?“ sagte Johannes. „Und da fällt mir übrigens gerade ein: morgen kommt der Kohlenmann zu mir und ich habe zufällig gar kein Geld mehr.“

J. Blieger

Hoffnungsvolle Zukunft — Radioso avvenirle

(O. Herrmann)



„Ich sage dir, mein Fritz! liebt das Wasser über alles!“

„Kenn' ich — aus sowas wird später leicht ein Kapitän.“

„Sai, il nostro Fritz ama l'acqua sopra ogni altra cosa!“

„Buon segno. diventerà facilmente un capitano di mare...“

und die Nebel wurden dichter und zahlreicher. Weiß der Himmel, woher sie kamen, sie schienen aus der Erde zu wachsen, sie türmten sich wie Wolken übereinander, sie schoben und drängten sich, bis sie schließlich faststanden und sich nicht mehr regen konnten. Ich kam wieder an der Wegschenke vorbei. Sie hob sich im Nebel nur wie eine dunkle, klobige Masse ab, wie etwas unheimlich Lebloses, in dem aber das Leben doch wohnte und nur darauf lauerte, daß man es weckte. Dann passierte ich die Brücke. Ich schritt am linken Geländer hin und nahm das rechte nur noch wie einen Schatten wahr. Jenseits des Flusses wurde es noch schlimmer. Es kam mir vor, daß kleine Wirbel von Nebeln um mich her tanzten, zuweilen öffnete sich einmal ein Ausblick, einige Büsche, ein Stück Feld oder Gebüsch wurden sichtbar, dann schnürte sich wieder alles zu und wehte trügerisch durchsichernder.

Angst überfiel mich. Um umzukehren, war es zu spät. Ich hatte keine Ahnung, wo ich mich befand und ob ich überhaupt auf dem richtigen Wege war. Ich hatte gar keine Anhaltspunkte mehr und testete einfach auf gut Glück in die Finsternis hinein. Dabei traten allerlei abscheuliche Vorstellungen vor mich hin. So: wenn jetzt einige von den italienischen Arbeitern betrunken irgendwoher auf mich zuwankten und mich niederschlugen. Oder: wenn ich jetzt an den Fluß käme und sähe ihn nicht.

Zuweilen machte ich kopfschüttelnd halt. Ich sagte mir, daß eigentlich jeder Schritt, den ich tat, eine Torheit sei. Vielleicht ging ich in einer Richtung, die mich von dem Dorf immer mehr entfernte. Vielleicht war ich auch schon längst an dem Dorf vorbeigegangen, denn der Zeit nach hätte ich schon längst zu Hause sein müssen. Dabei merkte ich zum Überfluß noch, daß ich von dem Fußweg abgekommen war und mich auf einem Ackerfeld befand. Es war, um die Fassung zu verlieren. Plötzlich mußte ich denken: wenn ich jetzt stürzte, in eine Sandkuhle etwa oder irgendwohin, und müßte da die Nacht durch liegen bleiben und vielleicht noch den kommenden Tag — es war ein abscheulicher Gedanke. Während ich ihm noch nachhing, merkte ich, daß ich den Boden unter den Füßen verlor, ich fiel, schlug mit den Armen in die Luft, fühlte ein Krachen im Kopf, ein Schwindel folgte, und dann war alles still.

Als ich zur Erkenntnis der Dinge kam, spürte ich ein dumpfes Gefühl im Kopf und einen feinen Schmerz am Knochel des linken Fußes. Ich betastete mich vorsichtig, fühlte nasse Erde an den Kleidern, und als ich mich rühren wollte, schmerzte der Fuß heftiger. Ich riß die Augen auf, es war stockdunkel und nicht die Hand vor dem Gesicht zu erkennen. Ich versuchte mich zu erheben, aber der Fuß ließ es nicht zu. Sobald ich ihn bewegte, war es, als ob mir jemand mit einem stumpfen Messer die Sehne durchschnitte. Ich wußte, daß das zum mindesten eine heftige Verstauchung, vermutlich aber ein Knochenbruch war.

Da lag ich krank, hilflos, in einer schauerlichen Nacht. Ich fühlte mit den Händen nach allen Seiten und stieß überall auf Erde. Es war offenbar eine leere Kalkgrube, in die ich gefallen



„Unerhört, wieviel der Mann wiegt!“

La bilancia: "Incredibile! Che peso enorme ha costui!",



„In so 'nem Bottich kann man nur immer eine Hälfte baden —
soll ich mich nun besser vertikal oder horizontal halbieren?“

Igiene sussidiaria: „In tale tinozza non si può fare il bagno che per metà ...
che mi metta dentro verticalmente oppure orizzontalmente?„

war. Dies setzte voraus, daß ich mich in der Nähe des Dorfes befand, ich dachte daran, daß man mich vielleicht hören würde, wenn ich tüchtig schrie. Und nun schrie ich, laut und lauter, in immer anderen Tönen, und schließlich brüllte ich wie ein Tier. Meine eigene Stimme begann mir unheimlich zu werden. Ich hörte auf. Es war ja doch alles vergebens.

Nun kam mir in den Sinn, was wohl aus mir geworden wäre, wenn die Grube schon mit dem gelöschten weißen Kalk gefüllt gewesen wäre. Ich sah mich in Gedanken hineinsetzen, langsam, ohne daß ich die Glieder regen konnte, und dann kam mir der schwammige Brei allmählich ätzend in den Mund und in die Nase... die Sinne vergingen mir.

Meine Lage war gewiß nicht beneidenswert; aber wenn ich an den Kalk dachte — Tausend, das wäre doch noch etwas anders gewesen! Ich begann zu frieren. Es schien mir, als stellte sich Fieber ein. Ich hüllte mich fest in die Kleider und zog den Hut über die Ohren. So lag ich, dösend, mit durchdringender schmerzender Gedanken, und jede Minute wurde zur Ewigkeit. Was sollte aus mir werden?

Einmal war mir, als ob ein Knistern über mir am Rande der Grube hinwuschte. Zuerst wage ich nicht aufzuschauen. Dann schielte ich doch hinein, und nun schien es mir, daß dort oben in dem ziehenden Nebel sich eine Gestalt über den Rand der Grube zu mir niederlegte, eine vage, zerfließende, schwelgende Gestalt, nur wie ein Schatten. Als ich dann ganz fest hinschaute, war die Gestalt fort, und nun hätte ich über meine krummen Einkinkungen beinahe gelacht. Es war nichts als ein Nebelstrahl gewesen, natürlich, was sollte es denn sonst gewesen sein? Ja, und was war mir Toren dann überhaupt besonderes geschehen? War meine Lage nicht im Grunde ganz harmlos? Da lag ich in einer Kalkgrube, mit verletztem Fuß, für etwas und hatte einfach dem Morgen entgegenzusehen, wo die Arbeiter kommen und mich finden würden. Das war das ganze. War das nun etwas so Gräßliches, wovor man ein Grauen haben konnte? Ich war doch recht kindisch.

Nunmehr hing ich an, ganz ruhig und geduldig zu werden und fügte mich in meine Situation mit Gleichmut. Bald spürte ich, daß ich müde wurde, betäubend müde. Ich lehnte den Kopf an die eine Wand der Grube und schloß die Augen. Ab und zu fühlte ich noch kalte Schauer mich überfallen. Zuweilen war mir auch, als ob mein Herz stille stünde. Dann trat mir endlich nichts mehr in das Bewußtsein, und ich begann hinüberzu-dämmern.

Als ich erwachte und die Augen aufschlug, da war es heller Tag. Ich hustete, rief und fühlte mich schlecht. Mein Fuß brannte wie Feuer. Ich sah ein, es war höchste Zeit, daß etwas mit mir geschah, es konnte sonst leicht zu spät werden. Der Nebel war völlig verschwunden, ein hell-blauer, strahlender Himmel leuchtete durch die viereckige Grube zu mir herab. Plötzlich hörte ich ganz in der Nähe Stimmen. Ich rief. Dann leuchtete ich. Die Stimmen brachen ab. Mir schien, sie flüsterten. Einige Augenblicke später neigte sich der Körper eines Menschen über die Grube. Es war unser Pfarrer im Amtsort. Ich sehe noch seine großen, verwunderten Augen und das mächtige Sambarbett auf dem blonden Kopf. Dann drängten sich andere Köpfe vor, alle erschreckt und erstaunt. Man holte schnell eine Leiter und stob sie zu mir hinunter. Es kam jemand herabgeklüftet und half mir behutsam an der Leiter auf. Nun sah ich, daß ich mich auf dem neuangelegten Teil des Kirchhofs befand. Ich hatte die Nacht in einem frisch geschaukelten Grab gelegen. Man trug mich vorsichtig in das Leichenhäuschen hinüber, damit ich dort warte, bis ein Wagen käme. Während des Wartens sah ich durch die Fenster des Häuschens hindurch, wie man einen Sarg vom Leichenwagen lud und auf jene Stelle hinabließ, wo ich die vergangene Nacht zugebracht hatte."

VON SCHLEHDORN

Regierungsrat Julius und Frau Dorette gingen auf der Promenade von San Remo, die in allem etwas überlebt ist, ähnlich wie der Still der großen Hotels, der längst veraltet, immer noch Jugendstil heißt. Man meint manchmal sogar, die Sonne wäre dort etwas ältlich; und der wahre Süden beginnt erst westlich hinter Ospedaleto.

Vor ihnen ging eine Dame mit kleinen elastischen Schritten, auf hübschen Fesseln, sehr schlank. Sie trug ein kleines weißes Stöckchen in der Hand, wie sie eigentlich aus der Mode sind, und einen großen Hut mit Mohlblumen. Frau Dorette, die ihren Mann auf alle hübschen Frauen aufmerksam macht (wenn doch alle Frauen den Hut hätten, so klug zu sein), bemerkte, wie er schneller ging, um unter den großen Hut mit den Mohlblumen zu sehen... Da wandte sich die Dame um, mit jenem koketten Lächeln, mit dem eine verwöhnte Frau die Huldigungen Unbekannter entgegennimmt. Aber... der Puder stäubte im Faltenwurf der Wangen, die Augen verschwanden in einem Gewirr von Krähenfüßen. Es war ein oft verwandtes, abgetragenes, ausgefrenstes Lächeln. — „Das Lächeln der Antike“, sagte Julius dumpf.

„Du Armer!“, meinte Frau Dorette, und lächelte dabei schadenfroh und mildtätig, lustig und zärtlich, spöttisch und nachsichtig — wieviel Worte hätte man nötig, um das lebendige Lächeln zu beschreiben, das schmerzt wie Opal. Wieviel Worte brauchte man, um eine Welle zu beschreiben, wie sie entsteht und steigt, sich kräuselt und vergeht, — das Lächeln ist das Wellenspiel der Seele auf dem Spiegel des Angesichts. Man kann eine Welle nicht greifen, aber man kann sie als schöne Erinnerung behalten. Eine Frau soll mit Lächeln nicht geizig sein.

Wie mag Helena gelächelt haben, die, bewundert viel und viel gescholten, mit ihrem Lächeln nicht geizte? Wie Nausikaa, das ewige junge Mädchen der Weltliteratur? Wie Circe, die Menschen beinahe zu Göttern machen konnte und jedenfalls zu Schweinen? Wie Kleopatra, als sie mit ihrem Lächeln wie mit einer Angel den großen Cäsar fing und, nicht genug geworden aber noch ersehner, mit demselben Lächeln den Mark Anton?

Wie endlich Aphrodite selbst? Das ist vielleicht das lebendste Mädchen des Altertums, zugleich das kürzeste: aus dem Lächeln der Aphrodite wurde Eros geboren. Vom ganzen Ovid erfuhrte uns auf der Schulbank am meisten seine Liebste Laube, „die schön lächelnde, so plaudernde“, weil wir damals für Liebste offiziell noch nicht zuständig waren.

In eben jenen Jahren, als wir Pennsler „dulce ridendum Laube“ bewunderten, war es wohl, als das Lächeln der Dame — die nun auf der Promenade ihnen wieder entgegenkam und vorbei ins Leere sah — als dieses Lächeln noch frisch war, wie die Hotels von San Remo und Männer bezauerte. Julius fiel das Wort eines gelisteten Italieners (Ojetti) ein: Du sollst nicht über die alten Damen lachen, die sich schön machen und jung tun — sie tun es für dich.

„Aber nicht wir, Dorette, ich kann nicht zu ihr hingehen und sagen: Entschuldigen Sie, daß mich ihr Lächeln erschreckte. Ich bin überzeugt, daß es einst blank und zaubernd war.“

„Weißt du“, sagte Dorette, „das Lächeln muß eben zum Alter passen, wie die Kleidung.“

„Gewiß, es gibt darin mehr Nuancen, als bei der Stimme oder gar bei den Worten. Die Antike schon hat von den Farben auf der Palette des Lächelns einige festgehalten: das zynische Lächeln, das selbst die entzündenden Gedanken de-fiori-ert; das kaustische, das über gute Bemerkungen zuviel Worstersauce gießt; das ironische, das dabeisteht und die Worte Lügen strahlt; das sardonische... nur die hübschen Arten haben keine Namen bekommen.“

Übrigens haben die Alten schöne Frauen nur kurz vor oder nach dem Lächeln abgebildet, denn sie wußten, war immer gleichermäßen lächelt, der zynist: Beweise! La Mettrie, der sich als einen gewissen Demokritos mahlen und stechen lassen! (nach Lessings Laokoon), und Frau X auf ihrer letzten Cocktail Party, als sie die Gäste mit einem geradezu verkümmerten Lächeln beglückte. Das Lächeln der wirklichen Dame von Welt setzt eben mehr Menschenkenntnis und mehr Variationen und mehr Herz voraus, als Frau X sich bisher hat besorgen können.“

Die alte Dame ging gerade, müde auf ihr Stöckchen gestützt, ins Hotel. Ein Page ließ die Drehtür kreisen und verbeugte sich. Wieviel Generationen von Pagen haben ihr schon die Türe gedreht. „Denn Hotelpagen werden bekanntlich nicht alt, — oder hat du schon mal einen ergrauten Pagen gesehen, Dorette (außer deinem Mann)?“ Die alte Dame dankte mit einem Lächeln. Und das Lächeln war etwas müde, aber sehr freundlich und war echt.“

Abends im Casino werden Julius und Dorette die alte Dame wiederfinden. Der Croupier läßt die Roulette kreisen — encore, encore — wieviel Generationen von Croupiers haben für sie schon die Roulette Scheibe gedreht. Wobal Croupiers im Gegensatz zu Hotelpagen nie ganz jung sind und stets vorher mal was anderes waren oder werden wollten. Sie kennen das Leben und schäben ihr höflich die Einsätze zurecht, auf Rouge oder Impair oder 29 (eine sehr junge Zahl; auch 36 ist noch eine so junge Zahl...). Sie dankt mit einem Lächeln und das Lächeln ist zwar etwas gespannt, aber es ist ein beherrschtes Lächeln, wenn sie verliert, und kein überraschtes, wenn sie gewinnt. Denn sie ist eine Dame von Welt und kennt das Spiel, das alle zwei Minuten zwischen der Aufforderung der Jugend: „faites vous jeu“ und der Erfahrung des Alters: „rien ne va plus“ zum Schicksal werden kann. Vielleicht ist das der Reiz am Spiel, besonders für Damen, die mit Schicksalsen nicht mehr spielen können. Wir wollen hoffen, daß der armen alten Dame Fortuna heute lächelt. Über dem weiten Meer stand ein Sonnenuntergang. Man kann einen Sonnenuntergang nicht beschreiben, so wenig wie das Lächeln. Junge, schwarzäugige Mädchen mit ihren Verlobten kamen vorüber und ein junges Paar, das wie auf rote Wolken ging, offenbar Hochzeitsreisende. „Jetzt ist die Stunde, wo Aphrodite lächelt“, sagte Julius, „jetzt wird Eros geboren... Jetzt glühen die Tempelsäulen von Paestum und Agrigento, und über unseren südlichen Erinnerungen liegt das Lächeln der Antike.“

Alles wird erbaut.

Zu Kroll kam die Kommission.

„Haben Sie Haustiere?“

„Ja.“

„Wieviel?“

Kroll, empört:

„Ja, glauben S', ich zähl meine Wazzen?“ Röster

*

Ich heiratete. Eine Witwa. Es war ein Irrtum. Ich ließ meine Enttäuschung an der Wohnung aus, in die ich hineingeheiratet hatte.

„Scheuerlich! Höchst schauerlich! Alles Tund und Tand! Alles Gips und Nippis! Und dann diese Vase auf dem Kamini Dazu gehört zumindest ein Pendant, eine zweite gleiche Vase!“

Die Frau nickte:

„Kannste haben, Johannes! Liegt nur an dir! Det ist die Urne mit der Asche von meinem armen Süßen!“

Röster

Die geöffnete Tür . . .

(Erich Schilling)



. . . und die geöffnete Hand

La porta aperta e la mano aperta

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Roosevelts Krieg

(MjS/nr)



„Wir müssen bei dieser Invasion verdammt viel einstecken!“ — „Ihr müßt, wir können!“

La guerra di Roosevelt „Quanto dobbiamo inghiottire in questa invasione!“ — „Voi dovete ... noi possiamo!“



„Aber Fritz, was sollen unsere Kinder von dir denken!“

L'infedele: „Ma, Fritz, che dovranno mai pensare di te i nostri figliuoli!“

FENSTERSZENE MIT KAMM

VON EUGEN SKASA-WEISS

Wir stehen am Fenster und trauen unseren Augen nicht: drüben in dem gelben Haus am anderen Ende des Platzes steht die Balkontür halb offen, durch den schmalen Spalt sehen wir die lebhaften Faltenbewegungen eines cremefarbenen Morgenrockes... eine Dame, die irgend etwas treibt. Was treibt sie wohl?

„Interessiert dich das so?“, fragt Lucie. Es interessiert mich so. Lucie holt das Opemglas. „Nein“, sage ich, „danke. Das tut man nicht.“ Ich täte es auch nicht, wenn man es täte. Dann ich kenne die Familie und weiß, daß das Netteste an der Dame drüben der cremefarbene Morgenrock ist, das Opemglas macht das Spionierhelfe viel zu plastisch.

Es ist morgens halb neun. Man muß die Augen zukneifen und schärfer hinübersehen. Was hat die Dame vor?

Aus dem Gewirr ihrer Ärmelfalten taucht ab und zu etwas Braunes, Bauschiges empor, ein bleicher Schimmer huscht darüber hin, so oft sie sich etwas stärker bewegt... ha, ist es wahr?

„Was tut sie mit dem Männerkopf in ihrem Schlafrock?“, fragt Lucie.

Judith und Holofemes bel der Morgentoilette. Die Dame im cremefarbenen Morgenrock kämmt einen Männerkopf, einen braunen, wuschelhaarigen, lammgeduligen Männerkopf. Der Mann ist noch dran an dem Kopf, der Vergleich mit Judith und Holofemes hinkt. Ohne mit der Wimper zu zucken, ein großer breitschultriger, tölplicher Knabe, steht er drüben, Kopf geneigt, ganz Ehemann, Fünfziger, gerausht, Schnuckbutzi, läßt sich striegeln und kämmt. Ich setze mich halb auf das Fensterbrett und präge mir das ein.

„Es ist ein Skandal!“, sagt Lucie, „wozu Männer Institute sind, wenn sie älter werden.“

„Und was Frauen oft mitmachen!“ Drüben die Dame kämmt. Ist ja harmlos, sieht aber harmvoll aus. Gehört sich nicht.

Er wird jetzt am Wirtel gekämmt und steht brav in die Weite. Die Wirtelhaare sind ohne Eigensinn, sie werden ungelegt, geordnet, nieder-

gepatscht wie ein Fitzkippchen auf eine Tonsur. Läßt er sich's nur gefallen, oder will er's so haben, ist es eine uralte Tradition von der Großmutter oder von der Mutter her, oder kann er sich überhaupt allein gar nicht kämmen?

Stocksteif steht er unter dem plätschenden Kamm und hält still. Die Gattin, füllig und wendig, fletschleudernd, wie ein Eichhörnchen flink und etwas flitzhaarig, umstreicht sein pausbäckiges Gesicht wie eine Katze die Maus — hört man das Klustern der Haare und des Schmurren der Dame nicht über den Platz?

Es war nur ein kleines Automobil. Laß dich nicht ablenken, bleib auf dem Posten, das ist ein Geschenk aus einer wildfremden Ehe, die dich nichts angeht.

Es gibt eine Gattin in dieser Stadt, die ihrem Gemahl allmorgendlich den Haarschopf kämmt, Morgen um Morgen, er läßt es sich bieten — Herr, ich danke dir, daß ich nicht... doch wie werden sie's machen, wenn sie sich zenken? Läuft er aus Trotz mit seinem ungeglätteten Sella-riehälschopf ins Büro, kämmt er sich zähneknirschend selbst oder reißt sie ihm wütend —

Begegnung

Was einmal eine Straße war, zwei halb schmuckne Häuserzeilen — jetzt baut ein Trichterfeld sich dar, ein Haufen Schutt... es ist zum Heulen.

Und doch: das Leben lebt. Und doch gibt's Dinge, die eine wieder fähren: zutiefst in feinem Kellerloch fieh' rüttig einen Greis ich merken.

„Wie? Nicht die Hände laß im Schoß!“ ruf' ich ihm zu. „Nicht eingeschüchtert!“ — „Herr“, lächelt er, „man trägt nicht bloß, man meißelt auch fein blittrig Los.“ — Das haben sie uns eingebracht!

Dr. Origlaß

eingearbeitet in den selbstverständlichen Dienst des morgendlichen Frisierens — talergroße Plättchen aus seinem Haarschopf?

Vielleicht fehlt dieser Delle, die es sich leisten konnte, ihrem Samson die Locken zu lassen, zu Gardinenpredigten schon seit Jahrzehnten jeglicher Grund: und sicher hätte Delle besser gehen, Samson täglich zu kämmen, als ihm die Haare abzuschneiden, wodurch ihre Sucht, über ihn zu herrschen, außerdem auffällig und historisch wurde. Da der Kopf des Mannes gewissermaßen der Stein des Anstoßes in einer Ehe ist, wird das tägliche Magnetsieren eines so widerspenstigen Oberhauptes durch die geschickten Hände einer Gattin, die mit dem Kamm trefflicher umzugehen weiß als mit der Zunge, zu jenen Geheimpraktiken der Ehe gehören, mit denen lärmende Dialoge (von einigen Aufschreien des Mannes abgesehen) aus der Welt geschafft werden können. Davon abgesehen, gehörte schon die Natur eines Unholdes dazu, sich das Haar, das die Gattin morgens mit soviel Sorgfalt gekämmt hat, am Abend von einer anderen Dame zerwühlen zu lassen.

Der Herr drüben ist frisier.

Er tritt breitschultrig, steif und gewichtig an die Rampe seines Balkons, überblickt zerstreut, den glänzenden Scheitel würdig geneigt, das Treiben unten am Platz. Im Hintergrunde sehen wir das Flattern eines cremefarbenen Faltenwurfs.

„Was wird sie jetzt für ihn tun?“, fragt Lucie entgeistert. „Bereitet sie seinen Rasierapparat vor, drückt sie Zahnpasta auf seine Bürste...? Mit dem Kämmen ist der Mensch doch eigentlich fertig. Aber der dort drüben, dieses windelweiche Monstrum...?“ — „Pat“, sage ich, „sie naht...“

Die Gattin neht. Sie trägt seinen Hut in der Hand und winkt. Er tritt zurück. Die Tür fällt zu. O weh!

Einmal, ganz kurz, möchte man wie der hinkende Teufel Le Sages, der die Dächer von Madrid abdeckte und in die Wohnungen sah, am Abend in die Frisiergeheimnisse dieser Ehe blicken, denn irgendwie muß der mühselig aufgebaute Mann doch wieder abgebaut werden, Stockwerk um Stockwerk, vom Scheitel bis zur Sohle — wie käme er sonst auch jemals in die Federn?



„O Gott, o Gott, nun sind wir jahrelang im gemütlichen Trab geritten, und jetzt sollen wir dies alles im Galopp erledigen, das werden wir nicht überleben.“

San Burocrazio al galoppo: „Dio mio, Dio mio! Per anni ed anni siamo andati comodamente al trotto e adesso dobbiamo sbrigare tutta questa roba al galoppo? ... Sicuro, ci rimetteremo la pelle!„

DER SCHWIEGERVATER

VON SCHLEHDORN

„Eigenartig, wirklich ganz eigenartig, wie ich damals meinen Mann kennengelernt habe“, erzählen alle Frauen, bei denen es damals durchaus ordnungsmäßig und herkömmlich zugegangen ist. Zum Beispiel: „Also, meine Eltern hatten auf dem Lugener See ein Boot gemietet, ein Platz war noch frei. Ausgerechnet einer. Und da kam ein Herr und nahm ausgerechnet diesen Platz. Ich weiß noch, es war ein schrecklich heißer Tag. Wir sprachen ausgerechnet vom Wetter. Dann vom Hotel, dann von gesellschaftlichen Bekannten und, denken Sie, vier Wochen später waren wir verlobt. Ist das nicht eigenartig?“ Oder: „Ich lernte meinen Mann auf einem Ball kennen, als ob es so hätte sein sollen. Er tanzte besonders viel mit mir usw.“

So will jede aus ihrem Verlöbniß einen kleinen Roman machen. Vielleicht wirkt die irgendwem die statische Erinnerung an den Brautlob oder dergleichen noch. Etwas Aufregung und Hindernisse verlangen die Beteiligten. Etwas Sturm vor dem Einlaufen in den ehelichen Hafen. Einige Widerstände ergeben sich regelmäßig schon aus der angewandten schwiegerväterlichen Autorität. So hatte der Fabrikant Ferdinand Besser, in Fa. August Besser, beschlossen, Herrn Thomas Schwarz, in Fa. Schwarz & Sohn, im Büro zu empfangen, obwohl Thomas Schwarz offenbar nicht geschäftlich in Firma Schwarz & Sohn, sondern persönlich wegen Titi angereist kam, die er auf einer Hochzeit in der Provinzhauptstadt kennengelernt hatte. Im Büro, das der Fabrik wie eine Kommandobrücke eingebaut war, sollte die Firma Schwarz & Sohn erst mal sehen, was Ferdinand Besser darstellte. Außerdem konnte sich da seine väterliche Autorität entfalten, ohne Unterbrechungen durch Frau Kläre oder Überraschungen durch Titi. Man konnte ja den jungen Mann, wenn alles vorbei war, zum Essen mit in die Villa nehmen.

Eigentlich ideal, diese Lösung, stellte Herr Besser innerlich noch einmal fest, da die Firma August Besser keinen Sohn hatte und Schwarz & Sohn keine Tochter. Die Auskünfte über den jungen Schwarz waren in jeder Hinsicht glänzend. Er peßte in die Firma und in die Familie. Er kam aus der Branche und aus Liebe — wie Titi versicherte. Die größte Konkurrenz würde zur reizenden Verwandtschaft. — Aber man durfte sich nichts vergeben, sagte sich Herr Besser mit Nachdruck, gerade weil Schwarz & Sohn 200 (genauer 198) Arbeiter mehr hatten. Dafür war August Besser das ältere Unternehmen. Man konnte dem jungen Mann das Mädchen doch nicht den Hals werfen. Man durfte es ihm nicht zu einfach machen. Man mußte ihm erst ordentlich auf den Zahn fühlen. Deshalb empfing Herr Besser Thomas Schwarz in seinem Büro.

Als Fräulein Tippmeyer Schlag 12 Uhr meldete: „Herr Thomas Schwarz in Fa. Schwarz & Sohn“ und sich mit einem bewundernden Blick auf den allerdings sehr gut aussehenden Besucher zurückzog, traf dieser auf einen recht unwirschen alten Herrn.

„Also bitte, nehmen Sie Platz.“

Thomas Schwarz brachte seine Werbung vor, in schlichten, klaren Worten. — Und nun wäre etwas Räuspern und Rührung eigentlich alles in Ordnung gewesen. Aber Herr Besser hatte sich die erste Frage schon zurechtgelegt: „Sind Sie denn einig mit meiner Tochter?“ — Wenn der nun Ja sagte, wollte der Vater erwidern: „Warum denn nicht vorher zu mir gekommen? Wenn er Nein sagte: „Warum kommen Sie dann jetzt schon zu mir?“

Aber der junge Schwarz erwiderte auf diese Frage höflich: „Wir sind einig unter dem Vorbehalt Ihrer Zustimmung.“

„Neja, Zustimmung, Zustimmung. Wollt ich mir auch ausgeben haben. Ich bin nämlich der Vater.“ (Thomas nickte.) „Und da gibt es noch anderhand Schwierigkeiten. Ich möchte einige Fragen an Sie richten. Zunächst, hm: können Sie dann eine Frau unterhalten.“ Diese Wendung findet sich in allen Romanen. Die bescheidene Antwort lautete: „Ich bin Mitinhaber von Schwarz & Sohn.“ „Natürlich, der Sohn. Eine sehr bekannte Firma. Sehr solvente Firma. Ja. Übrigens, warum haben Sie das neue Verfahren eingeführt? Machen Sie gute Erfahrungen damit?“

Herr Schwarz erklärte in kurzen Zügen die Maschine. Der werdende Schwiegervater hörte interessiert zu und wäre gar zu gern bei dem geschäftlichen Thema geblieben. Aber er mußte wieder „zur Sache“ zurück.

„Also, um unsere Christiane handelt es sich. Begreiflich, verständlich. Aber wissen Sie, da ist noch so manches... nämlich, bei meiner Tochter da hat nicht immer so alles, hm, gestimmt.“ Thomas sah erstaunt auf.

„Ich will damit sagen, sie war doch etwas bleichäugig bis vor zwei Jahren, wohl wegen des Wachstums. Und dann — das müssen Sie wissen — ist sie etwas eigensinnig.“ (Der Besucher atmete hörbar auf.) „Sie hat es zum Beispiel durchgesetzt, frühmorgens stets mit aufzustehen, wenn ich zur Fabrik ging, um mit mir zu frühstücken, im Sommer auf der Terrasse. Ja, und wenn ich zu Tisch komme, läuft sie mir jedesmal durch den Garten entgegen, mit ihrer hellen Stimme und ihren hellen Augen. Und einen Humor hat das Kind... wenn mich die Konkurrenz mal ärgert. Wirklich, wir haben den Sonnenschein im Hause.“ (Thomas nickte mit Nachdruck.) „Und da kommen Sie nun, und wollen mir das einzige Kind wegnehmen.“

„Wir werden das durch häufige Besuche ausgleichen“, versprach Thomas.

„Ach was, Besuche. Wie kommen Sie eigentlich dazu, das Mädchen heiraten zu wollen? So mir nichts dir nichts? Meine einzige Tochter. Ohne die Eltern zu fragen?“

„Aber ich bin ja gerade hier...“

„Schon gut. Aber, sagen Sie mal, mein junger Herr Schwarz, ist denn bei Ihnen alles in Ord-

nung? Geordnete Verhältnisse, will sagen: keine Verhältnisse? Hörer abgelaufen? U. beschriebenes Blatt?“

„Ich darf Sie mit gutem Gewissen um die Hand von Fräulein Titi bitten.“

Es fanden sich wirklich keine Hindernisse, nichts, um die väterliche Autorität einzusetzen. Ferdinand Besser überlegte, ob er jetzt nicht sagen sollte: Na, dann will ich in diesem Falle noch mal ausnahmsweise zustimmen und Ihnen meine Tochter an Hand geben. Aber hier fiel ihm der alte Schwarz ein, mit dem er manchmal auf Tagungen der Wirtschaftsgruppe gestritten und getrunken hatte: „Was sagt denn ihr Herr Vater dazu?“

„Mein Vater ist entzückt von Titi.“

Da faßte Herr Besser die Wut: „Ach, nee. Also die Firma Schwarz & Sohn will August Besser aufessen, Konzentration der Fabrikation. Fusion auf dem Weg über meine Tochter...“ Thomas Schwarz der sich in die blonde Titi auf den ersten Blick verliebt hatte, ohne Ahnung von der Bräute des Papa, wollte aufstehen. Aber dann dachte er daran, was ihm Titi geraten und schwieg.

Auch Herr Besser schwieg. Die Situation war verfahren. Was macht ein Mann in solchen Fällen familiärer Verwirrung? Er nimmt Zuflucht zu seiner Frau. Herr Besser räusperte sich:

„Haben Sie denn schon mit meiner Frau gesprochen? Ich meine, ich habe natürlich zu bestimmen. Aber ohne meine Frau möchte ich nichts entscheiden.“

„Ihr Fräulein Tochter spricht gerade mit ihrer Frau Gemahlin.“

Herr Besser bat seinen Gast höflich, für einen Augenblick in das Vorzimmer zu treten, wo Fräulein Tippmeyer Bleistifte und Ohren spitzte, hob den Hörer ab und drückte auf den Knopf: Privatwohnung.

„Ist du da, Kläre? Hör mal zu: Hier kommt ein Herr von der Firma Schwarz & Sohn und will unsere Titi heiraten.“

„Ja, kommt ihr beiden nicht bald rüber?“

„Entschuldige mal, er will die Titi heiraten. So mir nichts dir nichts. Als ob wir gar nicht da wären. Billigst du das etwa?“

„Aber Ferdinand, verdorb doch dem Kind nicht die gute Partie.“

„Gute Partie? Merkt du denn nicht, was dahinter steckt? Die kriegen die Tochter, die erben die Firma, die heiraten, wie man ein Paket Aktien kaut, und wir können in den Mond gucken.“ Es ist eine psychologische Erfahrung, daß man müßigen Bemerkungen zu wiederholten pflegt in der heimlichen Hoffnung, sie würden dadurch besser.

„Aber, das war doch deine Patentlösung, Ferdinand“, sagte Frau Kläre hoffnungslos.

Da nahm ihr Titi, die ihren Vater besser kannte, kurz entschlossen den Apparat aus der Hand: „Du, Papa, ich habe es mir überlegt. Ich möchte ihn doch nicht heiraten.“

Herr Besser stockte der Atem: „Was, den reizenden Menschen? Mit dem ich mich so neil unterhalten habe? Aber, Kind, überlege doch! Er paßt in die Firma und in die Familie. Er kommt aus der Branche und aus Liebe. Die größte Konkurrenz wird zur reizenden Verwandtschaft. Nimm doch Vernunft an. Sonst sehe ich mich gezwungen, dir den Mann kraft meiner väterlichen Autorität zu bestimmen.“

„Nun ja denn“, kam die Stimme von drüben, „dir zu Liebe, Papa.“

Der hielt ihr unterdrücktes Lachen für Rührung. Er selbst war auch gerührt.

„Kommen Sie rein, Herr Schwarz, lieber Thomas, nicht wahr... Das hat noch einen Kampf gekostet. Denken Sie, sie wollte nicht.“ (Thomas war

Abends in den Mooskirtümpfen...

Abendlich fliehet das weithin sich muldende Tal. Fröhle und Waffelvögel

Feiern im Sumpfe das Sterben des Tages. Schlangen und Schildkröten kriechen herbei.

Unter den Maulbeerbäumen und Weiden Tanzen die Schärme der Mäiden.

Ble an den Schlieren um deinen Kopf Dringen die winzigen Quäler.

Langsam verflüchtigt schon im Dunst das Gemose Waldböser Hügel.

Ringe in der Ebene mehren Ralfisch die Stimmen der Dunkelheit.

Aber sie rührt nicht an dein Herz: Mit jedem Schlage

Läutet es Dank an das Leben, Dank an die ferne, ferne Geliebte,

Die sich vielleicht in tiefer Stunde Über die Wiese

Mütterlich beugt, Lächelt und leile,

Leife ihr Kindlein in Schlummer fummelt.

Heinz Friedrich Kamecke



„Ist das Leben nun so schwer, weil ich diese unglückliche Liebe im Herzen trage — oder kommt es daher, daß ich mir Blasen an die Füße gelaufen habe?“

Dubbio? „Che la tristezza della mia vita provenga da quest' infelice amore che porto in cuore o dalle vesciche che mi feci ai piedi?„



„Sagen Sie, lieber Mann, wollen Sie das Neueste wissen?“ — „Ach nee, mich interessiert nur das Allerneueste!“

Prefese: „Dilemi, caro signore, volete sapere le ultime notizie?..“ — „Ah no; a me interessano solo le ultimissime!..“

auf Titls Trick vorbereitet.) „Aber nun habe ich alles geregelt. Es geht in Ordnung. Werden Sie glücklich. Das Geschäftliche besprechen wir später.“

Thomas war nun auch gerührt. Und auch Fräulein Tippmeyer, die als erste gratulierte. —

Am Abend, zu dem Frau Kläre schon seit drei Tagen eingeladen hatte, hielt ihr Mann eine gehrte Rede: Auf wie seltsame Weise sich doch die Menschen fänden, die für einander bestimmt sind. Eigentlich Ideal, diese Lösung, da die alte Firma August Besser keinen Sohn habe und Schwarz & Sohn keine Tochter. Der Schwiegersohn habe ihm auf den ersten Blick gefallen. Er esse in die Firma und in die Familie usw. (wie oben). „Deshalb“, schloß Herr Besser, „habe ich die letzten Hindernisse aus dem Wege geräumt. Und nun kann das Glück kommen... Wie einst bei uns, nicht wahr, liebe Kläre... Aber wir wollen nicht wech werden... Wir wollen die Gläser erheben...“

Müssen wir nicht Herrn Besser dankbar sein, daß er den beiden jungen Leuten so schnell zu ihrem Glück verhalf? Bei 90% der Romane unserer Unterhaltungsliteratur weiß man auf Seite 20 auch genau, war wen kriegen wird. Dann aber schaltet der Dichter bis Seite 287 Schwierigkeiten ein — düstern Verdacht oder Eifersucht, eiterlichen Zwist oder ein untergeschobenes Kind — Wenn die Romane so einfach wären, wie das Leben wären sie kürzer. Wenn es keine Romane gäbe, wäre manches einfacher im Leben.

Steltern lag die Sphinx im Abendsonnenschein. Geheimnisvoll blickte sie in die Ferne, über die Jahrtausende hinweg, in denen die Menschen immer noch so klug wie zuvor geblieben waren.

Eherbietig ging ich ein paarmal um sie herum, dann konnte ich es mir nicht verkneifen, sie in den Schwanz zu kneifen.

„Was willst du von mir?“ drehte sie sich nicht gerade freundlich zu mir herum.

Einen Augenblick erschrak ich, dann sagte ich forsch: „Ich will versuchen, deine Rätsel zu lösen.“

„Meine Rätsel sind unlösbar. Du weißt doch, daß du sterben mußt, so du mich freventlich herausforderst.“

„Gleichviel.“

Die Sphinx sah mich mit Unheil verkündenden Augen an und ich wußte, daß sie mir nun ein Rätsel aufgeben würde, für das es keine Lösung gab. Denn darin besteht ja die Rätselhaftigkeit des Ewig-Weiblichen, daß es uns ständig Fragen aufgibt, auf die es selbst keine Antwort weiß. Dies macht einen seiner größten Zauber aus.

„So höre“, sagte das steinerne Wesen, mir die Krallen fraulich entgegenstreckend, „was ist das? Es ist spitz, es ist rund, es ist hoch, es ist niedrig, es ist breit —“

„Es ist schmal, es ist klein, es ist groß“, stotzte ich im gleichen Tonfall fort.

„Es ist schief“, nickte die Sphinx, „es ist gerade, es ist vorne höher als hinten und rückwärts tiefer als vorn.“

„Es hat also überhaupt keine bestimmte Form?“

„Es hat tausend Formen und doch wieder nur eine.“

„Das ist reichlich dunkel“, gestand ich ehrlich.

„Wenn es nicht dunkel ist, ist es hell“, waidete sich die Sphinx an meiner Ratlosigkeit, „und obwohl es in keinem Fall etwas Neues ist, lebt es vom Reiz der Neuheit.“

„Dient es der Schönheit?“ fragte ich, nur um etwas zu sagen.

„Der Schönheit und der Häßlichkeit.“

„Ist es ein Ding für den Mann oder eines für die Frau?“

„Es ist ausschließlich für die Frau, wie es ausschließlich für den Mann ist.“

„Das ist einfach verrückt“, begann ich zu ächzen.

„Es ist ebenso verrückt“, nickte die Sphinx, „wie es den klügsten Geschöpfen zur Zierde gereicht.“

Ich gab es auf.

Mein Leben war verwirrt.

In diesem Augenblick kam eine eingeborene Schöne mit einem ungemein grotesken Kopfputz des Weges.

„Halt“, rief ich, „Ich glaube, ich hab's! Dies rätselhafte Ding in allen Größen, Farben und verrückten Formen, das ist der Damenhut unserer Zeit.“

Da zuckte die Sphinx zusammen, zog die Krallen ein und gab sich geschlagen. Lautlos sank sie in ihre Versenkung zurück.

Ich kniff ihr zum Abschied noch einmal in den Schwanz und empfahl mich quicklebendig.

DAS RÄTSEL

Von Heinz Scharpf



„Wenn auch der Verwesungsprozeß schon weit fortgeschritten ist, können wir vielleicht doch etwas davon für unseren neuen Völkerbund verwenden!“

Dinanzi alla tomba della Lega Ginevrina: "Sebbene il processo di putrefazione sia diggià molto avanzato, pure possiamo forse servircene un po' per la nostra nuova Lega delle Nazioni!"

DAS SCHACHBRETT

VON HERBERT LESTIBOUDOIS

In Snemanka, eben bei Peterhof am Finischen Meerbusen, ist es uns als Boule in die Hände gefallen. Wir schlenderten zu dreien am Rande der Otschalt zwischen Feldern und kleinen Gärten, um noch einmal die Erdbunker, die bis nahe an die See verstreut ins Gelände vorgeschoben waren, zu durchsuchen. Bunker für Bunker nahmen wir vor, hatten bisher aber nur allerlei Waffen, Geräte und Bekleidungsstücke aufgefunden. Doch im letzten, der uns noch verblieben war, machten wir eine überraschende Entdeckung. Aus der Tiefe stolperte uns ein armseliges, abgerissenes und überaus schmutziges Russenweib, mit allen Zeichen des Schreckens im Gesicht, entgegen.

„Nix schieß! Nix schieß!“ stammelte es ängstlich und faßte die Hände beschwörend. Wir bemühten uns, herauszubekommen, was es hier noch verloren habe, da der Ort doch längst geräumt sein sollte; aber die Erklärungen blieben unverständlich. Allein die aufgeregten Worte „Mann! Mann! Rußk! Rußk! Da! Da!“, ließen uns die Kerabiner von den Schultern nehmen und der Frau in den Bunker folgen. Unten war sie sich schreiend über ein in der Ecke auf Stroh gebettetes Menschenbündel und wiederholt zeternd und gellend ihr: „Nix schieß! Nix schieß! Mann! Mann!“

Jetzt erst sehen wir im Halbdunkel, daß es ein Zivilist war, der dort lag, offenbar verwundet. Wir beruhigten die Frau und erfuhren von dem stöhnenden Manne, der ein leidliches Deutsch radebrachte, daß er sich mit seiner Frau vor der Flucht befände, gestern Abend aber vom MG der Rata, die allabendlich die Hütten mit Feuer bestrich, verwundet worden wäre.

Wir warfen uns stumme, aber dennoch bereide Blicke zu. Abfälle neben dem Lager zeigten uns, daß die Flüchtlinge sich von rohen Rüben und Kartoffeln nährten, die sie im Felde ausgegraben hatten. Welch ein abgrundtiefes Elend war doch über diese Menschen gekommen! Nun hatten wir sie schon so oft flehend und gehetzt über endlose staubige Straßen ziehen sehen: Heimatlose zwischen den Fronten, denen kaum mehr als das nackte Leben verblieben war. Woher sie kamen, dort war nichts mehr —, wohin sie gingen, dort war alles ungewiß und dunkel.

Was sollten — was konnten wir hier tun? Wir untersuchten den Mann und stellten Bein- und Rückenschüsse, vermutlich in die Lunge, fest. Die Frau hatte ihn notwendig mit ihrer Leibwäsche verbunden. Nachdem wir unser eigenes Verbandzeug an die Wunden hingegeben hatten, sagten wir den beiden, daß wir Brot und Sanitätser schicken wollten, und wandten uns zum Gehen.

Müde waren wir geworden, unsagbar müde plötzlich —, und während wir die Erdhöhle noch einmal mit den Augen abtasteten, blieb Reinholds Blick auf einem Schachbrett haften, das zwischen allerlei Gerümpel auf dem Boden lag. So also fanden wir es, das uns hernach noch so viele kostbare Stunden geben sollte.

Im Dorfe packten wir gleich Brot zusammen und gaben es dem Sanitätler mit, der wir in Bewegung gesetzt hatten, dem Verwundeten zu helfen, wenn er könne.

Reinhold aber sagte wenig später: „Es ist ein gutes Schachbrett, weißt du. Auch die Figuren sind alle da. Sieh mal her: sauber gemacht!“ Er zeigte mir die einzelnen Figuren, die in der

Tat kunstvoll geschnitzt waren. Aber ich merkte doch dem guten Reinhold an, daß er sich mit seinen Worten über die bedrückende Stimmung hinwegzuheilen versuche, in die ihn unser Erlebnis versetzt hatte. Gling es mir doch ähnlich so Hastete seit Wochen doch schon der Strom der Flüchtlinge: Frauen, Kinder und Greise, nicht nur über das endlose, graue Land, sondern auch durch das eigene Herz. Und die Spur der Umherirrer, hängender und feldloser Elendszüge hat sich dort für immer eingegraben — —

„Wollen wir für heute Abend eine Partie ansetzen?“ hörte ich Reinhold wieder sprechen. „Wenn wir Ruhe haben, heißt das“, fügte er gleich hinzu.

Ich nickte mein Einverständnis, und dann setzten wir uns schweigend zum Essen. Aber ich als lustlos; denn auf unserem neuen Schachbrett, das Reinhold neben sich abgestellt hatte, sah ich im Geiste die Armeen des Krieges aufmarschieren: graue Armeen und braune Armeen, Generäle, Soldaten, Arbeiter und Bauern... Und aus dieser Ideenverbindung des Schachspiels mit den Kriegen, den wir lebten, litten und mit aufgerissenen Tiefen der Seele durchschritten, entschlüpfte es mir: „Endlich ein lohnendes Beutestück! Es wird uns was zum Denken und — Nachdenken aufgeben.“

„Ne, also!“ sagte Reinhold. „Darum habe ich es doch mitgenommen. Ich kenne dich doch — und mich! Aber ich, Mensch! Du bist ja gar nichts.“

Abends saßen wir dann beim matten Schein einer rübseligen Petroleumlampe über das Schachbrett gebeugt und spielten die erste Partie. Ich griff forsich und ungestüm an, wohl eine Auswirkung meiner seltsamen inneren Unruhe, die mich seit der Begegnung heute morgen heimsuchte —, weil alle Bauern ins Feld, nicht gerade ungeschickt aber dennoch in ihrem Unternehmen, das eine Bresche schlagen und den Gegner verblüffen sollte, zu wenig unterstützt durch meine schweren Waffen, als daß Reinhold, der langsam und sehr überlegt spielte, nicht bald eine Blöße gefunden hätte und systematisch meine Bauernmasse zertrümmerte. Ich befand mich zuletzt in einer verzweifelten Lage, ähnlich jener, in der sich vor uns die seit Wochen eingeschlossenen Russen befanden, die immer wieder Sturm gegen die eisernen Umklammerung liefen. Und es wäre nicht unser Spiel quasi ein Spiegelbild jenes erbitterten Kampfes draußen, rund tausend und einige hundert Meter mehr von unserem Schachbrett entfernt, sondern vielmehr dieser verblissene Kampf der Männer und Waffen das Echo der jetzt so harterkämpften geführten Schachpartie, so begann es plötzlich zu dröhnen und zu ergeln in den Lüften. Die schweren 21er Batterien öffneten ihre Schlände, daß wieder und wieder — die dünnen Wände unserer Holzhäuser erbeben. Kalk von der Decke über uns rieselte, und die Splitter der Fensterscheiben vor unsere Füße fielen. Abschluß auf Abschluß machten Erde und Himmel erzittern. Es war die Hölle wieder einmal los.

Wir aber spielten und spielten, setzten Figuren hierhin und dahin, Reinhold bedächtig und mit dünnem Lächeln auf den Lippen, ich erregt und verzweifelt nach einem Ausweg suchend. Noch stand ich mit dem König, meinen beiden Türmen, einem Bauern und der Königin auf dem Felde, Waffen, die noch manches auszuwirken vermochten —, doch Reinhold blieb eisig in seiner Ruhe, ließ einen überraschend bedrohlichen Vorstoß meiner Türme und Königin auf, zwang mich zum Zurückgehen, griff nun selbst an mit überlegenem Material, sein „Schach dem König!“ kam immer häufiger und siegesicherer aus seinem Munde, die Türme fielen, der König mußte in die äußere Ecke fliehen — — das Ende war gekommen.

Ein bairischer Don Johann spricht:

Nur dein Schutzmantel blau,
O du himmlische Frau,
Ihm zu achten und eh'n
War mein ganzes Begeh'n.
Vor der frischen Lust
Hat die sicherste Hut,
Wer im Schutzmantel Platz finden tut!

Nast nicht untergeschaut,
Ja ich bitten so laut,
Was ich könnte doch schwär'n,
Meine Stim'm' kann man hör'n
Die den Rücken ich kehr,
Mich um dich nimmer sch'ir
Und wo anders gib't Mäntel noch mehr!

Bei den Mäd'eln ging's leicht,
Alles hab' ich erreicht,
Kroch ich unter ihr Hemd,
War mir keine mehr fremd.
Nur der Mantel war halt
Da zu heiß, da zu kalt,
Und die Reue kam bald mit Gewalt.

Alles hab' ich versucht,
Oh, ich war schon verrückt,
Und gar eine war arg,
Aber, die war wie ein Sarg;
Für die Ewigkeit hier
Sollt' ich liegen bei ihr,
Wenn ich dran dank, dann beutelt's mich süßer!

Nur den Schutz fand ich nicht,
Für die Seele kein Licht.
Wer's mit vielen so treibt,
Reißt zuletzt unbewußt
Alle wasen sie nett,
Manchmal auch zu fett
Und die meisten, die hatten ein Bett!

Ist die Liebe ein Brauch,
Bringt Gefahren sie auch.
Wenn das Messer mich stach,
Frügel flogen dann nach.
Schürten die Weiber ganz hoch
Und sie lachten mich doch,
Und die Täter, die kamen ins Loch!

Nur dein Schutzmantel blau,
O du heilige Frau,
Ist an allem noch Schuld,
Jetzt beholt' deine Huld!
Denn ich bin schon recht alt
Und im Bett ist's mir kalt
Und mit Gicht ist die Lust schon bezahlet!

Willst du gnädig mir sein,
Schenk mir Bier oder Wein,
Weil das Jammern nichts fommeit,
Wenn mit Hörnern der kommt.
Tut ein Mantel mir not,
Ist er hübschlich rot
Und ich weiß, was da unten mir droht!

HERMANN SEYBOLD



„Ich verstehe nicht, Eisenhower, habe ich mich denn an hoher Stelle — bei Churchill, unbeliebt gemacht?“ — „Ach Unsinn, mein lieber Montgomery, ich glaube an höchster Stelle — bei Stalin!“

„Gut gespielt!“ sagte ich und bekannte mich ohne Vorbehalt als geschlagen.

Reinhold lächelte und wehrte das Lob ab. „Du hast es mir nicht leicht gemacht — — deine Bauern im Anfang — — es war glänzend in der

Theorie und warf all meine Pläne über den Haufen, doch es war auch gefährlich in der Praxis.“

„Es ist immer gefährlich, die Bauern und Arbeiter für eine große Idee einzusetzen“, gab ich zu. „Denn wer weiß im Voraus, wie weit sie sich die

Größe eines Gedankens zu eigen machen können und ihm folgen? Manchmal glückt es — glückt dann, wenn der einzelne Große und Begnadete, der Schöpfer dieser Idee den Weg von oben nach unten findet, auf der anderen Seite



„Aber die zwei Soldaten haben doch bestimmt gesagt, sie wollten heute hier zu uns
 raufkommen!“ — „Aber Trude, weißt du denn, wen sie auf dem Weg getroffen haben?“

Rassegnazione: „Mai i due soldati ci hanno pur assicurato che volevano venlr oggi su da noi!“,
 „Ma, Trude, lo sai tu chi hanno incontrato per via?“,

aber die große Masse auf dem Wege von unten nach oben sich bewegt, so daß es zu einer Verengung kommt und beide Wege in eine Straße münden. Doch wie gesagt: es ist ein Glücksfall, der dann eintritt, wenn der Berufene und die Gerufenen unter einem guten Stern stehen — wenn ich einmal so sagen darf: Meistens aber zerfällt sich die große Gedanke in den vielen. Es gibt Tellerfolge, gewiß. Doch im Grunde bleibt alles Stückwerk. Und das ist dann auch schon der Anfang vom Ende.“

„Ich höre, Ihr kommt vom Schachspiel auf die Bewegungen der Menschen“, mischte sich Unteroffizier Neuhaus ein, ein rundes, rösiges Pastorengesicht mit einer scharfen Brille über den kleinen beweglichen Augen. Und er war auch im zivilen Leben Pfarrer einer kleinen, mitteldeutschen Gemeinde.

„Sicher, Albert! Es liegt ja nahe“, sagte ich. „Was fürs Schachspiel gilt, läßt sich vergleichsweise auch auf die Menschen anwenden.“

„Und wie steht's dabei mit dem Christentum?“ bohrte Neuhaus hartnäckig weiter, damit auf ein Gebiet übergreifend, das er nur zu gern bei jeder Gelegenheit dem oft schon verhöhrten Soldatenherzen schmackhaft zu machen versuchte.

„Mit dem Christentum wie mit allen Religionen und Bekenntnissen dieser Erde, deren es ja zahlreiche gibt. Das Christentum ist schließlich nur einer unter verschiedenen Versuchen, das Heil zu bringen. Ein Versuch! sagte ich, wie jede andere menschelbezogene Idee auch. Und damit kommen wir wieder dahin, wovon wir ausgingen: wer als Vertreter dieser Idee, als Träger und Leiter erwartet, daß ein Volk seine Idee weiterträgt und ihr lebt, darf nicht in einem geruhlosen und bequemen Dasein verharren oder auf irgendeinem Gipfel thronen, hoffend: Gott wird's schon machen! Gott wird's schon geben! Er muß vorangehen und vorleben! Die Idee allein tut es nicht, Gott allein tut es ebenfalls nicht. Es ist ein oft wiederholter Fehler der Jahrhunderte, daß die Idee auf die Gefühlsgründel abgewälzt und gesagt wurde: kämpft und leidet und opfert dafür, dann wird das Himmelreich euer sein! Bitte Verleihen aber tragen blinde Früchte — oder gar keine. Das ist ein Schachspiel zwischen uns und verlorenen Gewissensdrängen zu uns herüber. Wir packten die Figuren zusammen, und ich trat mit Reihnold hinaus in die Nacht. Der Mond schwamm zwischen niedrigen Wolken, Brandgeruch wehte von irgendwoher. Ein paar hundert Meter hoch nur kreiste auch heute die Rata, später als sonst, und zischte rasche Feuerstöße in die Gegend. Wir sprangen in einen Graben, auf daß es uns nicht unversehens so erging, wie am Abend vorher dem russischen Flüchtling. Der Tod wütete unberechenbar in diesem Gelände.

Leichte Bomben sausten unweit herunter — Wumm! Wumm! Wumm! Wumm! Schreie, Stöhnen, Stille, dann, sekundenlang, Ziehende Wolken, flimmernde Sterne auf den Himmelslichtungen, der Mond, fern und unbeteiligt — und — wieder eine feuerspeiende MG, des russischen Jägers kurz, hart, schnell hintereinander — brüllt brüllt brüllt aufbellende Bahnen der Leuchtschgeschosse — „Wozu ein Graben doch gut sein kann“, sagte

ich, als die Geschosse ins Buschwerk zu finden zischten. „Früher, als wir Knaben waren, lagen wir an Grabenrändern auf dem Bauche, glücklich nach allerlei Getier und Blattwerk fischend oder dem Spiel der Wasserkäfer zuschauend. Wer dachte da an Krieg? Wer dachte daran, Reihnold, daß wir uns einmal hineinwälzen würden in den Graben, um Schutz zu finden vor den Händen des Todes, wie damals das Gelernte in den Löchern der Überfischungsschutzsuchte vor unseren greifenden Händen?“

„Willst du damit sagen, daß alle Schuld sich rächt auf Erden?“ fragte Reihnold, dunkel und gepöbelt; denn er hatte das Gesicht tief ins feuchte Supplengras des Grabens geduckt. „Auch die schuldlose Schuld der Kinderhände, die doch nur spielend, suchend, wissenwollend nach dem merkwürdigen Leben des Krabbel- und Schwimmgetiers griffen — nicht um zu töten?“

„Das wohl nicht, Reihnold — — —“ wengelte die Wiederholung der Geschehnisse, nur auf anderer Ebene, nur viel unerbittlicher, oft unheimlich ist!“ Wir lauschten dem Summen der Rata, die wie ein giftiges Nachtsicht bald hier, bald dort ihre Flur austreckte...

„Doch gut, daß wir jetzt das Schachspiel haben!“ wie Reihnold nochmals auf seine jüngste Beute hin. „Wir haben in der letzten Zeit schon zuviel geräht und gesponnen. Es wird uns auf andere Gedanken bringen.“

„Oder noch mehr drin verstricken“, flügte ich ein. „Ach, so, du denkst an das Intermezzo mit dem Pastor vorhin — — — Wannschon? Ist er ein etwas seltsamer Heiliger. Aber du weißt ja auch: er sucht oft gewaltsam die Diskussion und möchte gern Jünger dabei finden. Es wird nicht das letzte Mal gewesen sein.“

Wir krochen aus dem Graben; denn der Jäger war abgeschwirlt. War es Frieden geworden? Kein Schuß mehr fiel, ein Nachtvogel gestirte vor uns her, der Wind stöberte im Gezweige der Bäume. Wir schritten den Hütten zu und trennten uns auf der Straße; denn wir teilten dieselbe nicht die gleiche Unterwelt.

„Bis auf morgen!“ sagte Reihnold und versuchte zu scherzen. „Neues Spiel — Neues Glück!“

„Bis morgen!“ rief ich zurück. Am nächsten Tag wurde nichts aus dem geplanten Schachspiel. Frühmorgens schon überfiel uns zermalendes Geschützfeuer russischer Schiffsbatterien von See her. Ein neuer Befehl kam: wir mußten sofort die Stellung wechseln. Als schon die Motoren ansprangen, da schwang sich Reihnold noch einmal vom Lager herunter — — „Halli Halli!“ rief er aus Leibeskräften; denn die Räder ruckten bereits — — „Halli! Mein Schachbrett!“

Der Zugführer fluchte erbärmlich, aber Reihnold ließ sich nicht beirren, tauchte wie ein Wiesel in der Hütte unter, um im nächsten Augenblick triumphierend mit seinem Brett herauszuspringen. Und kaum war er erneut zu uns geklettert, da floß unter einem Volltreffer die Hütte in die Luft. „Das nennt man Glück!“ schrie er lachend im Dröhnen der Explosion und duckte sich, wie wir alle, automatisch tief auf die Bänke des Wagens. Aber nichts passierte uns. Gleich darauf brausten wir auch schon die holperige Straße hinter uns, als wäre der Teufel hinter uns her.

Es wurde heute nichts, es wurde auch in den nächsten Tagen nichts aus dem Schachspiel. Befehle jagten uns hin und her, bald tauchten wir hier, bald dort auf, ein ruhloser Haufen, ewig wie Zigeuner unterwegs, mit ewig anderen Aufgaben. Reihnold ließ es sich nicht verdrießen, zu allem, was wir zu schleppen hatten, stets auch getreulich das Schachbrett mitzuschleppen. „Es kommt schon die Stunde, wo wir dem Schicksal dankbar sind, daß wir es haben!“ pflegte er zu sagen, wenn Unverständige ihm einflüstern wollten, als unnützer Ballast über uns zu zerren. Und Reihnold hat Recht behalten. Anfang November — es war schon heftiger Winter geworden — erhielten wir festes Quartier in einer Ortschaft. Und Ruhe gab es und soviel Zeit auch für uns,

daß unser Schachbrett zu höchsten Ehren gelangte. Da hockten wir fast Abend für Abend zusammen, eifrige Schachstrategen, deren Zahl schon gewachsen war, ja, auch der Pfarrer und Unteroffizier Neuhaus hatte sich angeschlossen.

Es verging selten ein solcher Abend, daß nach dem Spiel nicht reiche Gedanken vom Schachbrett aubühten, die uns bis in die Nächte hinein festhielten. Oft schuf die Diskussion heiße Köpfe und erregte Herzen, ließ wohl auch die Geister gelegentlich heftig aneinandergeraten —, aber immer blieb unser Brett eine solide Grundlage, die uns wieder einle und ein Gegenwärtig gegen das mörderische Geschehen des Krieges darstellte, dessen Wert, Bedeutung und Gewinn für uns gar nicht zu überschätzen war. Wenn die Sehnsucht schier das Herz zerzwangen wollte — wir hockten uns nieder und beugten die Köpfe über das Brett. Und siehe da: unser hartes und karges Leben wurde erträglicher. Bis ins Frühjahr hinein wurden wir seiner niemals müde, und heute darf ich wohl sagen: wie arm wären wir gewesen ohne es! Wieviel drückender wäre so manche Not gewesen, wieviel zerwürbte das sehnsüchtige Herz, wieviel grauer und umschatteter die Gefahr! Reihnold hütete das Brett wie seinen Augapfel.

Als dann aber im Frühjahr der Tag das Aufbrechen mit vergab, er das Brett und die Figuren zusehends im Rucksack, „Mit muß es!“ sagte er. „Und wenn wir auch nicht mehr zum Spielen kommen — behalten wir es ja gern. Später einmal, wenn ich wieder heimkomme, wird es mir die teuerste Erinnerung sein. Denn wir immer dann auch sich zum Spielen mit π^2 setzen wird — — — Im Geiste werde ich das Gesicht meines Kameraden sehen, der sich hier draußen mit mir über das Brett beugte und meine Gedanken und Sorgen teilte, wie sonst auf der Welt wohl nur noch meine Frau. Glaubst du, daß solche Erinnerungen wertvoller sind als Gold und Silber und alle Reichtümer der Welt?“

Ich nickte nur stumm; denn Reihnolds Worte hatten mich irgendwie tief ergriffen, so einfach sie auch waren. Ahnte ich dunkel, daß es nur Worte und Wünsche bleiben sollten?

Am nächsten Morgen nach dieser kurzen Begebenheit während das Packens rollten wir weiter südlich, einem anderen Frontabschnitt zu. Und wiederum drei Tage später, kaum, daß wir das neue Ziel erreicht hatten, war Reihnold schon gefallen und begraben, irgendwo an der langen Straße zwischen Leningrad und Moskau, von einer heimtückischen Kugel jäh aus unserer Mitte gerissen.

Wir haben das Schachspiel mit in sein Grab gelegt. Es hätte doch keiner mehr von uns darauf spielen mögen; denn dann wäre uns Reihnolds Tod nimmermehr von der Seele gewichen.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. NUCKEL)



Ich machte eine Fußwanderung.

Kam in eine Dorfschenke.

„Herr Wirt! Hier! Ein kleines Bier!“

Der Wirt blieb hinter dem Tisch sitzen.

Brumme, ohne von seiner Zentung aufzusehen:

„Wartens solange, bis 50 a großes mögnt!“

Rösler

Ludwig Thoma befand sich in einer Gesellschaft, wo jemand die alte Weisheit aufwärme, das beste auf der Welt sei doch ein gutes Gewissen. „Mag sein“, behaglich lehnte sich Thoma in seinen Sessel zurück und paffte blaue Rauchwolken gegen die Decke, „das zweitbeste ist aber ganz bestimmt ein guter Reichtanwald...“

F.F.



„Damned, soweit sollten wir die Deutschen bringen!“

Sogni di Churchill in Italia: "Damned! Anche i Tedeschi dovremmo ridurre a tale stato!.."

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

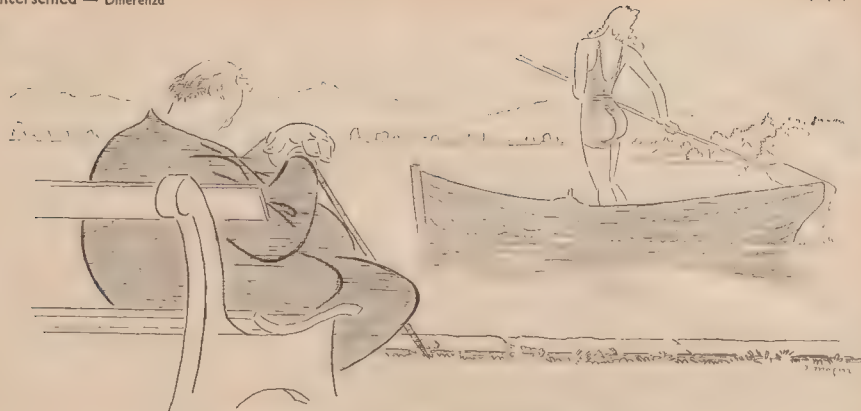
Zukunftstraum der Atlasse

(© Gulbransson)



„Jeder soll die Stützpunkte erhalten, die er sich verdient hat!“

Il sogno avvenire degli Atlanti: "Ognuno deve ottenere le basi d' appoggio che s'è meritato!..



„In meiner Jugend hätte ich mir gedacht: ‚Schau-schau-schau!‘, heute denke ich nur: ‚Sieh mal an!‘“

“Da giovane avrei esclamato: Guarda, guarda, guarda! Adesso invece dico soltanto: Vedi un po!,”

Das Undramatische

Die letzten Briefe waren geschrieben, die Papiere beiseite gelegt. Lächelnd sah der Mann in die Mappe, auf der „ellig“ stand. Es war nicht mehr ellig. Jetzt saß er wohl zum letztenmal vor seinem großen Schreibtisch. Es war Schluß. Die Sache, der er diente, endete heute. Sie war eingestellt worden.

Er wußte, daß später dieses Ereignis, ein kleines Ereignis im Verlaufe der großen, in gedruckten Büchern stehen würde. Und so was ist eigentlich dramatisch, nimmt sich wenigstens dramatisch aus, wenn es schwarz auf weiß steht.

Um ihn herum ging es aber keineswegs dramatisch zu. Die Sekretärin war gegangen wie sonst. Vor dem Fenster stand das alte gotische Mauerwerk wie sonst, neben ihm war eine Trümmerstätte in den letzten Jahren hinzugekommen. An der rechten Zimmerwand stand der große Bücher-schrank, der lange im Atelier eines berühmten Künstlers mit der Marke eines Gerichtsvollziehers versehen gestanden hatte. Der Schreibtisch war mal auf einer großen Ausstellung gewesen, und der Stuhl, auf dem er jetzt saß, war der Sitzplatz eines bekannten Mannes, damals. Viele namhafte Leute hatten sich die Armele hier blankgerieben. An all das hatte er jahrelang nicht gedacht. Es

war wirklich die richtige Umgebung für einen dramatischen Schluß, so einen mit Knalleffekt und bengalischer Beleuchtung, oder mit leiser Opernmusik bei langsam fallendem Vorhang. Der Mann saß und wartete auf so was, Es geschah nichts. Zwei Fliegen flogen um das Tintenfaß. Man konnte an sie keine Ansprüche richten. Der Mann gab sich Mühe, etwas Abschließendes zu tun. Er nahm ein Papier und zog einen Strich; es sollte ein Abschlußstrich sein. Das wirkte gar nicht. Er hüstelte. Hüsteln ist auch keine imposante Schlußbemerkung. Historische Momente sind aus der Nähe besehen meist sehr banal, manchmal sogar lächerlich, das wußte er.

Der Mann nahm Hut und Mantel, der Mann machte sich zum Gehen auf. Ehe er aber die Tür schloß, wendte er sich noch einmal um und sagte in den leeren Raum hinein laut und freundlich „Guten Abend“. Die beiden Fliegen summtun hoch. Eine hatte ein dunkles Fleckchen auf dem Stuhl des berühmten Vorgängers hinterlassen.

Foltzick

Im Zuge der durch den totalen Krieg bedingten Konzentrationsmaßnahmen auf dem Gebiete der Presse stellt unsere Zeitschrift mit dem 13. September 1944 das Erscheinen für die Dauer des Krieges ein. Es werden dabei weitere Kräfte für die Wehrmacht und für die Rüstung frei.

Wir danken unseren Lesern und Freunden für die uns erwiesene langjährige Treue. Mit unseren zuverlässlichen Glauben an den Sieg verbunden wie die Hoffnung, unsere Zeitschrift nach dem Siege allen Beziehern wieder in gewohnter Weise liefern zu können.

Aus arbeitstechnischen Gründen hat die Reichspressekammer die Anweisung erteilt, daß eine Rückzahlung von zuviel gezahlten Bezugsgebern möglichst unterbleiben soll. Der Verlag wird deshalb verpflichtet, diese Beträge an das Winterhilfswerk abzuführen. Bezieher, die mit dieser Regelung nicht einverstanden sind, müssen sich unter Vorlage der Zahlungsbelege bis zum 31. Oktober d. Js. wegen Rückvergütung an den Verlag wenden.

HERR IM HAUS

VON HANS BETHGE

In Indien stritt ein Vater mit seinem Sohn darüber, war im allgemeinen Herr im Hause sei, der Mann oder die Frau. Der Sohn meinte, das sei selbstverständlich der Mann, aber sein Vater war anderer Meinung. Da er seinen Sohn mit Worten nicht zu überzeugen vermochte, sprach er so zu ihm:

„Mache eine Reise durchs Land. Ich gebe dir hier einen Wagen mit zwei Pferden und hundert Hühner. In den Häusern, wo du findest, daß die Frau die Herrschaft hat, laß ein Huhn zurück. Wo du findest, daß der Mann herrscht, ein Pferd.“ Der Sohn tat, wie ihm geheißen, und unternahm seine Reise. Er war bald erstaunt darüber, wie sehr sich die Zahl seiner Hühner verminderte, während er noch keine Gelegenheit gehabt hatte, eins der beiden Pferde zu verschonen. Er hatte längst begriffen, daß sein Vater recht hatte. Da, nachdem er bereits neunundneunzig Hühner verschont hatte, gelangte er an eine einsame Farm und stellte die gewohnte Frage, war hier Herr im Hause sei.

„Ich natürlich“, sagte der stattliche Mann mit lachender Miene.

„Beweise es“, sprach der Ankömmling.

Der Farmer rief sein Weib herbei, und dieses bestätigte mit bescheldenen Worten, daß ihr Mann selbstverständlich Herr im Hause sei.

„Gut“, sagte der Besucher befriedigt, „wähle dir eins meiner Pferde.“

Der Farmer betrachtete die beiden Tiere, dann sagte er:

„Gebt mir den Braunen!“

Kaum aber hatte er dies geäußert, da faßte ihn seine Frau am Arm, zog ihn beiseite und sprach energisch auf ihn ein.

Darauf trat der Farmer wieder vor den Besucher hin und sagte:

„Nein, gebt mir lieber den Schimmel!“

„Nichts da!“ rief der Besucher entsetzt, „Ihr bekommt ein Huhn!“

Wart dem verdutzten Paar sein letztes Huhn entgegen und fuhr mit leerem Wagen nach Hause.

Nach dem Regen

Nebelstreifen sind geblieben
Über dem durchnähten Wald.
Bald hat sie der Wind vertrieben!

Leichte Winde, rote sie fiebern!
Und die grüne, fruchtbare Fläche,
Atemzartes Dunstgemälde,
Ist durchblüht von goldenem Licht.

In dem Kieselbach die Fische
Glänzen still und rühren sich nicht,
Nur die zuckende Libelle
Rührt sich und die schwarze Welle.

Georg Britting



„Wir werden unsere Gegner im eigenen Saft schmoren lassen!“

EINE JAGDGESCHICHTE

VON KONRAD SEIFFERT

Jagdgeschichten erzähle ich recht ungern, lieber Herr. Man kann da gar nicht vorsichtig genug sein. Die Leser glauben oft nicht an das, was ihnen vorgelesen wird. Sie lächeln überlegen, weise und wissend und sind bereit, alles in die Rubrik „Jägerliteratur“ einzuordnen. Und was an dieser Stelle steht, das soll ja eigentlich nur so ein fauler Zauber und Schwindel sein.

Die Jäger aber unter den Lesern glauben, man halte sie für Narren. Sie weisen einem dazu noch Fehler über Fehler hin. Mir hat mal ein Jägermann geschrieben, ich verstehe überhaupt nichts vom edlen Weibwerk. Weil ich das Gebell eines Hundes eben als Gebell bezeichnet hatte. In Wirklichkeit bellt ein Hund nicht, sondern er läutet, wahrhaftig. Sie können es glauben!

Dieses Hundegebell erinnert mich an ein Erlebnis, das ich mit Ramon hatte. Ich will es Ihnen erzählen. Jawohl, das hier ist doch eine Jagdgeschichte.

Also: Ramon und ich, wir lernten in San Juan einen Deutschen kennen, der Armin Blas hieß, der schlecht reden konnte, der lange Zeit in Spanien gelebt hatte und ein grandioses Kastilisch sprach, der sehr aufrecht einwandtelte, und der ein Jäger war.

Er wollte Reiherfedern sammeln und dadurch reich werden. Man kann Reiherfedern sammeln. Man kann dadurch reich werden. Bestimmt. Ich habe viele Reiherfedern in den Händen gehabt. Ich bin nicht reich geworden. Ich kenne viele Reiherfedersammler. Ich kenne keinen einzigen, der das Geld, das er in die Finger bekam, behalten und nutzbringend angelegt hätte. Ach, die Sache mit den Reiherfedern und dem Geld, das man dafür bekommt, ist eine recht eigenartige Angelegenheit, wahrhaftig, lieber Herr.

Ramon und ich waren mit dem Vorschlag, den wir Herrn Blas machen wollten, einverstanden. Wir zogen von San Juan los, nach Norden, in ein Gebirge, das von Reihern wimmelte. Die Jahreszeit war günstig. Hatten wir Glück, dann kehrten wir mit reichlich Beute heim.

Wir kamen schnell vorwärts. Herr Blas biß die Zähne zusammen beim Reiten. Ach, es ging besser, als ich geglaubt hatte.

Wir erreichten bald die Hacienda unseres Bekannten Diego Prado. Sie lag auf einer hohen Barranca am Südrand eines Nebennflusses des Paraná. Im Norden dehnte sich unüberschaubare Buschwildnis aus, verfilztes Gestrüpp mit Bauminseln, mit übermannshohem Gras- und Staudenwuchs, aus dem sich gespenstisch, gleichlich, vielfach gewunden oder gekrümmt die erstorbenen Stämme ehemals mächtiger Bäume erhoben.

Hier lag ein Paradies der großen Vögel. Aber hier gab es vor allem Moskitos, denn es waren Wasserümpel und Sumpfplantagen vorhanden. Hier hausten Tapire, Gürteltiere, Sumphühner, Pekaris und andere Wildarten. Herr Blas horchte auf, als wir uns darüber unterhielten. Und es wurde beschlossen, zuerst einmal eine kleine Jagd auf Pekaris zu veranstalten.

Kennen Sie die Pekaris, lieber Herr? Pekaris sind amerikanische Wildschweine. Sie sehen reichlich struppig aus, haben gefährliche Hauer, treten oft in Herden auf und scheuen sich zuweilen nicht, Menschen anzugreifen. Jawohl, sie können recht gefährlich werden.

Ein bißchen Gefahr schadet nichts. Darüber waren wir uns einig. Wir fuhren dann an einem Morgen im Boot über den Fluß, nahmen als Führer durch die Wildnis den Indianer Manuelo mit, dazu noch fünf Hunde, die, wie Diego versicherte, von den Pekaris nicht ausreifen.

Der Fluß war selch und breitt. Wir erreichten das andere Ufer. Von dort aus führten die Spuren vieler Tiere in das Gestrüpp, vor allem die Spuren von Pekaris.

Unter Führung von Manuelo tappten wir, einer hinter dem andern, in die Pflanzenwelt hinein. Wir wollten eine Bauminsel erreichen, die sich etwa fünfhundert Meter vor uns erhob.

Es stank entsetzlich nach Schwein und nach anderen Dingen in dem verfaulenden Dickicht. Kein Wind wehte. In der feuchten Hitze fingen wir an

zu kochen. Ramon begann zu fluchen. Die Hunde blieben zurück, das sicherste Zeichen dafür, daß Pekaris in der Nähe waren. Manuelo warnte. Herr Blas hielt sich sehr aufrecht und seine Büsche schubbert.

Kurz vor der Baumgruppe weitete sich der bis jetzt schmale Weg zu einer Art Lichtung. Hinter uns heulten die Hunde. Rechts von uns raschelte, knackte, murmelte, grunzte es im Gebüsch: Pekaris! Manuelo! He! „Aufpassen!“

Ach, es gab da nicht viel aufzupassen. Ich sah auch das hochragende Grün um uns, über dem die Sonne flirrte und die kleine Lichtung, die fast weiß im grellen Licht des Vormittags lag.

Wir blieben stehen, die Büsche in der Hand. Ramon meinte: „Ist die Herde groß, dann werden wir erledigt, ehe wir zweimal geschossen haben!“ Manuelo und Diego behaupteten darauf, es könne sich nur um eine kleine Pekariherde handeln. Das wollten sie an den Geräuschen hören, die sich jetzt der Lichtung näherten. Ramon lachte. Herr Blas war auf alles gefaßt. Er gab eine prächtige Figur ab, jawohl.

Nichts geschah. Der Schweiß rann mir zwischen Schienbeinen und Rücken hinunter. Die Stacheligkeite aller Arten und Größen wurden immer aufdringlicher. Das Getöse im Busch schien sich von uns zu entfernen.

Manuelo ging langsam weiter. Wir folgten ihm. Wir kamen an den Rand der Lichtung. Wir blieben wieder stehen. Dann schräg uns gegenüber schoben sich jetzt die Köpfe und die zottigen Leiber von fünfzig, dreißig Pekaris aus dem Gebüsch. Ach, sie hatten uns längst gesehen und starrten uns an. Alle. Es stank entsetzlich.

„Ne also!“ rief Ramon, „Zum Ausschnei! Das gibt ein Schweinslachanten!“

Herr Blas sah den Ramon vorwurfsvoll an. „Wir und doch hier auf der Jagd!“ sagte er so laut, daß die Pekaris unwillig grunzten und sich weiter aus dem Busch schoben.

Ich war mir nicht klar darüber, was Herr Blas damit meinte. Und auch Ramon sah verblüfft zu ihm hin. Er knurrte. Er hob die Büsche. Das tat auch Herr Blas. Zwei Schüsse fielen zur gleichen Zeit. Aber nur ein Pekari, ein starker Keiler, wurde getroffen. Er schrie, als ob er am Spieß steckte, hob den Rüssel hoch, tat so, als wolle er sich auf uns stürzen, knickte dabei aber mit den Vorderfüßen zusammen, bohrte seine Hauer ins Gras und blieb am Rand der Lichtung liegen.

Manuelo, Diego und ich kamen nicht zum Schuß.

LEKTURE

Du hast in die verdiente Sonntagsruh

Den neuesten Roman dir mitgenommen,

Da du zum Lesen leider nicht gekommen

Die Woche lang. Nun also sitztst du

Als Wochenender unter grüner Haube

Und denkst, du seist zu Gast bei Horaz

Und träumst dich göttergleich im Lorbeerlaube,

Wo selbst ein Römer seine Stadt vergaß

Im Schatten reifer Trauben und Zitronen . . .

Doch du darfst nur im Waldlein durstig thronen

Und nippen von papiernen Sensationen . . .

Bis eine Biene dich ins Leben reißt

Mit ihrem Schimmer, schwer vom Tau der Rosen,

Und deine Trägheit aufwacht von dem losen

Geflüter bunter Flügel und vom Kosen

Verliebten Tanzes durch die Sommerluft.

Nun lege einen Grashalm in die Seiten

Und weg das Buch! . . . Der Mittag atmet schner,

Will dir aus Duft und Licht ein Fest bereiten.

Dein Herzschlag schwingt empor in blaue Weiten,

Und heute liest du keine Zeile mehr!

Rainer Prevot

Die Pekaris waren wie weggeblasen. Wir hörten, wie sie durch das Gestrüpp brachen und in der Richtung zur Baumgruppe hin verschwanden.

Dafür aber erschienen unsere Hunde. Jaulend und hechelnd jagten sie uns vorbei und auf den toten Keiler zu. Sie bissen ihn in die Ohren und ins Hinterleib, rissen ihm Borsten aus, umsprangen ihn, als seien sie toll geworden.

Wir gingen hin. Herr Blas lud seine Büsche, lehnte sie an den Kopf des Pekaris, sah sich stolz um in der Runde und schien auf etwas zu warten. Ramon jagte die Hunde weg: „Jetzt belien sie wie blödsinnig. Aber vorher haben wir keinen Schwanz gesehen von den Feiglingen!“ Und hier sagte nun Herr Blas: „Sie belien nicht! Sie lauten!“

Sie werden zugeben müssen, lieber Herr, daß dies eine recht eigenartige Rede war. Wir vier, Ramon, Manuelo, Diego und ich, wir waren wahrhaftig etwas überrascht.

Herr Blas aber sah unser Erstaunen nicht. Mit der Miene des Siegers sagte er: „Ich habe den Burschen getroffen!“ Er wies auf ein paar Blutstropfen hin, die hinter dem Ohr des Keilers aus dem Bostenwald hervorstrickten. Ramon, nein, Ramon lachte. „Nicht!“, sagte er. „Der Herr Blas die Beute streitig zu machen.“

Der glückliche Schütze nahm nun seinen Hut vom Kopf, brach einen Zweig von einem dornigen Strauch ab, strich damit über das hinter dem Ohr des getroffenen Keilers hervorlinsende Blut, und nun geschah etwas, womit keiner von uns gedenken hatte: der Keiler erhob sich laut quackend, fuhr im Halbkreis herum und uns durch die Beine und jagte im Schweinsgalopp der neuen Baumgruppe zu, in der er verschwand. Ramon gab einen Schuß auf ihn ab. Aber der traf nicht. Die Hunde zogen winselnd davon. Diego machte ihnen durch Zurufe Mut, und sie entschlossen sich endlich, die nun verschwundenen Keiler zu suchen. Das ist nichts Alltägliches gewöhnliches. Sie haben ganz recht. Schlimm war hier nur, daß der Keiler die Leuchte des Herrn Blas mitgenommen hatte. Sie lehnte vorhin an seinem Kopf. Als das Tier aufsprang, kam sein Kopf zwischen Laub und Riesen. Und das zog es eben mit der Büsche ab. Auch ich dachte das. Ich dachte, es werde vielleicht sagen, aber warten Sie ab, lieber Herr!

Wir standen noch reichlich überrascht am Rand der Lichtung, da erhob sich drüben in der Baumgruppe ein mächtiges Getöse. Der Keiler grunzte und quakte. Die Hunde läuteten heiser. Und dann fiel ein Schuß. Danach wurde es stiller.

Es war selbstverständlich, daß wir schnell hinüberliefen zu den Büschen. Zwei Hunde kamen uns entgegen. Zwei? Jawohl, nur zwei. Fünf hatten wir mitgenommen. Drei lagen tot unter den Büschen. Der Keiler hatte sie erschossen. Mit der Büsche des Herrn Blas, die ihm am Hals hing. Mit einem Schuß, wahrhaftig. Sie können es glauben.

Der Keiler war verschwunden. Wir sahen ihn nicht mehr. Seine Büsche bekam Herr Blas wieder. Sie lag auf dem zerwühlten Erdboden unter den Büschen. Er hob sie auf und sah sie sich lange und nachdenklich an.

Dann nahm er seinen Hut ab, entfernte von ihm den blutigen Dornenzweig, den er sich trotz des Durchdringens vorher angesteckt hatte, und sagte: „Ich muß mich schämen. So etwas ist mir noch nie passiert!“ Und dabei wurde er wirklich ganz rot im Gesicht. Ramon lachte. Ich blieb sehr

Die beiden Hunde rasten plötzlich laut aufhauflend davon. Über die Lichtung wechselten in gemühtlichem Zuckeltrab drei Pekaris. „Auf! Auf!“ rief da der Ramon, „Die Jagd geht weiter! Die Hunde läuten schon!“

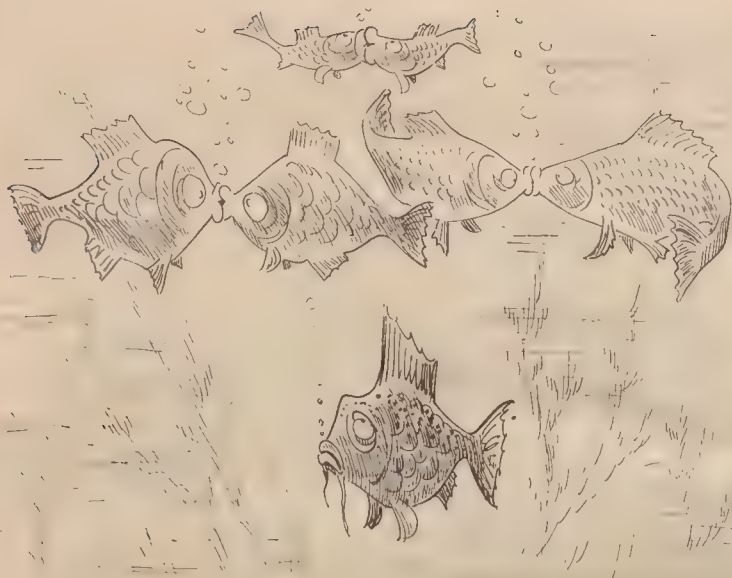
Dabei schaute er. Und er traf. Ein Pekari blieb mitten auf der Lichtung liegen. Nein, das Tier wurde nicht wieder lebendig. Manuelo schritt es auseinander. Am Abend gab es Schweinschinken. Aber der Braten war so stark gewürzt, daß wir nicht merkten, was wir aßen. Ich mußte dabei ständig an den Flitzen denken, den der Herr Blas trug. Was ich Ihnen nicht wünsche, lieber Herr!

England marschiert

(E. Thöny)



„Mit Euch, meine Freunde, komme ich weit, wenigstens bis Moskau!“



DER FUSSABSTREIFER

VON HEINZ SCHARFF

Ich pflege meine Geschichten aus dem Leben zu schöpfen. Dabei macht mir das Leben heute manchen Strich durch dieselben. So mitten im schönsten Geschehen durch diese — Ich kaufte einen Fußabstreifer. Aus Kokosfasern. Und legte ihn vor die Tür. Am andern Tag war er nicht mehr da. Er hatte sich verflüchtigt! Es war eben kein bodenständiges Fabrikat.

Verärgert kaufte ich einen neuen und legte ihn vor die Tür. Zwei Tage darauf war auch er verschwunden.

Das war denn doch ein starkes Stück. Im Hause waren die Diebe sicher nicht zu suchen, da lebte nur ein Operettenkomponist im zweiten Stock, der ansonsten nicht nach Noten stiel. Es blieb mir nichts anderes übrig, als in die Tasche zu greifen und einen neuen Fußabstreifer zu kaufen. Zum Glück befand sich in meinem Besitz eine schöne Nickeltaste, das dazu gehörende Fahrrad hatte sich schon längst in seine Bestandteile aufgelöst, an diese Kette kettenete ich ihn kunstgerecht an. Es dauerte keine Woche, war die Kette weg, samt der Kokosmatte. Vielleicht hatte es der Dieb gar nicht auf diese abgesehen, sondern er wollte seiner Liebsten aus der Kette ein Armband machen lassen, Nickelschmuck ist derzeit sehr beliebt, jedoch der Fußabstreifer war zu genteil an ihr befestigt gewesen, daß er wohl oder übel mitgekaut werden mußte. Zähneknirschend mußte ich also einen neuen kaufen.

Nun aber legte ich ihn nicht vor die Tür, ohne mich gleichzeitig selbst dahinter auf die Lauer zu legen. Ich stellte mir einen Lehnstuhl auf den Flur hinaus, ein schönes gebaumtes Möbel, in dem schon mein Großvater manches Nickerchen zu tun pflegte, und setzte mich darin mit einer Schrotflinte auf den Anstand. Als alter Schrotschütze bin ich gefürchtet, besonders von den Treibern. So saß ich Stunde um Stunde und spitzte die Ohren ob sich niemand auf leisen Sohlen näherte? Aber die Diebe hatten offenbar Lunte gerochen oder sie hatten gerade Betriebsferien. Schließlich übermannte mich die Müdigkeit und ich nickte auf fünf Minuten ein. Als ich aufwachte, da — nein, Sie irren — da war der Abstreifer noch immer da. Das Kreuz schmerzte mich und die Flinte hatte ich im Schlaf auf mein Hühnerauge angewetzt was die betroffene Zehe krumm nahm. Trotzdem schlief ich nach kurzer Zeit abermals ein.

Mir träumte, ich läge auf einem Abstreifer, den mir jemand unter dem Podex wegziehen wollte doch es gelang ihm nicht. Wohl aber gelang es jemandem mit dem Abstreifer draußen vor der Tür, der inzwischen abhanden gekommen war. Jetzt aber wurde mir die Geschichte zu bunt. Fluchend kaufte ich einen neuen. Diesmal nagelte ich ihn am Boden fest. Mit langen Drahtstiften. Als ich meine Schuhe abstreifen wollte, riß mir ein Nagel die Sohle weg. Das war um so un-

genehmer, als mein Schuster gerade die Annahme von Reparaturen auf drei Monate gesperrt hatte. Ich zwang mich in meine Sandalen und entfernte die Nägel wieder. Oh, hätte ich auch den Abstreifer cnfeimt. So besorgte das wiederum der anonyme Interessent, der offenbar einen schwunghaften Handel mit Fußabstreifern betrieb.

Nun überlegte ich es mir gründlich, ob ich noch einmal einen neuen kaufen sollte? Ich konnte doch nicht mein ganzes erspartes Geld dauernd zur Tür hinauswerfen. Aber ein gepflegter Haushalt bedarf eines Fußabstreifers und so entschloß ich mich trotz der gemachten Erfahrungen zu einem letzten Kauf.

Doch jetzt erfolgte jener Strich des Lebens, den ich in meiner Einführung angedeutet habe. Dann ich bekam Folgendes zu hören.

„Herr, Sie haben nun schon fünf Kokosfußabstreifer für Ihre Humoreske verschlissen und wollen jetzt noch einen sechsten erstehen, in einer Zeit, wo der gewöhnliche Sterbliche überhaupt keinen zu kaufen bekommt: Nun aber: Schluß!“

Verdutzt ließ ich die Feder sinken. Da saß ich mit meiner Geschichte, die sicher eine nette Pointe ergeben hätte, die ich dem Leser nun für spätere Zeiten schuldig bleiben muß. Dann ich möchte nicht, daß es heißt, daß ich mich in meinen Erzählungen über den Leser lustig mache. Dazu sind die Zeiten viel zu ernst.

Gespenserschlacht

© Nöcker



La battaglia degli spettri

DAS LUDER

VON OTTO HOFMANN-WELLENHOF

Aus dem „Lesebuch für die alpenländischen Volksschulen“ ist mir eine Geschichte im Gedächtnis haften geblieben, die mit der üblichen Einteilung beginnt: „Als Ferdinand zur Schule kommen sollte, gaben ihn seine Eltern zu Verwandten in das Städtchen. Diese bekümmerten sich aber nur wenig um den Knaben. So verlebte er eine freudlose Jugend.“ Jene Ansicht des Verfassers ist — juristisch gesprochen — „abwegig“. Der Autor mag wohl selbst als Kind nicht im Bankrott der Erziehungsberechtigten Anwesenheit gestanden haben — nur so läßt sich sein Trugschluß erklären, daß pädagogische Beschämtheit und Jugendlust gerade proportional wären.

Das Gegenteil trifft bisweilen eher zu, eine Behauptung, die freilich auch in dieser allgemeinen und vorsichtigen Form des Beweises bedarf. Ich will von Ludern sprechen. Leopold teilte mit mir durch etliche Jahre die Bank einer jener

Volksschulen, für welche das oben zitierte Lesebuch bestimmt war.

Auch Leopold genoß nicht den elterlichen Hort, er wuchs — wie der freudlose Ferdinand — durch die Entfernung von Wohn- und Schullort bedingt, bei Onkel und Tante auf.

„Diese bekümmerten sich aber nur wenig um den Knaben“ und solange war es gut. Erst als sie sich zu einer umfassenden und langandauernden pädagogischen Aktion entschlossen oder besser: als sie durch die Macht der Verhältnisse — welcher, wird noch im einzelnen darzulegen sein — dazu gezwungen wurden, geriet das bis dahin geradlinige Weltbild Leopolds in die Verzerrung früherer Zweifel.

Aus unserem Schulhof führte durch mehrere Gebäude ein langer, dunkler Gang, ein sogenanntes „Durchhaus“, zur nächsten Seitengasse. Dieses Durchhaus bildete die wichtigste Operationsbasis

für ungezählte „Räuber- und Schanti“-Schlachten. Sogar die 10-Uhr-Pause konnten gewiegte Räuber und Gendarmen zu einigen raschen Kampfhandlungen ausnützen, sofern es ihnen gelang, aus dem runden Pausen-Sträftlingskreis, der schuldungsgemäß paarweise und im Uhrzeigersinn zu erfolgen hatte, in der dunklen Ecke zu brechen. Nun handelte es sich aber bei diesem Durchhaus, wie mehrere Anschläge besagten, um eine Passage, die „darmalen freiwillig gestattete“ war. So konnte sich leicht Verbießeltes, das die und dann auch Nichtkombattanten zwischen die Linien gerieten und in die Hände verwickelt wurden. Leopold, von je „Schanti“, wollte sich eben aus der dunklen Nische, in der er listig lauernte, auf den scheinbar schliehenden Räuber stürzen, da schob sich hemmend eine gewaltige neutrale Macht zwischen den Arm der Gerechtigkeit und dessen Opfer.

Der kleine Gendarm prallte mit Gesicht und Kopf gegen die Schenkel der festen Frauensperson. Schreck und Wut übermannen ihn so, daß er den feindlichen Block zu rammen trachtete. Da dies natürlich nicht gelang, der Räuber wohl auch, Dunkelheit und Verwirrung nützend, zu entkommen dachte, rief Leopold in ohnmächtigem Zorn: „Frei ab, du Luder!“

Nun ist „Luder“ von der Warte eines gesitteten Sprachgebrauches betrachtet gewiß ein unschickliches, ja verdammenswertes Wort, in den „Räuber- und Schanti“-Kreisen aber bedeutet es nur Kleingeld täglicher Umgangssprache, auf einer Stufe etwa stehend mit dem fast formhaft gewordenen „Alt“ oder „Tepp“, wobei allerdings die Nuance bemerkenswert bleibt, daß „Luder!“ unbewußt fest ausschließlich für Feminina verwendet wird.

Der geronnene Frau mochten diese — sprechen wir wissenschaftlich — ethnologischen Imponderabilien verborgen bleiben, sie fühlte nur erstens sich in ihrem darmalen freiwillig gestatteten Benutzungsrecht behindert, ferner vom Überfall aus der Nische erschreckt und obendrein noch durch ein keckes Schimpfwort beleidigt.

Sie giß sich entschlossen Leopold, und ihrer resoluten Art ist es zuzutrauen, daß selbst das Wissen, sie nehme hiermit einen, wenn auch nur Spiel-Gendarm fest, keinerlei Einfluß auf ihre Selbsthilfe genommen hätte.

Die Räuber natürlich, aber auch — das ist peiniglich zu sagen — die „Schanti-Kollegen“ huschten ins Dunkle und reiheten sich alsbald unbemerkt dem mit schliefenden Schritten schlüpfenden Pausengangs ein.

Dann betrat die Frau den Hof. Mit starker Hand hielt sie Leopold im Nacken an der Jacke. Der Tatbestand einer Festnahme mußte aller Welt offenbar sein.

„Jui!“ raunte es aus den Reihen, welche Kundgebung aber rasch vom aufsteigenden Herrn des Lehrkörpers unterdrückt wurde.

Delinquent und Partei — es ist ja wohl klar, daß mit dem Betreten des Schulgebäudes die Frau zur beschwerdeführenden Partei wurde — wies man in das Besprechungszimmer, welches im Schmuck stäubiger Blattspitzen an das Büro einer Bestatigungsanstalt denken ließ.

„Luder!“, schätzte Leopolds Klassenlehrer und schloß vor diesem Abgrund jugendlicher Verderbtheit schaudernd die Augen.

„Es ist nicht wegen mir“, erklärte die Dame, „wegen“ ohne Sorgfalt dem dritten Falle verbindend, wodurch dem Schulmann ein zweiter, freilich gewissermaßen anders gearteter Stich versetzt wurde. „Es ist wegen — weil man halt überhaupt den Kindern das nicht angehen lassen soll, so eine Keckheit, wo sie so von Jahr zu Jahr frecher werden, daß sich unserns zum Schluß überhaupt nicht mehr auf die Straße trauen dürft“, da muß —

„Ein Exempel statuiert werden!“, zitierte der Lehrer gelblich den Spruch Nr. 381 aus dem „Goldenen Spruchbuch der Pädagogik“. Die Gebräute nickte beifällig mit Haupt und Busen.

„Und zwar, gnädige Frau, (die „gnädige Frau“ hatte sehr versöhnliche Wirkung) will ich es nicht mit einer disziplinarischen Ahndung des Falles, sondern mit einer disziplinarischen Unterstützung heranziehen. Ich werde sofort durch den Schuldienster Herrn Riederer, den Onkel dieses Schülers, als Verantwortlichen heraufbitten. Herr Riederer wird gewiß das Nötige veranlassen und Ihnen, gnädige Frau, die gebührende Genugtuung

(A Kubini)



Tanz auf der Alm — Danza nella casina



„Heda, Fräulein, wie kommen denn Sie auf mein' Apfelbaum?“ — „Weiß auch nicht, liebe Frau, wollte auf die Zugspitze und hab' mich wohl 'n bißchen verstiegen!“

Prefesto: „Eh! là, signorina, come mai salite sul mio melo?..“ — „Non so nemmeno io, cara signora; volevo salire sulla Zugspitze e mi sono certo un pò sbagliata!“

Mildernde Umstände

(Kurt Heltigensleed)



„Wegen der paar Striche läßt du mich stundenlang Akt stehen!“ — „Ach — ich erwartete einen vom Finanzamt!“

Circostanze attenuanti: „Per queste poche pennellate mi fai stare qui nuda per tante ore!..“ — „Ah, sai, attendevo uno della Finanza!..“



„Wat is, Lotte — Immer feste druff!“ — „Ach, Emil, 'n Kissen, auf dem man so schön jeträumt hat!“

„Che hat, Carlotta? . . . Giò, forza, sbatti!“ — „Ah, Emilio, un cuscino, sul quale . . . si son fatti tanti bei sogni!“

verschaffen. — Ich bitte um ein paar Minuten Geduld, Herr Riederer hat sein Unternehmen unmittelbar unserer Anstalt gegenüber — vizavi!, verbesserte sich weltkinnlich der Pädagoge. „Von der Feinkosthandlung!“ fragte die Dame interessiert und erhielt ihre Vermutung bestätigt. P — der Onkel Peppi, dachte sich Leopold erleichtert, da werden die sich schön schneiden. Der schert sich doch nicht um die Schulf, dem wird das ganz wurscht sein, wenn er überhaupt kommt.

Peppi kam, sah und fühlte sich besiegt. Er wußte nicht, sollte er der fülligen Figur, den wohlgefügten Hüften oder den kraftvollen Armen den Vorzug geben oder waren es die einprägsam ausgeprägten Formen, die ihn bezauberten? Onkel Peppi, von Beruf zwar Feinkosthändler, „Charakterist“ dazumals, hielt es auf diesem Gebiet jedoch mit einem ausgesprochen quantitativen Geschmack. Trunken schwälte sein Auge und die Schnurrbartenden, die ohnedies wie Spamerfischschwänzen lebensgenießberische Schnorkel machten, schienen sich noch kecker zu ringeln. Fräulein Wetti hielt der Assentierung durch Onkel Peppis kundige Blicke im Vollgefühl ihrer — natürlich nicht wörtlich — unantastbaren Positionen gelassen stand.

Dann aber umfloss sie ihre lieben Augen, sie zog gar ein rührend-kleines Taschentüchlein hervor, tränfel peiten, so daß der Lehrer verlegen auf eine Wandtafel starrte, welche den Gemeinen Wiederhopt im Hochzeitskleid zeigte.

„Und so frech glaubt eben jeder sein zu können“, stammelte Wetti unter weinerlicher Schnupfen, „wenn er merkt, eine schutziöse Frau vor sich zu haben.“

Schutziös ist eine uralte Masche — um mich zu wettten, schon aus der Eda belegbar. Aber so

wie ungezählte Generationen Fliegen immer wieder auf unsere simplen Fliegenstreifen hereinfallen, ebenso gingen und gehen ungezählte Generationen von Männern auf den nicht einmal gesetzlich geschützten „Schutziös-Leim“. „Bewahren Sie Fassung, verehrtes Fräulein!“ rief Peppi mit solchem Pathos in der Stimme, wie er

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Ich lernte ein Mädchen kennen.

Martha hieß sie und war aus Meissen.

In der ersten verlegenen Verliebtheit griff ich nach ihrer Hand.

„Wie eiskalt ist dein Händchen“, sagte ich, um etwas zu sagen.

Martha, ernsthaft:

„Das ist noch gar nichts — wenn Sie erst meine Füße angreifen möchten —“

Rösler

es sonst nur zur Anpreisung der wirklich allererst-klassigsten Schinkenqualität benutzt. „Sie sollen sich nicht schutziös fühlen, sondern von mir jede Art von Genugtuung erhalten für diese unerhörte Frechheit!“ — und im gleichen Augenblick künzte sich Leopold emporgelassen, und ehe er noch recht zum Staunen kam, brannte bereits sein Hinter wie eine elektrische Platte, die die Köchin über Nacht auszuschnallen vergaß. Es waren Prügel von elementarer Gewalt, geradezu Reklameprügel für die Kräfte Onkel Peppis vor Wetti allmählich trocken werdenden Äuglein, Prügel, die über den körperlichen Mißstand hinaus gewissermaßen Leopolds sportliche Anteilnahme erregten.

Aber diese Art der Genugtuung war natürlich noch nicht jede Art der Genugtuung, von welcher Onkel Peppi doch ausdrücklich gesprochen hatte. Die — wenn ich so sagen darf — „totale Genugtuung“ ließ sich verständlicherweise nicht von heute auf morgen bewerkstelligen.

Sie dauerte — ach, nun dauerte sie wohl schon vier Wochen oder sechs, als Leopold, der noch immer mit hochachtungsvoller Scheu den unberechenbaren Erziehungsberechtigten betrachtete, einen vermutlich bloß als Selbstgespräch gedachten Ausruf Tante Bertas vernahm.

Tante Berta stand am Fenster und rief plötzlich also: „Das ist doch das Luder und da hat die Person noch die Schamlosigkeit, hier vorbeizudefilieren!“

Leopold hielt es nicht rückwärts in seinem engen Lemputz. Er mußte einfach sehen, wen als Luder zu bezeichnen gestattet war.

Als er die „Vorbeidefilierende“ erkannte, weiteten sich seine Augen angstvoll.

„Tante Berta“, rief er, „das darf man nicht sagen. Zu der hab' ich auch einmal Luder g'sagt und dann hat mich der Onkel so durchg'prügelt — in der Schulf — wie ich noch nie Prügel g'kriegt hab'!“

„In der Schule — dieser Skandal — und wegen dieser schamlosen Person sich noch an dem armen, unschuldigen Kind zu vergreifen —“

Tante Berta brach in Schluchzen aus. Aber auch auf Leopold verfehlte die Bekümmernis der Tante im Verein mit dem „armen unschuldigen Kind“ nicht die Wirkung. Er hauchte ebenfalls, und seine Tönen konnten erst durch eine große Schachtel Schokolade-Bonbons einigermaßen getrocknet werden.

Unberührt von solchen hümmigen Wechselställen hielt die totale Genugtuung an.

Die Zeit verrann. Das Frühjahr kam. Nicht nur am atmosphärischen Himmel ballten sich die Wolken nahender Gewitter.

Eines lauen Malebanten trat plötzlich Onkel Peppi — die Tante hantierte in der Küche — an das Lemputz Leopolds.

„Wart schon draußen auf der Wiesen bei den Ringelspielen?“

Leopold verneinte ungläubig.

Da fischte der Onkel ein Fünf-Mark-Stück heraus. „Na — gehst einmal. Ist 'a Heitz!“ schlug er leutselig vor. „Und das andere, das in der Schulf demals, weißt schon, darüber wollen wir nicht mehr sprechen. Das ist vorbei!“ erklärte Peppi feierlich und betrugte den arge in Verfall geratenen Schnurrbart wieder auf Optimismus. Und dann hieb er mit mächtiger Franke dem Erziehungs- und Pflegebefohlenen auf die Schulter, daß Jener eingeknickt weiche Erinnerungen zusammenzuckte, und gestand: „Recht halt damals g'habt, Lausbube, sie ist wirklich a Luder!“ —

... und hier endet der Simplicissimus — vorläufig. Eine Tür fällt ins Schloß. Hinter ihr liegt ein halbes Jahrhundert geschliffener Zeichnung und blankpolierter Worte. Das gehört der europäischen Kulturgeschichte an. Nicht immer ist der Simplicissimus artig gewesen, aber stets gehorsam dem Appell zur Qualität, soweit dieser Ruf im Geschrei des Marktes hörbar war. Wie alle anderen muß er jezt in den Krieg. Wenn sich die Tür wieder öffnet, liegt in den Händen der Mächtigen. Wir hoffen, daß es bald geschieht. Bis dahin ruhen wir unseren Freunden zu: „Auf Wiedersehen!“



„Ich verstehe nicht, Jonny, warum sie so schreit, wir wollen sie doch nur befreien!“

I liberatori di Marianna: „Non capisco, Jonni, perchè mai ella gridi così; noi non vogliamo altro che liberarla!..“